HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXVII.

(October — November — December 1893.)

342/6
3/7/94.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 77

Inhalts-Verzeichniß

zum

Siebenundsiebzigsten Bande (October — December 1893).

		Seite
I.	Der Flirt. Novelle von **Rudolf Lindau.** I.	1
II.	Gottfried Keller in Heidelberg und Berlin. (1848—1855.) Nach den Briefen mitgetheilt von **Jakob Baechtold.** I. Heidelberg	35
III.	Freiheitliche Bestrebungen im moslimischen Asien. Von **H. Vambéry**	63
IV.	Das Victoria-Lyceum in Berlin. Zu seinem fünfundzwanzigjährigen Bestehen. Von **Alice von Cotta,** Directorin des Victoria-Lyceums	76
V.	Ein Staatsmann der alten Schule. Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen. Nach Staatsacten und Correspondenzen von **Ludwig von Hirschfeld.** I.	88
VI.	Zum hundertjährigen Gedächtniß an „das entdeckte Geheimniß der Natur". Von **Eduard Strasburger** . .	113
VII.	Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha († 22. August 1893)	131
VIII.	Unterredungen mit dem Fürsten Metternich im Frühjahr 1850. Von **Rudolph Schleiden**	145
IX.	Politische Rundschau	149
X.	Gesammelte Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach. Von **Erich Schmidt**	155
XI.	Literarische Notizen	158
XII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIII.	Der Flirt. Novelle von **Rudolf Lindau.** II. (Schluß.) .	161
XIV.	Aus meinem Leben. Von **Eduard Hanslick.** I./VIII. .	200
XV.	Ueber die gegenwärtige Bedeutung der Inschriften als Quellen für die griechische Geschichte. Von **G. Busolt**	236

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XVI. Ein Staatsmann der alten Schule. Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen. Nach Staatsacten und Correspondenzen von **Ludwig von Hirschfeld.** II. 249

XVII. Ilmenau. Von **Bernhard Suphan** 272

XVIII. Das Jahrhundert des Velazquez. Von **E. Hübner.** I./III. 288

XIX. Politische Rundschau 306

XX. Rudolf von Ihering († 17. September 1892) 312

XXI. Zur social-politischen Literatur. Von **Ferdinand Tönnies** 314

XXII. Literarische Notizen 317

XXIII. Literarische Neuigkeiten 320

XXIV. Caritas. Der Roman einer Familie von **Emil Marriot.** I./V. 321

XXV. Die erste Ersteigung des Montblanc über die Aiguille Blanche de Péteret. Von **Paul Güßfeldt** . . 355

XXVI. Aus meinem Leben. Von **Eduard Hanslick.** IX./XIV. 372

XXVII. Die Geldkrisen. Von **Eduard von Hartmann** 404

XXVIII. Das Jahrhundert des Velazquez. Von **E. Hübner.** (Schluß.) 419

XXIX. Ein Staatsmann der alten Schule. Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen. Nach Staatsacten und Correspondenzen von **Ludwig von Hirschfeld.** III. 433

XXX. Zur Erinnerung an Louise von François. Von **Otto Hartwig** 456

XXXI. Politische Rundschau 462

XXXII. Aus dem Humboldt-Haus in Tegel. Von **Ludwig Ziemssen** 468

XXXIII. Aus Gottfried Keller's Nachlaß. Von **Erich Schmidt** 472

XXXIV. Weihnachtliche Rundschau 474

XXXV. Literarische Neuigkeiten 479

Der Flirt.

Novelle

von

Rudolf Lindau.

Eine stille Winternacht. — Vor meinem Fenster breitet sich ein öder Park aus und darüber ein niedriger, sternloser Himmel. Die alten Bäume greifen mit ihren nackten, eckigen Armen gespenstisch in die rauhe Luft hinaus, und auf jedem Zweig und jedem Aestchen erhebt sich ein leuchtendes Dach aus frisch gefallenem Schnee. Die Zweige darunter erscheinen pechschwarz. — Auf einem der Bäume neben meinem Fenster hat sich ein großer, dunkler Vogel niedergelassen. Wie aus der Nacht hervorgezaubert, ist er plötzlich dort erschienen. Er sitzt lange Zeit regungslos, dann streckt er den Hals, hebt den Kopf, macht eine leichte hüpfende Bewegung, breitet die weiten, gezackten Flügel aus und verschwindet lautlos in der Dunkelheit. — Aus weiter Ferne höre ich ein kurzes, krächzendes Rufen. Dann wird Alles vor mir still und todt.

Ich trete vom Fenster in das Zimmer zurück und lasse mich in einem Sessel vor dem Kamin nieder. Das Feuer prasselt und zischt. — „Es ist noch mehr Schnee in der Luft," sage ich mir, und im Geiste sehe ich trostlos öde die niedrige, farblose Decke des nordischen Winterhimmels über dem Park. — Da fällt mein Blick auf ein Bild. Es stellt eine frische, helle Frühlingslandschaft dar, über die sich azurblau ein mit schneeweißen und rosigen Wölkchen gefleckter sonniger Himmel spannt. — Dort bin ich jung gewesen! — Mein Geist wandert zurück nach fernen, schönen Landen, alten unvergeßlichen Tagen und nach den Menschen, mit denen ich zusammen froh gewesen bin. Die wohlbekannten Gestalten tauchen auf vor meines Geistes Augen in schneller willkürlicher Folge: einzeln, zu Paaren, in Gruppen — einige bestimmt und klar, Andere verschwommen, nebelhaft. Ich versuche diese festzuhalten, ihre Umrisse deutlich zu erkennen; aber es will mir nicht gelingen. Es ist mir, als vernähme ich ihre Stimmen, als hörte ich sie sprechen. Ich sehe ihre Gestalten, ihre Bewegungen; aber ihre Gesichtszüge bleiben unklar wie hinter einem Schleier.

Ich besitze seit langer Zeit eine Sammlung von Lichtbildern, die sich noch immer, wenn auch in den letzten Jahren nur sehr langsam, vergrößert. Darin befinden sich die Conterfeis der meisten meiner alten Freunde und Bekannten, sowie Aufnahmen von Landschaften, Straßen und Gebäuden, die ich einst gesehen habe. — Ich nehme das Album zur Hand und fange an, darin zu blättern. Ein jedes Bild, das ich betrachte, ruft in meinem Geiste die Erinnerung an alte Tage wieder wach. Unter vielen Bildnissen sehe ich ein Kreuz und hier und da ein Datum daneben. Auf mancher Seite des Albums erblicke ich nur Bilder mit Kreuzen — und da wird mir zu Muthe, als stehe ich auf einem Friedhofe und rings um mich her ruhen meine todten Freunde.

Ich trete wieder an das Fenster. Der Schnee fällt jetzt in dichten Flocken und bedeckt die Landschaft wie mit einem ungeheuren Leichentuch. Die Erinnerung an die alte Zeit weicht nicht von mir. Ich kann an nichts Anderes denken, und es treibt mich, ihr eine feste Form zu geben. Und so in der stillen Winternacht beginne ich diese Aufzeichnung aus der Frühlings- und Sommerzeit meines Lebens.

* * *

Es sind etwa fünfundzwanzig Jahre her, da schiffte ich mich in Yokohama an Bord eines großen amerikanischen Dampfers ein, um mich nach San Francisco zu begeben. Unter meinen Reisegefährten fand ich viele alte Bekannte, mit denen ich mir die Zeit angenehm vertreiben konnte, so daß die Ueberfahrt, die drei und eine halbe Woche dauerte, schnell dahin ging. Ein Tag glich dem andern, selbst das Wetter brachte keine Abwechselung. Das große Meer bewährte sich als der Stille Ocean. Langsam und regelmäßig hob und senkte sich unser Schiff auf den breiten, hohen Wogen, die sich, so weit das Auge reichte, vor uns dahin wälzten, sich von uns überholen ließen, vom scharfen Kiel des Dampfers durchschnitten wurden und uns dann träge und still, einer unübersehbaren Herde grauer, unförmlicher Ungeheuer gleich, nachfolgten. — Es befand sich nicht eine einzige Dame unter den vierzig weißen Fahrgästen, was trotz der Verehrung, die man im Osten dem schönen Geschlechte zollt, von Vielen als eine große Annehmlichkeit empfunden wurde, da man nun stets ungenirt rauchen und bis zur Mittagszeit in den denkbar leichtesten Nacht- und Morgenanzügen auf dem Verdeck und in den großen Salons umherspazieren konnte. — Wir bekamen es fertig, die Hälfte der vierundzwanzig Stunden des Tages ruhend, in Schlaf oder Halbschlummer versunken zuzubringen. Die verbleibenden zwölf Stunden wurden mit Essen und Trinken, Whist und Schach todtgeschlagen. Zu irgend welcher ernsteren Beschäftigung zählte keiner von uns Lust.

Unter den Fahrgästen befand sich ein junger Amerikaner von etwa fünfundzwanzig Jahren, Namens Edgar Allen. Er hatte sich zwei Jahre in Yokohama aufgehalten, angeblich als Agent seines Vaters, des Inhabers eines großen New-Yorker Ehrengeschäfts. — Herr Allen jun. war aber in dieser Eigenschaft wenig thätig gewesen und hatte während der zwei Jahre wohl mehr Zeit zu Pferde oder auf dem Wasser, oder im Club zugebracht als die in Yokohama ansässigen Beamten und Kaufleute in doppelt und dreimal so viel

Jahren. Er war unter dem Namen „Der Freiwillige" bekannt, weil er, als es einmal hieß, aufständische Japaner bedrohten die Fremdenniederlassung von Yokohama, von den jungen Kaufleuten zum Führer eines Freiwilligencorps ernannt worden war, das sie zur Vertheidigung der Colonie gebildet hatten.

Der „Freiwillige" war ein außerordentlich kühler, junger Mann: unbefangen, dreist, rücksichtslos, jedoch, wie ich, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hervorheben muß, auch vollständig anspruchslos. Er war groß und hager und hielt sich nachlässig, aber er hatte die Muskeln eines Athleten und galt für einen der guten Ruderer der Fremdenniederlassung. Er zog sich einfach an und sah wie ein vornehmer Mann aus. Seine scharf gezeichneten Züge waren von jener regelmäßigen Schönheit, die bei Vollblutamerikanern häufiger anzutreffen ist als bei irgend einem anderen Volke; er hatte blondes Haar, einen halblangen, weichen Vollbart, der etwas dunkler war als sein Haupthaar, und gut geformte Hände und Füße; sein schmales Gesicht war von heller, gesunder Farbe; seine großen, grauen, klaren Augen blickten gleichgültig und träge, aber es waren die Augen eines scharfsichtigen und klugen Menschen.

Ich war mit Edgar Allen so befreundet geworden wie irgend Jemand in Yokohama — aber das wollte nicht viel sagen. Ich dachte eines Tages einmal über mein Verhältniß zu ihm nach und machte mir bei der Gelegenheit klar, daß ich ihn, vierzehn Tage, nachdem er mir seinen ersten Besuch gemacht, gerade ebenso gut gekannt hatte wie nach zweijährigem häufigen Zusammensein. — Samuel Glover, der Philosoph der Niederlassung, der gern in Bildern sprach und manchmal treffende Vergleiche fand, sagte von ihm, Edgar komme ihm vor wie ein harter, in einen Fels gehauener Weg, auf dem sich mit der Zeit eine dünne, weiche Decke organischer Erde gelagert habe; diese durchdringe man leicht, aber dann stoße man auf steinharte Masse. — Wie dem auch sei, Edgar und ich waren uns, seitdem ich ihn kennen gelernt hatte, nur wenig näher gerückt. Doch sahen wir uns häufig, denn er verkehrte in meinem Hause mehr als in irgend einem anderen, so daß, wenn man ihn in Yokohama wußte und Etwas von ihm wollte und ihn nicht im Club fand, wohin man sich immer zunächst begab, ihn gewöhnlich bei mir suchte. Er selbst erklärte mir diese Vorliebe für den Aufenthalt bei mir damit, daß man von meiner Veranda aus die beste Aussicht auf den Fusi-Yama und auf das Meer hätte; er gebrauchte aber die schöne Aussicht, wie er erklärte, um seinen Cheroot in Frieden und Freude rauchen zu können.

Allen erschien gewöhnlich eine Stunde vor dem Essen, gegen fünf Uhr Nachmittags, und begab sich sodann, ohne nach mir zu fragen, auf die Veranda, ließ sich von dem Kotzkoy — japanischen Diener — ein Glas „Soda und Brandy" und „Cheroots" bringen, streckte sich, das Gesicht der hinter dem Fusi-Yama untergehenden Sonne zugewandt, auf einem bequemen „Bamboo Chair" aus und verblieb in dieser Stellung, die langen Arme unter dem Kopf gekreuzt, leichte Rauchwolken in die klare Luft vor sich hinblasend, bis ich, von einem Spazierritt heimkehrend oder nach vollbrachter Arbeit zu ihm trat und ihm mittheilte, ich würde mich in zehn Minuten zu Tische setzen.

Manchmal antwortete er dann: „Machen Sie es fünfzehn Minuten, und dann esse ich mit Ihnen," weil er vorher noch ein Bad nehmen wollte, was er auch bei mir besorgte; nicht selten aber sagte er nur: „O. k.", eine verdrehte Abkürzung für das beliebte „all right", und entfernte sich, während ich bei Tische saß, ohne sich weiter um mich gekümmert zu haben.

Wir ritten manchmal zusammen aus. Er saß mit sehr langen Bügeln im Sattel und sah mit seinem hageren Gesicht und seinen gestreckten Gliedmaßen auf dem kleinen japanischen Ponny wie ein Don Quixote auf seiner Rosinante aus. Aber das war auch Alles, was er, so weit ich es damals beurtheilen konnte, mit dem spanischen Hidalgo gemein hatte. Er erschien mir als ein durch und durch praktischer Mensch, der allem Idealismus nur eine humoristische Seite abgewinnen konnte.

Als ich ihm eines Tages mittheilte, ich würde mich nach San Francisco begeben, sah er mich etwas überrascht an und sagte dann:

„Das ist ja recht erfreulich. Wo soll ich dann meinen Nachmittags-Cheroot rauchen?"

„Das Haus bleibt Ihnen offen," antwortete ich.

„Hm," meinte er, . . . „wann kommen Sie zurück?"

„Nun, ich denke in zwei Monaten. Ich hoffe in vierzehn Tagen mit meinem Geschäfte in San Francisco fertig zu werden."

„Dann reise ich auch," sagte der Freiwillige.

Ich war einigermaßen verwundert darüber, denn Allen hatte mir niemals Grund gegeben, anzunehmen, daß er irgend welchen besonderen Werth auf meine Gesellschaft legte.

„Um mich zu begleiten?" fragte ich.

„Wie Sie das nehmen wollen," antwortete er. „Ich habe mich nun einmal daran gewöhnt, meinen Cheroot hier in Ruhe zu rauchen, während Sie sich so verdammt beschäftigt wähnen, weil Sie nicht eine Minute still sitzen können. Wenn Sie fortgegangen sind, so ist mir damit der halbe Spaß verdorben, den ich in diesem langweiligen Neste noch finde. Aber außerdem ist es wohl an der Zeit, daß ich meinem Governor" — damit meinte er seinen Vater — „wieder einmal mein blühendes Antlitz zeige. Der alte Mann sehnt sich begreiflicherweise nach mir, und ich werde ihn auch ganz gern wiedersehen."

„Und Ihre Geschäfte?"

„Ach was Geschäfte! Seit sechs Monaten habe ich nicht für einen Dollar umgesetzt. Wenn H. G. Allen & Co. weiter nichts verdienten als was ich ihnen zubringe, so würde es mit meinem Antheil als jüngerer Theilhaber traurig aussehen."

„Sie kehren später also nicht nach Yokohama zurück?" fragte ich.

„Nicht einmal annähernd," antwortete er.

Ich weiß nicht, weshalb es mir leid that, dies zu hören.

„Wann reisen wir?" fragte Allen.

„Die ‚China' ist morgen fällig. Sie bleibt achtundvierzig Stunden hier — also Donnerstag oder Freitag denke ich mir."

Das Dampfschiff traf pünktlich am nächsten Morgen ein, und zwei Tage später begab ich mich an Bord desselben. Ich fand zahlreiche Bekannte auf dem Verdeck, darunter einige, die wie ich die Reise nach San Francisco machen wollten, und Andere, welche diesen und auch mir in der üblichen Weise das Geleit gaben.

Ich sah mich nach Allen um, aber ich fand ihn nicht. Ich vermuthete ihn in seiner Cajüte und kümmerte mich nicht weiter um ihn, bis mich James Webster, einer unserer gemeinschaftlichen Bekannten, nach ihm fragte. Da fingen wir an, ihn zu suchen, und erkundigten uns auch bei dem Steward nach ihm.

„Allen scheint nicht an Bord gekommen zu sein — das ist sonderbar," meinte Webster. „Sein Gepäck ist hier, ich habe es schon vor zwei Stunden auf der Hatoba — Landungsbrücke — gesehen."

Bald darauf wurde durch eine Glocke das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Unsere Freunde, die in Yokohama zurückblieben, verließen das Schiff und begaben sich in die kleinen Boote, die an der Treppe auf sie gewartet hatten. Sie verblieben darauf in der Nähe des Dampfers, um, mit den Taschentüchern winkend, uns die üblichen drei „Hurrahs" zum Abschied nachzurufen, sobald die „China" sich in Bewegung gesetzt haben würde. — In dem Augenblick stieß noch ein Boot von der Hatoba ab, und ich erkannte in dem einzigen Passagier, der stehend die Ruderleinen in die Hände genommen hatte, den „Freiwilligen". — Das kleine Fahrzeug, von vier kräftigen Männern getrieben, flog über das Wasser, aber es war kaum anzunehmen, daß es uns noch erreichen würde, denn schon ertönten die kurzen, energischen Commandoworte des Capitäns, und die mächtigen Räder des Dampfers fingen an, sich langsam zu bewegen.

„Hurrah! und noch einmal Hurrah! und zum dritten Male Hurrah!" ertönte es aus den Böten.

In China und Japan war damals der Verkehr zwischen den Reisenden und den Schiffscapitänen ein vertraulicher. „Capitän Bernard," sagte ich, „da kommt noch ein Passagier, der sich verspätet hat."

„Lassen Sie ihn nur kommen, er wird schon zu spät kommen," meinte Capitän Bernard.

„Es ist Edgar Allen, der ‚Freiwillige'."

„Das Donnerwetter!" Der Capitän trat an das Sprachrohr, das in den Maschinenraum führt. — „Stop! Langsam zurück!" Dann blickte er nach dem Boote, das sich uns schnell näherte. „Ein unverschämter Bursche," murmelte er halblaut, „er verdiente, daß ich ihn zurückließe." Und gleich darauf laut und verdrießlich: „Nun schnell, Herr Allen, wenn 's beliebt!"

Ein Matrose stand schon mit einem zusammengerollten Taue bereit, das er nun mit lässiger Bewegung und unfehlbarer Sicherheit einem der Ruderer in die Hand warf. — Im Nu lag das Boot an der Treppe, in demselben Augenblick stand Allen auch schon darauf, und gleichzeitig ertönte von Neuem das Commando des Capitäns, und die „China" setzte sich zum zweiten Male langsam in Bewegung.

Der „Freiwillige" trat gelassen auf das Deck, winkte mit der Hand den Bootsleuten, die ihn an Bord gebracht hatten, Abschied zu und wandte sich dann an seine Reisegefährten, die dem kleinen Schauspiel, das ihnen von Allen gegeben worden war, mit Aufmerksamkeit beigewohnt hatten.

„Gerade noch zur rechten Zeit," meinte Einer von ihnen.

„O, Zeit die Hülle und Fülle," antwortete der ‚Freiwillige', und dabei nickte er dem Capitän freundlich zu, der sich einen Augenblick nach ihm gewandt hatte und ihm halb lachend, halb böse mit dem Finger drohte.

Während der Ueberfahrt war ich viel mit Allen zusammen, aber wir wechselten eigentlich nur wenige Worte mit einander. Wir hatten uns nichts zu erzählen, denn es bestanden keine gemeinschaftlichen Interessen zwischen uns, und Unterhaltungen über allgemeine Fragen werden in der fernen Fremdenniederlassung weniger gepflogen als in Europa. Allen würde sich sehr gewundert haben, wenn ich ihn um seine Meinung über ein Buch oder ein Bild oder eine Oper gefragt oder mich nach seinen politischen Ansichten erkundigt hätte. Und in der That legte ich wenig Werth darauf, in Erfahrung zu bringen, wie er über Dieses oder Jenes denken mochte, und durfte überzeugt sein, daß er mir in dieser Beziehung mit derselben Gleichgültigkeit gegenüberstand.

Am Vorabend unserer Ankunft in Californien, als wir nach dem Essen rauchend auf dem langen Deck auf- und abgingen, fragte er mich, wo ich in San Francisco zu wohnen gedenke.

„Im ‚Oriental'," antwortete ich, „wenn ich dort Platz finde, sonst im ‚Lickhouse', das man mir anempfohlen hat."

„Haben Sie schon ein Zimmer bestellt?" fragte er zurück.

„Man hat mir gesagt, das wäre nicht nöthig, und ich habe es deshalb auch nicht gethan."

„Das war um so weniger nöthig, als Sie natürlich bei mir wohnen."

„Bei Ihnen?"

„Nun ja — bei meiner Schwester oder bei mir, das kommt auf eins hinaus."

„Ich wußte gar nicht, daß Sie eine Schwester haben."

„Sie konnten es auch nicht wissen, denn Sie haben mich nicht darnach gefragt, und ich hatte keine Veranlassung, es Ihnen zu sagen. Aber nun wissen Sie es — und noch zur rechten Zeit, denn Sie werden sie erst morgen kennen lernen."

„Ich hoffe, daß ich nicht lästig fallen werde," sagte ich.

„Wie sollten Sie lästig fallen? Die Leute haben ein großes Haus, das halb leer steht; sie werden sich freuen, Sie kennen zu lernen. — Das ist abgemacht!"

Ich wollte mich doch noch etwas über meine zukünftigen Wirthe unterrichten. „Wie heißt Ihre Schwester?" fragte ich, „und was treibt Ihr Schwager?"

„Meine Schwester heißt Lizzy," antwortete er, „was ihr heute, da sie noch jung ist, auch ganz gut steht. Später wird man sie wohl wieder

Elisabeth taufen. Und mein Schwager, Fred Douglas, vertritt H. C. Allen & Co. in San Francisco: Thee und Seide. — So, nun wissen Sie Alles."

Am nächsten Morgen wurde ich zu früher Stunde durch wildes Kreischen und Schreien geweckt. Ich trat an das Fenster meiner Cajüte und bemerkte, daß unser Dampfer von Hunderten von Wasservögeln umkreist wurde. Ich zog mich schnell an und trat auf das Verdeck, auf dem schon die Mehrzahl der Fahrgäste versammelt war. Vor mir lag die großartige, öde und wilde Küste von Californien.

Plötzlich stand der ‚Freiwillige' an meiner Seite. „Es war doch hübsch hier an Bord," sagte er; „schade, daß es vorbei ist." — Er wies auf die glitzernde Schaumfurche, die das Schiff durch die dunkle, blaue Fluth zog, und machte eine kurze, winkende Bewegung mit der Hand, wie ich es bei Südländern gesehen habe, wenn sie Abschied nehmen. Dann wandte er sich ab und stieg langsam die Treppe hinunter, die nach seiner Cajüte führte.

Ein anderer meiner Reisegefährten gesellte sich in demselben Augenblick zu mir: ein junger Mann in Allen's Alter, mittelgroß, wohlgebaut, entschieden ein schöner Mensch, aber doch nicht von so gefälligem Aeußern wie der Vertrauen erweckende Allen. Er sah aus wie ein Italiener mit seiner matten Gesichtsfarbe, seinem glänzenden, schlichten, schwarzen Haar, den dunkeln, dichten Augenbrauen und Lidern und den tiefblauen Augen; aber er war, von väterlicher Seite wenigstens, ein Deutscher und nannte sich Ulrich Heyden. Ich kannte ihn seit geraumer Zeit, und wir verkehrten auch ganz freundschaftlich mit einander, ohne daß es jedoch zu vertraulichen Beziehungen zwischen uns gekommen wäre. Er war seines Zeichens Baumeister, hatte in der jungen Colonie viel zu thun gehabt und sich, wie man annahm, ein hübsches, kleines Vermögen erworben. Gesprächsweise hatte er mir an Bord erzählt, er wolle auf einige Zeit nach Europa gehen, um sich dort wieder etwas aufzufrischen, aber er beabsichtige, in einem Jahre etwa, nach Yokohama zurückzukehren.

Heyden hatte in Yokohama für den ausgesprochenen Liebling der dort lebenden fremden Damen gegolten. Er pflegte seine Beziehungen zu diesen mit größerer Sorgfalt als seine rauheren Genossen unter den jungen Pionieren, verschenkte Blumensträuße, worüber vielfach gespottet wurde, und zog es vor, mit den hübschen, jungen Damen der Niederlassung auf den ebenen Wegen spazieren zu reiten, als an den ermüdenden Rennen und Ausflügen Theil zu nehmen, die das Hauptvergnügen der thatendurstigen, jungen Mitglieder der Colonie bildeten. — Da er sich sehr gewählt kleidete und seinem glänzenden, schwarzen Haare und dem feinen, spitz gedrehten Schnurrbart besondere Sorgfalt angedeihen ließ, so hatte man ihn die „Schönheit" — beauty — benannt.

Heyden redete mich an: „Gehen Sie auch in das ‚Oriental'?"

„Nein. Allen hat mir angeboten, bei seiner Schwester abzusteigen."

„So. — Nun dann treffen wir uns aber doch wohl noch vor meiner Abreise. Ich gedenke eine Woche in San Francisco zu bleiben. Ich will mir Yosemité ansehen; Dana ist von der Partie. Vielleicht kommen Sie auch mit. Es ist großartig schön. Man darf Californien nicht verlassen, ohne es gesehen zu haben."

„Das paßt mir vielleicht ganz gut," antwortete ich. „Ich werde Sie morgen oder übermorgen aufsuchen, und dann können wir ein Weiteres verabreden."

„Einverstanden. Also auf Wiedersehen!"

Eine Stunde später hatte ich mich vom Capitän Bernard und seinen Officieren, mit denen ich während der Ueberfahrt manches lange „Yarn" gesponnen hatte, verabschiedet, und legte, da nirgends ein Packträger zu erblicken war, mit dem ‚Freiwilligen' Hand daran, unser Gepäck auf einen Wagen zu schaffen, dessen Kutscher sich uns mit einer Miene zur Verfügung gestellt hatte, als ob er eine ganz besondere Gunst erweise, wenn er uns für schweres Geld nach unserem Bestimmungsorte führte.

Nach langer Fahrt über holperiges Pflaster durch Straßen, in denen der denkbar lebhafteste Verkehr herrschte, gelangten wir in einen stillen Stadttheil. Die freundlichen, villenartigen Häuser waren von kleineren und größeren Gärten umgeben, in denen hier und da hübsche Kinder spielten; an einigen der offenen Fenster erblickte ich Frauen und junge Mädchen in hellen Kleidern, die ich weit genauer betrachtete als sie uns, denn in Japan und China, wo ich lange Jahre gelebt hatte, waren damals junge Europäerinnen und Amerikanerinnen, „weiße" Mädchen wie man sie zum Unterschied von den eingeborenen nannte, eine Seltenheit. Ich fand die jungen Damen, die ich nun erblickte, zum mindesten hübsch, viele aber geradezu schön. Und sie merkten dies wohl an meinen Blicken, und einige lächelten mir ganz freundlich zu. Mir ward leicht und lebenslustig zu Muthe, gerade als ob ich in heiterer Gesellschaft einige Gläser Champagner geleert hätte; der ‚Freiwillige' aber saß still in sich gekehrt neben mir und schien sich um das, was um uns her vorging, nicht zu kümmern.

„Hier ist es," sagte er plötzlich.

Wir machten vor einer großen, neuen Villa Halt. — Ich ließ meine Blicke über die blank geputzten Fenster gleiten, aber es zeigte sich Niemand daran. Allen zog die Klingel, einmal, zweimal — wir hatten ziemlich lange zu warten.

„Die californische Dienerschaft ist nicht die beste," sagte er, „wir hätten uns unsere Boys — chinesischen Diener — mitnehmen sollen."

Endlich wurde die Thür geöffnet, und sobald dies geschehen war, änderte sich das Bild.

„Herr Edgar!" rief eine freundliche Stimme erregt und verwundert. „Wie freue ich mich, und wie wird Madame sich freuen! Sie ist zu Hause, auf der Veranda. O, wie freue ich mich!"

Die Sprechende war eine hagere, brünette Person von einigen dreißig Jahren, deren Anzug verrieth, daß sie zur Dienerschaft des Hauses gehörte, aber deren feines, kleines Gesicht mit schönen, großen, dunklen Augen ebenso gut einer vornehmen Damen angehört haben könnte. Edgar schüttelte ihr herzlich die Hand.

„Guten Tag, Susanne. Und mich freut es auch, Ihr gutes Gesicht wieder zu sehen. — Lassen Sie das Gepäck ins Haus bringen. Bezahlt ist der Kutscher. — Dies ist ein Freund, der bei uns wohnen wird."

Susanne machte mir einen kurzen, freundlichen Knix, als wären wir alte gute Bekannte, und ließ Edgar und mich in das Haus treten.

„Ich will hier etwas warten," sagte ich im Vorzimmer, „bis Sie Ihrer Schwester guten Tag gesagt haben."

Edgar, der mit langen Schritten vorausgegangen war, ermuthigte mich nicht, ihm zu folgen, und verschwand hinter einer Thür. Gleich darauf vernahm ich einen kurzen, hellen, freudigen Aufschrei — dann wurde es wieder still.

Ich stand etwas verlegen da und sah mich in dem Vorzimmer um, in dem Alles Reichthum und Reinlichkeit bekundete und den den Amerikanern eigenthümlichen Geschmack für Symmetrie und Ordnung athmete. Da waren zunächst zwei lange, schmale Spiegel in breiter Palisandereinfassung; sodann zur Rechten und Linken einer der Thüren, die nach dem Vorzimmer führte, zwei Ricke, in denen die dazu gehörigen Regenschirme und Stöcke so gerade und ordentlich wie in einem Verkaufsladen aufgestellt wurden. Vier chinesische Bilder in reich geschnitzten sogenannten Ringporahmen aus Citronenholz hingen paarweise neben den beiden Spiegeln — riesige Geweihe von Elenn- und Rennthieren waren über einer jeden der vier Thüren, die vom Vorzimmer nach dem inneren Theile der Wohnung führten, angebracht — auf dem getäfelten, blank gebohnten Fußboden lag das Fell eines mächtigen Eisbären, und vor jedem der beiden Spiegel ein Tigerfell, so symmetrisch von der Natur gezeichnet, daß Menschenhände die schwarzen Streifen, die sich grell von der hellgelben Grundfarbe des Felles abhoben, nicht regelmäßiger hätten darstellen können. — Aber der Gesammteindruck des Raumes war kein frostiger. Man fühlte mit Wohlbehagen, daß man sich bei sehr ordentlichen und reinlichen Leuten befand. Ich malte mir Frau Lizzy Douglas aus. Sie mußte eine junge, schlanke, blonde Frau mit regelmäßigen, schönen Zügen sein.

Die halb angelehnte Thür, durch welche Edgar Allen verschwunden war, öffnete sich wieder, und darin erschien Frau Lizzy Douglas.

Ja, sie war schlank, jung und blond, gerade so wie ich sie mir vorgestellt, und sie hatte die regelmäßigen feinen Züge ihres Bruders und wie dieser eine eigenthümliche Gelassenheit im Gesichtsausdruck und in den Bewegungen. Ihre Gesichtsfarbe war die makellos zarte, bleiche, die den vornehmen Californierinnen eigen ist, und ihre klaren, blauen Augen blickten treuherzig und freundlich. Ein glückliches Lächeln verschönerte sie noch, als sie sich mir jetzt näherte.

„Seien Sie herzlich willkommen in Californien und in unserem Hause," sagte sie.

* * *

Nach mehrtägigem Aufenthalt in der Villa Douglas fühlte ich mich dort wie zu Hause. — In Allen's blondem, vierschrötigem, etwas gewöhnlich aussehendem Schwager hatte ich einen Mann kennen gelernt, der mir außerordentlich gefiel: wegen seiner Geradheit und Herzlichkeit und seines trockenen amerikanischen Humors, für den ich dankbares Verständniß zeigte, so daß er seine Unterhaltung und Bemerkungen bei Tische vorzugsweise an mich zu richten pflegte. Er besaß einen wahren Schatz von Redensarten, die in Cali-

formen mehr oder weniger landläufig sein mochten, mir aber meistentheils neu waren und nur selten den beabsichtigten Erfolg, mich zum Lachen zu bringen, verfehlten. Namentlich war Mr. Douglas groß in Uebertreibungen und überraschend in den Vergleichen, die er anstellte. Seine Frau behandelte er mit der unverkennbaren Verehrung, die viele Amerikaner im Umgang mit dem schwachen und schönen Geschlechte auszeichnet, und diesem in den Vereinigten Staaten eine größere gesellschaftliche Machtstellung gegeben hat als in einem anderen Lande der civilisirten Welt. — Douglas bediente seine Lizzy mit dem freudigen Ernste eines jungen Pagen gegenüber einer schönen königlichen Herrin und Frau Douglas nahm seine Huldigungen — ohne bemerkbare Gegendienste zu leisten — leutselig, als etwas Selbstverständliches entgegen. Mit mir war sie anders. Sie „flirtete" nicht etwa mit mir, aber sie war augenscheinlich bemüht, mir das Leben in ihrem Hause so leicht und angenehm wie möglich zu machen. Ich hatte mich auch bald mit ihr befreundet und verbrachte manch' angenehme Stunde in ihrer Gesellschaft.

In der Unterhaltung zwischen Lizzy Douglas und mir war oftmals von Edgar die Rede, und dabei erfuhr ich, zunächst zu meinem Erstaunen, daß der ‚Freiwillige' sehr viel von mir zu halten schien. Er hatte in den Briefen an seine Schwester oftmals von mir gesprochen und mich als „seinen besten Freund in Japan" hingestellt. Ich wußte nicht, womit ich das verdient, und ich war sicher, daß Allen es mir niemals gezeigt hatte.

„Sie kennen meinen Bruder nicht," sagte Frau Lizzy, als ich dies andeutete. „Er ist so klug, er sieht Alles; und er sagt nur selten Etwas. Er hat ein so großes, gutes, warmes Herz. Er schließt sich schwer und nur allmälig an, so daß man es kaum bemerkt, aber er ist außerordentlich zähe in seiner Zuneigung. Sie werden ihn so leicht nicht wieder los werden. Er ist Ihretwegen mit nach San Francisco gekommen. Er hat es mir nicht gestanden. Aber ich kenne ihn doch!"

Bei einer anderen Gelegenheit fragte sie mich, ob ihr Bruder mir gesagt hätte, weshalb er vor zwei Jahren nach Japan gegangen wäre.

„Ich dachte, er hätte dort die Geschäfte seines Vaters zu vertreten," antwortete ich.

„Er bekümmert sich um die Geschäfte meines Vaters gerade so viel wie ich," sagte darauf Frau Lizzy.

„Nun, was hatte er denn in Japan zu thun?" fragte ich weiter.

„Haben Sie das nicht bemerkt? — Gar nichts hatte er dort zu thun. Er wollte nur fort von Amerika, und in der Stimmung, in der er sich zu der Zeit befand, als er diesen Entschluß faßte, behagte ihm Japan besser als Paris oder London."

„Ja, das ist mir Alles neu," sagte ich.

Ich hielt mich nicht für berechtigt, Frau Douglas über die Ursache der Reise ihres Bruders auszuforschen, aber sie erzählte mir aus eigenem Antriebe, was sie davon wußte. Auch sie erblickte augenscheinlich einen guten Freund ihres Bruders in mir. Es war eine lange und alltägliche Liebesgeschichte, die ich von ihr zu hören bekam.

Edgar Allen hatte in Californien, im Hause seiner Schwester, Fräulein Cora Niel, „ein schwarzäugiges, leichtfertiges Mädchen aus New-Orleans", wie Frau Lizzy sie nannte, kennen gelernt und sich „langsam, aber sicher" in sie verliebt. Cora, „ein unverbesserlicher Flirt", hatte sich einige Monate lang mit Edgar und gleichzeitig mit einem halben Dutzend anderer Anbeter königlich vergnügt, sie Alle — Einen nach dem Andern — zum Narren gehabt und Edgar lächelnd abgewiesen, als dieser aus dem Spaß Ernst gemacht und in seiner üblichen kühlen Weise um Cora's Hand angehalten hatte.

„Es war ihr dabei vielleicht gar nicht so leicht zu Muthe, wie sie that," fuhr Lizzy fort, „denn ich habe seitdem an verschiedenen Anzeichen bemerkt, daß Edgar ihr lieber war als seine Rivalen — aber — Sie verstehen — sie mochte sich nicht gleich ergeben. Sie hatte Edgar einfangen wollen, und er war ins Netz gegangen; nun wollte sie doch zunächst ihre Freude daran haben, wie er darin, gleich einem ohnmächtigen, ängstlichen Fisch, sich zwecklos abmühte, um sich zu befreien. Mein Bruder wollte ihr aber das Vergnügen nicht gönnen, er hatte kein Verständniß dafür, es erschien ihm herzlos. Sie sollte zu seinem Vorschlage sofort „Ja" oder „Nein" sagen, und da sagte sie natürlich vorläufig, vielleicht wie ich denke, aber anscheinend ganz entschieden „Nein". — Junge Männer können, wenn sie verliebt sind, unglaublich unklug sein. Aeltere wohl auch — das weiß ich nicht aus eigener Erfahrung — aber Edgar sah ich nun, Cora gegenüber, auftreten, als habe er es geradezu darauf abgesehen, sich ihr unangenehm zu machen. Er war mürrisch, ungalant, er machte ihr Vorwürfe, als habe er Rechte über sie, er gebärdete sich zuletzt wie ein eifersüchtiger Bräutigam. — Ja, das konnte sich Cora doch nicht gefallen lassen! Sie verlor die Geduld, und eines Tages kam es zu einem Auftritte zwischen den Beiden, der damit endete, daß sie ihm, ganz bleich, aber ganz ruhig, die Thür wies. — Hätte Edgar mich damals zu seiner Vertrauten gemacht, so hätte ich die Sache wohl noch in Ordnung bringen können; aber er sagte kein Wort, sondern überraschte uns einfach damit, daß er ankündigte, er wolle sich Japan ansehen und werde morgen abreisen, „um eine Abwechselung zu haben", „for a change!"

Seitdem waren zwei Jahre vergangen. Cora hatte sich noch nicht verheirathet; aber das machte ja weiter nichts aus, denn sie war noch jung, kaum zwanzig Jahre alt. — Wenn Edgar es richtig anfinge, meinte Frau Lizzy, so könnte er sie jetzt noch heimführen; aber ob das ein Glück für ihn sein würde — ja, das wäre eine andere Frage.

„Hat Ihr Bruder Fräulein Niel schon wieder gesehen?" fragte ich.

„Das weiß ich nicht," antwortete Frau Lizzy. „Jedenfalls hat er sie noch nicht besucht und auch noch nicht mit ihr gesprochen. Ich traf sie gestern bei Mary Sanders und fragte sie, wie sie Edgar gefunden habe. ‚Ich wußte gar nicht, daß er wieder hier war,' antwortete sie mir. Da sagte die liebe Cora wohl eine kleine Unwahrheit — aber gesprochen hat sie noch nicht mit ihm. Das würde ich erfahren haben."

Während wir so redeten, wurde Ulrich Heyden angemeldet, den ich Frau Douglas vorgestellt hatte. — „Schönheit" hatte in Californien nicht verlernt,

Frauengunst zu gewinnen. Die Art und Weise, mit der Frau Douglas Herrn Heyden empfing, und die sehr verschieden war von der vertraulichen Freundlichkeit, die sie mir bezeugte, ließ mich erkennen, daß sie ihn in besonderer Weise auszeichnete — und das verdroß mich und beunruhigte mich auch bis zu einem gewissen Grade. — Ich hatte mich seither niemals um Heyden's Erfolge bei Frauen bekümmert und ihn auch nicht darum beneidet, aber die ruhige, zurückhaltende Lizzy hatte ich freundschaftlich in mein Herz geschlossen, und der Gedanke, daß Heyden den anscheinend so sicheren Frieden des Hauses Douglas stören könnte, wo ich ihn eingeführt hatte, ließ mich nicht gleichgültig. Ich beruhigte mich mit dem Gedanken, daß seines Bleibens in San Francisco nicht mehr lange sein werde, und hatte eine zu gute Meinung von Frau Douglas, um zu fürchten, daß sie ihr Herz, wenn schon es unbewacht erschien, im Sturme nehmen lassen würde. Es berührte mich deshalb unangenehm, als Heyden im Gespräch mit Frau Lizzy beiläufig hinwarf, er habe soeben Briefe aus New-York erhalten, die ihm Aufträge für Californien ertheilten und ihn wohl veranlassen würden, noch einige Wochen in San Francisco zu bleiben.

„Das freut mich sehr," sagte Lizzy darauf herzlich und unbefangen.

Ich hielt mich still, und mein Schweigen schien Heyden etwas verlegen zu machen.

„Sie können mir vielleicht bei Ausführung der Aufträge behülflich sein," sagte er, sich an mich wendend.

„Wenn es in mein Fach schlägt, so thue ich es gern," antwortete ich; „aber ich sehe nicht recht ein, wie das kommen könnte. Ich kenne Californien nicht besser als Sie . . ."

„Davon wollen wir morgen sprechen," unterbrach mich Heyden.

„Morgen oder übermorgen oder noch später," antwortete ich, „wann es Ihnen paßt."

„Bleiben Sie denn so lange hier, daß Sie mir so viel Zeit geben können?" fragte er.

„Ich weiß noch nicht, wie lange mein Aufenthalt hier dauern wird," antwortete ich; „vorläufig gefällt es mir hier, und nichts treibt mich fort."

„Gerade so geht es mir; und warum setzt es Sie dann in Erstaunen, daß ich noch einige Zeit hier bleiben will?"

Ich hatte in keinem Worte Erstaunen über seinen Entschluß, zu bleiben, geäußert und sagte ihm dies ziemlich trocken.

„Ach, Sie sind heute schlechter Laune," bemerkte Heyden.

Lizzy erhob sich sichtlich beunruhigt; „Sie werden sich doch nicht zanken," sagte sie beschwichtigend — „das dulde ich nicht. Gleich geben Sie sich die Hände zur Versöhnung."

Heyden machte eine leichte Bewegung, wie um sich zu erheben und dem Wunsche der Wirthin zu entsprechen. Ich blieb still und steif sitzen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber der Mann war mir plötzlich ganz und gar zuwider geworden.

„Wir haben uns, meines Wissens wenigstens, nicht gezankt," sagte ich, „und von einer Versöhnung braucht deshalb nicht die Rede zu sein."

Darauf trat eine kurze, etwas peinliche Pause ein. Ich bemühte mich nicht, sie zu unterbrechen. „Laß Frau Lizzy nur erkennen," sagte ich mir, „daß mir ihre Freundschaft für den schönen Ulrich mißfällt."

„Sie haben noch keinen Ball in San Francisco mitgemacht?" fragte mich Frau Douglas.

„Nein," antwortete ich, über den kunstlosen Versuch lächelnd, das Gespräch wieder in ein harmloses Geleise zu bringen. „Ich wüßte nicht, wann ich es gethan haben könnte, da ich jeden Abend hier zugebracht habe."

Aber Frau Lizzy war nicht leicht einzuschüchtern. „Dann steht Ihnen noch eine Freude bevor," fuhr sie fort. „Geben Sie mir zwei von Ihren Karten; alles Andere besorge ich."

„Ich mache mir aber nicht viel aus Bällen," warf ich ein.

„Das thut nichts zur Sache. Auf diesem Balle wird es Ihnen schon gefallen. Sie sollen unsere hübschesten Mädchen kennen lernen. Dazu werden Sie doch nicht Nein sagen? Also geben Sie nur Ihre Karten. Und ich warne Sie, halten Sie Ihr Herz fest, sonst verlieren Sie es."

Ich zog darauf meine Brieftasche hervor und überreichte Frau Douglas zwei Karten.

„Und wer gibt denn den Ball?" fragte ich; „wann und an wen soll ich mein Herz verlieren?"

Ehe sie antwortete, wandte sie sich an Heyden: „Auch um Ihre Karten möchte ich bitten."

Ich hätte nun die meinigen lieber zurückgezogen, denn Frau Lizzy Douglas' Freundlichkeit verlor an Werth für mich, wenn ich sie mit dem schönen Ulrich theilen sollte; aber das ging nicht mehr an, und ich nahm mir vor, womöglich im letzten Augenblick, irgend eine Entschuldigung zu finden, um nicht auf den Ball zu gehen, auf dem, davon war ich überzeugt, Ulrich als Stern erster Größe glänzen und mich vollständig in den Schatten stellen würde.

Heyden hatte seine Karten Frau Douglas mit einem süßlichen Lächeln überreicht und dazu halblaut Etwas gesagt, was ich nicht verstanden hatte. — Frau Lizzy aber blieb ganz ernst, und es kam mir sogar vor als würde sie verlegen. Sie wandte sich von Heyden wieder zu mir und, meine Frage beantwortend, sagte sie: „Die Sanders geben den Ball, und bei ihnen sollen Sie Ihr Herz verlieren. — An wen? — Das weiß ich noch nicht. Ich lasse Ihnen die Wahl zwischen Nelly Beckwith, Florence und Bella Gilmore, Cora Riel, Anny Delano, Sophie Shorb — und einem Dutzend mehr — Eine immer hübscher als die Andere — und Alle, Alle vollkommene ‚Flirts'. Und die Aelteste wohl kaum zwanzig Jahre alt! Ja, Californien ist ein großes Land! — Sie sollen uns kennen lernen!" Und dazu lachte sie herzlich. — „Es hat mich schon oftmals vergnügt," fuhr sie vertraulich und behaglich fort, „zu sehen, wie unsere Mädchen hier mit den Männern umspringen. Wenn ich ein Mann wäre, ich ließe es mir nicht gefallen. — Da ist Sophie Shorb, achtzehn Jahre alt, nicht höher als dieser Tisch, und Sie sollen sehen, wie sie John Bradford, den Riesen, am Gängelbande führt. Nicht rühren darf er sich ohne ihre Erlaubniß! Und er gehorcht ihr so gern. — Nein, zu komisch

sind die Männer!" Sie lachte laut. — „Sind bei Ihnen die kleinen, schwachen Mädchen auch so gewaltig wie bei uns?"

„Nun," antwortete ich, „es fehlt wohl auch bei uns nicht an Mädchen und an Frauen, die es verstehen, die Männer nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen, aber doch nicht in dem Maße wie hier — dagegen," fuhr ich pedantisch und mit Nachdruck fort, „haben wir bei uns Männer, wie man sie hier nur wenig zu kennen scheint und die Ihren hervorragendsten Flirts, inclusive Sophie Shorb, vielleicht noch Lehrstunden ertheilen könnten in der Kunst, Herzen zu erobern. Nur gestehe ich, daß das Schauspiel, das sie bieten, nicht so harmlos ist, daß man darüber lachen könnte. — Sollten Sie einmal unter meinen Augen mit einem von diesen männlichen Koketten zusammentreffen, so werde ich nicht verfehlen, Sie zu warnen, sowie Sie mich jetzt vor Anny Delano und Cora Niel gewarnt haben. — Dienst gegen Dienst!"

Noch während ich so sprach, ärgerte ich mich, diese Anspielung auf Ulrich Heyden, die Frau Lizzy meines Erachtens kaum mißverstehen konnte, nicht zurückgehalten zu haben. — Aber es war nun heraus.

Heyden strich sich inzwischen den feinen, weichen Bart und lächelte vor sich hin.

„Der Ball ist nächsten Sonnabend," sagte Lizzy, „morgen sollen Sie beide Ihre Einladungen erhalten." Die Wendung, die ich dem Gespräch gegeben hatte, behagte ihr augenscheinlich nicht, und sie wies einfach zurück, darauf einzugehen. — Sie sah nach der Uhr. „Douglas und Edgar müssen sogleich kommen," fuhr sie fort. „Darf ich Sie bitten, Herr Heyden, unser Mahl zu theilen?"

Dieser entschuldigte sich, er wäre nicht frei, er würde sich erlauben, nach Tische wieder vorzusprechen. — Als er sich darauf erhob, um sich zu empfehlen, begegnete ihm ein kleines Unglück. Er stieß an einen leichten japanischen Tisch, den Edgar aus Yokohama herübergebracht hatte und für den noch nicht der richtige Platz in dem ordentlichen Gemach gefunden worden war. — Auf dem Tischchen stand eine große und schwere Jardinière aus Bronce, die der aufmerksame Douglas Tags zuvor mit schönen Blumen für seine Frau hatte füllen lassen. Der Tisch gerieth ins Schwanken. Heyden, der sich rasch umgewandt hatte, um ihn zu halten, faßte an der unrichtigen Stelle zu, das kleine Möbel schlug um, und der schwere Blumenbehälter fiel dem schönen Ulrich auf die Füße. — Er stieß einen kurzen Schmerzensschrei aus.

„Ach, mein Gott, was ist geschehen?" rief Frau Lizzy bestürzt. — Heyden war bleich geworden. — „Sie haben sich doch nicht verletzt? Soll ich einen Arzt rufen lassen?"

„Es wird schon gehen," sagte Heyden, wobei er aussah, als ob er mit Mühe einen heftigen Schmerz unterdrückte. „Bemühen Sie sich nicht, gnädige Frau, und entschuldigen Sie meine Ungeschicklichkeit. — Die schönen Blumen!"

„Nein, nein, Sie nehmen die Sache zu leicht," fuhr Lizzy erregt fort; „warten Sie, setzen Sie sich hier auf die Chaise longue, ich werde sofort zum Doctor schicken."

Im Osten ist man nicht sehr zimperlich. Ich ärgerte mich über die Komödie, die ich Heyden spielen sah. „Aber Mrs. Douglas," sagte ich, „beunruhigen Sie sich doch nicht. Herr Heyden hat zarte Nerven, er hat sich erschrocken, das ist Alles. Sie sehen ja, daß er noch auf beiden Füßen stehen kann."

Der schöne Ulrich sah mich mit verhaltenem Ingrimm an, aber daraus machte ich mir nichts. Uebrigens kam mir in demselben Augenblicke männliche Verstärkung. Douglas und Edgar traten in das Zimmer.

„Nun, was gibt es denn hier?" fragte Douglas in seiner gewöhnlichen, sorglosen Weise. „Tische umgeworfen, Blumen auf der Erde! Haben die Herren einen kleinen Gang zu machen beliebt?"

Ich erzählte in zwei Worten, was vorgefallen war.

„So?" sagte Douglas, ohne eine Spur von Erregung, geschweige denn Mitleid zu zeigen. „Ich bildete mir schon ein, Sie hätten sich mit Herrn Heyden messen wollen, und Lizzy wäre Unparteiischer gewesen. — Also Sie selbst haben sich weh gethan, Herr Heyden? Das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut. Uebrigens glauben Sie meiner Erfahrung: schwere, harte Gegenstände, auf gut sitzenden, glanzledernen Stiefelchen, in denen Füße stecken, sind beinah immer ungesund. Die Geschichte ist demnach ganz normal verlaufen."

Heyden hütete sich, Aerger zu zeigen. Er that, als ob auch er die Sache von Anfang an leicht genommen hätte. „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen," sagte er lächelnd. „Noch einmal, gnädige Frau, entschuldigen Sie meine Ungeschicklichkeit." Und damit verbeugte er sich, drückte Frau Lizzy die Hand und hinkte davon.

Douglas sah ihm achselzuckend nach. „Nicht mein Stil!" sagte er. — „Essen fertig, Kind?" fuhr er fort, sich an seine Frau wendend, und als diese die Frage bejahte, setzten wir uns zu Tisch.

Die Mahlzeit verlief stiller als gewöhnlich. Frau Lizzy, die sonst in ruhiger, hübscher Weise zu sorgen wußte, daß die Unterhaltung nicht ins Stocken gerieth, saß nachdenklich da, und auch Douglas schien wenig zum Sprechen aufgelegt. Ich wußte wohl, was uns Allen im Sinn lag: Ulrich „die Schönheit" gab uns zu denken.

* * *

Douglas, Edgar und ich saßen im großen Empfangszimmer und warteten auf Frau Lizzy, um mit ihr zum Ball bei den Sanders zu fahren, zu dem auch mir, wie Mrs. Douglas vorhergesagt, unmittelbar nachdem sie meine Karten abgegeben hatte, eine Einladung zugegangen war.

Susanne trat eilig in das Zimmer: die gnädige Frau bitte zu entschuldigen, daß sie auf sich warten lasse; aber sie sei nun fertig und werde sogleich erscheinen.

„Sie soll sich nur nicht eilen," bestellte Douglas zurück. „Wir haben Zeit! Je später wir gehen — desto besser!" — Susanne war schon wieder verschwunden. — „Oder drängt es Sie, sich heiß und müde zu tanzen?" fuhr Douglas fort, sich an mich wendend.

Ich schüttelte den Kopf.

„Und Du, Edgar?"

„Was ist los?" fragte dieser.

„Ob Du tanzen willst?"

„Ich? Was fällt Dir ein? Nie im Leben . . . Nun ja . . . vielleicht!"

„Es geht doch nichts über eine grade Antwort von einem Mann, der genau weiß, was er will," sagte Douglas.

Frau Lizzy trat in das Zimmer, in vollem Ballstaat, sehr hübsch; aber mir kam es vor, als ob sie unruhig und befangen wäre. Susanne, die mit Frau Lizzy eingetreten war, zupfte noch hie und da am Kleide, trat dann einen Schritt zurück, kreuzte die langen Arme über die enge Brust und musterte ihre Herrin aufmerksamen, kritischen Blickes. Auch Douglas betrachtete die junge, schöne Frau mit Wohlgefallen.

„Wenn Du mir nicht morgen gedruckt zeigen kannst, daß Du die Ballkönigin warst," sagte er, „so bezahle ich die Schneiderrechnung nicht. — Man will doch Etwas für sein Geld haben! Bist Du fertig, Kind? — Nun dann komm! . . . Vorwärts, meine Herren!"

Wir nahmen Platz in Douglas' großem bequemen Wagen, die Pferde, zwei gute Traber, zogen an, wir flogen durch die dunkeln, öden Straßen und machten nach einer kleinen Viertelstunde vor der hell erleuchteten Villa Sanders Halt. Wenige Minuten später war ich von Frau Lizzy einer zierlichen, äußerst eleganten Dame, die ein kostbares Diamantenhalsband trug, der Herrin des Hauses, Mrs. Sanders, sowie deren Herrn Gemahl vorgestellt worden — und von dem Augenblick an bekümmerte sich während geraumer Zeit kein Mensch mehr um mich.

Der Ball war, so weit meine Erinnerung zurückreicht, einer der wenigst beschwerlichen, den ich in meinem, übrigens nicht sonderlich ballreichen Leben mitgemacht habe. Das ganze Haus war darauf eingerichtet worden, daß die Gäste es sich bequem machen konnten. Man wanderte von einem Zimmer in das andere, treppauf, treppab, und fand überall hell erleuchtete, mit schönen Blumen und grünem Gesträuch geschmückte Räume, in denen sich die zahlreiche Gesellschaft zwanglos hin- und herbewegte. Am dichtesten war die Treppe besetzt: auf jeder Stufe standen kleine Gruppen: lachend, scherzend oder in Gesprächen vertieft. Ich kannte keine Seele und ging, ohne daß man mich beachtet hätte, vorüber. Aus einem der Räume erklang Tanzmusik. Ich folgte den Tönen und trat in den Ballsaal. — Ja, Frau Lizzy hatte Recht gehabt! Da sah ich hübsche Mädchen! Die meisten waren blond, zierlich, mit großen, klaren, grauen Augen — und jung, ganz jung. Sie wirbelten an mir vorüber, in den Armen starker, bärtiger Männer, mit stillen, ernsten Gesichtern, die einem anderen Menschenstamm anzugehören schienen, wie die zarten, leichten Geschöpfe, mit denen sie tanzten und auf die sie mit eigenthümlichen, besorgten Blicken hinabsahen, als fürchteten sie, es könnte den gebrechlichen Dingern, die sich ihrer Führung sorglos anvertraut hatten, irgend ein Schaden geschehen. — Plötzlich tauchte vor meinen Augen, in schnellem Reigen vorbeiziehend, ein dunkler Frauenkopf auf. Ich konnte die Züge nicht genau erkennen: ich sah nur ein bleiches, von pechschwarzen, schlicht gescheitelten Haaren eingerahmtes

Gesicht, dunkle Augen natürlich — die jedoch vorläufig noch verborgen waren, hinter halb geschlossenen, breiten Augenlidern, deren dichte, lange, schwarze Wimper gegen das weiße Gesicht wunderbar abstachen. — „Wer ist das?" fragte ich mich. Ich konnte den Blick nicht mehr von der schönen Erscheinung abwenden. Sie tanzte noch einmal durch den Saal, und dann blieb sie, sich auf den Arm ihres Tänzers lehnend, in meiner Nähe stehen. — Nun konnte ich sie genau betrachten. — Sie war mittelgroß, schlank, ohne Fülle, von herrlichstem Ebenmaß der Glieder. — Wie wundervoll das stolze Haupt, vom schlanken Halse getragen, auf den jungen Schultern ruhte! Und diese langen, runden, weißen Arme, dieser schöne schmale Nacken, diese kaum zu bändigende Masse glänzend schwarzen Haares, das in einem fest zusammengedrehten Knoten das Haupt krönte! — Jetzt wandte sie sich um. — Der Blick ihrer ungewöhnlich großen, dunkeln Augen streifte mich flüchtig, sah mich kaum, meinte ich; aber er kehrte zu mir zurück und blieb mehrere Secunden, ruhig, unbefangen, fest auf mir haften. — Dann wandte er sich gleichgültig wieder ab.

„Ich muß erfahren, wer das ist," sagte ich mir; aber ich erblickte Niemanden in der Nähe, den ich kannte, und verließ den Saal, um mir von Frau Lizzy oder Douglas die gewünschte Auskunft zu verschaffen. Ich hatte längere Zeit zu suchen, bevor ich Einen von ihnen fand. Endlich sah ich Lizzy. Sie saß in einem der entlegenen und wenigst besuchten Zimmer des zweiten Stockwerks und bemerkte mein Kommen zunächst gar nicht, denn sie hielt die Augen niedergeschlagen und lauschte den Worten Heyden's, der neben ihr Platz genommen hatte und leise und lebhaft zugleich auf sie einsprach. Ich blieb unwillkürlich einige Secunden beobachtend stehen, und plötzlich stand auch Douglas neben mir. Er war blaß, und auf seinem breiten Gesichte mit fest zusammengekniffenen Lippen lag ein Ausdruck beunruhigend finsteren Ernstes. Er klopfte mir auf die Schulter und winkte mir mit den Augen, ihm zu folgen. Wir traten in das anstoßende Zimmer zurück, ohne daß Lizzy oder Heyden einen Blick auf uns geworfen hatten.

„Junger Mann," sagte Douglas, und ich erkannte, daß er bemüht war, in seiner gewöhnlichen Weise harmlos und gemüthlich zu erscheinen, „Sie dürfen nicht etwa glauben, daß ich eifersüchtig sei: einen solchen Schimpf bin ich unfähig, meiner Frau anzuthun; aber ich ärgere mich schon seit einer Viertelstunde über Ihren Freund da drüben."

„Er ist nicht mein Freund," unterbrach ich Douglas.

„Dann fällt das auch noch fort, und es macht ihn nicht besser in meinen Augen. – Ich wollte nur sagen, daß in seiner Weise, sich mit meiner Frau zu unterhalten, etwas liegt, das mich ärgert, weil ich darin eine Kränkung meiner Frau erblicke. — Es steht nur schlecht um meine klassische Bildung, aber ich habe einmal vor längerer Zeit von einem Römer oder einem anderen alten Manne sprechen hören, der sich rühmte, überall, wo er sich zeigte, immer leicht gesiegt zu haben. Unser Freund da drüben scheint sich einzubilden, auch so ein kleiner vorsintfluthlicher Held zu sein. — Er unterschätzt den Werth der „anderen Partei". — Meine Lizzy läßt sich nicht mehr erobern, sie ist meine Frau . . . aber das Benehmen des jungen Mannes da drüben ist darum nicht

weniger unverschämt, und da er unter Ihrer Flagge bei mir Anker geworfen hat, und Sie mein Freund sind" — dabei drückte er mir die Hand, daß mir die Finger weh thaten — „und Edgar's Freund und Lizzy's Freund — und Dank dafür — so wollte ich Ihnen sagen, daß ich beabsichtige, mit dem jungen Mann da drüben nicht später als heute Abend noch eine kleine Auseinandersetzung zu haben."

„Was meinen Sie?" fragte ich beunruhigt.

„O, ich will ihm nur deutlich machen, daß es im Interesse seiner Gesundheit liegen dürfte, wenn er mein Haus und Diejenigen, die darin wohnen, in Zukunft meide."

„Thun Sie das nicht, lieber Douglas," sagte ich. „Ein solcher Schritt würde unliebsames Aufsehen machen. Was ist schließlich dabei, daß er sich mit Ihrer Frau in einer Gesellschaft unterhält, wo er außer ihr Niemanden kennt."

„Es ist nicht nur diese Unterhaltung, die mich verdrießt," entgegnete Douglas; „die glatt gescheitelten Haare des jungen Mannes haben mir vom ersten Tage an mißfallen, und nur aus Freundschaft für Sie und für Edgar habe ich ihm das noch nicht gezeigt. Seine Art, mit meiner Frau zu sprechen, sie anzusehen, ihr die Hand zu drücken, gefällt mir nicht. Es ist nicht die Art eines ordentlichen Mannes einer Frau gegenüber. Worin das liegt, kann ich nicht klar und deutlich auseinandersetzen; aber ich habe Recht — wetten Sie darauf! Ich hätte die Sache heruntergeschluckt — denn ich war, auch als Junggeselle, kein Freund von Auseinandersetzungen, und bin als verheiratheter Mann ein Feind davon — wenn es sich nur um einige Tage gehandelt hätte; aber gestern erzählte mir Lizzy, der junge Mann beabsichtige noch längere Zeit hier zu bleiben, und da sehe ich nicht ein, weshalb ich mich noch „längere Zeit" über ihn ärgern sollte . . . und ich werde ihn mir deshalb nicht später als sogleich vom Halse schaffen."

„Warten Sie bis morgen; machen Sie keinen Auftritt!"

„O, junger Freund," entgegnete Douglas mit einem breiten Lächeln, „wie wenig kennen Sie Fred Douglas und wie wenig Ulrich Heyden, Esquire! — Einen Auftritt? — Nicht einen Schatten davon! Ganz freundschaftlich werde ich mit dem Manne sprechen, und Sie werden sehen, wie gut er mich verstehen und wie bereitwillig er sich meinen Wünschen fügen wird." — Er zog die Unterlippe in die Höhe, legte den Kopf etwas auf die Seite, kreuzte die Arme und blickte finster vor sich hin. Dann, nach einigen Secunden, fuhr er fort, wobei er das Haupt langsam hin und her wiegte. „Unser junger Freund ist nicht nur ein Lump — sondern auch ein Feigling. Sie werden es ja sehen. Nun kommen Sie!"

„Halt!" sagte ich. „Bitte, sprechen Sie nicht in diesem Augenblick mit Heyden. Die Sache könnte doch bemerkt werden — und wie unangenehm wäre das für Mrs. Douglas!"

„Ich habe es immer am besten gefunden, derartige Geschäfte schnell abzumachen," antwortete Douglas; „aber ich bin Ihnen gern gefällig. Sie können in dem vorliegenden Falle übrigens ganz recht haben. — Ich bin Herrn Heyden so wie so noch einen Besuch schuldig. Ich werde ihm denselben morgen ab-

ſtatten. — Und nun wollen wir ihm etwas näher treten. Seien Sie unbeſorgt! Was der junge Mann heute Abend noch ſagen kann, das mag er meinetwegen ſagen."

Wir begaben uns wieder in das anſtoßende Zimmer. Lizzy und Herr Heyden ſaßen noch genau in derſelben Stellung, in der wir ſie vor zehn Minuten verlaſſen hatten: ſie, die Augen niedergeſchlagen und mit ihrem Fächer ſpielend, Heyden eindringlich ſprechend. — Ich erhob die Stimme, um Frau Lizzy wenigſtens eine Secunde Zeit zu geben, ſich zu ſammeln und trat langſam auf die Gruppe zu.

Lizzy ſchlug die Augen auf. — Welch' eigenthümlicher Blick: ängſtlich, unruhig und doch auch glücklich. Ich ſah, wie ſie tief aufathmete. Dann erhob ſie ſich und kam mir entgegen.

„Nun," ſagte ſie, „Sie bekümmern ſich ja gar nicht um mich. — Haben Sie ſchon etwas für Ihr Herz gefunden?"

„Ja," antwortete ich ſchnell, erfreut, dem Geſpräch ſogleich eine unverfängliche Wendung geben zu können. — „Wer iſt das ſchöne, brünette Mädchen, das ich unten im Saal geſehen habe."

„Eine auffallend ſchöne Brünette? — Das kann nur Cora ſein. Wie ſieht ſie aus?"

Ich beſchrieb ſie, ſo gut ich konnte.

„Daß Edgar Sie nur nicht hört," ſagte Frau Lizzy lächelnd. „Sie ſind ja Feuer und Flamme! — Das iſt Cora. — Geben Sie mir Ihren Arm; ich will Sie ſogleich vorſtellen."

„Und mich nicht?" fragte Heyden zimperlich. „Iſt ſie zu gut für mich? Ich möchte die große Schönheit doch auch kennen lernen."

„Begleiten Sie uns, und das Glück ſoll Ihnen ebenfalls zu Theil werden. — Ach, Fred!" Sie ſchien Douglas erſt jetzt zu erblicken. „Du ſiehſt ja unerlaubt vergnügt aus!"

„Ich bin müde."

„Der Eintritt zu einem Ball ſollte keinem einzigen verheiratheten Manne geſtattet ſein," fuhr Lizzy fort. „Einer von ihnen genügt häufig, um einen ganzen Kreis verdrießlich zu machen. Ich erlaube Dir übrigens zu gehen. Edgar kann mich nach Hauſe bringen, oder" — dies zu mir — „Sie nehmen mich vielleicht unter Ihren Schutz."

„Mit Vergnügen," ſagte ich.

Douglas antwortete nichts auf den Vorſchlag ſeiner Frau und folgte uns.

Wir waren in dem Tanzſaal angelangt. Lizzy's Augen hatten das ſchöne Mädchen ſogleich gefunden. Sie zeigte mit dem Fächer nach ihr. „Richtig?" fragte ſie.

„Richtig," antwortete ich.

Es war gerade eine Pauſe zwiſchen zwei Tänzen eingetreten. Cora unterhielt ſich mit einem kleinen, blonden, hübſchen jungen Mädchen, die neben ihr ſaß.

„Die Andere iſt Sophie Shorb," erklärte Frau Douglas. „Alſo daß keine Verwirrung entſteht! Zuerſt werden Sie Cora den Hof machen — und Sie, Herr Heyden, der kleinen Sophie; ſpäter können die Rollen gewechſelt

werden, wenn es Ihnen gefällt; aber ich wette, Sie werden sich beide, ohne große Schwierigkeiten zu machen, gefangen nehmen lassen." — Wir waren vor den beiden jungen Mädchen angelangt. — „Cora und Sophie, dies sind zwei Freunde von mir" — sie nannte unsere Namen — „die den Wunsch hegen, Eure Bekanntschaft zu machen."

Wir verbeugten uns. Heyden blieb vor der kleinen Sophie, ich vor der schönen Cora stehen. Frau Lizzy trat langsam zurück. Douglas war uns nur bis an die Thür des Tanzsaals gefolgt.

„Ich weiß, wer Sie sind, kenne Sie schon ganz gut," begann Cora ruhig und gelassen.

„Jedenfalls keine schüchterne, junge Dame," sagte ich mir, und laut antwortete ich: „Ich habe mich auch sogleich nach Ihnen erkundigt."

„So? . . . Ich meinte, Sie wüßten schon, wer ich wäre."

„Woher kam Ihnen der Gedanke?"

„An der Art und Weise, wie Sie mich ansahen."

Ich erinnere mich nicht mehr genau, was ich darauf antwortete, aber ich weiß noch, daß es mir nie in meinem Leben so leicht geworden war wie in dem vorliegenden Falle, mich mit einem jungen Mädchen zu unterhalten. — Keine Pause, kein Suchen nach einem Stoff zur Unterhaltung. — Wir sprachen abwechselnd, ich vielleicht etwas mehr als sie, denn ein jedes ihrer Worte regte mich zu weiterem Sprechen an. Ich glaube, ich hätte an jenem Abend Stunden lang mit dem schönen Mädchen sprechen können. Und dabei war Cora Riel nicht etwa witzig, lebhaft. — Nein! Alles, was sie hervorbrachte, war hausbacken, wie man sagt, und sie sprach ungewöhnlich ruhig und langsam; aber jedes ihrer Worte war persönlich und bezog sich ausschließlich auf sie selbst oder auf mich. Nichts konnte einer sogenannten geistreichen Unterhaltung weniger gleichen als die, welche wir mit einander führten.

Ich hatte, während wir sprachen, Zeit und Gelegenheit, sie zu betrachten. Sie war in der That außergewöhnlich schön; doch war ihre Schönheit keine „laute". Alles an ihr — die melodische, tiefe, leise Stimme, das langsame Sprechen, der ruhige Blick der dunkeln Augen, die runden, weichen, trägen Bewegungen des jugendlichen, schlanken Leibes — hatte etwas Sicheres, Ruhiges, Natürliches, das, auf mich wenigstens, einen ganz eigenthümlichen, wohlgefälligen, wohlthuenden Eindruck machte, dem Fernstehenden aber unbemerkt bleiben konnte. — Auffallend war der lange, jeder Befangenheit baare, beinahe dreiste, doch keineswegs herausfordernde Blick, mit dem sie, wenn sie sprach, in meine Augen sah und der meinen Blick gewissermaßen festhielt, so, daß ich während unseres Gespräches nichts von dem sehen konnte, was um uns her vorging. Ich schrak deshalb leicht zusammen, als ich plötzlich eine tiefe, leise Baßstimme neben mir sprechen hörte.

„Darf ich um die Ehre bitten, Fräulein Riel?"

Ich blickte auf. Ein großer, junger Mann, ein Athlet, stand, sich tief verbeugend, vor uns.

„Das ist Ihr Tanz, Herr Macondray," sagte Cora. „Ich hätte es nicht vergessen, auch wenn ich es nicht aufgeschrieben vor mir sähe. Aber wenn ich

ihn Ihnen nun schuldig bliebe? ... Würden Sie sehr böse sein? ... Ich bin müde, ich habe schon so viel getanzt, ich möchte noch eine kleine Weile still sitzen."

„O, Fräulein Niel," sagte der Riese kläglich.

„Nun, wenn Sie auf Ihr Recht bestehen . . ." Sie erhob sich langsam.

„Wie würde ich Ihnen gegenüber auf ein Recht bestehen, das Sie mir nicht gern einräumen? Aber es ist doch natürlich ... Nun, wie Sie befehlen . . ." Er warf mir einen unfreundlichen Blick zu.

„Sind Sie Sonnabend bei den Shorbs?" fragte Cora.

„Ja, ich werde dort sein," antwortete Macondray.

„Dann will ich meine Schuld mit Freuden bezahlen — und mit Zinsen, wenn Sie es wünschen. Niemand soll vor Ihnen meine Tanzkarte in die Hände bekommen. — Einverstanden? — Das ist hübsch! ... Sie sind mir nicht böse? ... Ich bin ja so müde ... Ich danke Ihnen ... Auf Sonnabend!"

Der junge Mann verbeugte sich und trat zurück.

„Wenn Herr Macondray mich nun todtschießt, so haben Sie mich auf dem Gewissen," sagte ich.

„Sie meinen, er denkt, daß ich ihn Ihretwegen abgewiesen habe?"

„Natürlich denkt er das ... Schade, daß es nicht wahr ist."

„Und wenn es wahr wäre?"

„Darauf würde ich stolz sein."

„O, Sie hätten eigentlich keinen Grund, darauf stolz zu sein. Hören Sie! Ich kenne Dan Macondray seit zehn Jahren oder länger. Ich weiß Alles, was er mir erzählen könnte. Ich bin ihm ebenfalls so bekannt, wie er mich jemals kennen lernen wird. — Nun frage ich Sie: was hätten wir uns zu sagen? Gar nichts. — Ich verzichte also in der That auf wenig, indem ich dem Vergnügen entsage, fünfzehn Minuten in seiner Gesellschaft zu verbringen. Sie kenne ich aber erst seit einer halben Stunde. — Ist Ihnen die Zeit lang geworden?"

„Nein, sicherlich nicht."

„Nun, mir auch nicht. — Mit Dan Macondray würde ich mich gelangweilt haben, und deshalb habe ich vorgezogen, noch etwas mit Ihnen zu plaudern. Aber Sie sehen nun selbst, daß kein Grund vorliegt, darauf stolz zu sein. — O, die Fremden sind Alle so eitel, viel eitler als die Amerikaner. Wenn ein Mädchen artig mit ihnen spricht, so bilden sie sich sofort ein, eine Eroberung gemacht zu haben."

„Der Gedanke lag mir fern," sagte ich mit einem leichten Anflug von Empfindlichkeit.

„Ach — was," fuhr Cora langsam und gleichgültig fort. „Ein bißchen haben Sie das doch gedacht — unwillkürlich, vielleicht ohne sich selbst davon Rechenschaft abzulegen. Aber das schadet auch gar nichts. Glauben Sie nur nicht, daß ich mich dadurch gekränkt fühle. — Mich hat eigentlich noch nie ein Mann gekränkt . . ." Sie machte eine kleine Pause. „Doch," sagte sie nachdenklich. „Jetzt fällt es mir ein: Einmal hat mich ein Mann gekränkt . . .

aber wie schnell habe ich das vergessen! — Und wissen Sie, jetzt, da ich daran zurückdenke: es war eigentlich ganz hübsch, sich gekränkt zu fühlen, wie ich es damals that. — Ich war noch sehr jung: achtzehn Jahre alt!"

„Und jetzt sind Sie ganz alt: zwanzig Jahre!"

„Ob das nun alt ist oder nicht — heute könnte mich derselbe Mann nicht mehr kränken, auch wenn er mir zum zweiten Male dasselbe anthäte, was mich vor zwei Jahren verletzte."

Ihre Augen ruhten fest und theilnahmlos auf mir.

„Fräulein Niel," fragte ich. „Haben alle junge Damen in New-Orleans so große Augen wie Sie?"

„O nein," antwortete sie ruhig und bestimmt. „Meine Augen sind ja sehr groß. Solche Augen gibt es auch in New-Orleans nur wenige, kaum mehr als hier." Sie blickte sich um. „Hier im Saale ist Niemand, der so große Augen hat wie ich. — Mein Vater hat auch sehr große Augen."

Das Gespräch ging noch eine Weile in dieser Weise weiter. Ich erzählte von dem Leben in Japan und erwähnte dabei geflissentlich meine Beziehungen zu Edgar Allen.

„Da steht er," sagte Cora und deutete mit den Augen nach der anderen Seite des Saales.

In der That: da stand der lange ‚Freiwillige', die Arme gekreuzt, nicht etwa finster oder verdrießlich blickend, aber auch nicht so kühl und „überlegen", wie ich ihn kannte. Etwas wie leichter Spott lagerte auf seinem hübschen Gesichte und blickte aus den hellen, scharfen Augen, mit denen er die Gesellschaft musterte.

„Das ist der Mann, der mich vor zwei Jahren gekränkt hat," fuhr Cora ohne jede Erregung fort.

„Edgar Allen?" fragte ich, als ob mich die Mittheilung überraschte.

„Nun, das wußten Sie doch! . . . Wie die Männer komisch sind! . . . Weshalb spielen Sie Comödie?"

„Aber Miß Niel!"

„Nun, Sie kennen doch die ganze Geschichte: Edgar hat sie Ihnen erzählt, oder Lizzy . . . Das ist doch ganz klar . . . Aber ich bin deshalb nicht im Geringsten böse . . . Sie halten mich gewiß für einen ‚Flirt'?"

„Ein Flirt ist doch nichts Böses?"

„Nein, durchaus nicht; aber Mancher, wenn er von einem Mädchen gesagt hat, sie ist ein Flirt, meint damit, sie ist eitel, gefallsüchtig und herzlos. — Nun ja: Wer ist denn nicht gern hübsch, und wer freute sich nicht zu gefallen? Aber braucht man deshalb herzlos zu sein?"

Der Tanz war vorüber. Ein neuer sollte beginnen. Wieder näherte sich ein junger Mann, der jedoch einige Schritte vor uns stehen blieb, als wollte er uns Zeit geben, unsere Unterhaltung zu beenden.

„Nun," sagte Cora, „ich will Sie jetzt nur freilassen, sonst sagen die Leute nachher, Sie hätten Ihr Herz an mich verloren."

„Die Leute hätten ganz recht."

„Das glauben Sie nicht, und Sie verlangen auch gar nicht, daß ich es glaube. — Die fremden Männer sind die größten Flirts, die ich kenne — da

haben wir unsere jungen Herren besser erzogen. Sehen Sie nur John Bradford, der jetzt mit mir tanzen will. Er macht sich gar nichts aus mir, und ist mir vollständig gleichgültig. Und nun soll ich mich mit ihm müde tanzen. Alles, was er hofft und wünscht, ist, daß ihm gestattet sein möge, sich später zu meiner Linken, neben Sophie Shorb, setzen zu dürfen."

„Das Vergnügen könnte er doch auch haben, ohne mit Ihnen zu tanzen. Laden Sie ihn doch ein, sich zu Ihrer Linken zu setzen, und gestatten Sie mir, den Platz zu Ihrer Rechten einzunehmen."

„Nein," antwortete Cora, „Sie würden ein zu scharfes Verhör vor Edgar zu bestehen haben, wenn ich Sie noch länger zurückhalten wollte." — Sie erhob sich langsam und sagte über die Schulter, mir schon halb den Rücken kehrend: „Wir sehen uns doch bei den Shorbs?" Und dann, ohne meine Antwort abzuwarten, näherte sie sich Herrn Bradford, der ihr mit einer linkischen Verbeugung den Arm bot und bald im Reigen mit ihr unter den anderen Tänzern verschwand.

Ich wandte mich nun nach der Seite, wo ich Heyden und Sophie Shorb gelassen hatte — aber die Plätze waren leer. Bald erblickte ich das hübsche Pärchen auf der anderen Seite des Saales tanzend, und ich bemerkte, daß während sich die Beiden in schnellem Tacte drehten, Heyden zu seiner kleinen Tänzerin sprach. — Sie hielt das Köpfchen gesenkt und antwortete nicht. — „Auf einen Schelmen — anderthalbe!" sagte ich vor mich hin. „Fräulein Sophie Shorb, nehmen Sie sich in Acht, Sie großer Flirt: Sie haben Ihren Meister gefunden!" — Immer unangenehmer wurde mir der schöne Ulrich, und ich wunderte mich, daß ich ihn in Japan ohne Ueberwindung freundlich behandelt hatte. — Sodann erblickte ich die beiden Geschwister Edgar und Lizzy neben einander stehend. Sie sahen gelangweilt aus. Ich zog meine Uhr aus der Tasche. Es war bereits spät geworden. Ich trat auf Lizzy zu.

„Herr Douglas ist wohl schon gegangen?" fragte ich.

„Ja," antwortete Lizzy; „und ich möchte ihm bald folgen. Es ist sehr heiß. Ich habe Kopfschmerzen."

„Sie haben nur zu befehlen. Ich stehe jeden Augenblick zur Verfügung."

„Wartet noch fünf Minuten," sagte Edgar, sich in das Gespräch mischend.

Er schritt durch den Saal gerade auf Cora Niel zu. Lizzy's Blicke verfolgten ihn aufmerksam. Wir konnten sein Gesicht nicht sehen, da er uns den Rücken zuwandte, aber daß er entschlossen auf ein bestimmtes Ziel lossteuerte, das konnte man an seinem Gange erkennen.

„Er will mit ihr sprechen," flüsterte Lizzy.

Jetzt stand Edgar, nachdem er sich leicht verbeugt hatte, vor Cora Niel... Sie hob träge und gleichgültig die Augen; dann sah ich an der Bewegung ihrer Lippen, daß sie einige Worte sprach. Edgar entfernte sich gleich darauf wieder von ihr.

„Er hat sie zum Tanze aufgefordert," raunte mir Lizzy zu. „Das müssen wir mit ansehen."

Aber als der nächste Tanz gekommen war, nahm Cora den Arm eines mir unbekannten jungen Mannes, und Edgar gesellte sich wieder zu uns.

„Nun," fragte Lizzi, „tanzest Du nicht mit Cora?"

„Nein," antwortete Edgar kurz angebunden.

„Ich glaubte, Du hättest sie aufgefordert?"

Darauf gab Edgar gar keinen Bescheid. — Artige Brüder gehören auch in den Vereinigten Staaten, diesem Paradies der Frauen, zu den Seltenheiten; und auch die verwöhnten amerikanischen Mädchen und Frauen lassen sich von ihren Brüdern — und von diesen allein — kurze Behandlung gefallen, ohne böse zu werden.

„Ich habe hier nichts mehr zu thun," sagte Edgar; „und wenn es Euch gefällt, so können wir meinetwegen nach Hause gehen."

Wir näherten uns darauf dem Ausgang des Saales. An der Thür blieb Lizzy stehen und wandte sich noch einmal um. Aber ihr Blick fand wohl nicht, was sie suchte. Sie machte eine leichte Bewegung mit den Schultern, nahm den Arm ihres Bruders und sagte in leisem, müdem Tone: „Komm! Laß uns gehen!"

* * *

Am nächsten Morgen begab ich mich zu Heyden. Ich fühlte mich nicht etwa verpflichtet, ihm einen Besuch zu machen, wennschon er wohl ein Dutzend Male bei mir gewesen war; aber ich empfand das Bedürfniß, mit ihm zu sprechen. Ich wollte ihm sagen, daß er gut daran thun würde, seine Besuche im Douglas'schen Hause etwas einzuschränken. Wie ich ihm das beibringen würde, darüber war ich mir noch nicht klar; aber ich wollte es ihm sagen, als einen guten Rath, den ich ihm uneigennützig ertheilte, oder, wenn das nicht genügte, als einen wohlüberlegten Wunsch von mir, dem ich Gewicht zu verschaffen wissen würde.

Heyden war soeben erst aufgestanden, und ich fand ihn Thee trinkend. Mein Besuch überraschte ihn, und er konnte dies nicht verbergen, obschon er sich bemühte, auszusehen, als ob er demselben keine besondere Bedeutung beimesse. Er begann sofort von dem gestrigen Ball zu sprechen, erzählte, wie gut er sich dort unterhalten habe, daß er die Ehre gehabt, die Schönste des Balles, Fräulein Cora Niel, zu Tisch zu führen, daß ihm aber eigentlich die kleine Sophie Shorb noch besser gefiele, daß er erst um fünf Uhr nach Hause gekommen sei, in wenigen Tagen auf einen anderen Ball gehen werde, wo er ja wohl annehmen dürfte, mich ebenfalls zu sehen — und so fort. — Ich hatte ihn früher nie so gesprächig gefunden.

„Sie sind früh nach Hause gegangen," unterbrach er endlich seinen wortreichen Bericht.

„Nun, es war wohl zwei Uhr," antwortete ich. „Frau Douglas fühlte sich nicht ganz wohl."

„Da werde ich nach dem Frühstück zu ihr gehen, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen."

„Das würde ich an Ihrer Stelle nicht thun," sagte ich.

„Warum?" fragte er verwundert und augenscheinlich unangenehm überrascht.

Ich gab ihm darauf keine gerade Antwort, sondern ruhig überlegend sprach ich bedächtig meine Ansicht im Allgemeinen über californische Familienverhältnisse aus, so weit ich in der Lage gewesen war, mir eine solche nach kurzem Aufenthalt in San Francisco zu bilden.

„Man muß doch die Dinge nehmen, wie sie sind," sagte ich. „Die Californier machen auf mich den Eindruck des geraden Gegentheils von sogenannten bequemen Ehemännern. Und sodann haben sie eine so uncivilisirte, unliebenswürdige Art, bei jeder Kleinigkeit den Revolver in die Hand zu nehmen. Man hat mir von ganz friedliebenden, ruhigen Leuten erzählt, sie trügen eine solche Waffe gewohnheitsmäßig bei sich. — Das haben wir ja in Japan früher auch gethan, ohne deswegen für Raufbolde gelten zu können. — Aber die Sitte ist keine ganz ungefährliche, und es sollte mich nicht wundern, wenn Herr Douglas derselben huldigte. — Daß die Männer hier nach italienischen und spanischen Mustern eifersüchtig wären, möchte ich entschieden bezweifeln. Ich glaube, sie haben großes, und in den meisten Fällen auch gerechtfertigtes Vertrauen zu ihren Frauen. Ich kann mir z. B. nicht vorstellen, daß Frau Douglas ihrem Manne irgend welchen Grund zur Eifersucht geben könnte; dagegen wird es mir gar nicht schwer anzunehmen, daß Herr Douglas eine recht ausgesprochene Abneigung gegen einen Mann fassen könnte, der ihm irgend welchen Grund gäbe, zu glauben, daß er, der andere Mann, sich Frau Douglas mit ungebührlichen Bestrebungen und Hoffnungen näherte. Nun" — fuhr ich fort, zur graden Anrede übergehend — „mag es ihm aufgefallen sein, daß Sie die Gesellschaft seiner Frau häufiger aufsuchen, als eine kurze Bekanntschaft mit ihr vielleicht in seinen Augen rechtfertigt, und er scheint mir der Mann zu sein, Sie darüber in unverbindlicher Weise um Aufklärung zu bitten. Darum, Verehrtester, möchte ich Ihnen den Rath ertheilen, sich nicht so angelegentlich nach dem Befinden der Frau Douglas zu erkundigen. Falls Sie sich wirklich so sehr um ihre Gesundheit kümmern, kann ich Ihnen die beruhigende Versicherung geben, daß diese zu keinerlei Besorgniß Veranlassung bietet; falls Sie aber annehmen sollten, daß Sie eine einfache Pflicht der Höflichkeit erfüllen, wenn Sie sich danach erkundigen, wie ihr der gestrige Ball bekommen ist, glaube ich Ihnen bestimmt erklären zu können, daß weder Herr noch Frau Douglas Sie für unhöflich halten werden, wenn Sie etwas weniger Eifer in der Erfüllung jener Pflicht zur Schau tragen."

Heyden hatte mir aufmerksam und mit sichtlicher Befangenheit zugehört. „Haben Sie irgend welche Anzeichen dafür," fragte er nachdenklich, „daß Douglas auf mich eifersüchtig wäre?"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich ihn nicht für eifersüchtig halte — im gewöhnlichen Sinne des Wortes — aber ich habe anderseits in der That Anzeichen dafür, daß ihm Ihr Benehmen seiner Frau gegenüber mißfällt."

„Lächerlich! Sehen Sie nicht selbst, lieber Freund, daß das geradezu lächerlich ist?"

„Lächerlich? — Nein," antwortete ich. „Absonderlich vielleicht, unangenehm, ungerechtfertigt — aber nicht gerade lächerlich — und jedenfalls, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, zur Vorsicht mahnend."

Es wurde angeklopft.

„Herein!“

Douglas trat in das Zimmer. Ich sah den schönen Ulrich erbleichen.

Der vierschrötige untersetzte Californier, mit dem festgeschlossenen Munde, der breiten Stirn und dem entschlossenen Blicke der kalten grauen Augen sah nicht liebenswürdig und bequem aus. Mir selbst wurde bei seinem Anblick unbehaglich zu Muthe. Ich wußte zwar schon aus eigener Anschauung, daß die Geschichten der californischen Revolverhelden, die ich in hübschen Novellen gelesen hatte, die bestehenden Zustände nicht mehr getreulich schilderten; aber ich hatte auch bereits erkannt, daß der alte Californier noch immer eine ausgesprochene Vorliebe dafür hatte, das Gesetz in die Hand zu nehmen und sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, wenn er sich gekränkt fühlte; und es war mir, nach meiner gestrigen Unterredung mit Douglas, ganz klar, daß dieser in solcher Absicht Heyden einen Besuch abstattete. — Er sagte kurz „'Morgen,“ drückte mir die Hand, und ließ sich auf einem Stuhl nieder, ohne eine Aufforderung des Wirthes, sich zu setzen, abgewartet zu haben. Dann saß er eine Minute, die mir lang erschien — und Heyden wohl noch länger — stumm da, die Unterlippe über die Oberlippe gezogen und sich das harte, glattrasirte Kinn streichelnd, und endlich begann er, ohne weitere Umschweife auf das Ziel loszusteuern, das er im Auge hatte:

„Haben Sie Ihrem Freund schon den Gegenstand unserer gestrigen Unterhaltung mitgetheilt?“ fragte er, sich an mich wendend; und ohne meine Antwort abzuwarten und Heyden ganz unbeachtet lassend, fuhr er fort: „Und was sagt Ihr Freund dazu?“

Heyden erhob sich und machte einen Schritt nach der Thür, die nach seinem Schlafzimmer führte.

Douglas stellte sich ihm mit seiner breiten Gestalt entgegen: „Halt!“ sagte er, „keinen Schritt! Bleiben Sie nur ruhig sitzen.“

„Was soll das bedeuten?“ rief Heyden aufgeregt. „Ist das ein verabredeter Ueberfall? Was wollen Sie von mir? Wie können Sie wagen, ohne meine Erlaubniß in meine Wohnung zu dringen?“

„Wagen, junger Mann?“ entgegnete Douglas mit einem breiten Lächeln. „Sie glauben doch nicht etwa, daß viel Muth dazu gehört, Sie im Lager aufzusuchen? — Ein verabredeter Ueberfall? — Selbstüberhebung, junger Mann! — Einer von uns beiden“ — auf mich deutend — „würde allzeit genug sein für Zwei wie Sie. Ja, glauben Sie mir nur — auch wenn Sie das kleine Ding in der Hand hielten, das Sie sich soeben aus dem Schlafzimmer holen wollten, so würde ich mich nicht vor Ihnen fürchten. Sie sind nicht gefährlich, junger Mann — und das wissen Sie; und Sie wissen auch, daß ich es weiß. Aber, was Sie nicht zu wissen scheinen und was ich Ihnen hiermit sagen wollte, ist, daß ich nicht ungefährlich bin, und daß es ein nicht unbedenkliches Wagniß sein würde, ohne meine Erlaubniß in meine Wohnung zu dringen. — Und nun sehen Sie, wie schnell man mit einer freundschaftlichen Unterhaltung zum Ziele kommt: ich wollte Ihnen nur sagen, daß es mir nicht mehr gefällt, Sie in meinem Hause zu sehen.“

„Herr . . .!“ sagte Heyden mit bebender Stimme; „ich verkenne keinen Augenblick Ihr Recht, mir Ihr Haus zu verbieten; aber es ist mein Recht, Sie zu fragen, weshalb Sie das thun. Sie sind mir eine Erklärung dafür schuldig, wenn Sie den Namen eines „Gentleman“ führen wollen.“

Ich fürchtete, Douglas werde eine zornige Antwort geben; aber er blieb unbewegt.

„Gentleman!“ sagte er ruhig. „Wer dünkt sich nicht, den Namen tragen zu dürfen? — Jeder Schuhputzer! Mir liegt gar nichts an dem Titel, wenn ich sehe, mit wieviel Hunderttausenden von Lumpen ich ihn theilen muß. — Aber mit der gewünschten Erklärung stehe ich gern zu Diensten, wennschon ich Ihnen damit vielleicht keine besondere Freude mache: Ihre glattgescheitelten Haare gefallen mir nicht; Ihr spitzer Schnurrbart, der Diamantring an Ihrem kleinen Finger, Ihr Schneider, Ihr Schuster und Ihr Handschuhmacher gefallen mir nicht. — Genügt Ihnen diese Erklärung? Wollen Sie noch eine andere, junger Mann? Sprechen Sie dreist heraus. — Ich stehe zu Diensten. Immer gern verbindlich, wo es sich machen läßt; aber vielleicht ist es Ihnen nun schon klar, daß es mir keinen Spaß machen kann, Jemanden in meinem Hause zu sehen, an dem mir so Vieles nicht gefällt.“

Die Antwort, die Heyden vorbrachte, zeugte weder von großer Erfindungsgabe noch von Heldenmuth, „Sie mißfallen mir ebenfalls in hohem Grade . . . Herr!“ rief er wüthend.

„Nun, dann ist ja Alles in schönster Ordnung,“ entgegnete Douglas gelassen. „Eine auf gegenseitigem Mißfallen begründete Gesellschaft ist ohne Seelenschmerz aufzulösen. Wir trennen uns demnach hiermit in aller Freundschaft.“ — Er erhob sich und nahm seinen Hut. „Sie wissen, wo ich zu finden bin, wenn Sie mir noch etwas zu sagen haben; aber nur, wenn Sie mir etwas zu sagen haben. Sonst ist es vielleicht am besten, Sie vergessen es.“ — Er wandte sich nun wieder zu mir. „Begleiten Sie mich?“ fragte er, „oder wollen Sie unserm jungen Freunde noch etwas Gesellschaft leisten?“

„Ich bleibe,“ antwortete ich.

Darauf drückte mir Douglas die Hand zum Abschied und entfernte sich, ohne sich weiter um Heyden gekümmert zu haben.

Dieser saß eine Weile wie versteinert da; dann schoß ihm das Blut in das bleiche Gesicht. „Dieser . . . dieser . . . “ Er suchte vergeblich nach einem Worte.

Ich war nicht geneigt, ihm zu Hülfe zu kommen. Ich hatte meine Freude an der vollständigen Niederlage, die „Schönheit“ erlitten hatte, und ich war nur noch geblieben, um den Anschein zu vermeiden, als ob ich meinen Rückzug unter Douglas' starkem Schutz angetreten hätte.

Heyden wandte sich plötzlich zu mir und sagte mit bebenden Lippen und sprühenden Augen: „Daß Sie, ein Landsmann, ein langjähriger Genosse aus Japan, sich mit diesem . . . diesem Tölpel gegen mich verbinden konnten, hätte ich in der That nicht erwartet.“

Ich wollte Herrn Ulrich Heyden nicht gestatten, seine Wuth an mir auszulassen, und wies ihn zur Ruhe mit wenigen Worten, die er ohne Wider-

spruch hinnahm, wenn schon sie nicht gerade freundlich waren. Und nachdem ich auf diese Weise der letzten Zusammenkunft in Californien mit Ulrich Heyden einen Abschluß gegeben hatte, wie ich ihn wünschte, entfernte ich mich, überließ die gekränkte „Schönheit" ihrem Schicksale und begab mich nach meiner Wohnung zurück.

Douglas hatte sicherlich weder mit seiner Frau noch mit Edgar von den „freundschaftlichen" Auseinandersetzungen mit Heyden gesprochen, und ich hatte um so weniger Veranlassung dies zu thun, als ich Frau Lizzy, zum ersten Male, seitdem ich sie kennen gelernt hatte, schlechter Laune fand. Sie schob das auf eine Migräne, die sie sich am vorhergehenden Abend in den heißen Räumen der Villa Sanders geholt haben wollte, aber ich glaubte nicht recht daran. Die blühende junge Frau sah mir gar nicht danach aus, als ob ein bißchen Hitze und Staub ihr Kopfschmerzen verursachen könnten. Ich dachte mir vorläufig, daß sie sich geärgert oder beunruhigt hätte, und ich schob ihr angebliches Unwohlsein auf ihre lange Unterhaltung mit Heyden, und ferner darauf, daß Heyden Frau Lizzy im späteren Verlauf des Abends ziemlich vernachlässigt und sich beinah ausschließlich mit dem liebenswürdigen jungen „Flirt" Sophie Shorb beschäftigt hatte. — Auch Edgar zeigte sich nicht nur einsilbig — das würde mir bei ihm nicht aufgefallen sein, denn er war überhaupt nicht gesprächig — sondern, wie seine Schwester, sichtbar verstimmt. Und da drängten sich mir plötzlich Betrachtungen auf, die nicht gerade menschenfreundlich, aber trotzdem, so meine ich, natürlich und deshalb auch berechtigt waren. Ich machte mir unwillkürlich klar, daß die Familie Douglas und Allen mich doch eigentlich wenig angingen, und daß ich mich nicht verpflichtet zu fühlen brauchte, unter der üblen Laune einzelner Mitglieder derselben, wenn auch nicht gerade zu leiden, so doch, mich zu langweilen. Es waren sicherlich gute, brave Leute, und sie hatten mich auf das herzlichste aufgenommen; aber Gastfreundschaft wird in den Ländern, aus denen ich kam, als etwas Selbstverständliches betrachtet, für das man weder Dank erwarten darf noch zu zollen braucht, und während ich den ‚Freiwilligen' keineswegs für meinen Schuldner hielt, weil er mein Haus in Yokohama jahrelang wie das seine betrachtet hatte, so fühlte ich mich meinerseits meinen freundlichen californischen Wirthen gegenüber jeder besonderen Verpflichtung ledig. Wir behandelten einander herzlich und artig, und damit war unsere Rechnung gegenseitiger gesellschaftlicher Verpflichtungen vollständig ausgeglichen. — Wahrhaft freundschaftliche Beziehungen, wie sie, wenn man einmal die erste Jugend überschritten hat, nur langjähriger, reger Verkehr unmerklich, langsam zwischen gesinnungsverwandten Menschen erzeugt, bestanden nicht zwischen uns. Wir waren Bekannte geworden, die sich gern hatten; aber die Douglas, die ich vor vierzehn Tagen zum ersten Male gesehen hatte, und von denen ich nichts weiter sagen konnte, als daß sie mir sympathisch waren, hätten jeden Augenblick wieder aus meinem Kreise verschwinden können, ohne auf längere Zeit eine Lücke in meinem Leben zu lassen; — und ich hatte keinen Grund anzunehmen, daß ihre freundschaftlichen Empfindungen für mich tiefere Wurzeln in ihren Herzen geschlagen hätten, als meine selbstlosen und wohlwollenden Gesinnungen für sie

in dem meinen. — Ich zürnte Frau Douglas nicht etwa, verdrießlich zu sein und mich dadurch in Mitleidenschaft zu ziehen — wennschon ich im Allgemeinen immer der Ansicht gewesen bin, daß ein Jeder das ihm aufgebürdete Päckchen oder Packet von Aerger, Verdruß, Kummer und Sorgen allein tragen sollte; — aber ich hatte Edgar's Einladung, in der Villa Douglas zu wohnen, nur unter der selbstverständlichen Voraussetzung angenommen, daß ich mich dort in jeder Beziehung wohler befinden werde, als im Gasthause, und wenn dies nicht zutraf und ich mich in meiner Voraussetzung getäuscht hatte, so war kein Grund vorhanden, weshalb ich nicht sofort die nöthigen Schritte thun sollte, um den von mir begangenen Irrthum wieder gut zu machen. — Die Geschäfte, die mich nach San Francisco geführt hatten, waren beendigt: es war ursprünglich meine Absicht gewesen, drei Wochen dort zu bleiben; aber nun beschloß ich, die mir noch zur Verfügung stehende freie Zeit zu benutzen, um auf der kürzlich eröffneten „Central-Pacific"-Eisenbahn über Omaha und Chicago nach New-York zu fahren, und dort bis zum Ablauf meines Urlaubs zu bleiben und San Francisco nur noch auf einen Tag, auf der Rückfahrt nach Japan, zu berühren.

Während mir diese Gedanken im Kopfe umhergingen, hatten weder Lizzy noch Edgar, die mit mir auf der Veranda saßen, auch nur ein Wort gesprochen. Die junge Frau hatte mit einem offenen Buche in der Hand bewegungslos dagesessen, und es war mir nicht entgangen, daß sie keine Seite darin umgeschlagen, und Edgar hatte nachdenklich die leichten Rauchwolken seines „Cortados" in die klare Luft hinausgeblasen.

Ich unterbrach eine Pause, die wohl zehn Minuten gedauert hatte, als ich, nach einer kurzen Einleitung, in der ich sagte, es werde mir nicht leicht, die Villa Douglas zu verlassen, in der ich so freundlich aufgenommen worden sei, ankündigte, ich beabsichtige, morgen oder übermorgen nach New-York abzureisen. Edgar, der von Anfang an gewußt hatte, daß meines Bleibens in San Francisco nicht von langer Dauer sein könnte, rührte sich nicht auf seinem Schaukelstuhl; aber Lizzy blickte überrascht, beinahe erschrocken von ihrem Buche auf. „Sie wollen uns schon verlassen? — Nein! Das können Sie nicht im Ernst meinen!"

„Es ist doch so," antwortete ich; „und ich bedaure es; aber Geschäft geht vor Vergnügen, wie Sie ja wissen. Ich wollte eigentlich schon nach zwei Monaten in Japan zurück sein, und es wird nun wohl ein viertel Jahr darüber hingehen, da ich noch in New-York zu thun habe und mir einige von den großen Städten, die zwischen hier und dem Atlantischen liegen, ansehen möchte."

„Edgar, sag' Deinem Freunde, daß er noch hierbleiben soll."

Aber der ‚Freiwillige' kam seiner Schwester nicht zu Hülfe. „Ich reise morgen oder übermorgen ebenfalls nach New-York," sagte er.

„Du? Aber ich bitte Dich, — was kann Dich von hier forttreiben? Was hast Du in New-York zu thun?"

„Ich muß den Governor sehen."

„Papa kommt, wie Du weißt, in spätestens zwei Monaten nach San Francisco. Es war ja fest verabredet, daß Ihr Euch hier treffen würdet."

„Der alte Mann verzehrt sich in Sehnsucht nach mir; ich muß ihn suchen, darf ihn nicht länger harren lassen."

„Wozu die Scherze, Edgar? Du weißt sehr gut, daß Papa Dir immer jede Freude gönnt, und ganz damit einverstanden ist, daß Du ihn hier erwartest. Du hast nichts in New-York zu thun."

„Du unterschätzest die väterliche Zärtlichkeit für mich; aber gleichviel! So lerne denn die Gefühle eines pflichttreuen Sohnes kennen: mich verlangt danach, dem alten Herrn die biedere Rechte zu drücken und ihm ins treue Auge zu schauen."

„Du solltest nicht spotten, wenn Du von Papa sprichst. Es ist unrecht, ich mag es nicht hören. — Weshalb willst Du fort von hier — nach New-York?"

„Aber Lizzy, angebetete Schwester, sage mir, was bleibt mir hier noch zu thun, nachdem ich mich zu meiner innigsten Befriedigung davon überzeugt habe, daß der kostbare Schatz Deiner Liebe für mich nicht verringert worden ist, und daß Du Dich besten Wohlseins erfreust. — Ist San Francisco nicht das staubigste Nest auf Gottes Erdboden und das langweiligste obendrein für Jeden, der hier nichts zu thun hat und sich nichts zu schaffen machen will? — Was soll ich hier anfangen? Welche Freude, außer der bereits genossenen, Dich zu sehen, kannst Du mir hier bieten?"

„In zwei Tagen ist der hübsche Ball bei Shorbs," sagte Lizzy kleinlaut. „Du würdest dort all Deine alten Freunde und Freundinnen antreffen. — In New-York kennst Du Niemanden außer Papa. Nicht einen Freund, kaum einen Bekannten findest Du dort."

„Meine hiesigen Freunde und Bekannten, Männlein sowohl wie Fräulein, können, wie ich hartherzig genug bin einzugestehen, in keiner Weise dazu beitragen, den Reiz der Hauptstadt Californiens für mich zu vergrößern. Du mußt schon etwas Anderes finden."

„Du hast Sophie Shorb versprochen, Du würdest kommen, und Du hast ihr sogar versprochen, Deine beiden Freunde, unsern Gast und Herrn Heyden, mitzubringen."

„Unser geehrter Gast will, wie Du soeben aus seinem Munde vernommen hast, morgen oder übermorgen abreisen. Den könnte ich also unter keinen Umständen bei den Shorbs einführen; an meiner Person ist meiner liebenswürdigen jungen Freundin Sophie gar nichts gelegen, und an Heyden wird sie sich wohl selbst gewandt haben, denn sie fragte mich, ob sich sein Name mit einem „i" oder mit einem „y" schreibe . . . Da fällt mir übrigens ein, daß Heyden's Benehmen gegenüber Sophie Shorb deren Anbeter, John Bradford, in hohem Maße mißfallen hat. Meine Absicht war sogar, Heyden darauf aufmerksam und ihn, den Fremdling, mit gewissen charakteristischen Eigenthümlichkeiten der eingeborenen Gourmacher bekannt zu machen."

Frau Lizzy Douglas schoß das Blut in das zarte Antlitz, und sie sagte gereizt: „Unsere jungen Herren hier scheinen zu glauben, daß sie das Recht gepachtet haben, mit den Mädchen, die ihnen gefallen, zu sprechen und zu tanzen. Herr Heyden hat nicht mehr mit Sophie Shorb gesprochen, als mit anderen

Damen, unter andern auch mit Cora Niel und mit mir. John Bradford hat kein Recht, ihm irgend welche Vorstellungen zu machen."

„Ob er ein Recht dazu hat, ist eine offene Frage. Du kannst Dich aber darauf verlassen, daß er so handeln wird, als ob er es zweifellos besäße. — Du solltest Dich übrigens deswegen nicht aufregen. Was gehen uns Ulrich Heyden und John Bradford an? Laß sich die Beiden nur unter sich verständigen."

Es schien mir, als ob das Gespräch eine Wendung genommen hätte, die Lizzy peinlich war, und da Douglas jeden Augenblick eintreten konnte und ich vermeiden wollte, daß Lizzy in seiner Gegenwart sich geneigt zeigte, Partei für Heyden gegen Bradford zu nehmen, so sagte ich: „An mir soll es nicht liegen, wenn wir nicht Alle zu Mrs. Shorb gehen. Es ist ohne Bedeutung für mich, ob ich einen Tag früher oder später in New-York eintreffe, und ich bleibe gern bis nach dem Balle hier, wenn Sie, Edgar, mich bei den Eltern von Fräulein Shorb, denen ich noch nicht vorgestellt bin, einführen wollen."

Ich gestehe offen, daß meine Bereitwilligkeit, Frau Lizzy in dem vorliegenden Falle nachzugeben, in nicht geringem Maße durch den Wunsch beeinflußt war, Fräulein Cora Niel vor meiner Abreise noch einmal wiederzusehen. Das konnte Frau Douglas nicht ahnen, und sie nickte mir dankbar zu, während Edgar auf meinen Vorschlag antwortete, es sei der eigentliche Zweck seines sonst nutzlosen Daseins, seinen Zeitgenossen Freude zu bereiten, und wenn ich mir Vergnügen davon verspräche, die bei Frau Shorb versammelten californischen Schönheiten zu bewundern, so wolle er mir durch die gewünschte Vorstellung gern Gelegenheit dazu bieten.

„Ich kann Sie sogleich zu Mrs. Shorb führen," schloß er; „es ist jetzt gerade die Stunde, zu der die hiesigen „oberen Zehntausend" ihre Visitenkarten auszutauschen pflegen."

Ich war damit einverstanden, und wir verabschiedeten uns darauf von Frau Lizzy. „Ich hoffe immer noch," sagte sie, indem sie mir die Hand reichte, „daß Sie sich überreden lassen werden, wenigstens noch eine Woche hier zu bleiben. Ich verspreche, sie Ihnen so angenehm zu machen, wie es mir nur möglich ist. Ich werde damit anfangen, daß ich Ihnen auf Montag unsere aller-allerhübschesten Mädchen einlade. Sie sollen nur tadellose Schönheiten sehen, und ich will sie Alle gegen Sie aufhetzen. Einer von ihnen wird es hoffentlich gelingen, Sie gefangen zu nehmen."

Ich antwortete darauf mit einigen entschuldigenden Worten, die sie aber nicht annehmen wollte, und machte mich sodann mit Edgar auf den Weg zu Mrs. Shorb.

Es war ein heller, sonniger Tag, aber der Wind wirbelte hier und da dicke Staubwolken auf, die den Aufenthalt im Freien unangenehm machten. Die Straßen des vornehmen Viertels, in dem wir uns befanden, waren leer.

Edgar ging eine Weile schweigsam neben mir her, dann sagte er plötzlich: „Wie hat Ihnen Cora gefallen?"

Ich antwortete, ich fände sie sehr schön und hätte mich recht gut mit ihr unterhalten.

„Sie ist der herzloseste Flirt zwischen San Francisco und New-York und zwischen Quebeck und New-Orleans. — Gestern hatte sie es in erster Linie auf Sie abgesehen — worauf Sie übrigens gar nicht stolz zu sein brauchen. Sie waren der Neuste, . . . das genügte ihr. Hat sie Ihnen nicht einige unglaubliche Schmeicheleien gesagt? — Das ist nämlich ihre starke Seite."

„Nein," antwortete ich lächelnd. „Mit solch schwerem Geschütz ist sie noch nicht vorgegangen."

„Das wird schon kommen," sagte Edgar. „Sie wird schon irgend Etwas an Ihnen entdecken, was einen besondern „Charme" hat, und Sie wird es Ihnen grade ins Gesicht sagen, wie etwas ganz Selbstverständliches, und Sie werden sich darüber freuen . . . Ja, mein Lieber, Sie werden sich positiv darüber freuen und sich am Abend, wenn Sie allein sind, darauf hin prüfen oder im Spiegel betrachten, je nachdem Cora es für gut befunden haben wird, Ihnen eine große geistige oder körperliche Schönheit anzudichten. — Sehen Sie mir an, daß ich treue und kluge Augen habe? Fräulein Cora hat es mir eines Tages angesehen und hat es mir gesagt — und ich habe es heruntergeschluckt wie milden Whiskey." Er lachte höhnisch.

„Ich glaube, Sie halten mich für jünger als ich bin."

„Nein — ich schätze Ihr Alter ganz richtig! Weshalb sollten Sie nicht ebenso leicht zu erobern sein, wie ich und die meisten Andern? Es gibt gar nichts Leichteres für ein schönes Mädchen, als einen Mann zu erobern, so lange das auserkorene Opfer die Dreißig noch nicht allzuweit überschritten hat. — Fühlen Sie sich noch gar nicht verwundet?"

Ich schüttelte den Kopf; aber ich war mir bewußt, nicht ganz aufrichtig zu sein.

„Nun, Sie müssen ihr noch ein bißchen Zeit geben," fuhr Edgar fort.

„Das kann ich aber nicht, wie Sie wissen, da ich am Montag abreise."

„Sie werden doch nicht an dem Tage von hier fortgehen wollen, an dem meine Schwester Ihnen zu Ehren ein Fest gibt?" — Er wartete meine Antwort nicht ab: „Wovon haben Sie eigentlich mit Cora gesprochen?" fragte er.

„Von allem Möglichen."

„Von Ihnen hauptsächlich und von ihr."

„Ja, wir haben auch von uns gesprochen."

„Wohl auch von mir?"

„Ebenfalls von Ihnen."

„Und was sagte sie Ihnen von mir?"

Edgar fragte in gleichgültigem Tone, aber ich wußte wohl, daß er begierig war, meine Antwort zu hören. Es lag mir jedoch nichts daran, ihm zu zeigen, daß er mich nicht so leicht täuschen könnte, und ich entgegnete deshalb unbefangen, ich habe Fräulein Niel's Aeußerungen entnehmen zu können geglaubt, daß er, der ‚Freiwillige', ihr vor Jahr und Tag Sachen gesagt habe, die ihr peinlich gewesen wären.

„Weiter nichts?"

„Nein — weiter nichts, so viel ich mich besinne."

„Sie hat Ihnen nicht anvertraut, was ich ihr gesagt habe?“

„Nein, das hat sie nicht gethan. Sie sagte nur, Sie hätten sie vor zwei Jahren gekränkt; aber das habe sie vergessen.“

„Da hat sie einmal die Wahrheit gesagt. — In vier und zwanzig Stunden hatte sie es ganz und gar vergessen.“

Weshalb sollte ich bei dem Frage- und Antwortenspiel nicht einmal der Fragende sein: „Was wollten Sie eigentlich von Fräulein Niel,“ fragte ich, „als Sie, kurz bevor wir gingen, einige Worte mit ihr wechselten?“

„Mit ihr sprechen wollte ich,“ antwortete Edgar mürrisch.

„Nun?“

„Sie bedauerte, mir keine Gelegenheit dazu bieten zu können, sie sei für den ganzen Abend versagt. — Das hat sie nicht verhindert, sich eine Stunde später von Heyden zu Tisch führen zu lassen. — Ein glücklicher Bursche, Ulrich Heyden! Der versteht es, mit Frauen und Mädchen umzugehen! Dem bricht so leicht keine das Herz . . . Aber er sollte sich vor John Bradford in Acht nehmen.“

„Und vor Douglas,“ dachte ich mir; aber das sagte ich nicht, und statt dessen: „Sie sind ihm wohl auch nicht hold?“

„Ich würde ihm nicht nachspringen, um ihn zu retten, wenn er ins Wasser fiele,“ sagte der ‚Freiwillige‘; „aber ich würde ihn auch nicht über Bord stoßen.“

Wir hatten das Ziel unseres Spazierganges erreicht. Frau Shorb war zu Hause und empfing uns mit herzlicher Freundlichkeit. Es war eine kleine, behäbige, noch jung aussehende Dame, mit hellen, klugen Augen, feinem Näschen, sorgfältig gepflegten weißen Händchen und regelmäßigen, hübschen Zähnen. Sie schien sich in ihren vier Pfählen sehr wohl zu fühlen und zeigte sich mit Gewandtheit und ohne Hast bemüht, ihren Gästen den Aufenthalt in ihrem Hause angenehm zu machen. — Die kleine Sophie, der große „Flirt“, die bei hellem Tageslicht womöglich noch hübscher, frischer und niedlicher aussah, als im Ballsaal, wo ich sie Abends vorher kennen gelernt hatte, stand ihrer Mutter beim Empfang der Gäste dienstbeflissen zur Seite. Die Hitze in den Sandersschen Räumen, über die Lizzy geklagt, hatte Fräulein Shorb sicherlich keine Kopfschmerzen verursacht. — Sie ließ sich sofort mit der den amerikanischen jungen Mädchen eigenthümlichen Sicherheit in ein Gespräch mit mir ein, das jedoch bald durch das Eintreten eines Dienstboten unterbrochen wurde, der der Frau des Hauses eine Visitenkarte überreichte.

„Sehr willkommen!“ sagte Frau Shorb. „Bitten Sie den Herrn, einzutreten,“ und gleich darauf erschien Ulrich Heyden in der Thür.

Er zuckte leicht zusammen, als er mich und Edgar Allen erblickte, aber ich allein bemerkte dies wohl, denn er faßte sich schnell wieder, verbeugte sich vor Frau Shorb, drückte Sophie die Hand, die diese ihm gereicht hatte und begrüßte den ‚Freiwilligen‘ und mich durch ein kurzes Nicken des Hauptes. Er war womöglich noch glatter gescheitelt als gewöhnlich; aber trotzdem nicht in seiner besten „Form“. Er sah blaß und angegriffen aus.

„Mein Besuch ist ein sehr trauriger für mich," begann er, sobald er sich gesetzt hatte; „ich konnte mich noch heute früh der angenehmen Hoffnung hingeben, Ihnen nur meinen Dank abzustatten zu haben für die gütige Einladung, mit der Sie mich beehrt haben, — aber nun muß ich dem hinzufügen, daß ich derselben, zu meinem lebhaften Bedauern, nicht folgen kann."

„Oh," machte die kleine Sophie traurig und enttäuscht.

„Ja," fuhr Heyden ohne eine Spur von Verlegenheit fort, „ich habe vor einer halben Stunde ein Telegramm erhalten, das mich zwingt, sofort nach New-York abzureisen. Ich werde San Francisco noch heute Abend verlassen müssen."

Mutter und Tochter machten höfliche und eifrige Versuche, Herrn Ulrich Heyden von diesem Vorhaben abzubringen, — aber vergeblich. „Schönheit" blieb fest. — „Ich muß leider abreisen, meine Gnädigste — ich muß. Wäre dem nicht so, so würde es mir die größte Freude machen, noch einmal mit den Herrschaften zusammenzutreffen, die mich gestern mit so großer Liebenswürdigkeit aufgenommen haben, und denen ich einen so überaus angenehmen Abend zu verdanken habe. Ich sollte mich sogar bei Einigen von ihnen noch persönlich verabschieden; aber ich fürchte, ich werde dazu keine Zeit finden: der Zug nach Sacramento fährt um fünf Uhr ab, und ich habe meine Koffer noch nicht einmal gepackt. Ich hoffe, man wird mir mein plötzliches Verschwinden nicht übel nehmen. Ich gedenke, mich deswegen in einigen Monaten, auf der Rückkehr nach Japan, wobei ich San Francisco wieder berühren werde, zu entschuldigen. — Wollen Sie" — diese Worte richtete er an Sophie, „Fräulein Niel sagen, wie schwer es mir geworden sei, auf den Tanz verzichten zu müssen, den sie so freundlich gewesen war, mir zu versprechen. — Auch Sie, Allen, möchte ich bitten, mich bei Ihrer Frau Schwester zu entschuldigen, wenn ich San Francisco verlasse, ohne mich von ihr verabschiedet zu haben."

Der ‚Freiwillige' gab ein Zeichen der Zustimmung, und Ulrich Heyden, dem unsere Gesellschaft doch wohl nicht recht behagen mochte, empfahl sich bald darauf, von den bedauernden Worten und Blicken der beiden Damen bis zur Thür geleitet.

Als Heyden gegangen war, lächelte Edgar vor sich hin und rieb sich die Hände. „Was haben Sie zu lachen?" fragte die sanfte kleine Sophie ziemlich scharf.

„Ach, gar nichts. — Ich denke nur so, daß das Telegramm, welches Herrn Heyden so schleunig abberuft, nur in seiner Einbildung eingetroffen ist."

„Wie kommen Sie darauf? Weshalb sollte er das erfunden haben?"

„Ich weiß nicht."

„Ach, Sie sind unausstehlich." — Sie wandte sich unwillig von Allen ab zu mir: „Aber auf Sie können wir doch rechnen? Sonnabend um neun — das ist hoffentlich abgemacht?"

Auch Frau Shorb lud mich auf das Freundlichste zu ihrem Balle ein, und ich nahm die Aufforderung dankend an. — Bald darauf empfahlen wir uns.

(Schluß folgt.)

Gottfried Keller in Heidelberg und Berlin.

(1848—1855.)

Nach den Briefen
mitgetheilt
von
Jakob Baechtold.

I. Heidelberg.

Gottfried Keller schritt auf sein dreißigstes Lebensjahr zu, ohne für einen bestimmten Lebensberuf sich entschieden zu haben. Den Malkasten zwar hatte er lange geschlossen und öffnete denselben nur noch gelegentlich, um etwa einem Freunde eines seiner poesievollen Aquarelle zu malen. Immer bewußter wurde ihm, daß ein Poet in ihm stecke. Das erste Bändchen Gedichte (1846) hatte seinem Namen bereits einigen Ruhm erworben. Seit mehr als zehn Jahren schriftstellerte er ganz im Stillen für sich, ohne jede literarische Absicht. Im Jahre 1847 war er mit den Brockhaus'schen Blättern für literarische Unterhaltung in Beziehung getreten und hatte die ersten Aufsätze literarischen und polemischen Inhalts geliefert.

Jetzt, da die Schriftstellerei sein Ziel werden sollte, galt es vor Allem, die Lücken des bisherigen autodidaktischen Bildungsganges auszufüllen. Er hatte schon an der Züricher Universität einige philosophische und ästhetische Vorlesungen zu hören angefangen. Indessen war die Lage, in die er hineingerathen, eine recht unerquickliche. Mit Bedauern sah seine Umgebung, wie das reiche Talent Gottfried Keller's in einem regellosen Leben und Treiben Schaden zu nehmen, ja zu verwildern in Gefahr stand. Einige deutsche Universitätsprofessoren, die er im Hause seines poetischen Mentors, A. Adolf Ludwig Follen, kennen gelernt hatte, wandten ihm ihre besondere Aufmerksamkeit zu. Keller hat die Namen dieser Männer später oft mit Dankbarkeit ausgesprochen: es waren der Orientalist Hitzig und der Chemiker Löwig. Diese suchten einflußreiche Mitglieder der damaligen Züricher Regierung, wie Bürgermeister Alfred Escher, die Regierungsräthe Eduard Sulzer und Bollier, für ihren Schützling zu interessiren. Sulzer, der an Keller's poetischen Arbeiten,

namentlich an den noch schlummernden dramatischen Absichten desselben Antheil nahm, redete ihm zu, sich nicht etwa durch Bewerbung um eine feste Stelle an Zürich zu binden; vielmehr solle er zu seiner weiteren Ausbildung eine Zeit lang in der Fremde sich umsehen. Wirklich wurde ihm im September 1848 von der Regierung ein Reisestipendium angeboten, und zwar sollte er sich zur Erwerbung sog. bedeutender Eindrücke nach dem Orient begeben. In einem Schreiben vom 6. October dankte Keller der Behörde dafür, daß ihm in einem Zeitpunkte, der sonst allen bloß schönwissenschaftlichen Bestrebungen höchst ungünstig sei, die Möglichkeit gegeben werde, seine geistigen Erfahrungen im Auslande zu bereichern, „eine Tendenz, welche sonst nur in größeren staatlichen Verhältnissen öffentliche Berücksichtigung finde.“ Um eine derartige Orientfahrt nutzbringender zu gestalten, war ihm freigestellt, erst ein Jahr zur Vorbereitung auf einer deutschen Hochschule zuzubringen. Achthundert alte Franken lagen zu diesem vorläufigen Zwecke zu seiner Verfügung.

Gottfried Keller griff mit beiden Händen zu. Den etwas abenteuerlichen Plan einer Orientreise nahm er nicht ernst. Was wäre dabei herausgekommen? „Einige laufige Verse und eine schlechte Reisebeschreibung,“ meinte er einmal. „Voraussichtlich jedoch wäre er in der ersten östlichen Stadt bei liederlichen jungen Schweizern liegen geblieben.“

So verließ denn der angehende schon ältliche Student der Philosophie nach sechsjährigem unbehaglichen Stillesitzen im October des Sturmjahres 1848 seine Geburtsstadt zum zweiten Male. Erst nach sieben bitteren, jedoch entscheidenden Jahren der Fremde sollte er sie wiedersehen. Die Zeit vorher, seit seiner Heimkehr aus München, hat er stets als eine verlorene beklagt.

Er richtete seine Schritte nach Heidelberg. Die Namen der beiden Historiker, Ludwig Häusser's und Friedr. Christof Schlosser's, waren es, die ihn aus der Ferne anzogen, da er als künftiger Dramatiker zunächst auf das Studium der Geschichte sich verlegen zu müssen glaubte. Die Reise führte ihn über Aarau, wo von Freunden Abschied genommen wurde, von da über Basel nach Straßburg. Das bewegte französische Leben, das schmucke Militär, besonders aber das Münster machten auf den Dichter und Künstler großen Eindruck. „Der Thurm“ — schrieb er der Mutter — „ist gerade noch einmal so hoch als der Fraumünsterthurm in Zürich; aber da ist kein rothes dummes Dach, sondern bis zu oberst hinauf ist Alles steinernes Blumen- und Bildwerk, überall durchbrochen, wie wenn es gehäkelt wäre, so daß allenthalben der Himmel durchscheint.“

In Heidelberg nahm Gottfried Keller bei armen Leuten an der unteren Neckarstraße Wohnung. Er hatte Empfehlungen an die Mediciner Henle und Pfeufer abzugeben, die ihn als einstige Züricher Docenten freundlich aufnahmen. Indessen müsse man auch viel schlucken — heißt es in dem angeführten Briefe — indem in diesem Kreise sehr über die schweizerischen Radicalen geschimpft werde. Jakob Henle war gleichzeitig mit seinem Freunde, dem Kliniker Karl von Pfeufer, vom Herbst 1840—1843 Professor der Anatomie in Zürich gewesen, und hier mit dem ehemaligen hessischen Hauptmann Wilhelm Schulz, mit Georg Herwegh u. A. befreundet. In Zürich hatte er sich in ein schönes

braves Dienstmädchen, Elise Egloff aus Gottlieben im Thurgau, verliebt und dieses 1846 als Frau heimgeführt. Berthold Auerbach machte daraus seine „Frau Professorin", worüber Henle wenig erbaut war. Elise starb schon im Februar 1848. Es ist mir unzweifelhaft, daß Gottfried Keller, der wenige Jahre nachher in Berlin bereits die Grundlinien zu den einzelnen Novellen des „Sinngedichts" zog, bei der rührend schönen Gestalt der „Regine" Henle's romantische Ehestandsgeschichte im Auge hatte, aber mit zarter Zurückhaltung den Stoff auf Jahrzehnte hinaus bei Seite legte. Die persönliche Bekanntschaft Henle's hatte er, wie dem schönen Buche Merkel's („Jakob Henle") zu entnehmen ist, erst 1848 im Hause von Wilhelm Schulz in Zürich — Henle befand sich auf einer Schweizerreise — gemacht. „Für uns" — schrieb dieser in seinen Reisenotizen — „war es ziemlich dasselbe, ob ein junger zahmer Bär oder ein Poet mit uns am Tische saß; denn außer einigem unarticulirten Gebrumme bekamen wir nichts von ihm zu hören." Keller besuchte in Heidelberg Henle's Colleg. Der Eindruck, welchen er aus dessen berühmter Vorlesung über Anthropologie empfing, ist im „Grünen Heinrich" zu Anfang des vierten Bandes geschildert.

Rasch war ein Studienplan eingerichtet. Er hörte deutsche Geschichte bei Ludwig Häusser, vor Allem aber Hermann Hettner's jugendlich lebendige Vorträge über deutsche Literaturgeschichte, Aesthetik, sowie ein Publicum über Spinoza. Er beabsichtigte, Mohl's Vorlesungen über Encyklopädie der Staatswissenschaften zu besuchen, um auch auf diesem Gebiet ein paar Fäden zu erfassen, an welche früher oder später angeknüpft werden könnte. Allein in jenem unruhigen Semester, welches der badischen Revolution vorausging, wurden die Collegien sehr unregelmäßig gehalten. Mohl selbst erschien während des ganzen Halbjahrs nicht auf dem Katheder. Dafür hörte Keller zuweilen bei Mittermaier Criminalrecht. Hauptsächlich aber warf er sich auf dramaturgische Studien, mit der Absicht, das derartig Erworbene sogleich praktisch anzuwenden, d. h. sich zum Dramatiker auszubilden. Der Plan zur „Therese", sowie die Ausführung der ersten Scene des letzten Actes fällt in diese Epoche. Alle wichtigeren einschlägigen Schriften von Lessing bis auf Rötscher wurden durchgearbeitet, alle klassischen Dramen, zumal antike, in guten Uebersetzungen eifrig durchgelesen. Weihnachten verbrachte er in dem benachbarten Darmstadt, wo Freund Wilhelm Schulz als Parlamentsmitglied damals weilte.

Am herzlichsten gestalteten sich die Beziehungen zu dem trefflichen Hermann Hettner. Einiges hierüber ist durch die Schrift von Jacob Moleschott, „Hermann Hettner's Morgenroth" (1883), namentlich aber durch Hettner's Lebensbild von Adolf Stern (1885) bekannt geworden. Ein dauerndes Denkmal hat Keller dieser Freundschaft in seinen musterhaft schönen Briefen an Hettner gesetzt, die demnächst mitgetheilt werden sollen. Hettner, seit Frühjahr 1847 erfolgreich Heidelberger Privatdocent für Aesthetik und Kunstgeschichte, hatte kurz vor Keller's Ankunft mit Marie von Stockmar den jungen behaglichen Hausstand an den „Anlagen" sich eingerichtet. Enge Freundschaft verband ihn mit seinem Collegen, dem Privatdocenten der Anatomie und Physiologie, Jacob Moleschott. Beiden hatte sich Berthold Auerbach, welcher vorüber-

gehend in Heidelberg wohnte, angeschlossen. Keller wurde bald ein täglicher Gast des Hettner'schen Hauses. Das Hauptthema ihrer Gespräche waren dramatische Fragen. Hettner plante seine ästhetischen Untersuchungen über das moderne Drama. In diesem Kreise bewegten sich auch einige aufstrebende Dramatiker, der jung verstorbene Schweizerdichter Karl Morel, ein Schüler Hettner's; Eduard Locher, der Dichter eines Trauerspiels „Friedrich II.", später der talentvolle unglückliche Wiener J. N. Vachmayr, auf den die Freunde die größten Hoffnungen setzten. Keller lernte diesen erst 1850 in Berlin durch Hettner's Vermittlung kennen.

Die Heidelberger Epoche wurde für sein geistiges Leben höchst bedeutend. Eine gänzliche Umgestaltung erlitten seine religiösen Ansichten durch die Vorträge Ludwig Feuerbach's. Dieser hatte in seinem berühmten Buche „Ueber das Wesen des Christenthums" den allen bisherigen Ansichten schroff entgegentretenden Satz durchgeführt, daß die christliche Religion wesentlich menschliches Product, ja mit dem Geiste des wahren Christenthums oft unvereinbar sei. In der noch kühneren Schrift über Tod und Unsterblichkeit hatte er den Beweis vorgetragen, Körper und Geist seien unzertrennlich an einander gebunden, eines entstehe oder zerfalle mit dem anderen. Diese und ähnliche Grundsätze hatten den Forscher um einen Lehrstuhl in Erlangen gebracht. Ein Theil der Heidelberger Studentenschaft jedoch lud den einsamen Denker von Bruckberg, nachdem eine Massenpetition an das badische Ministerium, Feuerbach eine Professur zu übertragen, erfolglos geblieben war, auf eigene Hand ein, in Heidelberg als freier, von der Universität unabhängiger Docent aufzutreten und einen Cyclus von philosophischen Vorlesungen zu halten. Der Gemeinderath stellte ihm den Rathhaussaal zur Verfügung, und der schlichte Gelehrte erschien nun, um der ohnehin erregten Jugend, der Bürger- und Arbeiterschaft an drei Wochenabenden vom December 1848 bis März 1849 seine Ansichten über das Wesen der Religion (gedruckt im 8. Bande der Gesammtausgabe) mitzutheilen. Von diesem Manne fühlte sich der gereifte Keller, der von Jugend auf mit Vorliebe über die Materien Gott und Unsterblichkeit philosophirt hatte, aufs mächtigste angezogen und trat auch sogleich in persönliche Verbindung mit ihm. Der Rest seiner Christgläubigkeit erhielt durch diesen Umgang einen scharfen Stoß. Diese Zeit des Unglaubens bildet indeß nur einen Durchgangspunkt zu seiner späteren abgeklärten Religion, die in dem Goethe'schen Satz gipfelt: „das Unerforschliche still verehren." Welt und Leben erschienen dem damaligen Jünger Feuerbach's unendlich tiefer und werthvoller als zuvor; der Tod, ohne Glauben an die Unsterblichkeit ernster, forderte nun erst recht auf, die irdische Aufgabe zu erfüllen, da eine Fortdauer nach demselben fraglich erschien. Keller verdankt Feuerbach wohl auch die Bekanntschaft mit Daumer's „Hafis". Trotz aller geistiger Verschiedenheit waren Daumer und Feuerbach persönlich befreundet, bis der Mariencultus, dem Jener sich hingab, die Beiden trennte. Im November dichtete Keller das Lied:

„Ich bete in der Frühe
Und jeden Abend wieder,
Damit ich fromm erglühe,
Hafisens süße Lieder."

Jenseits des Neckars an der Straße nach Neuenheim wohnte in der schönen Besitzung zum „Waldhorn" Hofrath Christian Kapp, Philosoph und Politiker, der bekannte leidenschaftliche Gegner Schelling's. 1833 war er von Erlangen nach Heidelberg übergesiedelt, hatte wenige Semester als Ordinarius gelesen, aber schon 1844 die Entlassung genommen und beschäftigte sich nun mit Mineralogie und Botanik, oder pflegte seinen reizenden Garten. Daneben trieb er Politik im Sinne der Welcker'schen Opposition, gehörte mehrere Jahre als radicales Mitglied der badischen Kammer und kurze Zeit dem Frankfurter Parlamente an. Er hieß bei seinen Gegnern „die Reichshyäne", da er in seinen heftigen Reden den Bundestag als „Leiche" zu bezeichnen pflegte. Er war innig mit Ludwig Feuerbach befreundet. Sein Sohn August hat 1876 den Briefwechsel der Beiden herausgegeben. In dem gastfreien Hause verkehrten damals namentlich Moleschott, Hettner, Berthold Auerbach und der spätere Berner Historiker Karl Hagen. Christian Kapp ist 1874 gestorben.

Seit dem Sommer 1849 ging auch Gottfried Keller im „Waldhorn" aus und ein. Verwandte politische und philosophische Ansichten brachten ihn dem Hausherrn nahe; sodann begegneten sie sich in der Verehrung Jean Paul's. Gemeinschaftliche künstlerische Neigungen, nach und nach aber zartere Gefühle, zogen ihn zu der hochbegabten Tochter Johanna. Ohne von eigentlicher Schönheit zu sein, hat sie mehr als einen Mann bezaubert. Hoffmann von Fallersleben u. A. schwärmte sie in seinen Gedichten an. Vom Vater besaß sie das hochgespannte, leidenschaftliche Temperament. Sie malte und dichtete. Für den seltsamen Ankömmling aus der Schweiz interessirte sie sich sehr, zumal als ihr dieser nach und nach seine Skizzenbücher, auch seine neueren dichterischen Erzeugnisse mitgetheilt hatte. Er bekam auch ihre Gedichte zu lesen. Fast täglich spazierten sie mit einander am Philosophenwege. Eine fröhliche Weinlese beschloß die schöne Jahreszeit. Johanna behandelte Keller mit einer gewissen Vertraulichkeit als guten Kameraden. Dieser aber verlor sein Herz so sehr an sie, daß er ihr im November die schönste Liebeserklärung — selbstverständlich auf brieflichem Wege — machte. Johanna erschrak. Sie gehörte im Geheimen längst einem Anderen an. Ohne Rückhalt sagte sie ihm Alles. Ihre Liebe war aussichtslos. Der Andere war schon vermählt. Wenige Wochen später verließ sie Heidelberg. Sie siedelte zu ihren Lehrern, Bernhard Fries und Berdelle, nach München über, um sich ganz der Kunst zu widmen. Am 6. December 1849 nahm sie schriftlichen Abschied von Keller. Sie haben sich nicht wiedergesehen. Johanna blieb Jahre lang in München. Der schriftliche Verkehr mit Keller dauerte bis 1856. Ihr späteres Geschick gestaltete sich tieftragisch. Sie verfiel unheilbarem Irrsinn, aus dem sie erst nach langen Jahren traurigen Siechthums der Tod erlöste. Die Briefe von Gottfried Keller hat sie vernichtet. Nur zwei schöne Aquarelle bewahrte sie auf. Die Erhaltung des unten abgedruckten Briefes verdanken wir dem Umstande, daß derselbe nie an sie abgesandt wurde. Die Lieder S. 201 ff. der „Neueren Gedichte" gehen auf sie.

Zu dem Freundeskreise des Kapp'schen Hauses gehörte Bernhard Fries (1820–1879), einer der letzten und bedeutendsten Landschafter aus der Rottmann'schen Schule, ein Heidelberger Kind, der berühmten Malerfamilie angehörig, der Bruder von Ernst Fries. Zu Bernhard Fries bildete sich eine vertrauliche Freundschaft, die sich bis zu dessen Tode immer gleich blieb. Gottfried Keller hat ihn in den siebenziger Jahren wiederholt in München besucht. Aus der Heidelberger Zeit ist ein kleines Billet von Fries vorhanden: „Lieber Gottfried, komme morgen früh mit dem Dampfschiffe hierher nach Neckarsteinach, von wo wir, d. h. Feuerbach und ich, nach Eberbach und Katzenbuckel gehen. Sage Niemandem etwas von der Geschichte! Bringe Deine neuesten Gedichte mit! Ich habe Feuerbach davon gesprochen; er ist sehr begierig. Geld habe ich bei mir. Adieu. Komm' gewiß! Dein „unsterblicher" B. Fries. Gute und viel Cigarren mitbringen!" Im Spätherbste 1849 zog Fries nach München. Er hatte eifrig Antheil an der politischen Bewegung genommen, was 1852 als Vorwand zu einer vorübergehenden Ausweisung aus der bayrischen Hauptstadt benutzt wurde.

Ein Gegner von Fries, auch ein Heidelberger Bekannter Gottfried Keller's, war Christian Köster (1783—1851), der bekannte Restaurator der Boisserée'schen Sammlung, selbst Landschaftsmaler und Kunstschriftsteller romantischer Richtung. Daneben Musiker, der in Heidelberg mit Thibaut die Reinheit der Tonkunst vertrat. Das graue verwachsene Männchen dirigirte jeden Donnerstag Thibaut's gemischten Chor. Keller war öfter um ihn, legte ihm mitunter ein Gedicht vor, nur zögernd auch etwas von seinen Landschaften. Köster bemerkte ihm im December 1848: „Ihre Skizzen haben mir sehr wohl gefallen; Sie stehen hier der Natur einsam und allein gegenüber, ohne sich in fremden Manieren oder Formen zu bewegen, und das thut gemüthlich so wohl; obgleich der Wunsch rege wird, durch mehr Vereinfachung und Gelenkigkeit des Tractaments einen Punkt zu erreichen, wo sich die kunstfreie Thätigkeit mit den Schranken der Naturtreue umschlungen hält, durch Gewinnung eines Stils — freilich leichter gesagt als gethan." Köster ist drei Jahre später gestorben. Er hatte sich die Grabschrift gesetzt: „Suchet mich nicht hier, suchet mich in Euren Herzen!"

Im März 1849 schloß Feuerbach seine Rathhausvorlesungen und zog sich wieder in seine Einsamkeit zu Bruckberg zurück. Seiner Mutter meldete Gottfried um die nämliche Zeit, er habe seit seiner kurzen Anwesenheit in Heidelberg schon Feuers- und Wassersnoth ausgestanden. Einmal, als er lang in die Nacht hinein aufgeblieben war, gerieth sein Sopha in Brand, wahrscheinlich durch die Tabackspfeife, was er erst merkte, nachdem er schon zwei Stunden geschlafen. Heftiger Rauch weckte ihn. Er sah eine große Gluth, eilte zum Fenster, warf dasselbe, um Lärm zu machen, auf die Straße und schmiß auch noch den Laden hinterdrein. Die unfreiwillige Brandstiftung kostete sieben Gulden. Kurz darauf gab es eine Neckarüberschwemmung, so daß Keller während zwei Tagen zu Schiff aus und zu seiner Wohnung fahren mußte.

Eine große Störung, ja unmittelbarsten Kriegslärm brachte die badische Revolution, welche im Mai 1849 ausbrach und bis zum Juli währte. Mit

Hülfe eines Soldatenaufstandes sollte die blutige Bewegung, für ein paar Wochen wenigstens, den Traum einer südwestdeutschen Republik verwirklichen. Gottfried Keller stand mit Kapp, Feuerbach, selbst mit dem maßvollen Hettner auf der politischen Linken und brachte den Doctrinären der „Deutschen Zeitung", Gervinus an ihrer Spitze, der sich alles Demokratische vom Leibe hielt, den ehrlichsten Haß entgegen. Die Preußen, welche den Aufstand niederwarfen, kamen einige Male dicht vor die Stadt und schossen von den umliegenden Höhen in die Gassen hinein.

Das erste, äußerlich und innerlich bewegte Studienjahr Gottfried Keller's ging zu Ende.

„Ich habe" — schreibt er in einem Rückblick auf seine zwei Heidelberger Semester — „hier ein seltsames Jahr verlebt. Ich kann eben nicht sagen, daß ich sehr gelehrt geworden bin; aber das Wenige, was ich gelernt habe, hat so gut in die äußeren Erfahrungen eingegriffen, so viel Inneres mir aufgeschlossen, ich habe mein Selbst, welches in allerlei kleinen Passionen und Dingen von eitelm Geschmacke anfangen wollte zu verschwimmen, herausgerettet und so zu sagen neu entdeckt und hergestellt, während ich doch meiner Natur nach der Alte geblieben bin; ich habe endlich meine sonderbare Jugend (ich bin diesen Sommer dreißig Jahr geworden) so rund abgeschlossen, daß ich dies Jahr nicht zu meinen schlechtesten zähle. Das klingt Alles so pathetisch: aber die Ausdrücke sind auch meinen kleinen Zuständen insofern angemessen, als mir das Zurechtfinden bisher sehr schwer geworden ist. Mein Roman wird die letzte subjective Aeußerung sein; ich bin dieses nergelnden Wesens müde und sehr froh, daß ich das Buch nicht früher fertig gemacht habe. Fast könnte ich sagen, die Vorsehung hat es so lange hingehalten, bis es eine Protestation wider sie selbst geworden ist."

Bei seinen vorgeschrittenen Lebenssemestern mochte Gottfried Keller nicht mehr wie ein zwanzigjähriger Student regelmäßig die Vorlesungen besuchen; auch war er bereits zu selbständig und unbiegsam geworden, als daß er sich rückhaltlos fremder Führung überlassen hätte. Fest behielt er sein neues Lebensziel im Auge. Die dramaturgischen Studien nahmen ihren Fortgang; ab und zu wurde eine dramatische Scene, ein Monolog componirt, namentlich aber am Jugendromane geschrieben. Da derselbe eine Frucht persönlicher Erlebnisse war und zugleich einen Abschluß bedeuten sollte, scheute sich der Dichter, das Buch aus der Hand zu geben, umsomehr, als er über den Ausgang des „Grünen Heinrich" noch gänzlich unschlüssig war. Eine Anzahl Lieder verdanken dieser Zeit ihre Entstehung. Außer denen an Johanna: „Melancholie", „Heimweh" („An den grünen Limmatborden"), „Die Schifferin auf dem Neckar" u. a. Ebenso redigirte er damals das zweite Bändchen seiner Gedichte. Es sollte nach seiner Meinung sein Abschied von der Lyrik sein. Er habe dieses subjective Gebahren, welches sich auch in seinem Romane breit mache, endlich satt und empfinde eine wahre Sehnsucht nach einer ruhigen und heiteren objectiven Thätigkeit, die er zunächst im Drama zu finden hoffe.

Den orientalischen Reiseplan hatte er längst preisgegeben, zur nicht geringen Befriedigung der Mutter, welche nicht müde wurde, den Sohn zu versichern, daß die Reise „nach dem heiligen Lande" ihr bei ihrem Alter großen Kummer verursachen würde.

Keller empfand es als unabweisbare Nothwendigkeit, die nächsten Jahre zu rascher dichterischer Production anzuwenden. Er dachte daran, sich an Gutzkow, den damaligen Dramaturgen des Dresdener Hoftheaters, zu richten, um durch ihn näher mit der Bühne bekannt zu werden. Schließlich entschied er sich für Berlin im Hinblick auf das dortige Theater. In der Umgebung Varnhagen's von Ense, der ihm auf seine ersten Gedichte sehr freundlich und zukunftverheißend geantwortet hatte, hoffte er wohl aufgenommen zu werden und den nöthigen Vorschub für seine Absichten zu finden. Die Züricher Regierung gewährte ihm im October 1849 ein neues Stipendium von tausend Franken für ein weiteres Jahr, um ihm den Aufenthalt in Berlin oder Dresden zu ermöglichen. Sein besonderer Gönner, Staatsrath Eduard Sulzer in Zürich, zeigte ihm den Rathsbeschluß mit dem Wunsche an, Keller's erster dramatischer Versuch möchte aufs Beste gelingen. Er persönlich würde einem Drama auf historischer Grundlage, schweizerischen Inhalts, den Vorzug vor reinen Gebilden der Phantasie geben.

Die Abreise nach Berlin, die ursprünglich auf den October 1849 angesetzt war, verzögerte sich um ein volles Semester. Zu Anfang April 1850 war Keller marschfertig. Die Fahrt sollte den Rhein hinab gehen, wo damals ein alter Freund wohnte, Ferdinand Freiligrath, der vor zwei Jahren aus London vorübergehend nach Deutschland zurückgekehrt war. Keller kannte ihn von Zürich her aus der Zeit von 1845—46. Freiligrath begrüßte den „Gottfried von Glattfelden" mit einer seiner fröhlichen Episteln, die man bei W. Buchner 2, 229 nachlesen kann. An einen Düsseldorfer Freund schrieb derselbe am 5. April: er werde ihnen demnächst Gottfried Keller, den Schweizer Poeten, „einen trefflichen ganzen Kerl" vorführen: „Stäubet den Staub aus den Bratenröcken und sorget für ein überströmendes Seidel!"

Am 7. April traf Keller in Köln ein und fand bei der Familie Freiligrath die herzlichste Aufnahme. Das Haupt des Hauses zwar war ganz von politischen Geschäften in Anspruch genommen. Immerhin wurde die im Vergnügungsprogramme vorgesehene Suite nach Düsseldorf ausgeführt und reichlich dem feinen Jahrgange von 1846 und in Gesellschaft des gemüthlichen Malers Hasenclever der Maibowle geopfert. Daneben zollte man Lessing's „Huß" Bewunderung. Nach einer ganz unverbürgten Mittheilung in der Frankfurter „Didascalia" vom 30. Juni 1885 hätten damals Freiligrath und Keller Modell zu Hasenclever's Bild „Die Weinprobe" gesessen. Gottfried Keller sei auf demselben als der Würdenträger dargestellt.

Seinen prächtigen Freiligrath, an dem er lebenslang mit wandelloser Treue hing, hat Keller erst im Herbste 1875 wieder gesehen, als der kranke Dichter, von einer Kur aus Graubünden heimkehrend, kurze Zeit in Zürich rastete.

Mitte April 1850 befand sich Gottfried Keller in Berlin.
In die Heidelberger Zeit nun fallen die folgenden ausgewählten Briefe.

1. An J. Salomon Hegi[1]).

Heidelberg, den 28. Januar 1849.

Lieber Hegi! Ich bin endlich an der Herkules-Arbeit, meine ganze Heimats-Correspondenz auf ein Mal abzuthun. Du bist der dritte an der Reihe, und noch habe ich fünf Briefe vor mir. Einer wird kleiner, als der Andere; der letzte wird noch eine Zeile groß werden; der Deinige wird der drittgrößte sein.

Ich war einen Tag in Aarau; Ferdinand Wydler[2]) befand sich aber auf der Jagd und kam leider jenen Abend gar nicht oder sehr spät nach Hause; denn er kam nicht mehr ins Casino, wohin ich ihn citirt hatte und wo ich seinen Bruder traf. Den anderen Morgen mußte ich um 5 Uhr schon mit der Post abgnaden.

In Basel traf ich den Süffert[3]) verheirathet mit einer schönen jungen Frau, einer Professorstochter. — — Ich segelte über Straßburg und genoß einen schönen Herbstsonntag hindurch den Münster auf alle Weise. Außen und innen, unten und oben, mit großem republikanischem Militärgottesdienste und leer, wie das Heidelbergerfaß. Ich bin überzeugt, daß man, trotz allem schon Geschriebenen, immer noch ein ganz neues schönes Buch über diesen Wunderbau schreiben könnte. Das Auf- und Absteigen am Thurme ist allein eine der interessantesten Reisen, die es gibt. Es ist ein Tempel auf den anderen gebaut, bis in die Wolken. Oben ist eine Tafel in der Mauer, worein Goethe und seine Studiengenossen in Straßburg ihre Namen einhauen ließen. Man spricht dabei immer nur von Goethe, obgleich eine Menge Notabilitäten wie Herder, Jung Stilling u. dgl. darunter sind, auch unser wackerer Lavater. Es ist etwas Problematisches um die Gesellschaft eines solchen Schlingels, wie Goethe ist; man wird vor dem ungeschlachten vordringlichen Herren allzu leicht verdunkelt, doch auch beleuchtet manchmal. Ich glaube positiv, daß man von Lavater noch weniger sprechen würde jetzt, als es geschieht, wenn er sich nicht so viel an Goethe gerieben hätte und wenn dieser nicht eine solche Menge wunderlicher Liebhabereien gehabt hätte.

Hier in Heidelberg treibe ich hauptsächlich moderne Philosophie und Literaturgeschichte, auch Physiologie. Im Sommer werde ich neben der Geschichte auch etwas Physik studiren, da hier ein vortrefflicher Lehrer derselben ist[4]). Du wirst denken, das rieche nicht sehr nach der orientalischen Reise und hast auch Recht. Ich habe nämlich nicht übel Lust, statt derselben noch ein Jahr in Berlin, oder am Ende auch hier zuzubringen; denn ich bin jetzt

---

[1]) Geb. 1814 in Zürich, Maler, Freund Gottfried Keller's seit der Münchener Zeit, 1849 bis 1860 in Mexiko, lebt in Zürich.

[2]) 1823—1871, Arzt in Aarau, Freund Keller's und Hegi's von München her.

[3]) Eduard Süffert, Maler, ebenfalls früherer Münchener Genosse.

[4]) Philipp Jolly.

im besten Zuge, mir diejenige allgemeine Bildung zu erwerben, die mir leider bisher noch abging. Dazu ermuntert auch die Leichtigkeit, mit welcher ich es thun kann bei vortrefflichen mündlichen Vorträgen, welche man hier hat. Dazu kommt, daß ich in Deutschland eine Menge der wichtigsten Bekanntschaften schließen kann. Ich bin auf dem eigentlichen Platze der Literatur, welcher ich mich einzuverleiben zur Lebensaufgabe machen muß. Schon jetzt habe ich mehrere Connexionen angeknüpft, welche mir sehr förderlich sind, und ich werde in manchen Beziehungen etwas verändert zurückkehren, wenn das Wetter gut bleibt. Ist man erst etwas Rechtes geworden, so gibt sich dann eine große Reise, falls sie noch wünschbar ist, von selbst. Ich bereue nur bitterlich, die Jahre, welche [ich] seit meiner Rückkehr aus München in Zürich verschleudert habe.

Ich habe hier, zur Vervollständigung meiner Umgebung, auch ein paar Künstler aufgetrieben. Der eine ist ein famoser Landschaftsmaler, Fries, welcher sich seit unserem Münchnerleben aufgethan hat und bereits viel Renommee besitzt; er war lange in Italien und hat auch aus der Schweiz ganz grandiose Zeichnungen mitgebracht. Er wird nächstens zwei kolossale Bilder malen zu Goethe's Lied „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn", ein italienisches und schweizerisches Gebirgsbild, zu welchem letzteren er das Motiv vom Monte Rosa her nimmt. Ich werde ihm helfen untermalen und hantieren dabei, zu Nutz und Vergnügen, an müßigen Nachmittagen.

Der Andere[1]) ist das schnurgerade Gegentheil des ersten. Dieser ist ein großer schöner Mann, voll Feuer und Leben, und lebt ganz in der neuen Zeit und Welt. Jener ist ein Männchen von $3^1/_2$ Fuß mit einem Höcker und eisgrauen Haaren und lebt in einer entschwundenen Welt. Er hat seiner Zeit die ganze Boisserée'sche Sammlung restaurirt; er erzählte mir die ausführliche Geschichte derselben, denn Stück für Stück ist durch seine Hände gegangen. Er malt sonst auch Landschaften, wie man sie noch vor Philipp Hackert malte, ist ein Goethe'scher Feinschmecker und höchst conservativer Aesthetiker. In unserer Künstlergesellschaft[2]) wäre er ein Prophet und venerirter Patriarch. Herr Köster schreibt auch über Kunst in einem komischen, Goethisch sein sollenden Stile und componirt Musik. Er kennt alle Berühmtheiten der entschwundenen Jahre und sucht sich väterlich der aufkeimenden Talente anzunehmen, um sie wo möglich in jene Geschmacksgleise zurückzuführen. Er haßt meinen anderen Freund, den Fries, furchtbar und es drückt ihm das Herz ab, wenn ich boshaft genug bin zu erzählen, daß ich direct von jenem herkomme. Indessen ist auch von diesem ehrwürdigen Ueberreste einer vergangenen Periode noch vieles zu lernen, und ich gehe gerne zu ihm.

Ich alter Narr habe immer noch meine Freude an dem Studentenvolk. Auf dem Gase, wo die Schweizer nach Tisch hingehen, sind auch die Vandalen (Hanseſtädter ꝛc.), unter welchen es einige prächtige Gestalten gibt. Ich habe auch, um alles zu sehen, einigen Duellen an der Hirschgasse zugeschaut. Es

[1]) Christin Koester.
[2]) zu Zürich.

finden täglich welche statt, und man geht hin, wie man etwa an eine Gant geht, um zuzusehen. Ich hatte das Glück, die renommirtesten Schläger zu sehen; übrigens ist es eine gräuliche Schinderei. Es trägt hier Alles große Wasserstiefeln und Kapuzen von allen Farben über den Kopf gezogen, was zugleich sehr malerisch und praktisch ist. Uebrigens herrscht unter den hiesigen Studenten bei weitem nicht der feine Ton, den ich vermuthete. Allnächtlich wird beim Nachhausegehen auf den Straßen contrahirt mit großem Lärm und Gebrüll und nicht selten geholzt. Aber auch unter den Hofräthen und Professoren herrscht Streit und Zank; Du hast vielleicht von der gegenwärtigen Zänkerei gelesen, wo sie sich gegenseitig ausschimpfen, wie die Mitglieder einer fahrenden Schauspielerbande.

Soeben erhalte ich per Post ein anonymes Gedicht, welches, ein wenig spät, meine Ankunft in Deutschland begrüßt; die zwei letzten Verse lauten:

„Mir aber stille das Sehnen, die kleinste Gab' zu genießen,
Heidelberg, poste restante, unter der Chiffre A. B." —

Leider ist die Handschrift eine männliche[1]). Ich bin indessen in diesen Gegenden mehr bekannt, als ich glaubte.

2. An Eduard Dösseckel[2]).

Heidelberg, den 8. Februar 1849.

Lieber Dösseckel! Ich habe zwar die Schweiz und Euch Einwohner nicht vergessen, doch bin ich seit meinem Hiersein solchermaßen in eine neue Bahn geworfen worden, daß ich mich auch jetzt noch förmlich zusammenraffen muß, um endlich, nur einigermaßen meine Pflicht gegen meine heimathlichen Freunde zu erfüllen. Denn wer unerwartet auf einem neuen, aber noch nicht ganz sichern und bestimmten Wege wandelt, an dessen Ziele aber eine klare, heitere Aussicht zu hoffen ist: der schaut nur höchst ungern zurück und hat kaum Lust, seine frisch angeknüpften Fäden auch rückwärts zu reichen, seine neu empfangene Parole auch rückwärts zu rufen, ehe er weiß, wie sie dort aufgenommen werden, ehe er auch die ganze Geschichte und Entwicklung zugleich mitgeben kann.

Ich hatte in Zürich so viel als versprochen, hier vorzüglich Geschichte zu treiben, und nun bin ich fast ausschließlich in die Philosophie hineingerathen.

Fast zufällig besuchte ich einmal Henle's Vorlesung über die Anthropologie; der klare schöne Vortrag und die philosophische Auffassung fesselten mich. Ich ging nun in alle Stunden und gewann zum erstenmal ein deutliches Bild des physischen Menschen, ziemlich von der Höhe des jetzigen wissenschaftlichen Standpunktes. Besonders das Nervensystem behandelte Henle so geistreich und tief und anregend, daß die gewonnenen Einsichten die beste Grund-

[1]) Der Schreiber war Bruno Bucher, jetzt Director des österreichischen Museums für Kunst und Industrie.

[2]) Dösseckel, geb. 1810 in Seon im Aargau, Jurist, Oberrichter, gest. 1890 in Aarau. Seine Gedichte, seit 1848 zerstreut in den „Alpenrosen" erschienen, sammelte er 1851.

lage oder vielmehr Einleitung zu dem philosophischen Treiben abgeben. Ein aufgeweckter junger Docent, Dr. Hettner, auch vorzüglicher Literarhistoriker und Aesthetiker, las über Spinoza und die aus ihm hervorgegangene neue Philosophie bis auf heute. Endlich kam noch Ludwig Feuerbach nach Heidelberg und liest hier auf ergangene Einladung öffentlich über Religionsphilosophie. Bald kam ich persönlich mit Feuerbach zusammen; sein tüchtiges Wesen zog mich an und machte mich unbefangener für seine Lehre, und so wird es kommen, daß ich in gewissen Dingen verändert zurückkehren werde. Ich habe keine Lust, jetzt schon schriftlich eine Art von Rechenschaft abzulegen. Nur so viel: wenn es nicht thöricht wäre, seinen geistigen Entwicklungsgang bereuen und nicht begreifen zu wollen, so würde ich tief beklagen, daß ich nicht schon vor Jahren auf ein geregelteres Denken und größere geistige Thätigkeit geführt und so vor vielem gedankenlosem Geschwätze bewahrt worden bin.

Für die poetische Thätigkeit aber glaube ich neue Aussichten und Grundlagen gewonnen zu haben; denn erst jetzt fange ich an, Natur und Mensch so recht zu packen und zu fühlen, und wenn Feuerbach weiter nichts gethan hätte, als daß er uns von der Unpoesie der speculativen Theologie und Philosophie erlöste, so wäre das schon ungeheuer viel. Uebrigens bin ich noch mitten im Prozesse begriffen und fange bereits an, vieles für meine Individualität so auf meine Weise zu verarbeiten. Komisch ist es, daß ich kurz vor meiner Abreise aus der Schweiz noch über Feuerbach den Stab gebrochen hatte, als ein oberflächlicher und unwissender Leser und Lümmel; so bin ich recht aus einem Saulus ein Paulus geworden. Indessen kann ich doch für die Zukunft noch nichts verschwören; es bleibt mir noch zu vieles durchzuarbeiten übrig; aber ich bin froh, endlich eine bestimmte und energische philosophische Anschauung zu haben.

Nebenbei treibe ich noch Literaturgeschichte und arbeite an einem unglückseligen Romane, welchen ich, da ich einen ganz andern Standpunkt und Abschluß meines bisherigen Lebens gewonnen habe, erst wieder zu zwei Drittel umschmelzen muß. Wenn der Sommer schön wird in dieser schönen Landschaft, so werde ich ein Schauspiel darin schreiben, das mir durch den Kopf geht. Was nächsten Winter aus mir wird, kann ich noch nicht sagen; jedenfalls gehe ich nicht nach dem Orient. Ich habe mehr Lust in Deutschland zu bleiben; denn, wenn die Deutschen immer noch Esel sind in ihrer Politik, so bekommen mir ihre literarischen Elemente um so besser.

Ich habe mehrere ganz angenehme Bekanntschaften gemacht hier, worunter auch Künstler; einige hübsche und gescheite Mädchen stehen für den nahenden Frühling zu poetischen Ausflügen in Aussicht. — Begnüge Dich einstweilen mit diesen paar ungeschlachten Brocken und berichte mir doch bald von Deiner Seite; denn ich habe einen wahren Heißhunger nach Briefen aus der Schweiz. Ich habe erst einen einzigen an meine Mutter geschickt und zwei von ihr erhalten; sonst ist kein Sterbenswörtchen zwischen mir und dem Vaterlande gewechselt worden. Ich bin zum großen Aerger der Deutschen oft bei meinen jungen Landsleuten, den Schweizerstudenten; denn unser Nationalismus ist Allen, den reaktionären wie den radikalen, ein Dorn im Auge. Ich werde

aber diese sogenannte Vornirtheit wohl lebenslänglich behalten; hier stehe ich auf eigenen, festen Füßen und kann mir die Theorie selbst machen.

Ich erinnere mich oft mit großem Vergnügen an den Aufenthalt in Deiner reizenden Wohnung. Grüße doch höflichst von mir Deine werthe Frau und küsse Deine Kinder! Grüße mir auch unsere Bekannten in Aarau, den Tanner, Volley ꝛc. und vergiß den Rochholz[1]) nicht, welchen ich grober Weise nicht aufgesucht habe, als ich durchreiste! Und so lebe gesund und wohl bis auf Weiteres! Dein Gottfr. Keller.

3. An Wilhelm Baumgartner[2]).

Heidelberg, den 28. Januar 1849.

Lieber Baum! Ich hoffe, daß Du dato ein grünender Baum seiest, einer, der sich gewaschen hat (woran nicht zu zweifeln, wenigstens innerlich)!

Dieser Brief wird leider diesmal nicht groß werden, denn derjenige, welchen ich an Ruff[3]) gerichtet und den ich zufällig zuerst angefangen, hat sich so dick angefüllt mit allerlei dummem Zeug, daß ich ganz erschöpft bin; denn gescheidtes weiß ich nicht viel. Warum ich nicht früher geschrieben, frage die Sterne; ich weiß es nicht; denken thue ich oft an euch Alle, bei jedem feierlichen Anlaß, bei jedem guten Glas Wein, welches ich vermisse, und das geschieht oft genug.

Das Merkwürdigste, was mir hier passirt ist, besteht darin, daß ich nun mit Feuerbach, den ich einfältiger Lümmel in einer Recension von Ruge's Werken[4]) auch ein wenig angegriffen hatte, über welchen ich grober Weise vor nicht langer Zeit auch mit Dir Händel anfing, daß ich mit diesem gleichen Feuerbach fast alle Abende zusammen bin, Bier trinke und auf seine Worte lausche. Er ist von hiesigen Studenten und Demokraten angegangen worden, diesen Winter hier zu lesen; er kam und hat etwa hundert eingeschriebene Zuhörer. Obgleich er eigentlich nicht zum Docenten geschaffen ist und einen mühseligen schlechten Vortrag hat, so ist es doch höchst interessant, diese gegenwärtig weitaus wichtigste historische Person in der Philosophie selbst seine Religionsphilosophie vortragen zu hören. Ich besuche auch ein anderes Colleg über Spinoza und sein Verhältniß zu unserer Zeit (zugleich neue Philosophiegeschichte) von Dr. Hettner, welches sehr klar, eindringlich und gescheit ge-

---

[1]) Karl Rudolf Tanner, Präsident des Aargauer Obergerichts, bekannter Dichter, kurz nachher, am 8. Juli 1849, gestorben. — Pompejus Volley (1812—1870), Chemiker, damals Lehrer an der Cantonsschule in Aarau, später Director des eidgenössischen Polytechnicums in Zürich. — Ernst Ludwig Rochholz aus Ansbach (1809—1892), seit 1836 Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in Aarau, der Germanist; auch dichterisch beanlagt.

[2]) Wilhelm Baumgartner, der bekannte Liedercomponist, geb. 1820 in Rorschach, Schüler Alexander Müller's in Zürich und Taubert's in Berlin, seit 1845 Musiklehrer in Zürich, 1851 Director des „Stadtsängervereins" (des heutigen „Männerchors") als Nachfolger Franz Abt's, 1859 Musikdirector der Universität, Freund Richard Wagner's. Er starb am 15. März 1867. Vergl. (E. Widmer) Wilhelm Baumgarten. Ein Lebensbild. Zürich 1868.

[3]) Johannes Ruff (1813—1886), talentvoller Züricher Kupferstecher.

[4]) In den Blättern für literarische Unterhaltung 1848, Nr. 304—305.

lesen wird und mich trefflich vorbereitet hat zu Feuerbach selber. Wie es mir bei Letzterem gehen wird, wage ich noch nicht bestimmt auszusprechen oder zu vermuthen. Nur so viel steht fest: ich werde tabula rasa machen (oder es ist vielmehr schon geschehen) mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachischen Niveau bin. Die Welt ist eine Republik, sagt er, und erträgt weder einen absoluten noch einen konstitutionellen Gott (Rationalisten).

Ich kann einstweilen diesem Aufruhr nicht widerstehen. Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Consul, welcher nicht viel Ansehen genoß; ich mußte ihn absetzen. Allein ich kann nicht schwören, daß meine Welt sich nicht wieder an einem schönen Morgen ein Reichsoberhaupt wähle. Die Unsterblichkeit geht in den Kauf. So schön und empfindungsreich der Gedanke ist — kehre die Hand auf die rechte Weise um, und das Gegentheil ist eben so ergreifend und tief. Wenigstens für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfing, mich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen. Ich kann Dich versichern, daß man sich zusammennimmt und nicht eben ein schlechter Mensch wird.

Dieß Alles, lieber Baumgartner, hat sich in der Wirklichkeit nicht so leicht gemacht, als es hier aussieht. Ich ließ mir Schritt für Schritt das Terrain abgewinnen. Ich übte im Anfange sogar eine Kritik aus über Feuerbach's Vorlesungen. Obgleich ich den Scharfsinn seiner Gedanken zugab, führte ich doch stets eine Parallelreihe eigener Gedanken mit; ich glaubte im Anfange nur kleine Stifte und Federn anders drücken zu können, um seine ganze Maschine für mich selber zu gebrauchen. Das hörte aber mit der fünften oder sechsten Stunde allmälig auf, und endlich fing ich an, selbst für ihn zu arbeiten. Einwürfe, die ich hegte, wurden richtig von ihm selbst aufs Tapet gebracht und oft auf eine Weise beseitigt, wie ich es vorausahnend schon selbst halb und halb gethan hatte. Ich habe aber auch noch keinen Menschen gesehen, der so frei von allem Schulstaub, von allem Schriftdünkel wäre, wie dieser Feuerbach. Er hat nichts als die Natur und wieder die Natur; er ergreift sie mit allen seinen Fibern in ihrer ganzen Tiefe und läßt sich weder von Gott noch Teufel aus ihr herausreißen.

Für mich ist die Hauptfrage die: wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner nach Feuerbach? Bis jetzt muß ich des Bestimmtesten antworten: nein! Im Gegentheil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher. Das Weitere muß ich der Zukunft überlassen; denn ich werde nie ein Fanatiker sein, und die geheimnißvolle schöne Welt zu allem Möglichen fähig halten, wenn es mir irgend plausibel wird.

Obiger Dr. Hettner ist ein junger Privatdocent, welcher in Italien war und ein vortreffliches Buch zum Verständniß der antiken Kunst geschrieben hat. Er liest, außer Spinoza, auch Literaturgeschichte, sehr gut Aesthetik. Er ist, sozusagen, eine vollkommene Blüthe unserer modernen Geisteskultur; die Philosophie, Literatur und Kunst, letztere zwei besonders, sind der ausgebreitete Boden seiner Nahrung. Ich wünschte, daß dieser junge rührige Mann unserer eidgenössischen Schule in spe erworben werden könnte; denn hoffentlich wird

doch etwas für diese Interessen auch geschehen[1]). An den jetzigen schweizerischen Universitäten sind in diesen Fächern abgelebte und überlebte, impotente Kräfte oder Unkräfte vorhanden. Ich gehe oft zu Hettner und befinde mich sehr gut dabei.

Bei Henle höre ich Anthropologie; sein Vortrag, der Form wie dem Stoff nach, ist ausgezeichnet, ein wahrer Kunstgenuß, arbeitet übrigens dem Feuerbach bedeutend in die Hände. Wie schade ist es, daß Henle ein eigentlich leidenschaftlicher Monarchist ist. Er war mit Feuerbach befreundet und theilt auch seine Ansichten und Grundsätze. Als Feuerbach hieher kam, nahm er das größte Interesse daran und sprach immer mit Achtung und Liebe von ihm. Sobald er aber hörte, daß Feuerbach bei einem Republikaner wohne und selbst ein solcher sei, gab er ihn auf und machte ihm nicht einen Gegenbesuch. Das sind die freien sonnigen Höhen der Wissenschaft.

Aus der Geschichte, die ich hauptsächlich hier betreiben wollte, ist nun soviel als nichts geworden. Das Einzige, was ich brauchen konnte, war „Deutsche Geschichte" von Häußer; als er aber in die badische Kammer gewählt wurde, verlegte er seine Stunden auf den Vormittag, und an diesen besuche ich keine Collegien. Schlosser liest die neuere Geschichte seit 1814, was mir nichts nützt; ich hospitire übrigens oft bei ihm. Ich werde im Sommer die Geschichte mehr berücksichtigen.

An meine Reise denke ich wenig mehr. Der kurze Aufenthalt in hier hat mir so gut bekommen, ich habe so nützliche Bekanntschaften gemacht, daß ich fast vorziehe, noch ein Jahr oder zwei in Deutschland herumzustreichen. Dies wird mir so viel nützen, daß sich eine größere Reise dann nachher immer noch von selbst geben kann. Wäre ich gleich vor drei oder vier Jahren, als ich die ersten Gedichte drucken ließ, hinausgekommen, so wäre ich jetzt wahrscheinlich innerlich wie äußerlich ein anderer Mensch; denn für einen Poeten ist die Schweiz ein Holzboden.

Auf Ostern wird endlich mein Roman herauskommen. Nächsten Sommer will ich es mit dem Drama versuchen; vielleicht hört Ihr Bühnengeschichten von mir. Ich habe einen Plan so ziemlich im Kopfe zurechtgelegt, sage aber noch nicht, was[2]). Jenes epische Gedicht von den zwei jungen Leutchen und den Bauern, welche pflügen, habe ich auch angefangen[3]), so wie auch aus hiesiger Landschaft schon ein paar lyrische Gedichtchen entsprungen sind.

Aesthetische Notiz. Ich wohnte jüngst einer Operation in hiesigem Spital bei. Einem alten Manne, welcher den Arm gebrochen hatte, mußten ein paar Stücke aus dem Ellenbogen gesägt werden. Der Mann wurde, ich weiß nicht aus welchem Grunde, nicht narkotisirt, so daß er dem ganzen Schmerze ausgesetzt war. Er fing ganz allmälig, wie man ihn in die Kur nahm, an zu klagen und zu stöhnen, und ich erwartete ein unarticulirtes wildes Geschrei.

[1]) Die Eröffnung des eidgenössischen Polytechnicums in Zürich geschah erst 1855. Bevor die Berufung Hettner's perfect geworden war, traf ihn diejenige nach Dresden. Vergl. Ad. Stern, Hermann Hettner, S. 162 f.

[2]) „Therese". Gedruckt in Gottfried Keller's Nachgelassenen Schriften und Dichtungen 1893.

[3]) Das Motiv von „Romeo und Julie auf dem Dorfe".

Allein, als die Messer bei Seite gelegt und die Säge ergriffen wurde und der Schmerz immer höher stieg bis ins anscheinend Unaushaltbare, da wurde der Mann freilich immer lauter; aber er wandte sich an seinen Gott und gab seine Pein in wohlausgesprochenen Worten und Anrufungen kund, welche immer schöner, ausgeprägter und ergreifender wurden, je tiefer die Säge drang. Er wurde zuletzt eigentlich beredt und erging sich in den auffallendsten Aeußerungen, welche, so wie der Schmerz abnahm, in wehmüthige Betrachtungen übergingen, bis zuletzt alles verbunden war und er wieder still wurde. Der Mann sah eben nicht intelligent aus, und ich möchte fast behaupten, daß er noch nie in seinem Leben so gut und ausdrucksvoll, oder auch nur so klar bewußt gesprochen habe. Ich weiß nicht, ob sich alle Unglückliche, welche höchstem physischem Schmerze unterworfen werden, so benehmen: aber hier wenigstens habe ich gefunden, daß der höchste Schmerz zugleich sich in der schönsten Form äußern kann, was zwar eine alte Geschichte ist, aber für den Hausgebrauch durch eigene Anschauung vortrefflich aufgefrischt wird. Für Deine musikalischen Interessen habe ich bemerkt, daß der Rhythmus in den Schmerzäußerungen dieses Mannes ein durchaus gemessener, fast langsamer und gravitätischer war, aber äußerst fest und nachdrücklich. — — —

Den 21. Februar.

Noch immer liegen die unglücklichen Briefe in meiner Tischtrucke, kommen aber hoffentlich heut oder morgen endlich auf die Post. Daher noch einen flüchtigen Gruß. Hegi hat mir geschrieben, daß er nach Amerika gehe; nun erwarte ich täglich die Nachricht, daß Du nach Afrika und ein Dritter gar nach Australien wolle: so muß ich am Ende doch nach Asien ziehen, damit wir recht auseinander fahren! Da schlage doch der Teufel in die Welt! Ich werde fast mit jedem Tage europalustiger, da ich nun erst recht an die Revolution glaube, je schlechter es ihr geht. Aber ein Mensch, der nicht an die Freiheit glaubt, wie unser Hegi, der muß freilich auswandern; denn das, an was Er glaubt, will sich noch viel weniger zeigen und Gestalt annehmen, und so bleibt ihm nichts übrig, als nach Mexiko zu gehen und dort den alten Vitzlibutzli zu restauriren [1]). — Feuerbach wird mir täglich lieber, vielleicht auch ein wenig darum, weil er ein Glas Rothen nicht verachten thut.

Meine Reise wird mir immer problematischer. Ich glaube fast, es wäre besser, wenn ich noch ein Jahr in Deutschland bliebe und etwas lernte, da ich doch einmal im Zuge bin. Etwa nach Italien kann ich später immer noch aus eigenen Mitteln gehen. Wenn ich in Zürich nur irgend eine Stelle bekleiden kann, wovon zu leben ist, so kann man immer ein Stück Honorar u. dgl. zu einer Reise verwenden. Mit meinem Stipendium bin ich, was diesen Winter betrifft, ordentlich ausgekommen, weil ich nichts mitgemacht und auch nichts angeschafft habe. Im Sommer hingegen wird es ein wenig knapp zugehen, wenn ich die schöne Gegend ein wenig mitgenießen, einige Bücher kaufen und ordentlich wieder heimkommen will. Es sind auch einige angenehme Mädchen

[1]) Ja nicht so bös gemeint! E. E. K.

in meinen Bereich gekommen, was anmuthvolle Spaziergänge in Aussicht stellt, wenn das „Fruhjahr kummt“. Ich würde meine Briefe vielleicht jetzt noch nicht abstoßen, wenn ich es länger ohne Nachricht aushalten könnte. Ich beschwöre Euch daher, mir gleich zu schreiben, wogegen ich mich anheischig mache, bald wieder zu schreiben, sobald die Ferien da sind.

Den 10. März.

Unglückseliges Schifflein dieser Briefe! Es will nicht vom Lande stoßen. Im Spätherbst planirt, zu Neujahr angefangen und im Frühling fertig, wenn's nun noch Sommer wird, bis er in Zürich ankommt, dann kann dieser Brief sagen, er sei durch alle Jahreszeiten gewachsen, bis er, wie eine reife Frucht, endlich vom Baume fiel. Hier haben wir schon die herrlichsten Frühlingstage gehabt; heute Nacht ist zwar ein Schnee gefallen, aber die Sonne brennt ihm diesen Augenblick, da ich dieses schreibe, tüchtig auf den Pelz. Es gährt wieder ziemlich unter dem Volke hier zu Lande; ich wünsche aber kaum, daß nächstens etwas losgeht. Wenigstens möchte ich nicht in Heidelberg sein während einer Revolution; denn ein roheres und schlechteres Proletariat habe ich noch nirgends gesehen, als hier; man ist Nachts seines Lebens nicht sicher, wenn man allein über die Straße geht; die unverschämtesten Bettler fressen einen fast auf, und dabei brummen diese unglückseligen Geschöpfe fortwährend von Republik und Hecker. Die sogenannten „Führer“ sind aber auch darnach, nämlich die Redakteure der Winkel- und Lokalblätter ꝛc. Bornirtere und brutalere Kerle sind mir noch nicht vorgekommen, als die deutschen Republikaner zweiten und dritten Ranges. Alle bösen Leidenschaften: Neid, Rachsucht, Blutgierde, Lügenhaftigkeit nähren und pflegen sie sorgfältig im niederen Volke. Sie haben auch ihre guten Freunde in der Schweiz. Heute las ich in einem hiesigen Blatte, der „Republik“, eine Correspondenz aus Bern, worin der sämmtliche jetzige Bundesrath Volksverräther, Furrer, Ochsenbein ꝛc., Buben und Schufte genannt werden, der italienischen und deutschen Flüchtlinge wegen.

Nun geht es endlich mit Macht an meinen Roman; von Anfang bis zum Ende wird er umgeschrieben, und über die Ferien soll er fertig werden. Es geht mir aber auch an den Kragen; denn ich habe nur noch 200 Franken von der Regierung zu beziehen, um welche ich jetzt schreibe; wenn sie mir dieselben nur schnell schicken! Mein Honorar für das Buch bekomme ich erst, wenn das Ganze abgeschickt ist.

Ein Student reist heim, welchem ich die Briefe mitgebe; sie wären vielleicht sonst noch einige Wochen liegen geblieben. Dieß Blatt habe ich nur noch besudelt, um zum letzten Mal zu grüßen. Ich glaube, ich habe vieles zweimal geschrieben; ich bitte um Entschuldigung. Die großen Intervallen sind Schuld daran. Antwort! Antwort! Sonst hol' Euch der Teufel, welchen ich zu diesem Ende hin einseitig noch eine Weile existieren lasse! —

Alex. Müller[1]) lasse ich ebenfalls bestens grüßen. Behalte übrigens den philosophischen Theil dieses Briefes ein wenig beieinander, damit nicht jeder

[1]) Alexander Müller aus Erfurt, geb. 1808, seit 1834 geschätzter Musiklehrer und Dirigent in Zürich, Lehrer Baumgartner's. Er starb 1863.

Esel in Zürich den Senf dazu gibt, eh' nur das Fleisch auf dem Tische steht. —

Was treibst Du selbst? Ist etwas zu Stande gekommen von Deinen Compositionen? G. Keller.

4. An Eduard Tösseckel.

Heidelberg, Pfingsten 1849.

Obgleich ich ein schlimmer Heide bin, so liebe ich doch die schöneren unter den christlichen Festtagen, wie Ostern und Pfingsten. Dießmal sind Letztere besonders gut gerathen: das schönste Wetter im Neckarthal; alle Straßen voll revolutionären Volkes, welches Blumen und Waffen und rothe Bänder an den Hüten trägt; vor der Thüre die lärmenden Landleute, welche mich nach Schwetzingen hinaus kutschiren wollen, allwo des Großherzogs Wasserkünste zum ersten Mal vor dem souveränen Volke republikanisch aufspielen müssen — dieß alles mag mich entschuldigen, daß ich Dir durch Professor Bolley ebenfalls nur einen flüchtigen Gruß schicke, und noch kürzer als der Deinige.

Deine Weihnachtsgabe habe ich mit Vergnügen erhalten und sie auch einigen Freunden mitgetheilt. Ich hätte gewünscht, daß Du das „Wienächt-Chindli" für die spätere Hauptsammlung aufbewahrt hättest. Da das vorliegende Heft ein Vorläufer und Quartiermacher für jene sein soll, so finde ich obiges Gedicht nicht originell genug zu diesem Zwecke. Denn obgleich vortrefflich ausgeführt und gewiß ganz aus eigener Natur gewachsen, erinnert es den großen Haufen, welcher immer nur zum oberflächlichen Vergleichen geneigt ist, zu sehr an Hebel.

Von Freiligrath habe ich endlich auch wieder ein Lebenszeichen empfangen. Er schickte mir von Köln aus seine neuesten Gedichte, alle blutroth, aber ein wenig schwerfällig. Ich hoffe ihn, wenn die Reaktion in Preußen noch eine Weile fortgeht, in diesen Gegenden etwa als Flüchtling wieder zu sehen.

Ich selbst habe mich für diesen Sommer von der hiesigen Gelehrsamkeit zurückgezogen, um ganz der poetischen Produktion zu leben. Es ist wirklich Zeit, daß ich wieder einmal etwas von mir hören lasse; denn mein erster schnatternder [sic!] Trompetenstoß bedarf sehr einiger reineren Nachfolger, sonst geht er mir gänzlich flöten.

Ich habe an meine Freunde in Zürich, gleichzeitig mit dem Deinigen, große Briefe geschrieben und sehr um Antwort gebeten; aber keiner dieser Herren hat mich noch eines Wortes gewürdigt. Ich will auch anfangen mich im Vergessen zu üben. Dein Gottfried Keller.

5. An Wilhelm Baumgartner.

Heidelberg, den 14. Juni 1849.

Lieber Baumgartner! Ich habe im März durch einen Züricher Studenten mehrere Briefe heimgeschickt, worunter auch an Dich und Ruff, aber noch von keinem Einzigen irgend eine Nachricht bekommen. Entweder sind die Briefe

nicht abgegeben worden, oder ich bin in Zürich sonst verschollen. Ist das Letztere der Fall, so will ich es als Strafe für mein langes Schweigen im vergangenen Winter ansehen; sollte aber das Erstere der Fall sein, so bitte ich, es mit zwei Worten zu berichten; denn es ist mir daran gelegen, zu wissen, wo jene Briefe etwa liegen geblieben sein möchten.

Einzig von Hegi habe ich mündliche Antwort erhalten. Er war zwei Tage hier. Ueber seine Auswanderung habe ich eine freundlichere Aufklärung erhalten, da er nicht, wie ich glaubte, für immer nach Amerika will, sondern nur eine Exkursion von ein paar Jahren macht.

Hier in Heidelberg ist gegenwärtig großer Halloh, fallende und steigende Erwartungen, Furcht und Hoffnung. So viel ist gewiß, wenn Württemberg noch lange schwankend bleibt und im feindlichen Heere nicht eine unerwartete Renitenz ausbricht, so ist Baden verloren. Heute heißt es zwar, es komme in Württemberg doch noch zum Entscheide; aber es ist nichts Bestimmtes da. In Heilbronn sollte die Bürgerwehr entwaffnet werden. Vorgestern. Die Soldaten halfen aber den Bürgern selbst, und es sollen darauf 4000 Mann nach Stuttgart aufgebrochen sein. Bis dato sind zwischen den Badern und den Hessen und Mecklenburgern verschiedene Grenzgefechte vorgefallen, wobei die Hessen immer so viel Verlust hatten als die Badenser. Nur haben diese Letzteren die verdammte Untugend, daß sie mit Mann und Maus nach jeder kleinen Schlappe nach Heidelberg, 6 Stunden weit, herein retiriert kommen und Alles in Angst und Schrecken versetzen. Es existieren schon viele Bataillone junger Volksmannschaft, welche ganz ordentlich einexerziert sind und, in blaue Blousen gekleidet, ganz couragiert revolutionär aussehen; ein ganz guter Kern für eine rabiate Revolutionsarmee. Man sieht die prächtigsten Gestalten darunter. Sie marschiren, ihre Bündel auf dem Rücken, wie die baren Teufel einher. Die Soldaten, die bewaffnete Jugend und das arme Straßenvolk sind noch ganz guten Muthes; die sogenannten Bürger aber und die solide Bauerschaft sind nicht sauber. Wenigstens will kein Mensch mit Geld hervorrücken. Der größte Uebelstand ist, daß es an Offizieren fehlt. Bei der Linie sind eine Menge eingeschlichene reactionäre Offiziere und die avancirten Unterofficiere können die Disciplin nicht immer halten. Dann und wann heißt es, es seien wieder einige Officiere verschwunden. Und so ist es ein unheimliches Durcheinander. Das Volk schreit nach Verrath und sieht überall Spione, so daß man sich sehr in Acht nehmen muß, nicht unvorsichtiger Weise zu fragen oder etwa in Zerstreuung um eine Kanone herumzuschleichen.

Mieroslawski hat nun den Oberbefehl übernommen. Man sagt, daß er die Armee hinter dem Neckar aufstellen wolle, vorzüglich von Heidelberg bis Mannheim; was auch gerathen scheint; denn an der Grenze gegen die Rheinpfalz und Baden steht nun bereits ein formidables Heer mit weit überlegener Artillerie; und die Cavallerie allein ist vielleicht so stark als die badische Infanterie, während auf unserer Seite bloß etwa 30 Stück Geschütz und 2 Regimenter Dragoner sind. Wenn Heidelberg angegriffen wird, so kann ich auch Pulver riechen, indem ich gleich neben der Neckarbrücke wohne, hart am

Fluß. Schon mehrere Male hat man Kanonen dicht unter mein Fenster gestellt, als man den Feind auf den Fersen glaubte.

Es sind dieser Tage viele Schweizer hier, welche, theils als Offiziere, theils als Gemeine, bei der 600 Mann starken Fremdenlegion aus der Schweiz stehen. Es mögen etwa 100 Schweizer dabei sein. Ich habe bedauert, daß sie in Karlsruh sich in den Juniputsch mischten, welchen Struwe und Consorten jüngst versucht haben. Wenn diese Kämpfe in der Zukunft auch nicht ausbleiben werden, so ist es doch thöricht, die jetzige sonst so prekäre Lage noch dadurch zu verschlimmern.

Struwe hat gar keinen Boden im Volk; er ist in die konstituirende Versammlung nicht einmal gewählt worden und wollte die Regierung stürzen! dagegen schreit alles nach Hecker, wie der Hirsch nach einer Wasserquelle. Wenn er jetzt käme, so würde die moralische Wirkung so groß sein, daß das Volk in seinem Namen alle Hindernisse besiegen würde. — Ich meinerseits hoffe nur noch auf irgend eines jener wunderbaren Ereignisse, welche in der neuen Zeit so ungerufen kommen; ich hoffe um so mehr darauf, als es ganz bestimmt heißt, der preußische König wolle nach der Niederwerfung der süddeutschen Revolution auch ein Wort mit uns Schweizern sprechen. Von der artigen Reactionsklicke Preußen, Oesterreich und Rußland ist das Allerärgste zu erwarten. Indessen hofft man hier in diesem Falle, daß die Schweiz, so wie sie den Anstoß zu der ganzen Geschichte gegeben hat, auch, wenn sie angegriffen würde, einen guten Schlußstein setzen und dem Dinge eine andere Wendung geben würde; und dieß hoffe ich, als guter Schweizer, ebenfalls mit Zuversicht. Ich lasse den Ruff vielmal grüßen.

Gottfr. Keller.

6. An die Mutter und Schwester.

Heidelberg, den 24. Juli 1849.

Liebe Mutter und Schwester!

Der inliegende Brief, welchen ich an seine Adresse zu besorgen bitte, veranlaßt mich, endlich wieder einige Zeilen an Euch zu schreiben.

Ich habe nämlich an den Staatsrath Sulzer wegen dem nächsten Herbst und Winter geschrieben, um zu erfahren, was dann geschehen soll; da die Zeit, welche ich hier zuzubringen habe, bald um ist. Im September gedenke ich heim zu kommen.

Die badische Revolution, welche im Mai ausbrach und bis im Juli gewährt hat, hat auch meine Finanzverhältnisse abermals verwirrt; denn der Verkehr gegen Norden ist die ganze Zeit über unterbrochen gewesen. In zwei Wochen werde ich etwa 200 Gulden für ein Heft Gedichte erhalten, welche ich herausgebe, und damit will ich dann, da ich sonst im Sinne hatte, von hier aus noch eine Tour zu machen, selbst mich auf den Weg verfügen und mein Geld einkassieren. Denn ich möchte in keinem Falle nach Zürich kommen, ohne meine Schulden bezahlen zu können. Ich weiß nicht mehr, ob ich Dir, liebe Mutter, den Empfang der 50 Gulden angezeigt habe. Wenn es nicht geschehen

ist, so habe ich es über dem Kriegslärm vergessen, welcher sich lange um Heidelberg herumzog. Es wurde in der Nähe von zwei Stunden kanonirt und gepülvert und ein paar Mal kamen die Feinde bis vor die Stadt, daß wir sie auf dem Berg herumlaufen sahen. Sie schossen in unsere Gassen herein, über 2000 Schritt weit, und ein Soldat fiel todt um, nicht weit von mir, auf der Brücke. Hierauf fanden wir, die nichts da zu thun hatten, für gut, uns ein wenig zurückzuziehen. Die Preußen haben halt auch Scharfschützen. Ich verfügte mich auf mein Zimmer, aber da war es noch ärger. Die Hausleute flüchteten ihre Habe, weil das Haus am Wasser steht; es waren Kanonen dicht unter meinem Fenster aufgefahren, welche über den Neckar den Feind abhalten sollten, welcher, im Falle er ernsthaft angegriffen hätte, wahrscheinlich diese Kanonen, sammt dem Haus, vor welchem sie standen, auch ein wenig berücksichtigt haben würde. Die badischen Soldaten mußten indeß die Stadt verlassen, weil im Rücken eine Schlacht verloren war, und am andern Morgen rückten die Preußen vor Sonnenaufgang ein. Ihr habt übrigens die ganze Bescheerung jetzt selbst auf dem Hals[1]). Wenn man nur ordentlich umgeht bei Euch mit den badischen Soldaten; denn es sind sehr brave Kerle und haben sich tapfer gewehrt.

Die Preußen haben ihren Sieg theuer erkaufen müssen, obgleich sie die Uebermacht hatten. Besonders die badischen Kanoniere haben sich heldenmäßig gehalten. Sie arbeiteten, da es sehr heiß war, im bloßen Hemd, wie die Bäcker vor dem Backofen, bei ihren Kanonen, und waren noch forsch und wohlgemuth dabei. Ihre Verwundeten haben sie selbst völlig todt geschossen, damit sie den Preußen nicht in die Hände gerathen.

Die Freiheit ist den Deutschen für einmal wieder eingesalzen worden, doch wird es nicht lange so bleiben, und der König von Preußen wird sich wohl hüten, mit der Schweiz anzufangen. Wahrscheinlich werden nächstens die deutschen Fürsten selbst einander bei den Köpfen nehmen. Das Volk haben sie gemeinschaftlich abgethan; aber nun setzt es beim Leichenmahl Händel ab.

Mit schmerzlicher Ueberraschung habe ich die verschiedenen Todesnachrichten gelesen; kein einziger Brief kommt, der nicht eine enthält. Dem Heinrich[2]) lasse ich kondoliren. Als ich Deinen Brief las und an den Satz kam, wo es vom Tode seiner Frau heißt, da glaubte ich zuerst, es handle sich vom Onkel in Glattfelden, was mir doppelt weh gethan hätte, weil ich ihn so lange nicht besucht und gesehen habe.

Doch es wird dunkel, und der Brief muß heute noch auf die Post. — —

Dr. Schulz[3]) wird jetzt auch wieder in Zürich sein, da er für einstweilen wieder auspolitisirt hat in Deutschland.

---

[1]) Etwa 10000 Mann des von den Preußen besiegten badischen Revolutionsheeres waren im Juni 1849 auf Schweizer Gebiet gedrängt worden.

[2]) Einem Geschwisterkinde Keller's.

[3]) Wilhelm Schulz aus Darmstadt (1797—1860), der bekannte deutsche Publicist und Militärschriftsteller, kehrte nach Auflösung des Stuttgarter Rumpfparlaments nach Zürich zurück.

Doch jetzt sehe ich keinen Stich mehr. Bis auf weiteres grüße ich Euch tausendmal, so wie alle im Hause und übrige Bekannte, den Conrad Rordorf, auch den Kramer.

Euer Sohn und Bruder
G. Keller.

7. An Johanna Kapp.

Heidelberg, den 7. December 1849.

Theure Freundin! Obgleich ohne Berechtigung, war ich doch in einer Art unbestimmter Erwartung, daß ich heute oder morgen noch etwas Freundliches von Ihnen empfangen würde. Die bittere Nothwendigkeit zwang mich zu diesem instinktmäßigen Hoffen und kein liebevoller Gruß hat je seine Sendung besser erfüllen können, als Ihr letzter vor Ihrem Scheiden.

Die Gewißheit, daß nichts Conventionelles in Ihrer Handlungsweise sein kann, hat mir seine Wirkung noch versüßt. Trotz des leidenschaftlichen Lebens, welches ich seit einiger Zeit geführt habe, hätte ich doch nicht geglaubt, daß mir noch so elend zu Muthe sein könnte, als es mir vergangene Nacht und den Morgen darauf gewesen ist. Ich war die letzte Woche hindurch sozusagen glücklich gewesen. Ich kannte nichts Wünschenswerthes mehr, als einige Stunden mit Ihnen zuzubringen, und war ich bei Ihnen, so dachte ich in glücklicher Vergessenheit weder an die Zukunft noch an die Vergangenheit, nicht an mich selbst, und nicht einmal an Sie. Ich hatte von der ganzen Welt genug, wenn ich auf den Bergen hinter Ihnen oder neben Ihnen hergehend Ihre Stimme fortwährend hörte und manchmal in Ihr Gesicht sah, oder im Zimmer auf Ihre Hände schauen konnte, wenn Sie etwas arbeiteten. Es war gerade kein rühmlicher Zustand, und es ist vielleicht unschicklich, daß ich Sie noch mit diesen Klagen in die Ferne verfolge, Sie, welche genug selbst zu tragen haben. Aber erstens kann ich den heutigen Tag nur dadurch erträglich zubringen, daß ich irgend etwas an Sie schreibe, und dann werden Sie auch, wenn Sie diese Zeilen erhalten, überzeugt sein können, daß es mir wieder frischer und besser zu Muth ist. Ich will Ihnen zukünftig nie mehr von meiner Liebe schreiben, sondern ganz vernünftig von Menschen und Dingen, die ich sehe, und mit tausend Freuden von Ihnen selbst und Ihrem Schicksal, wenn ich Ihnen auf Ihre Aufforderung irgend etwas Gutes oder Aufmunterndes sagen kann. Nur muß ich Sie bitten, immer und so lange zu leiden und zu glauben, daß mein Herz an Ihnen hängt, auch wenn ich Nichts mehr davon sage, bis ich Ihnen selbst meinen Abfall verkündige; und ich werde fröhlichen Sinnes der Erste sein, welcher die drückende Last von Ihnen und mir zugleich nimmt. Daß dies jedoch bald geschehen werde, daran zweifle ich selbst. Meine Jugend ist nun vorüber und mit ihr wird auch das Bedürfniß nach einem jugendlich poetischen Glücke schwinden; vielleicht, wenn es mir in der Welt sonst gut geht, werde ich noch ein fröhlicher Mensch, der diesen oder jenen Winterschwank aufführt. Mein Herz aber einem liebenden Weibe noch als baare Münze anzubieten, dazu, dünkt mich, habe ich es nun schon zu sehr abgebraucht und werde es noch ferner abbrauchen, bis es nur von Ihnen frei ist. Und was

sollte ich noch mit den heiligen und süßen Erinnerungen anfangen? Müßte ich nicht jeden traurigen oder glücklichen Moment, welchen ich früher verlebt, wie etwas Gestohlenes verbergen und verschweigen? Es wäre mir ganz ärgerlich zu denken, daß ich z. B. die letzte Nacht umsonst so traurig gewesen wäre, und sie ganz aus meinem Gedächtnisse vertilgen müßte.

Ich hatte ganz fest geschlafen, bis gegen Morgen. Aber um halb drei Uhr erwachte ich, wie wenn ich selbst verreisen müßte. Während ich munter wurde, kam es mir nach und nach in den Sinn, worum es sich handelte: ich ging ans Fenster und sah jenseits des Neckars Licht in Ihrem Zimmer. Es strahlte hell und still durch die helle Winternacht und spiegelte sich so schön im Flusse, wie ich es noch nie gesehen. Obgleich von Schlaf keine Rede mehr war, so hätte ich doch um keinen Preis ein Licht angezündet, aus Furcht, Sie möchten es bemerken, und ich wollte Ihnen mein armseliges Bild nicht noch aufdrängen, bei Ihrer sonstigen Aufregung. Nach einiger Zeit glaubte ich einen Wagen hinausfahren zu hören, und bald darauf rollte er zurück über die Brücke. Jetzt geht sie, dachte ich, drückte mein Gesicht in das Kissen und führte mich so schlecht auf wie ein Kind, dem man ein Stück Zuckerbrot genommen hat. Den ganzen Vormittag war ich dumpf und todt und sagte mir: diese Zeit wird auch vorübergehen! Ja, sonderbarer Weise mischte sich in meine Trauer ein Aerger über jene kahlen Jahre, wo ich, wie ich vorauszusehen glaubte, über meinen jetzigen Schmerz lächeln würde. Und gerade aus diesem Aerger lauschte eigentlich nur meine einzige Hoffnung, die Hoffnung auf jene Zeit der Ruhe und Unbefangenheit. Es war der altbekannte Strohhalm des Ertrinkenden.

Da brachte mir Max[1]) nach Tisch Ihr allerliebstes Briefchen, welches mir wie eine Sonne aufging. Ihre lieben Worte versetzten mich bald in die Normalstimmung, in welcher ich nun längere Zeit bleiben werde. Ich wurde so aufgeweckt, daß ich singend in meinen Papieren zu kramen anfing und Sie auf eine Viertelstunde rein vergaß. Darauf machte ich einen tüchtigen Spaziergang und wurde wieder traurig, und nun schreib' ich an Sie. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie weich und lind mich Ihr Wunsch überkommen hat, daß ich Ihnen unter allen Lebensverhältnissen gut bleiben möchte! Das ist doch halbwegs das, was ich gewünscht habe: eine Heimat in einem edlen und verständnißreichen weiblichen Herzen, und mehr will ich jetzt nicht. Ach, ich glaub', ich schreibe immer das Gleiche. Das ist ein sehr langweiliger Brief für Sie; aber ich schreibe ihn nur für mich, Sie brauchen ihn nicht auf ein Mal zu lesen, und wenn es Ihnen unbequem ist, denselben aufzubewahren, so verbrennen Sie ihn sogleich[2]). Ich will künftig über andere Dinge schreiben und nicht mehr so viel. Heute Abend will ich zu Hettners gehen, damit ich doch etwas von Ihnen sprechen höre; wenn man Durst hat, so ist schlechtes Wasser besser als gar keines. Sie werden jetzt in Stuttgart sein. Leben Sie recht wohl!

---

[1]) Max Kapp, der Bruder.

[2]) Der Brief ist offenbar nie an Johanna abgegangen. Wenigstens befindet er sich unter Keller's Papieren.

Den 11. December.

Ich weiß noch nicht, wenn dies Papier fortkommt, und will es noch voll schreiben. Ich war seit Ihrer Abreise schon zwei Mal in Ihrem elterlichen Hause, habe aber nur Ihre Mutter gesehen, indem Ihr Vater, von früheren Besuchen ermüdet, auf seinem Zimmer war, und ich ihn durchaus nicht stören mochte. Ihre Mutter spricht zu meinem großen Vergnügen sehr viel von Ihnen.

Bei Hettners habe ich letzthin schlechte Geschäfte gemacht. Ich traf Moleschotts dort. Herr Moleschott las einen Abschnitt aus einem diätetischen Werke vor, das er schreibt, das Kapitel über Hunger und Durst[1]). Es kam darauf hinaus, daß man sterben müsse, wenn man nichts mehr esse und trinke; was mich sehr frappirte. Allerlei häßliche physiologische Ausdrücke trug er, um die Pille zu vergolden, mit einer Sorte von süßem Pathos vor, welche mir, trotz meines Elendes, einen abscheulichen Lachkrampf verursachte, was mir fast übel bekam. Von Ihnen aber wurde kein Wort gesprochen, als einmal flüchtig, daß Sie nun in München sein werden, und als ich sagte, Sie seien erst heute fort, so bedauerten sie, nicht noch einen Besuch bei Ihnen gemacht zu haben. So mußte ich durstig wieder abziehen, und die guten Leute haben mich unbewußt am besten bestraft für meine geheime Feindseligkeit und für meinen Undank.

Für Ihre Veilchen danke ich herzlich. Sie liegen in Ihrem Brieftäschchen und wenn der Ort, wo dieses liegt, eine Ruhestätte genannt werden kann, so haben die Blumen allerdings eine solche gefunden. Ich hatte sie dazumal in einer melancholisch widerspenstigen Stimmung fast absichtlich auf Ihrem Fenstersims liegen lassen und es nachher sehr bereut; nun habe ich sie doch noch bekommen. Ich mache mir manchmal Vorwürfe, und ich weiß nicht, ob ich sie meinem ganzen Geschlecht machen soll, daß ich so wenig Geschick für einen unbefangen anmuthigen Verkehr habe, daß ich erst durch bittere Schmerzen lernen mußte, mein Gefühl in Bande zu legen und mich in einer schönen Freundschaft froh zurechtzufinden, statt gleich Liebe zu begehren und geben zu wollen.

Es kommt übrigens vielleicht von dem verhältnißmäßig kleinen Begriff, welcher sich in Beziehung auf Freundschaft überhaupt nach und nach in mir ausgebildet hat. Ich muß wirklich offen gestehen, daß mir die Freundschaft keine große Lücke in meinem Leben ausfüllt. Es versteht sich bei mir von selbst, daß alle tüchtigen und offenherzigen Leute sich gegenseitig gut sind, daß die Gleichgesinnten zusammenwirken, daß man sich hilft, wo man kann, sich duldet und seine Meinungen liebevoll austauscht. Was aber hierbei für die tiefsten und innersten Herzensbedürfnisse Genügendes herauskommt, das seh' ich nicht recht ein. Man wird so oft getrennt; ich erwerbe mir neue Freunde, welche mir so lieb werden wie die früheren; diese ihrerseits thun das Gleiche, und so entsteht ein großes Gewebe von guten und mannigfachen Charakteren,

---

[1]) „Untersuchungen über das Nahrungsbedürfniß des Menschen". Neubearbeitung von Tiedemann's drittem Bande der Physiologie. Vergl. Moleschott, Hettner's Morgenroth, S. 5.

welche von einander hören und oft eine gemeinschaftliche Sympathie haben. Aber gerade dadurch wird die Freundschaft mehr öffentlich, sozial und, mich dünkt, das, was sie sein soll, und am besten ist. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo die großen leidenschaftlichen und idealen Freundschaften gerechtfertigt waren; jetzt aber, glaube ich, sind sie es nicht mehr. Unter den Männern wenigstens scheint es mir je länger je mehr unpassend zu werden, wenn zwei so etwas recht Besonderes und Exquisites unter sich haben wollen. Es ist unbürgerlich und unpolitisch. Es ist schön, wenn sich Jugendfreunde ihr ganzes Leben durch so lang als möglich aufmerksam und treu bleiben, aber der innerste heiße Hunger des Herzens hat davon Nichts; bei mir wenigstens nicht.

In Beziehung auf Frauen ist es etwas anderes. Aber auch da muß ich, wenn ich für eine einzelne eine recht hingebende Freundschaft bekommen soll, zuerst geliebt haben oder vielmehr: ich kenne hier keinen Unterschied zwischen beiden Neigungen, und das Wohlwollen, das ich für die Frauen im Allgemeinen empfinde, ist durchaus keine Freundschaft, wenn sie mir auch noch so nah stehen; es ist nur Artigkeit. Zu meinem Nachtheil vermisse ich leider eine gesellschaftliche Tugend, jenes unschuldige Coquettiren und Freundlichthun bei kaltem Blute, womit viele junge Leute sich sonst das Leben angenehm machen.

O je! Was ist das für eine langweilige Predigt! Es ist, wie ich es überlese, doch nicht Alles wahr! Aber ich kann mich jetzt nicht recht ausdrücken. Ich danke sehr für Ludwig Feuerbach's Gruß. Bei diesem Anlaß möchte ich Sie bitten, nicht so entschieden resignirt in die Zukunft zu blicken: zwei, drei nächste Jahre können solche Veränderungen und Umwälzungen in weiten wie in engeren Verhältnissen hervorbringen, daß viele Rücksichten von selbst schwinden, andere aber zur Seite zu werfen, die erste Pflicht werden kann. Es kann einen solchen Durcheinander geben, daß Alles, was sich liebt, fest aneinander klammern muß, ohne daß die Andern deßwegen schlimmer dran sind. Nur die Halbheit hat gar keine Zukunft. Legen Sie mir dies nicht als Leichtsinn aus! Ich bin eben sehr bekümmert für Sie. Leben Sie so glücklich und heiter als möglich! Sie können es gewiß und sagen es ja selbst! Ich hoffe bald von Ihren Fortschritten in der Kunst zu hören; ob ich wohl jemals etwas von Ihnen zu sehen bekomme?

Ihr ergebenster

Gottfr. Keller.

Heidelberg 1849.

Schöne Brücke, hast mich oft getragen,
Wenn mein Herz erwartungsvoll geschlagen
Und mit dir den Strom ich überschritt.
Und mich dünkte, deine stolzen Bogen
Sind in kühnerm Schwunge mitgezogen,
Und sie fühlten meine Freude mit.

Weh der Täuschung, da ich jetzo sehe,
Wenn ich schweren Leids hinübergehe,
Daß der Last kein Joch sich fühlend biegt!
Soll ich einsam in die Berge gehen
Und nach einem schwachen Stege spähen,
Der sich meinem Kummer zitternd fügt?

Aber sie mit anderm Weh und Leiden
Und im Herzen andre Seligkeiten,
Trage leicht die blühende Gestalt!
Schöne Brücke, magst du ewig stehen:
Ewig aber wird es nie geschehen,
Daß ein beff'res Weib hinüberwallt!

8. An Ferdinand Freiligrath.

Lieber Freiligrath! Ich bin nun doch froh, daß ich meinen Schuß probirt habe, da er mir ein so edles beleibtes Wild getroffen hat, und es bleibt also dabei, daß ich in einigen Tagen Dich aufsuche[1]). Das Echo meines Schusses war mir eine ganz ungewohnte und liebliche Musik, und wie, wenn man einen fetten Auerhahn geschossen hat, wohl eine Weile nach dem Schuß und Fall etwa noch eine schöne Schwungfeder aus der Luft fällt, so traf darauf Deine „Venus" nachklingend ein[2]), gerade als ich mich mit den Gervinus'schen Salbadereien über Shakespeare beschäftigte. Ein gedruckter Dank für wiederholte Gaben wird endlich hoffentlich im Laufe dieses Sommers erscheinen. So viel, was das Ausbleiben des „Grünen Henri" betrifft.

Was die reiche Jüdin belangt[3]), so bin ich immer noch zu haben, und gerade eine Jüdin ist nicht so übel; nur müßte das „reich" gestrichen werden; denn ich halte es fast für das einzige zuverlässige Genie-Symptom an mir, wenn ich zu zweifeln beginne, daß ich nothwendig ein armer Schlucker bleiben werde.

Den dritten Punkt mit der Kindstaufe betreffend, so ist der wesentlichste Gegenstand derselben da zu suchen, wo der deutsche Kaiser geblieben ist; obgleich ich nicht in Abrede stellen will, daß der fragliche Urheber mehr guten Willen zur Position und Darstellung des ersteren, als des letzteren gehabt haben und vielleicht noch haben mag.

[1]) F. Freiligrath an G. Keller, Köln 6. März 1850: „Dein Schuß ins Blaue hat gut getroffen. Das ist freilich kein Wunder, da ich täglich dicker werden soll und somit für Freund und Feind eine immer weniger zu fehlende Zielscheibe abgebe." W. Buchner, F. Freiligrath, Bd. II, S. 229.

[2]) „Venus und Adonis" nach Shakespeare.

[3]) Freiligrath klagt in dem angeführten Brief scherzend, daß Keller seit zwei Jahren nichts mehr von sich hören ließ: „Kein ‚Grüner Heinrich' pochte an meine Thür, um Kunde von Dir zu bringen; keine Zeitung meldete, ‚der frischeste Dichter der jungen Schweiz' habe eine reiche Jüdin geheirathet oder wenigstens dem Reichstagsdeputirten Wilhelm Schulz ein erstes Kind aus der Taufe gehoben."

Haben nun unsere großen Prosaisten nichts Erkleckliches zu Stande gebracht, so erfreut es mich um so mehr, aus Deinem Briefe zu ersehen, daß es den Männern der gebundenen Rede besser ergeht, und ich werde Deine zweifüßigen Verse nicht mit dem kritischen Auge des Herrn V = Vischer zu Tübingen, sondern mit der eingenommenen Vorliebe eines alten Herrn Vetters betrachten und bewundern. Indeß allen Respect vor Wilhelm Schulz; er ist wenigstens einer der wenigen Grauköpfe von Anno Tabak, welche weder Thoren noch Schufte geworden sind.

Ich habe noch einen Reisegefährten, einen Schweizerstudenten, der ebenfalls nach Berlin reist. Es kommt nun darauf an, ob er sich seinerseits die Zeit in Köln vertreiben kann, in welchem Falle ich auch zwei Tage bei Euch verweilen kann; nach Düsseldorf kommt er gern mit, falls Du Zeit hast, Deinen freundlichen Vorschlag zu verwirklichen. Ob ich bei Euch, freundlichen und lieben Leuten, auf dem Sopha lagern werde, kommt darauf an, ob das Schiff bei Tag oder Nachtzeit bei Euch landet; denn im letzten Fall breche ich nur ungern auch in das gastfreundlichste Haus ein. Obgleich ich mich auch freue auf ein vernünftiges Wort und einigen Unsinn mit den Kindern zwischen Deinen vier Wänden, so hoffe ich doch, der Weg nach dem Kölner Dom sei von Deiner Wohnung nicht so kurz, daß wir uns nicht etwa nach einem Ruhepunkt umschauen müßten. Wir wollen mit Interesse in der wackeren Ruine herumsteigen: wenn ich mich um den illusorischen Inhaber des Gebäudes nicht viel kümmere, so leide ich doch noch genugsam an Germanomanie, um mich an dem leeren Hause zu freuen.

Ich habe schon so manche schöne Schale ohne Kern begafft, daß diese auch noch hingehen mag. Wir könnten allenfalls über dies Thema ein Gespräch halten im Dom, wobei ich an Eduard Dullers Stelle treten würde[1]). Wir würden dabei, in angemessener Distanz von einander, die Arme verschränken, den rechten oder den linken Fuß vorsetzen, dann den Arm ausstrecken und wieder einziehen und uns zuletzt feierlich die Hände reichen, oder drohend abgehen, je nach dem Ausgange.

Ich empfehle mich Deiner verehrten Frau, der Käthe, dem Wolfgang und der Luise, je nach dem Verständnisse und der Auffassungskraft mehr oder weniger dringlich. Wenn ich Käthchen nicht mehr kenne, so halte ich entschuldigend entgegen, daß sie mich wahrscheinlich auch nicht mehr kennt[2]). So pflegte ich in früherer Zeit, als man noch nicht daran verzweifelte, zum lateinisch und griechisch Lernen mich zu bewegen und mich deswegen vielfältig plagte, zu entgegnen, Homer habe mich auch nicht gelesen und sei doch ein passabler Dichter geworden. Schon seit sechs Jahren nehme ich mir jeden Monat vor, englisch zu lernen, und jeden Monat thu' ich's nicht, und wenn Du, lieber Freund, noch viele solche Uebersetzungen zu Tage förderst, wie die letzte, so geb' ich's am Ende noch ganz auf; denn der „Times" wegen lohnt es sich nicht der Mühe.

[1]) Freiligrath und Eduard Duller hatten 1841 beabsichtigt, ein Kölner Dom-Album herauszugeben, dessen Ertrag zum Ausbau des Doms dienen sollte.

[2]) „Käthe, die Rapperschwylerin, wirst Du nicht mehr kennen," a. a. O.

Wie ich mit dem lieben Gott stehe[1])? Gar nicht. Ludwig Feuerbach und die Constitutionellen in Frankfurt nebst einigen groben physiologischen Kenntnissen haben mir alle luxuriösen Träume vertrieben. Die rationelle Monarchie ist mir in der Religion so widerlich geworden wie in der Politik. Was Follen dazu sagen würde, weiß ich noch nicht; denn ich habe ihm noch nicht geschrieben, weil er seit einiger Zeit nicht zu sprechen ist über solche Dinge. Er hat sich nämlich vor zwei Jahren ein altes Kastell gekauft, im Thurgau, Namens Liebenfels, mit furchtbaren Verließen, Thürmen, Falkennestern, einer Brücke u. dgl. Dazu gehören 500 Morgen Land, großentheils Wald und Moor, aus welchem er sich bestrebt, 100 Schweine, 30 Kühe und circa 20 Menschen zu füttern. Er hat sein ganzes Vermögen hineingesteckt und also genug zu thun, wenn er seinen beiden Edelfräulein, die wirklich recht feine Mädchen sind, noch etwas „Tuch zur Wat" hinterlassen will. Da kann er keine atheistischen Briefe brauchen. Er wäre im Stande, träfen ihn solche am Pfluge, daß er im Zorne diesen sammt den stattlichen Ochsen in den Erdboden hineinschlüge. Herwegh ist jetzt in Zürich; seine Frau soll rauchen wie ein Schornstein.

Als ich Gott und Unsterblichkeit entsagte, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden; ich bin aber weder besser noch schlechter geworden, sondern ganz, im Guten wie im Schlimmen, der Alte geblieben und also auch, falls Du mich so noch brauchen kannst, für Dich, lieber Freund, und gedenke es nächstens in Figura zu zeigen.

Auf Wiedersehen!

Dein Gottfr. Keller.

Heidelberg, den 4. April 1850.

---

[1]) „Apropos — wie stehst Du jetzt mit dem lieben Gott und was macht Follenius?" a. a. O. S. 230.

(Ein zweiter Artikel: „Gottfried Keller in Berlin", folgt demnächst.)

Freiheitliche Bestrebungen im moslimischen Asien.

Von
H. Vambéry.

I.

Eppur si muove! Es ist Alles umsonst, die Welt schreitet vorwärts. Der Geist des neunzehnten Jahrhunderts, der in der westlichen Hemisphäre solch' außerordentliche Veränderungen zuwege gebracht, dringt unaufhaltsam über die Grenzen Europa's hinüber ins alte Asien. Er klopft an die Thüren uralter Sitze despotischer Willkür; er legt sich als drückender Alp auf die Herzen der Despoten, die Jahrtausende ein Schatten der Göttlichkeit geruht und will, über Traditionen, Sitten und Gebräuche hinwegstürmend, jene Zustände hervorzaubern, die ein langer Kampf mit Vorurtheilen und menschlichen Schwächen bei uns in Europa geschaffen. Diese Erscheinung ist an und für sich höchst interessant, sie drängt sich dem Forscher des asiatischen Völkerlebens unabweislich auf und verdient auch in weitern Kreisen gewürdigt zu werden.

Als ich vor vierzig Jahren mit dem Morgenlande zuerst in Berührung kam und an den Ufern des Bosporus, in dem bunt gemalten Vorhang zweier Welten, die ersten Typen des Morgenlandes kennen gelernt, da hätte ich nicht im Entferntesten daran gedacht, daß einige Jahrzehnte hinreichen würden, den asiatisch denkenden und fühlenden Menschen aus dem Marasmus vergangener Jahrhunderte zu wecken. Die bleierne Hand echt asiatischer Autokratie lastete schwer auf allen Zweigen des politischen und gesellschaftlichen Lebens, die Gedankenwelt wagte nicht, aus den Spuren Jahrtausende alter Gewohnheit herauszugehen, und wer auf die Regsamkeit der Geister im Abendlande hinwies, oder die Vorzüge der veränderten Sachlage in der Christenwelt zu loben anfing, der erhielt zumeist die Antwort: „Was Gottes Wille angeordnet und über die Menschen verhängt hat, das ist heute so gut wie vor tausend Jahren; denn nur das Werk des Menschen ist Veränderungen und Verbesserungen unterworfen." Wo der Landesfürst als Gottes Schatten auf der Erde figurirt, da ist der Machtspruch der Regierung mit Gottes Willen identisch, Gesetzbuch und Gottesbuch fließen ineinander und auseinander, und die öffentliche Meinung hatte nur dann und dort an Opposition und Auflehnung gedacht, wo der oberste Hort der Regierung selbst die Heiligkeit dieser Principien angetastet, d. h. zu den verpöntesten Neuerungen geschritten war.

Ja, so fand und sah ich die Dinge im Osten vor vierzig Jahren. Der mächtige Luftzug, den der Krimkrieg geschaffen, die rasch zunehmende beschleunigte Communication und der kühne Flug des geschriebenen Wortes konnten aber nicht umhin, dem noch so verstockten Conservatismus der Asiaten den Nacken zu beugen. Einzeln, schüchtern, ja zaghaft hielten die Strahlen des abendländischen Lichtes ihren Einzug, und der Beginn einer bescheidenen Dämmerung machte sich schon während der Regierungszeit des Sultan Abdul Aziz bemerklich. 1864 traf ich in London in einem Kaffeehause auf dem Haymarket einige junge Osmanlis, die sich mir als Redacteure und Mitarbeiter einer liberalen türkischen Zeitung „Hurriet" genannt, vorstellten. „Hurriet" heißt wörtlich die Freiheit, und ich brauchte nur einigermaßen unter den höchst muthlos und verstört aussehenden, aber wildredenden Efendis Umschau zu halten, um zu begreifen, daß diese Anwälte der türkischen Göttin der Freiheit wenig Aussicht auf Erfolg haben könnten. Das Blatt selbst, im einfachen Stile geschrieben, was neben der alten bombastischen Stilistik schon einen Fortschritt bedeutete, hatte sich nur so weit hinausgewagt, um die herrschende Clique der Paschas und Efendis anzugreifen und deren unlauteres Gebahren als Verrath gegen die Gesetze des Korans und gegen die geheiligte Person des Chalifen hinzustellen. Moderne Ideen und Principien zu verkünden war auch schon deshalb nicht ihre Sache, weil sie fortwährend in Vergleiche zwischen der Bildungswelt im Osten und der im Westen sich einließen und aus Eigenliebe und Patriotismus in gar vielen Stücken unsere Kultur bemängelten und der eigenen nationalen, auf dem Koran und der asiatischen Weltanschauung beruhenden Bildung den Vorzug gaben. Als gute Patrioten hatten die Mitarbeiter des Hurriet, welches als Organ der sogenannten Jungtürken auftrat, sich auch mit Politik befaßt, und recht scharf gingen sie auf Erörterung solcher politischer Fragen ein, die Seitens der einer ängstlichen Vorsicht halber berühmten Hohen Pforte kaum angetastet wurden. Ihre Hauptwaffe war der Panslawismus, mit welchem sie das übermüthige Gebahren Englands und Rußlands in Asien bedrohten, und auch der eigenen Landesregierung ward fortwährend der Vorwurf gemacht, warum die Türkei, als oberster Horst des Islams, diese Verbrüderung des Gesammtislams dem Panslawismus und Paneuropaismus gegenüber als einen wirksamen Trumpf nicht ausspiele. Ob die Herren am Bosporus zur Belebung dieses, nur für Religionsspekulationen zugänglichen und aller nationalen Ideen baaren Elementes genügende Kraft und Energie besäßen, das ist diesen osmanischen Patrioten nie eingefallen. Es war im Allgemeinen ein wirres und tolles Umherwerfen mit Principien, ein Nachäffen unserer revolutionären Worthelden, ohne Gehalt, ohne echte Begeisterung und daher auch ohne jeglichen Einfluß auf die ruhigen, durch einen Jahrhunderte alten Absolutismus mürbe gemachten breiteren Schichten der heimischen Bevölkerung.

Stundenlang pflegte ich im benannten Kaffeehaus mit diesen Herren die politischen, gesellschaftlichen und religiösen Fragen ihrer Heimath zu behandeln. Tagesüber ging die Conversation in gemäßigten, ja bisweilen schläfrigen Schritten und nur gegen Abend, wenn die Rakiflasche die Begeisterung potenzirte, ward die Stimmung gehobener. Die Blicke der guten Efendis wurden feuriger, die Kritik gegen das Thun und Lassen einzelner Paschas derber, das Register der aus der Brust geholten Seufzer tiefer und der Schmerzensruf über den Verfall

des einst mächtigen und nach ihrer Ansicht noch immer einer kraftvollen Aufraffung fähigen ottomanischen Staates heftiger und lauter. Die Bewunderung, welche sie den Großthaten ihrer kriegerischen Ahnen zollten, die tiefe Verehrung, mit welcher sie die moslimischen Geistesheroen erwähnten, dünkte mir aber so natürlich, wie die Anhänglichkeit an die Dynastie der Osmaniden; denn der Name des Sultans ward selten ohne das übliche Epitheton der Ehrfurcht über die Lippen gebracht. Es waren eben ganz loyale Revolutionäre, denen die Paschawirthschaft daheim mißfallen hatte und die, ungefähr gleich dem braven Deutschen, der nach einer Republik mit einem Großherzog an der Spitze sich gesehnt, eine streng konstitutionelle Regierung mit einem Sultan für das non plus ultra ihrer Wünsche hielten. Die Ausführung eines solchen Vorhabens ward nicht nur als vereinbar mit den Religionsgesetzen gefunden, sondern sogar als von diesen angeordnet; denn man wies auf eine Rede Mohammed's hin, in der er seinen Nächststehenden strengstens befahl, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, falls er gegen das allgemeine Wohlergehen des Volkes sich ein Vergehen zu Schulden kommen lasse. Die Grundgesetze des Chalifats hatten thatsächlich einen starken Beigeschmack des modernen Constitutionalismus, die Controle über die oberste Gewalt war geboten; doch mit dem Auftreten des Sultanats hielt der Absolutismus seinen Einzug und ist seitdem von den Regierungsformen moslimischer Länder ebenso wenig gewichen, wie dies in buddhistischen und brahminischen Ländern der Fall sein konnte. Die alte Welt hat sich eben nur in der alten Regierungsform gefallen können und die officiellen türkischen Revolutionäre haben, wie wir zur Zeit Midhat Pascha's gesehen, sich höchstens zum Sultanswechsel verstiegen, indem sie an die Stelle eines eigensinnigen Herrschers einen solchen setzten, von dem sie Nachgiebigkeit und ein Einlenken auf die Bahn der Constitution erwarteten.

Im ottomanischen Kaiserstaate war und ist die Verwirklichung des streng constitutionellen Lebens und der freiheitlichen Institutionen auch schon deshalb mit Schwierigkeiten verbunden, weil hier die heterogenen nationalen Elemente, vom Blutkitt der Eroberungskriege zusammengehalten, sich immer mehr nach dem Anschluß an den Staatskörper ihrer frei gewordenen Stammes- und Glaubensbrüder sehnen und von einer modernisirten Staatsbildung ihrer ehemaligen Herren und Bedrücker nichts wissen wollen. Freiheitliche Ideen und die Behelfe des Constitutionalismus werden im ottomanischen Staate mit Recht als Mittel der Trennung und des Verfalles betrachtet. Der scheinbare Erfolg des parlamentarischen Lebens in der ersten Regierungszeit des Sultans Abdul Hamid konnte nur denjenigen täuschen, dem das Verhältniß zwischen Christen und Moslimen nicht gehörig bekannt gewesen. Der Umschwung, den der heutige Herrscher der Türkei herbeigeführt, darf daher nicht unbedingt verurtheilt werden. Er bedeutet jedenfalls einen harten Schlag für die nach liberalen Tendenzen sich sehnenden Osmanen, er schiebt die Eindämmung der souveränen Macht der Sultane auf viele Jahrzehnte hinaus und steht dem engeren Anschlusse der Türkei an die liberalen Ideen Europas sehr im Wege. Doch wer würde leugnen, daß auch wir, selbst im Abendlande, noch so manchen Hemmnissen dieser Art begegnen, und wer würde und dürfte die Zustände im großen Czarenreiche ignoriren? Die Türken können sich daher zufrieden geben, wenn sie in ihrem heutigen Herrscher

einen Monarchen besitzen, der sich wenigstens den Anschein gibt, den Uebelständen einigermaßen abhelfen und den Wünschen seines Volkes gerecht werden zu wollen. Sultan Abdul Hamid hat oft der Meinung Ausdruck verliehen, daß ein gesunder Constitutionalismus sich auch schon aus Bequemlichkeitsrücksichten den Herrschern empfehle. Er hält freiheitliche Institutionen entschieden für nutz- und heilbringend, doch, meint er, müssen dieselben solid gebettet und auf fester Grundlage gegründet sein. Diese Basis erblickt er in der allgemeinen Bildung, in der Hebung des Handels und der Industrie und in der Erleichterung des Verkehres. Nun wird es Niemand in Abrede stellen, daß Sultan Abdul Hamid zur Belebung der erwähnten Zweige des Volkslebens sein Möglichstes gethan und fortwährend thut, und wer vorurtheilslos die heutigen Zustände in der Türkei beobachtet, der wird eingestehen müssen, daß hier im Laufe eines einzigen Jahrzehnts mehr geschehen, als im Laufe des ganzen Jahrhunderts. Eisenbahnen dehnen sich nach allen Richtungen im Lande aus, die Administration ist hundertfach besser als ehedem; die Finanzen ordnen sich allmälig, die Industrie hebt sich auch, und das Schulwesen hat sich derartig gehoben, daß die Türkei in dieser Beziehung mit dem schon zwei Jahrhunderte lang sich reformirenden russischen Staate den Vergleich getrost aufnehmen kann.

Trotz aller Schattenseiten der heutigen Regierung in der Türkei wäre es ungerecht, dem jetzigen Sultan die Verdienste eines aufrichtigen und patriotisch gesinnten Reformators abzusprechen. Er hat für sein Volk Erhebliches geleistet, und wie wir weiter zeigen werden, sind diese Vorzüge von den übrigen Völkern des Orients gebührend gewürdigt worden; ja die Türkei ist heute ein Gegenstand des Neides in den Augen der Perser, Afghanen und anderer noch tief im Pfuhle asiatischer Tyrannei steckender Völker. Die osmanischen Freiheitshelden in Europa, die in den Spalten der „Turquie Libre“ und des „Yildiz“ sich hören lassen, sind jedenfalls voreilig in ihren Ansprüchen, und ihre Worte finden an den Ufern des Bosporus noch lange nicht jenen Widerhall, dessen sich die Kundgebungen eines Krapotkin, Stepniak und anderer russischer Proscribirter im Czarenreich erfreuen. Eine revolutionäre Bewegung, eine Auflehnung gegen die Behörde ist bei den Osmanen viel weniger, viel schwerer und viel seltener ausführbar, als bei andern Völkern des Orients; denn der Türke ist seinem Herrscher mit patriarchalischer Ehrfurcht zugethan. Er erkennt in ihm nicht nur das Oberhaupt seines Volksstammes, sondern auch den Stellvertreter Gottes auf Erden, und unter den fünfunddreißig Sultanen, die bis heute auf dem Thron der Osmaniden gesessen, ist nur einer als Opfer des aufgeregten Pöbels, richtiger der fanatisirten Prätorianer, gefallen. Die Ideen der exaltirten Jungtürken finden in den breiten Schichten der Bevölkerung gar keinen Anklang und werden in der Beamtenklasse nur da getheilt, wo nach dem Satze „Mal contenti mal viventi“ rein persönliche Motive den Ausschlag geben. Es ist übrigens auch ganz natürlich, wenn der Türke, der in seinem eigenen Lande überall von feindlichen Elementen umgeben ist, im türkischen Herrscherhause die einzige Zuversicht und Garantie seiner Nationalität und politischen Suprematie sucht und findet. Araber, Kurden und Albanesen betrachtet er immer, trotz des gemeinsamen Religionsbandes, nur mit scheelen Augen; sie sind ihm minder gefährlich als Griechen und Armenier, aber in wahrer Liebe sind die Ersteren so wenig wie die Letzteren ihm zugethan. Die

politischen Gesinnungen, welche von dem Verkehr mit den Studenten unserer Hochschulen oder von der Lectüre europäischer Literatur herrühren, werden auf türkischem Boden noch lange als fremde Producte ohne Aussicht auf Erfolg bleiben.

II.

In Persien gestalten sich die Zustände schon ganz anders. Hier bildet erstens die Nation ein mehr homogenes ethnographisches Element, denn von den ungefähr acht Millionen Unterthanen des Königs von Persien gehören etwa drei Viertel dem iranischen Volksstamme an, und außerdem wirkt der schiitische Sekteneifer als stählernes Band der Einheit gegenüber der mit nicht geringerer Animosität auftretenden Sunnitenwelt. Zweitens war in Iran von jeher der nationale Gedanke lebendiger und fruchtbarer als bei den übrigen Bekennern des Islams, und in seinem langen Kampfe gegen den Semitismus hat er auch als Factor auf dem politischen Gebiete sich bewährt. Der Iranier ist geistig aufgeweckter, kunstsinniger, für Handel und Industrie befähigter und für politische Umtriebe leichter zu gewinnen, als der Türke und Araber. Er hat zwar Jahrhunderte hindurch und auch in der Gegenwart die Herrschaft türkischer Dynastien sich gefallen lassen müssen; doch so wie er die grobe und unpersische Aussprache seiner kadscharisch-türkischen Herren bespöttelt und bekrittelt, ebenso ist er bereit, alle Mißbräuche, Uebelstände und Unzulänglichkeiten der Landesregierung und den Verfall des einst mächtigen Persiens der türkischen Tölpelhaftigkeit und Ungeschliffenheit zuzuschreiben. — „Kesafeti turki", türkische Grobheit, ist der ständige Tadel im Munde des Iraniers, und daß diese Abneigung bisher nur in beißenden Satiren und witzigen Wortspielen sich geoffenbart, aufs Gebiet des Thatsächlichen aber noch nicht hinübergeschlagen, daran ist in erster Reihe die isolirte inländische Lage Persiens, richtiger die verhältnißmäßig schwerere Communication mit dem Abendlande Schuld. Wäre Persien, wie die Türkei, Aegypten und andere Küstengebiete des Islams, dem europäischen Einflusse schon so lange und so ununterbrochen zugänglich gewesen, so hätte der Contact mit den Repräsentanten der neuern Weltordnung gewiß erheblichere Spuren zurückgelassen und auf politischem Gebiete sich besonders bemerklich gemacht. Die Geistesregsamkeit des Iraniers hätte infolge der Blutsverwandtschaft an den Errungenschaften seiner iranischen Brüder sich mehr betheiligt, als dies bezüglich der ural-altaischen und semitischen Zöglinge des Westens der Fall gewesen. Die Gemeinsamkeit der psychischen Vorzüge ein und desselben Stammes ist keine leere Phrase, keine theoretische Speculation doctrinärer Ethnographen; denn so wie der Iranier im Handel und in der Industrie schon so Manches dem Westländer Abgelauschte geschickt verwerthet hat, ebenso wäre dies in politischen Dingen, und wohl noch leichter geschehen. Trotz der alten despotischen Verfassung und ungeachtet der aller Asiaten im Blute liegenden Unterwürfigkeit gibt es in der iranischen Gesellschaft einzelne Institutionen, die als Damm gegen die Tyrannei gewirkt haben und einen unverkennbaren Hang zu einem freiern Regierungssystem bekunden. Die Graubärte einzelner Dörfer, die Häupter einzelner Kaufmannsgilden und die Geistlichen zeigen eine Unabhängigkeit von der Regierung, die wir in der westislamitischen Welt vergebens suchen. In keinem Lande Asiens ist die Regierung

so verhaßt und mit Recht so verhaßt, wie in Persien, und wer den zeitweiligen revolutionären Bewegungen auf den Grund schaut, der wird leicht einsehen, daß unter dem Schilde der Religion rein politische Ziele verborgen sind und daß man mit dem Himmel eigentlich die Erde erstürmen will.

Der Babismus, diese ihrer Zeit so gefährliche, mit schauerlichem Fanatismus inscenirte und mit erschreckender Vehemenz durchgeführte Religionsbewegung, war trotz des äußeren Gepräges nichts Anderes als ein erbitterter Kampf gegen die Unmenschlichkeit und Grausamkeit der absolutistischen Regierung. Ob Mirza Mohammed Ali aus Schiraz, später Bab genannt, der Begründer dieses Glaubens, den angedeuteten Zielen nachgestrebt, das wäre, trotz der ihm zugeschriebenen communistischen Tendenzen, schwer zu beweisen. Doch ebenso sicher ist es, daß seine Nachfolger vom Gebiete der Dogmatik in das Bereich der politischen und gesellschaftlichen Reformen gelangt sind, und das Oberhaupt der heute unter dem Namen Bahai bekannten Fraction der Babi's schlägt in seinen Episteln Saiten an, die eher an die Lehren unserer demokratischen Volksführer und Socialisten, als an die Worte frommer mohammedanischer Scheiche erinnern. Ein englischer Orientalist, Herr Edward G. Browne, der eine gelehrte und ausgezeichnete Studie über den Babismus geliefert, hat uns einen Einblick in den Ideengang dieser in Europa mißverstandenen Glaubensmänner verschafft, der für den Kenner Asiens und namentlich Persiens ganz überraschend ist. Scheich Bahai, heute im Exil auf Cypern lebend, behandelt in der von ihm verfaßten Geschichte der Bab-Revolution die religiösen Dinge ganz nebensächlich, legt aber um so mehr Gewicht auf die politischen und socialen Fragen des iranischen Volkes und auf den Krebsschaden, welcher aus der heillosen Tyrannei der persischen Regierung erwachsen ist. Der Kenner moslimisch-asiatischer Zustände kann nicht umhin, mit Verwunderung wahrzunehmen, wie dieser Religionsmann, das Oberhaupt einer Sekte, nicht davor zurückscheut, seine Argumente für Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit aus der Vergangenheit und Gegenwart des christlichen Abendlandes zu ziehen. Mit Bezug auf die Schädlichkeit eines, von Seiten der mohammedanischen Regierungen genährten Sektenhasses äußert der aufgeklärte persische Scheich sich folgendermaßen:

„Es ist die erste Pflicht der Regierung, überall die Freiheit des Gewissens und die Ruhe des Herzens zu pflegen; denn dies war zu allen Zeiten die Hauptursache des Fortschrittes und der Ueberlegenheit über andere Länder. Nur in Folge der Beseitigung des Sektenhaders und der gleichmäßigen Behandlung der verschiedenen Classen haben die civilisirten Länder ihre Vorzüge, ihre Macht und ihren Einfluß erlangt. Sie repräsentiren ein Volk, eine Nation, eine Gattung und Art; ihr gemeinsames Interesse ist die vollständige Gleichheit, denn Gleichheit und Gerechtigkeit wirken als Mehrer des Reiches und dehnen den Saum der Eroberungen aus . . . . . Ja, die Zeiten haben sich verändert und mit ihnen die Anschauungen und die Bedürfnisse der Menschen. Die Duldsamkeit gegen Andersgläubige ist es, die den Staat im Nordwesten Europa's zum Beherrscher ausgedehnter Besitzungen in allen fünf Welttheilen gemacht hat. Was ist die kleine Insel im Norden des Atlantischen Meeres (Großbritannien), und was ist das ungeheuere Gebiet des reichen Indiens? Jedenfalls war es nur vermittelst gerechter Gesetze, der Gewissensfreiheit und einer gleichmäßigen Behandlung der verschiedenen Völker und Nationen, daß die Engländer ihre Macht beinahe über den ganzen Erdball auszubreiten vermochten, und nur durch Aufrechthaltung dieses Princips haben sie die Stärke, Macht und Größe ihres Reiches vermehrt und den Ruf der Gerechtigkeit sich bei der ganzen Menschheit erworben. Als Prüfstein für Religionseifer und wirkliche Frömmigkeit gilt ihnen die Festigkeit und Beharrlichkeit in edlen Tugenden, da diese that-

sächlich die größte Zier der Menschheit sind. Im Mittelalter, welches mit dem Verfall des römischen Reiches begonnen und mit der Einnahme Constantinopels durch die Befolger der Lehre des Islams geendet hat, herrschten wilde Unduldsamkeit und Bedrückung weit und breit in allen Ländern Europa's, und zwar in Folge des übermächtigen Einflusses der Kirche. Es ging so weit, daß der Bau der Humanität ins Schwanken gerieth; Alles war von Bangen und Unruhe ergriffen; der Civilisation drohte Zerstörung, die weltliche Autorität ward erschüttert, aber die Allmacht der Kirche um so mehr befestigt. Hierauf folgte nun das Zeitalter der Toleranz und der Freiheit des Gewissens. Verfolgung und Bigotterie wurden beseitigt, Rechtsgleichheit ward verkündet — und das Licht des Ruhmes und der Macht strahlte an dem Horizont der Länder und förderte den Fortschritt in jeder Richtung. Während ehedem die mächtigsten Völker Europa's vor dem unbedeutendsten asiatischen zitterten und sich erniedrigten, sind jetzt die größten Länder Asiens nicht fähig, gegen das kleinste europäische sich zu wehren. Das sind starke und beredte Beweise für die heiligen Rechte der Freiheit; der Freiheit, welche den Gedankenkreis der Menschen erweitert, die Moral verbessert, die Geheimnisse der Schöpfung klar legt und die verborgenen Wahrheiten der sichtbaren, d. h. der materiellen Welt, offenbart."

Ein Ideengang und eine Sprache wie die des Scheich Bahai — und es wäre leicht, andere noch markigere Aeußerungen anzuführen — wird und muß jeden denkenden Kenner der moslimischen Welt entschieden überraschen. In meinem jahrelangen brieflichen und mündlichen Verkehr mit allen Ländern und allen Schichten des moslimischen Asiens habe ich nie dergleichen gehört, im Gegentheil, immer gefunden, daß eine Nennung und Erwähnung Europa's in den Augen der weltlichen und geistlichen Spitzen der mohammedanischen Welt als ein Act der Selbstverleugnung und der Erniedrigung galt. Die in der Bildung des Westens noch so weit vorgeschrittenen und mit den herrschenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts noch so sehr vertrauten Türken, Perser, Araber und Hindustaner können es nur schwer über die Seele bringen, die Civilisation Europa's als ermunterndes Beispiel und als erprobtes Mittel zur Beglückung der Menschheit anzuführen. Freiheitliche Gedanken, oder gar Gleichheit aller Religionen und Menschen, Ideen, die ja leider selbst bei uns in Europa noch zu den pia desideria gehören — schienen mir vor vierzig Jahren bei den Asiaten ganz undenkbar, und zugestanden, daß Scheich Bahai, der diese Betrachtungen in einen an den Perserkönig gerichteten Brief kleidet, um ihn von dem Pfad der Tyrannei abzulenken, heute noch isolirt dasteht, so können wir doch nicht umhin, in demselben ein bedeutsames signum temporis zu erkennen, und als einen Erfolg des abendländischen Einflusses auf das Morgenland zu begrüßen. Ob die Anhänger der Lehre Babs von diesen Gedanken ihres heutigen Chefs durchdrungen seien, das ist freilich sehr zu bezweifeln; aber die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß seine Lehren in der Zukunft Verbreitung finden und größere Kreise beschäftigen werden.

Im Anschluß an diese, wie gesagt nur von der geistigen Kraft des aufgeweckten und höchst begabten Persers ermöglichten Aeußerungen, wollen wir zu einer ähnlichen, auf dem Gebiete der rein politischen Bestrebungen zu Tage getretenen Erscheinung übergehen, und nachdem wir vom Thun und Treiben der Jungtürken gesprochen, auch das der Jungperser nicht unberücksichtigt lassen. Die ersten freiheitlichen Regungen in Persien haben sonderbarerweise unter dem Schutz und der Leitung des jetzigen Königs Nasreddin Schah selbst begonnen, und zwar kurz nach dessen Thronbesteigung, als der noch jugendliche Fürst, vom Taumel der modernen Ideen ergriffen, zur Gründung einer — Freimaurerloge sich herbeiließ! Er that dies auf Veranlassung eines begabten

jungen Armeniers, Prinz M. Chan, seines jugendlichen Gefährten; und in einem Lande, wie Persien, wo die königliche Würde, der Gottheit zunächst stehend, mit den erdenklichst schwindelnd hohen Titulaturen und Ehrenbezeugungen überhäuft wird, schien der junge Fürst von der Bizarrerie der „Brüderschaft" sich besonders angezogen gefühlt zu haben. Die nächtlichen Zusammenkünfte dauerten natürlich nur kurze Zeit; wachgerufener Verdacht hatte den an Absolutismus gewöhnten Herrscher aus den Träumen geweckt; die Gesellschaft ging in die Brüche, und der Großmeister wurde ins Exil geschickt. Seit jener Zeit war in diesem Sitze der altorientalischen Weltanschauung auch nicht der leiseste Luftzug freiheitlicher Ideen mehr fühlbar. Nasreddin selbst machte sich mit den Postulaten der weltlichen Bildung allmälig vertraut, er lernte Französisch, er gefiel sich in europäischen Sitten und Gebräuchen, er gab seiner Regierung der äußern Form nach einen modernen Anstrich; doch im inneren Wesen wucherte der Orientalismus mit allen seinen schauerlichen Gebrechen unverändert fort. Bestechung, Veruntreuung, Erpressung und grauenvolle Willkür Seitens der Behörden waren an der Tagesordnung; kein Gesetz schützte gegen die Hand des Mächtigen, und so wie die Dörfer, um der Raubsucht der Großen zu entgehen, von den Landstraßen abwärts in verborgene Schluchten und Thäler sich eingenistet haben, ebenso mußte der Privatmann seinen Reichthum verbergen, um der Habgier des Fiscus und des Hofes zu entgehen. Nur die Gesandtschaften europäischer Mächte, die Stallungen des Königs und gewisse Moscheen und Heiligengräber hatten den Hartbedrängten ein zeitweiliges Asyl (Best) geboten. Ja, es war ein kläglicher, unerträglicher Zustand, und mit Ausnahme einiger kleinen Raubstaaten hatte das Gespenst der Tyrannei in keinem Theile der alten Welt so arg und so erbarmungslos gewüthet, wie in Persien.

Nur nach seinen bekannten, mehrfachen Europareisen ließ der König durch den Einfluß des an seinem Hofe accreditirten englischen Gesandten sich zu einigen Concessionen herbei. In den achtziger Jahren ward zuerst ein Eigenthumsrecht geschaffen, welches dem Besitzer sein rechtlich erworbenes Vermögen garantirt und es gegen die Habsucht und Uebergriffe der Beamten schützen sollte. Ich sage „sollte". Denn eigentliche Kraft hat dieses Gesetz selbst heute noch nicht erlangt. Handel und Wandel leiden noch immer unter den Schäden vollständiger Gesetzlosigkeit, die Verwaltung der Provinzen wird noch immer an den Meistbietenden verpachtet, die Einkünfte fließen noch immer in den königlichen Säckel, anstatt in den Staatsschatz, und da der König auf sein individuelles Wohlergehen bedacht, das Gold mit Vorliebe in seinen Kellern aufspeichert, so kann man sich vorstellen, wie dünn und mager die Ausgaben zur Besoldung der Armee, zur Anlegung von Straßen, zur Hebung des Unterrichts und zum allgemeinen Wohle des Volkes ausfallen.

Selbstverständlich konnte dieser traurige Zustand den außerhalb des iranischen Reiches im Verkehr mit anderen glücklicher situirten Nationen lebenden Personen nicht unbemerkt bleiben. Persische Kaufleute, die in Indien, in der Türkei, in Aegypten und in Europa sich längere Zeit aufgehalten und unter dem Schutze der Ordnung und Gesetzlichkeit reich geworden waren, hatten bei angestellten Vergleichen das traurige Loos ihres Geburtslandes, dem sie als gute Patrioten stets zugethan sind, noch tiefer empfunden, und so oft ich mit solchen Leuten

zusammenkam, habe ich immer nur Schmerzensrufe und Verwünschungen gehört. Ein actives Eingreifen in die Geschicke ihres Landes und eine öffentliche Kundgebung der Mißbilligung war von ihnen freilich um so weniger zu erwarten, als der Kaufmann vor Allem auf seine Interessen bedacht ist und den Zorn der Regierung schon wegen seiner daheim gebliebenen Verwandten und Angehörigen nicht auf sich laden wollte. Eine in Constantinopel erscheinende persische Zeitung „Achtar" (Der Stern) genannt, hatte bisweilen den Muth, in ihren Spalten schüchternen Klagen über Mißwirthschaft Raum zu geben; doch da die leiseste Anspielung hinreichend war, um dem Blatte den Eintritt in Persien zu verbieten, so mußte der Herausgeber äußerst vorsichtig sein und in die Reihe der friedlichen und gutgesinnten Bürger eintreten. Auch ein in Indien erscheinendes persisches Journal ließ sich eine Zeit lang von der patriotischen Stimmung hinreißen, doch ohne besonderen Erfolg, denn die Verbreitung in Persien ward mit der äußersten Strenge geahndet.

Erst in der neuesten Zeit, d. h. seit 1890, erscheint ein in London gedrucktes und von dem früher erwähnten Prinzen M. Chan redigirtes Blatt „Kanun", welches als ein revolutionäres Organ volle Aufmerksamkeit verdient und sui generis dem „Hurriet" der Jungtürken und dem „Kolokol" weiland Herzens zur Seite gestellt zu werden verdient. Im Worte „Kanun" — der Bedeutung nach Gesetz — ist die eigentliche Tendenz des Blattes ausgedrückt; denn es strebt vor Allem die Schaffung eines Grundgesetzes an, und als Motto hat es die Worte „Einheit, Gerechtigkeit und Fortschritt" gewählt. Wer die eigentlichen Mitarbeiter des „Kanun" sind, darüber schwebt selbstverständlich der Schleier der Dunkelheit, da die Betheiligung an einer derartigen Publication in Persien die härteste Strafe nach sich ziehen würde. Als hervorragendes Mitglied der Redaction ist Scheich Dschelaleddin bekannt, ein moslimischer Gelehrter von außergewöhnlicher Begabung, der jüngst sogar in der Londoner „Contemporary Review" gegen die Tyrannei der Landesregierung geschrieben und die Zustände seiner schiitischen Heimath vor dem fränkischen Leser in den schwärzesten Farben dargestellt hat.

Aber ebenso wie die türkischen zollen auch die persischen Revolutionäre der Person ihres Herrschers die größte Ehrfurcht und Anerkennung. Nasreddin wird als wohlwollender, begabter und redlicher Mann dargestellt, der selbst an den Uebeln nicht schuld ist, den vielmehr nur die verworfenen, thörichten und nichtsnutzigen Veziere und Beamten irre geleitet haben. Als einzige und alleinige Abhülfe gegen das Unglück des Landes wird die Einführung von Gesetzen gefordert, „und selbst ein turkomanisches Gesetz würde besser sein als die heutige Gesetzlosigkeit," ruft der Verfasser einer der Correspondenzen aus, die zumeist von frommen Gottesmännern herrührend, in dem genannten Blatte von Zeit zu Zeit erscheinen. Die Unentbehrlichkeit der Gesetze wird mit den beredtesten Worten in allen Tonarten variirt. Ein anderer Correspondent aus Iran schreibt:

„O, Brüder! Seht doch einmal, wie tief wir ins Meer der Schmach und Schande gesunken. Tyrannei, Hungersnoth, Pest, Armuth, Unheil, Schamlosigkeit, Charakterlosigkeit, und alles Elend, was es in der Welt gibt, ist über unser kleines Vaterland hereingebrochen. Die Ursache all' dieses Unglücks liegt in dem Umstande, daß wir keine Gesetze haben; nur darin, daß unsere gewissenlosen und thörichten Landesgroßen die Gesetze des Scheriat geflissentlich und absichtlich verworfen, vertreten und vernichtet haben. Die Belebung dieser Gottesgesetze wird nicht anders

geschehen, als wenn wir, das Volk dieses Landes, in jeder Beziehung vereinigt sie fordern, im Interesse unseres Glaubens. In allen Dingen und Fragen Eintracht zu halten, ist schwer möglich, denn es fehlen uns die Mittel; doch in Einem müssen wir vereint ausharren, und einstimmig müssen wir ausrufen: Wir sind Menschen und wollen Gesetze! Nicht neue Gesetze wollen wir, sondern wir wünschen, daß unsere weltlichen und geistlichen Oberhäupter sich versammeln und auf die Activirung der heiligen Gesetze des Scheriat dringen mögen. Deshalb verlangen wir als einzige Unterstützung von Euch, daß Ihr ausrufet: ‚Wir sind Menschen und wollen Gesetze haben!'"

Der Jammer- und Klageruf um Einführung von Gesetzen in Persien widerhallt in allen Spalten der verschiedenen Nummern der an einen bestimmten Erscheinungstermin nicht gebundenen persischen Zeitung. Die loyalen Männer der Revolution, die alles Elend nur den Rathgebern des Königs in die Schuhe schieben, wenden sich an diese wie an den Herrscher mit folgendem Appell:

„O, Ihr Vertrauten des Schah, o Veziere und Landesgroßen! Warum stellet Ihr die wahre Sachlage klar und rein nicht dem König vor? Ihr, die Ihr doch wohl wisset, welcher Groll im Herzen des Volkes sich schon angesammelt, wie Beamte und Unterthanen ins Elend gerathen, und wie das Land dem Verderben preisgegeben worden ist! Ihr seht ja, wie die Interessen des Reiches und des Volkes vernichtet werden; Ihr wisset wohl, was die Gesandten und Ausländer von uns sagen und wie Alles bei uns außer Rand und Band gerathen ist. Habt Ihr doch unter einander tausendmal zugestanden, daß dies nicht weiter so gehen kann; warum eilet Ihr nicht, dem König die Wahrheit zu gestehen? Ihr fürchtet Euch, daß ein solches Geständniß seinen Widerwillen errege. Nun, was versteht Ihr unter Patriotismus, wenn Ihr kleinliche persönliche Interessen dem allgemeinen Wohle vorziehet? Welchen Unterschied kann es dann zwischen Euch und verrätherischen Feiglingen geben? Schauet doch einmal einige Augenblicke um Euch her und seht, was Alles in unserem Zeitalter der Vernichtung anheim gefallen. Wie viel Fürsten haben die Flucht ergriffen, wie viel Throne sind umgestürzt, und wie manch' ein stolzes Dasein ist im Staube der Verachtung versunken. Diese Fürsten sind nur deshalb vom Unglück betroffen worden, weil die verrätherischen Höflinge es nicht zugegeben haben, daß irgend Jemand außer ihnen der Majestät sich nähere und ihren Einfluß beeinträchtige. Wenn Ihr nur einen Funken von Dankbarkeit gegen Eure Wohlthäter besitzt, dürftet Ihr Angesichts der großen Gefahr auch keinen Augenblick in Stillschweigen verharren; und wenn Ihr unglücklicher Weise nicht so viel Muth habt, um die Wahrheit unverhüllt darzustellen, so solltet Ihr wenigstens so viel Gewissen haben, um unsere eigene Darstellung nicht Lügen zu strafen. Da wir nun, sei es aus Wahnsinn, sei es aus Loyalität, den Weg patriotischen Martyriums betreten, gestattet doch wenigstens, daß die Wünsche dieser stummen Unterdrückten, vom Lärm Eurer Scharen unbehelligt, vor den Thron Seiner Majestät gelangen mögen. Anstatt diesen edelgesinnten, verständigen und sanftmüthigen Schah zum Häuptling eines erbärmlichen Bettlerhaufens herabzuwürdigen, erlaubt es doch uns, daß wir ihn, in Folge seiner erlauchten Eigenschaften, zum glorreichen Herrscher der Menschlichkeit in Iran machen!"

Charakteristisch ist, daß die Revolutionäre Persiens auf den benachbarten ottomanischen Kaiserstaat mit Neid blicken und die bei uns in Europa so arg beleumundete Regierung des Sultan Abdul Hamids als ein Musterbild hinstellen. „Der Name Sultans Abdul Hamid" — ruft ein Correspondent in der Nummer vom 22. März 1890 aus — „wird ewig in Ruhm erstrahlen, denn bei seiner Thronbesteigung hat er die Wichtigkeit der Gesetze anerkannt, und inmitten des Ruinenhaufens, der ihm als Erbtheil von seinen Vorgängern zugefallen, hat er zur Begründung der Gesetzlichkeit und zur Ordnung des Beamtenwesens mehr beigetragen, als alle seine Vorfahren." — In einer weitern Nummer des „Kanun" wird die Ordnung in der türkischen Staatshaushaltung noch besonders hervorgehoben und darauf hingedeutet, daß die Türkei kraft dieser Reformen sich belebt habe und dem Wohlstande entgegen gehe, während das

durch seine tausendjährige Cultur berühmte Persien vom gänzlichen Untergange bedroht sei. Bei angestellten Vergleichen wird es in der That klar, daß Persien hinter allen Ländern zurückgeblieben. Wer in Persien nach Ordnung und Sicherheit verlangt, muß nach Aschkabad, im transkaspischen Bezirk des russischen Turkestans, sich flüchten, denn umsonst sucht er in Persien eine Zufluchtsstätte gegen die Tyrannei der Regierung. In seiner Verzweiflung wendet sich ein Correspondent mit folgenden Worten an seine im Ausland lebenden Landsleute:

„O Kinder Irans, o Ihr, die Ihr, von der theuern Heimath fern, in fremden Ländern lebet, seid doch von Mitleid bewegt ob der Klagen Eurer Brüder, die als Sklaven auf dem unglücklichen Vaterlandsboden weilen. Ihr, die Ihr im Schutze des blühenden Auslandes die Ruhe und Sicherheit der verschiedenen Völker gewahret, Ihr werdet wohl im Innersten davon überzeugt sein, daß die Zerrüttung und das große Unglück unseres Vaterlandes nur von der Dummheit und Gewissenlosigkeit unserer Vorgesetzten herrührt, die für die Sicherheit und das allgemeine Wohl keine Gesetze geschaffen haben. Kein Engel, kein Fürst wird diese Gesetze bei uns einführen, wenn das Volk selbst sich nicht aufrafft. Hierzu kann nur der Geist der neueren Humanität behülflich sein, und Humanität wird Euch vom Auslande Niemand zusenden. Der Urquell der Humanität liegt unzweifelhaft im Islam; den müßt Ihr treu befolgen, eifrig ausbeuten, und Ihr werdet zum Ziele gelangen."

Die Idee, den Islam als Grundlage der einzuführenden Reformen zu bezeichnen, ist jedenfalls eine gesunde, insofern hierdurch jede Neuerung dem Geschmacke der Gläubigen viel leichter angepaßt und der historischen Entwicklung viel mehr Rechnung getragen wird, als durch den Proselytismus, wie dieser Seitens unserer Missionäre angestrebt wird. In diesem Sinne ist ein Schreiben, welches ein gelehrter Seid in den Spalten des „Kanun" veröffentlicht hat, von Bedeutung. Um die Nichtigkeit des Verbotes der Bidaat (Neuerungen) zu beweisen, schreibt er:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß (nach Mohammed) ein neuer Prophet in dieser Welt nicht erscheinen wird. Doch indem wir diese Wahrheit anerkennen, dürfen wir die Nothwendigkeit einer anderen Wahrheit nicht bestreiten. Wie wäre es denkbar, daß diese Welt auch nur einen Augenblick ohne die Vorsicht Gottes bestehen könnte? Diese Vorsicht hat zur Zeit der Ignoranz und Barbarei uns Propheten gesandt, und ist gleich deren Reihe mit dem Erscheinen Mohammed's zu Ende gekommen, so ist doch klar, daß hiermit nur die Persönlichkeit, aber nicht der Geist der Prophetie zum Abschluß gelangt ist. Dieser Geist, dieses Licht lebt fort in den Bestrebungen der frommen und begabten Männer, im patriotischen Wirken, das auf die Veredlung der Menschheit, auf den Fortschritt und auf das allgemeine Wohl hinzielt . . . . . Fürwahr, die Männer, die den Telegraph und die Dampfmaschine erfunden, haben ein viel gottgefälligeres Werk gethan als jene Fakire, die aus vermeintlicher Andacht ihren Körper kasteien und verkrüppeln."

Von solchen und ähnlichen nicht minder gesunden Ansichten über den einzuschlagenden Weg der Reformen sind die vorliegenden zwanzig Nummern der persischen revolutionären Zeitschrift angefüllt; der Stil, obwohl bizarr, wenn vom Standpunkte unserer Journalistik beurtheilt, ist oft packend und rührend, und ich glaube, daß man selbst ausgedehntere Auszüge, als hier mitzutheilen der Raum uns gestattet, mit Vergnügen lesen würde. — Daß die von London aus verbreitete Schrift in Persien nicht unbeachtet geblieben ist, ja einen bedeutenden Leserkreis aufweist, davon habe ich mir thatsächliche Beweise verschaffen können. Die jüngst in Persien zum Ausbruch gelangten Wirren gelegentlich des Versuches zur Einführung des Tabakmonopols, die immer zunehmende Unzufriedenheit und viele andere Symptome hängen jedenfalls mit dem Schüren und Wühlen vom

Auslande her zusammen. Iran war von jeher par excellence das Land der politischen Umwälzungen, und da der Gährungsstoff reichlich vorhanden, so darf man auf das Resultat der freiheitlichen Regungen wohl gespannt sein.

III.

Von Persien weiter nach Osten und Nordosten herrscht noch immer die pechschwarze Finsterniß asiatischer Despotie und Tyrannei. Vom Oxus bis zur Tobol herrscht die russische Knute, doch selbst sie wird im Vergleich zur Herrschaft der heimischen Despoten noch als Zeichen eines bessern Zeitalters betrachtet und als ein Symbol der Ruhe und Sicherheit begrüßt. Afghanen und Osttürkestaner schmachten unter einem noch viel härtern Joche, und nur in Indien sind mehr als fünfzig Millionen Bekenner des Islams zum Genusse solcher freiheitlichen Institutionen gelangt, nach denen mehr als ein Volk im christlichen Westen sich bisher vergebens sehnt. Selbstverständlich kann hier von einem Ringen und Streben nach freiheitlichen Institutionen, im europäischen Sinne des Worts wohl kaum die Rede sein. Was den Mohammedanern Indiens als höchstes Ideal vorschweben konnte und gewissermaßen auch vorschwebt, das wäre das Zurückerlangen der früheren politischen Selbständigkeit und jenes Machteinflusses, dessen sich die Moslimen der indischen Halbinsel während der Mogulenherrschaft, d. h. vor dem Auftreten der Briten, erfreuten. Nun wäre aber ein solcher Zustand am wenigsten geeignet, dem Liberalismus Vorschub zu leisten; denn moslimisch-asiatische Freiheit ist ein Anachronismus, und die Rayat, d. h. die Volksmassen, an deren Gemeindewesen die britische Herrschaft nur wenig gerüttelt hat, würden die Letzten sein, nach den frühern Zuständen der Anarchie und des Despotismus heimischer Fürsten sich zurückzusehnen. Pax britannica ist entschieden das größte Glück, welches der Hindustaner moslimischen Glaubens sich wünschen konnte. Sehr treffend äußert sich hierüber Sir Salar Jung (lies Dscheng), der geniale Vezir des Nizam von Hyderabad, in einem in der „Ninetheenth Century" vom October 1887 erschienenen Aufsatze bezüglich seiner zweiten Europareise. Sir Salar schreibt:

„Die erleuchteten Classen in Indien erkennen an, daß die Herrschaft Englands uns gegen den unaufhörlichen inneren Streit gesichert hat, der eine beständige Erschöpfung der Hülfsmittel unserer Gemeinwesen in sich schloß; und ebenso, daß durch eine gerechte Anwendung billiger Gesetze ein sehr ausreichendes Maß individueller Freiheit nun unser Geburtsrecht ist. Wir haben, wie Einige meinen, unsere nationalen Freiheiten verloren, welche schließlich doch nur die Freiheiten von Despoten waren, ihre Unterthanen zum Krieg gegen einander zu zwingen; diese sogenannte „Freiheit" ist uns versagt; aber mehr als 240 Millionen von uns haben nun das Recht, ihr eigenes Leben zu leben, in welcher Weise sie wollen, und nur unterworfen zu sein der Controle eines gekannten, eines geschriebenen Gesetzes."

Im Einklange mit dieser Aeußerung ist es leicht verständlich, wenn die Aspirationen der Mohammedaner Indiens vor der Hand sich hauptsächlich auf dem Felde des Culturfortschrittes kundgeben. Jahrzehnte lang im Schmollwinkel verharrend, sind sie neuerer Zeit mit überraschender Energie hervorgetreten; sie besuchen die englischen Hochschulen und Collegien und concurriren als Doctoren der Rechte und der Medicin mit ihren brahminischen Landesgenossen. Auch auf den Universitäten von Oxford und Cambridge sind indische Mohammedaner von vornehmer Abkunft eingeschrieben; mit einem Worte, was den Eifer zur An-

eignung der westlichen Bildung anbelangt, stehen heute die Moslimen nicht so sehr hinter den Hindus zurück, als dies vor einigen Jahrzehnten noch der Fall gewesen. An den Verhandlungen des Nationalcongresses, der eine stärkere Betheiligung der Eingeborenen an der Landesregierung bezweckt, nehmen die Mohammedaner nicht so regen Antheil wie die Hindus, doch um so lebhafter interessiren sie sich für solche Fragen, die mit ihren Glaubenssatzungen im Zusammenhange stehen, und wo immer in der Welt der Islam und sein Begründer einem Angriffe ausgesetzt ist, da treten sie beherzt in die Schranken und führen eine kühnere und eifrigere Sprache als ihre Glaubensgenossen im Westen Asiens.

Aus dem Gesammtüberblick über die von uns skizzirte freiheitliche Bewegung unter den Mohammedanern Asiens wird sich ergeben, daß, mit Ausnahme Indiens, der Liberalismus eigentlich nur dort im bescheidenen Maße auftreten konnte, wo in Folge eines längeren und intensiveren Verkehres mit dem Abendlande die Lichtstrahlen unserer Bildung einzudringen vermochten. Nur Bildung und Aufklärung können als gesunde Basis den freiheitlichen Ideen dienen, ebenso wie Körperkraft körperliche Gesundheit bedingt. Im ottomanischen Kaiserstaate, wo eben jetzt die westliche Civilisation ihren Einzug hält, wird bei fortgeschrittener Entfaltung der wirthschaftlichen und Culturverhältnisse das absolutistische Regierungssystem in manchen Dingen Concessionen machen müssen, doch immer nur in jenen Grenzen, welche die Bedingungen des Volkscharakters, der Religion und der geschichtlichen Entwicklung vorgeschrieben haben. Die in den letzten zwanzig Jahren unablässig betriebene Verpflanzung der europäischen Literaturerzeugnisse ins Türkische zeigt heute schon Spuren eines gewaltigen Einflusses auf die Geister, nicht nur der Efendis, sondern auch der mittleren Volksclasse, und die noch so sehr wachsame Censur ist machtlos der allgemeinen Strömung gegenüber. Vor vierzig Jahren hörte ich einen durch und durch europäisch gebildeten türkischen Staatsmann zornerfüllt ausrufen: „Wie unterfteht sich Herr Churchill (Redacteur des damaligen „Dscheridai Hawadis") in seinem Blatte Politik zu machen? Wozu ist denn die Hohe Pforte da?" Und heute werden in der türkischen Presse die heikelsten Fragen erörtert, ohne daß es Jemandem mehr auffällt. In Persien treten derartige Erscheinungen allerdings seltener, doch um so prägnanter hervor. Der lieben Gewohnheit zu Gefallen hat man im Osten die Titulaturen von schwindelnder Höhe wohl beibehalten, man nennt sich aus Höflichkeit „Fußstaub" und bezeichnet sein Haus als „Dienstbotenzimmer". Doch wer da gut lauscht, wird nicht umhin können, wahrzunehmen, daß die Unterthänigkeit des Orientalen irdischen Größen gegenüber nicht mehr die alte sei, und daß das Beispiel der individuellen Selbständigkeit zusehends Nachfolge findet. Selbstachtung aber ist der erste Markstein auf dem Wege zum Liberalismus. Man darf im Oriente nicht den Maßstab unserer eigenen Kämpfe und Errungenschaften anlegen, denn Asien steckt noch in Jahrtausende alten Vorurtheilen; doch Kundgebungen, wie wir in diesem Aufsatze sie mitgetheilt haben, deuten klar darauf hin, daß der Wall des verknöcherten Conservatismus schon so manche Bresche davon getragen hat, und daß liberale Ideen auch in den Ländern der alten Welt sich den Eintritt erzwingen.

Das Victoria-Lyceum in Berlin.

Zu seinem fünfundzwanzigjährigen Bestehen.

Von

Alix von Cotta,

Directorin des Victoria-Lyceums.

Wenn man die Geschichte irgend eines Culturproductes geben will, so genügt es meistens nicht, sich auf das Object selbst zu beschränken. Um die Entwicklung und Eigenart desselben verständlich zu machen, muß man auch die allgemeinen Lebensbedingungen untersuchen, aus welchen heraus es entstanden ist, und diejenigen Einflüsse der äußeren Umgebung berücksichtigen, welche dem inneren Princip seines Wachsthums vielleicht störend, jedenfalls modificirend, entgegentraten.

Solch einen Blick prüfenden Verständnisses wollen wir auf das Victoria-Lyceum werfen, das in diesem October seine fünfundzwanzigjährige Wirksamkeit feiert und damit seine culturgeschichtliche Bedeutung gewissermaßen beglaubigt hat.

Es verdankt seine Entstehung dem unter den deutschen Frauen erwachenden Triebe nach einer Bildung, welche sie über die nothwendigerweise eng gezogenen Grenzen der allgemeinen Schulbildung hinaus befähigen sollte, dem geistigen Leben ihrer Zeit mit Verständniß entgegenzutreten. Im innigsten Zusammenhange damit steht das Streben, nicht empfangend allein, sondern auch selbstthätig an diesem geistigen Leben Theil zu nehmen, und das wachsende Bedürfniß einer solchen Bethätigung unter allen denkenden Frauen des Jahrhunderts ist ein Theil jener großen Frauenfrage, welche gegenwärtig alle Culturvölker beschäftigt. Ohne eine kurze Betrachtung dieses socialen Hintergrundes können wir auch die Aufgaben unseres Instituts nicht richtig würdigen.

Ideen, die dauernde sociale oder politische Veränderungen herbeiführen, scheinen sich nach denselben Gesetzen zu verbreiten wie die Organismen. Sind sie Keime gesunden Lebens, so entstehen sie, kraft einer unversiegbaren Naturmacht immer aufs Neue. Die Elemente selbst machen sich ihnen dienstbar und führen sie über Land und Meer. Wie viel auch niederfällt, ohne die Be-

dingungen der Fortentwicklung zu finden — in der Fülle des Stoffes liegt ihre Unbesiegbarkeit, in der Mannigfaltigkeit des Lebens ist ihr Recht auf Dasein verbürgt. Wo ihnen der Boden günstig ist, da werden sie sich entfalten; an ihrem Wachsthum wird sich zeigen, ob sie in organischem Zusammenhange mit der sie umgebenden Natur sind, ob ihnen die Berechtigung, die Nothwendigkeit der Existenz innewohnt.

Im Gebiete unserer modernen Cultur sehen wir die sog. Frauen-Emancipation sich als eine solche keimfähige Idee gleichsam unter dem Schutze der Naturgewalten verbreiten, zuerst auf amerikanischem Boden. Nicht die eigentliche Noth des Lebens bereitet ihr dort die Stätte, im Gegentheil, die Triebkraft der jungen Colonisation.

In einer aufsteigenden Republik, deren nächste Ziele einen erhöhten Werth der Mutter bedingen, steigerte sich naturgemäß das Selbstbewußtsein des weiblichen Geschlechts, das den Anglo-Germanen als das Product eines rascheren Culturprocesses überhaupt eigen ist. In Formen, die den Anfängen organischen Lebens entsprechen, sehen wir die junge Idee in der Union, gleichzeitig in Frankreich und England Wurzel fassen, zuletzt in Deutschland. Wir sind kein Volk der Initiative socialer Ideen, wie unsere westlichen Nachbarn; aber auch unsere vaterländische Erde hat sich als geeigneter Nährboden für den fremden Keim erwiesen, der den universellen Habitus einer Culturpflanze trägt.

Zwar hat die ursprüngliche Bezeichnung — Frauen-Emancipation — bei uns einen üblen Klang, weil so viele Auswüchse mit darunter begriffen worden sind; allein es ist schwer, die treibenden Motive der ganzen Bewegung in einem anderen Worte zusammenzufassen, und indem wir es aus diesem Grunde beibehalten, wollen wir es hier eben nur im volkswirthschaftlichen Sinne, d. h. als Selbständigkeit der Frauen in Beruf und Gewerbe verstanden wissen.

Es ist sicher nicht Zufall, daß fast gleichzeitig in verschiedenen Regionen der menschlichen Gesellschaft Bewegungen stattfinden, die traditionelle Machtverhältnisse umzuwandeln streben, eine Verrückung des bisherigen Schwerpunkts der socialen Welt zum Ziele haben. Den Ausgangspunkt hierfür bildet die Herrschaft der Maschine. Diese Spur läßt sich fast überall nachweisen als die Grenze einer neuen Zeit. Die Locomotive beseitigt die räumliche Trennung, steigert die Friction in der zunehmenden Bevölkerung der Erde und begründet den Rassenkampf. Die Maschine drängt die rohe Arbeitskraft zurück, hebt die Intelligenz und mehrt zugleich die Bedürfnisse der Arbeiter; so motivirt sie den Kampf zwischen Capital und Arbeit. Die Maschine in ihren äußersten Consequenzen emancipirt das weibliche Geschlecht. Sie wirft die letzten Regungen des Faustrechts nieder, indem sie Intelligenz und immer wieder Intelligenz an dessen Stelle setzt.

Das alte Dominium der Frau, das Hauswesen, das bisher ihre Kräfte absorbirte, vereinfacht sich mit jeder neuen Erfindung. In dem erhöhten Kampf ums Dasein macht sich mit gebieterischer Nothwendigkeit die höchste, die rationellste Verwerthung der Zeit geltend, denn erhöhte Cultur ist gleichbedeutend mit erhöhten Bedürfnissen, mit erhöhter Arbeit; in Folge davon wird die Theilung der Arbeit — aber vorherrschend auf Gebieten der In-

telligenz — ein Gesetz der Gegenwart. Die modernen Frauen revolutioniren nicht, denn sie streben in der Praxis keine mit der jetzigen Weltordnung unvereinbaren Ziele an; ihre Wünsche halten Schritt mit den Bedürfnissen der Gesellschaft. Jede Ausschreitung über das Ziel hinaus verfällt der unerbittlichen Lynchjustiz des gesunden Menschenverstandes — sie wird einfach lächerlich.

Sehen wir uns aber die in Deutschland zur Zeit bestehenden Verhältnisse darauf an, ob und in wie weit sie unter dem Einfluß der oben berührten Veränderungen einer Verschiebung nach erweiterten Grenzen hin bedürfen, so finden wir allerdings, daß eine solche vorzüglich für den Theil der Gesellschaft nöthig und daher gerechtfertigt erscheint, welcher in England mit der Bezeichnung „uneasy classes“ so treffend umschrieben wird.

Nach dem Ausweis der Statistik hat in Deutschland die Möglichkeit, sich zu verheirathen, einen eigenen Hausstand zu gründen, für die höheren Stände abgenommen. Wenn schon früher, da sich die socialen Verhältnisse der Ehe viel günstiger erwiesen, Regierung und Privatmildthätigkeit es für ihre Aufgabe hielten, die sogenannten „Unversorgten“ durch Pensionen, Stiftungen und Institute der verschiedenen Art zu unterstützen, wie viel näher tritt heute dies Bedürfniß an sie heran! Die Aufgabe ist den Leitern des Staats in der That über den Kopf gewachsen, und dem unerbittlichen Ernst der Statistik gegenüber haben sie jene Concessionen gemacht, die für das aufgestaute Bedürfniß geboten erschienen. Analog dem Umschwung auf dem Gebiete der Armenpflege, wo die volkswirthschaftlichen Principien sich mit einer höheren sittlichen Idee verbanden, sucht man hier wie dort das Almosen durch den Erwerb zu ersetzen. Da, wo Kraft zur Arbeit vorhanden ist, fängt man an, Gelegenheit dafür zu schaffen.

Das praktische Bedürfniß war es, das die ersten Erfolge in der Frauenfrage errungen; nur ihm räumten auf verschiedenen Stufen der Gesellschaft die Inhaber der Gewalt — Personen, wie öffentliche Meinung — so viel Platz ein, um die Erwerbsthätigkeit der Frauen zu erweitern; zunächst in Handel und Wandel, in einigen kaufmännischen Fächern, auf kleinen Gebieten der Technik und der Verwaltung. Aber die Mehrheit dieser Fälle trägt den Stempel ihrer Entstehung; sie bilden parallele Erscheinungen zu den Hülfsmitteln gegen den Pauperismus; sie sind nicht theoretischer Natur. In einzelnen concreten Fällen trug man der Zeit Rechnung, ohne die Gesetze selbst durchgreifend zu Gunsten der Frauen zu ändern, ihre Forderungen zu einer Principien- und Rechtsfrage zu machen. Indeß können Probleme solcher Art, die Umwälzungen auf socialen Gebieten vorbereiten, wohl immer nur in dieser praktischen, vorsichtig tastenden Weise in Angriff genommen werden, denn sie gehen über das Gebiet einer rein volkswirthschaftlichen Frage, deren Resultate sich ziffernmäßig berechnen lassen, weit hinaus; sie schließen, wie alle Machtfragen, zwei antipolare Gegensätze ein: das Privileg und die freie Concurrenz. Und der Kampf zwischen diesen beiden ist am schwierigsten auf den höheren Gebieten des Lebens, wo die Objecte im Werth steigen und die Fragen nach der Befähigung und Berechtigung sehr verwickelte werden.

Wie bei allen Umwälzungen der organischen Natur diejenigen Individuen oder Classen am leichtesten wieder ihren Platz finden, welche die geringeren

Bedürfnisse haben, welche unter den einfacheren Existenzbedingungen leben können, so auch die sogenannten arbeitenden Classen in der neuen Epoche. Nachdem die Friction des Verkehrs unendlich gesteigert ist, für Handel und Wandel neue Bahnen gebrochen sind, die Maschine das Princip der Arbeitstheilung potencirt und die Bedürfnisse aller Stände gesteigert hat — folgt die Frau des Volkes zuerst dem Ruf der Zeit und verwerthet ihre Arbeitskraft auf vielfachen Gebieten, denn die Maschine kann die verschiedensten Abstufungen mechanischer und geistiger Geschicklichkeit verwenden.

Nicht so einfach liegen die Dinge für die unversorgten Frauen der sogenannten „gebildeten" Stände in Deutschland, welche, so weit es sich um geistige Bethätigung handelt, einen befriedigenden Wirkungskreis und die damit verbundene äußere Stellung nicht wohl ohne ein ernsthaftes Studium erreichen können; aber dieses Studium gerade ist der schwierige, vielumstrittene Punkt der deutschen Frauenfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium.

Dem unbefangenen ausländischen Beobachter des Bildungswesens in Deutschland fällt meistens nichts so sehr auf, als die Abwesenheit von höheren Lehranstalten für das weibliche Geschlecht, welche — entsprechend englischen und amerikanischen colleges — eine academische, d. h. eine wissenschaftliche Fach- und Berufsbildung gewähren.

Es scheint auf den ersten Blick eine merkwürdige Inconsequenz, daß in einem Lande, wo das Schulwesen und der Schulzwang so alt, wo die Geschichte des Erziehungswesens so reich an ehrwürdigen Traditionen wie an bahnbrechenden Geistern gewesen ist, wo die Hochschulen der männlichen Jugend einen so hohen Maßstab des Wissens und Könnens darstellen, für die wissenschaftliche Bildung des weiblichen Geschlechts weniger geschieht als in anderen Culturländern. Es läßt sich das einerseits nur im Hinblick auf die unserem Staatsleben anhaftende Tradition über die Stellung der Frauen im Allgemeinen begreifen, besser aber noch durch die ökonomischen Verhältnisse erklären, welche im Grunde den nervus rerum aller Unternehmungen bilden. Ist doch selbst in den Vereinigten Staaten, trotz des Reichthums an materiellen Hülfsmitteln und trotz der vorurtheilsfreieren Auffassung, die Geschichte der geistigen Errungenschaften des weiblichen Geschlechts eine Geschichte des Kampfes gewesen, in welchem auf Seiten der Gegner zunächst die Macht und der ausschließliche Besitz waren, bis die unermüdliche Ausdauer der für ihre moralische Existenz kämpfenden Frauen ein Gebiet nach dem andern eroberte.

Dieser unausbleibliche Vertheidigungskampf des Privilegs gegen die freie Concurrenz wird aber auf deutschem Boden mit weit größerer Hartnäckigkeit geführt, weil nicht allein das durch Jahrtausende befestigte Dogma von der weiblichen Abhängigkeit allen unseren staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen zu Grunde liegt, sondern auch das ökonomische Terrain, um welches gekämpft wird, ein verhältnißmäßig kleineres und ärmeres, sein Besitz also noch weit mehr eine Lebensfrage für die Kämpfenden ist.

Es ist hier nicht Zeit und Ort, auf die geographische Lage und die historische Entwicklung einzugehen, welche in Deutschland — im Unterschied zu England und Amerika — die vorherrschende Richtung auf den gelehrten Beruf

geschaffen haben. Abgesehen davon, daß wir uns mit Stolz ein Volk von Denkern und Dichtern nennen lassen, sind wir auch ein Volk von Beamten und Lehrern. Die Natur der Dinge bringt es mit sich, daß diese Berufsarten im Allgemeinen nicht zu den gewinnbringenden gehören, d. h. keinen Ueberschuß, sei es der materiellen Production oder des sogenannten Unternehmergewinnes, abwerfen. Wenn trotzdem Deutschland sich Jahrhunderte hindurch den Luxus des Idealismus gewähren konnte, in dem seine nationale Bedeutung wurzelt, so ist das nur durch die bescheidene Lebenshaltung möglich geworden, welche es gerade innerhalb des gelehrten und Beamtenstandes anderen Culturländern gegenüber bewahrt hat. Aber die geistige Entwicklung der Frauen hat unter diesem Zustande leiden müssen; sie ist in unzähligen Fällen das Opfer gewesen, das auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt wurde, damit die idealen Bestrebungen der Männer sich um so ungehinderter entfalten konnten. Das materielle Deficit wurde durch die aufopfernde häusliche Thätigkeit der Frauen gedeckt, die keinen anderen Ehrgeiz kannten, als mit den beschränkten Mitteln der Familie das möglichst große Maß von innerem Behagen und äußerer „Respectabilität" herzustellen. In den Ständen, wo die junge Engländerin und Amerikanerin die Muße eines freien Mädchenlebens oder die Interessen-Gemeinschaft eines gleichberechtigten Ehelebens genoß, wurde die Arbeitskraft der deutschen Mädchen und Frauen von häuslichen Diensten aufgezehrt, welche bei den wohlhabenderen Culturnationen zum größten Theil durch bezahlte Kräfte geleistet werden. Auch diese „innere Mission" blieb gewiß nicht ohne den Segen, der jeder Liebesthätigkeit folgt: sie ließ dem Gemüth vollen Spielraum zur Entfaltung und bildete jene aufopfernde Selbstlosigkeit aus, welche die deutsche Familienmutter kennzeichnet; aber sie mußte andererseits naturgemäß die geistige Entwicklung und die Selbständigkeit des Charakters hemmen. Deshalb hat es verhältnißmäßig so viel länger gedauert, ehe in den deutschen Frauen das Bedürfniß nach erhöhten Lebensbedingungen sich mit Bewußtsein aussprach, und deshalb ist die Zahl derjenigen, welche in geschlossenen Reihen die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Ausbildung als ein Menschenrecht fordern, noch immer eine so kleine. Indessen wächst sie von Tag zu Tage in dem Maß wie einerseits die Zahl der Unversorgten oder Unbefriedigten zunimmt, andererseits die Ueberzeugung von der Berechtigung ihrer Wünsche sich im Verhältniß zu dem numerischen Wachsthum steigert.

Man darf sich jedoch über die Macht und Berechtigung des Widerstandes nicht täuschen. Gerade in dem Berufe, für welchen den Frauen die natürlichste Befähigung und das nächste Anrecht zuerkannt werden muß — ich meine die Erziehung ihres eigenen Geschlechts — hat die Entwicklung der pädagogischen Wissenschaft in Deutschland es mit sich gebracht, daß auch das weibliche Erziehungswesen beinah ein Monopol der Männer geworden ist; nur ganz allmälig vollzieht sich die Wandlung, mittels welcher, nachdem zunächst die unteren Stufen den Frauen überlassen wurden, diese ihre Ansprüche auch auf die höheren übertragen.

Da das Schulwesen bei uns Angelegenheit des Staates ist, und selbst alle Privatunternehmungen dieser Art seiner Ueberwachung und Regelung unter-

stehen, so wird das Privilegium auch von dieser Seite aus geschützt, und die Tendenz des Schutzes ist zum Theil vielleicht dadurch zu erklären, daß ein ungemein großer Procentsatz der männlichen Bevölkerung in diesem Beruf seinen Unterhalt findet, mithin die Existenz von Familien darauf gründet, deren Ernährer eine staatliche Berücksichtigung beanspruchen können.

Angesichts solcher ungünstigen volkswirthschaftlichen Verhältnisse könnte das Streben der deutschen Frauen nach einer Ausbildung für den höheren Lehrberuf ziemlich aussichtslos erscheinen, wenn ihnen nicht ein mächtiger Bundesgenosse zu Hülfe käme, nämlich die überhandnehmende Ueberzeugung, daß gerade die Erziehung der heranwachsenden weiblichen Jugend des weiblichen Einflusses bedarf, und daß dieser Einfluß undenkbar ist ohne die Leitung auf geistigem Gebiet. Jemehr diese Anschauungen in immer weiteren Kreisen der Bevölkerung, namentlich der unmittelbar betheiligten Eltern, um sich greifen, desto mehr wird der numerische Andrang der Frauen, von der Macht der öffentlichen Meinung getragen, sein Anrecht auf höhere Ausbildung für das Lehramt geltend machen können; mit der Anerkennung des Bedürfnisses einerseits, der Berechtigung andererseits, werden auch wir zweifellos in die Reihen der Culturvölker eintreten, welche dem weiblichen Geschlecht den höheren Lehrberuf eröffnen.

Dem Victoria-Lyceum aber gebührt der Ruhm, in diesem Sinne schon zu einer Zeit gewirkt zu haben, als solche Bestrebungen sich in Deutschland nur ganz vereinzelt hervorwagten, und gleichsam schüchtern anklopften, welche Thüren sich ihnen wohl öffnen würden.

Es war naturgemäß, daß in dem Stadium des ersten Erwachens neuer Bedürfnisse unter den Frauen das Streben nach allgemeiner Bildung sich in viel weiterem Umfange geltend machte als die Forderung wissenschaftlicher Lehranstalten für bestimmte Berufszwecke, und daß die Befriedigung des allgemeinen Bedürfnisses um so leichter zu erlangen war, als dabei kein Erwerbsgebiet durch irgend welche weibliche Concurrenz bedroht wurde. So ist auch der Ausgangspunkt für die Gründung des Victoria-Lyceums der Wunsch gewesen, den gebildeten Frauen der Berliner Gesellschaft Gelegenheit und Anregung zu geistiger Beschäftigung zu bieten, ihnen eine gewisse Gemeinsamkeit der Interessen mit der gebildeten Männerwelt zu ermöglichen, und in letzter Folge, den Sinn für eine höhere Auffassung des Lebens zu wecken, als die beschränkte häusliche Sphäre sie bietet.

Fast beschämend ist es zu sagen, daß eine Ausländerin zuerst dem Bildungstriebe deutscher Frauen mit hochherziger Energie eine Stätte schuf. Es war Miß Georgina Archer — Schottin von Geburt, Privatlehrerin der englischen Sprache in Berlin, und als solche bei der damaligen Kronprinzessin von Preußen sowie in den wohlhabenden und intelligenten Kreisen der Hauptstadt eingeführt. In letzteren hatte sie vielfach Fühlung mit unbefriedigten geistigen Bedürfnissen begabter Frauen und Mädchen gewonnen, denen nach Abschluß ihrer Schuljahre nur ein ungeregeltes und mangelhaftes Privatstudium übrig blieb. Diesem Uebelstande abzuhelfen, gründete Miß Archer im Jahre 1868 auf eigene Rechnung und Gefahr die Anstalt, welche heute unter

dem Namen und Protectorat Ihrer Königl. Kaiserl. Majestät, der Kaiserin Friedrich, als Victoria-Lyceum eine nach verschiedenen Richtungen hin wirkende Thätigkeit entfaltet, und, bisher einzig in deutschen Landen, ein dem Universitätsstudium einigermaßen parallel laufendes Studium ermöglicht.

Zunächst freilich trat sie mit nur vier Vorlesungscyclen ins Leben — Neuere Geschichte, Griechisch-Römische Culturgeschichte, deutsche Literatur, und französische Literatur — und das in diesen Vorträgen Gebotene sollte und konnte nichts Anderes sein als eine populäre Darstellung wissenschaftlich gewonnener Resultate. Aber es entsprach in dieser Form gerade dem Bedürfniß und der Empfänglichkeit des Publicums, auf das es berechnet war, und der erste Erfolg, der sich ziffermäßig in dem Absatz von zweihundert Karten an siebzig Zuhörerinnen ausdrückte, ermuthigte zu beständiger Erweiterung des Programms, so daß bereits im nächsten Jahr naturwissenschaftliche Vorträge hinzutraten, bald darauf mit Einführung der alten Sprachen und der Mathematik als Unterrichtscurse schon ein Anfang zu ernsthaftem wissenschaftlichen Studium gemacht werden konnte. Der Aufschwung war ein stetiger, weil er sich, in feiner Fühlung des wachsenden Bedürfnisses, mit dem Angebot stets der Nachfrage anpaßte, und dieser doch immer die Richtung auf vorgefaßte Ziele gab. So steigerte sich die Zahl der ursprünglichen vier Vorlesungscyclen auf siebzehn, denen zehn Unterrichtscurse in wissenschaftlichen Fächern zugefügt wurden, letztere schon damals vor allen Dingen der Ausbildung von Lehrerinnen dienend, welche sich für das Unterrichten in höheren Klassen befähigen wollten.

Damit wären ja die Bedingungen zu einer wissenschaftlichen Lehranstalt höheren Ranges schon gegeben gewesen, und ihre ungehemmte Entwicklung hätte zu einer Art von Frauen-Universität führen müssen, wie sie zur Zeit auf amerikanischem Boden so vielfach ins Leben getreten sind; an diesem Punkte stießen aber die idealen und die praktischen Forderungen in schroffem Gegensatz auf einander, und das Ergebniß war ein Compromiß, bei dem wie gewöhnlich, beide nicht ganz ihre Rechnung fanden.

Der Natur der Sache nach heischt jedes ernsthafte wissenschaftliche Studium einen bestimmten Zweck, eine Stufe des Abschlusses, die öffentlich anerkannt wird und im Dienste des Gemeinwohls verwerthet werden kann. Eine solche Anerkennung kann aber bei uns nur der Staat geben, der sie in diesem Fall, aus den weiter oben erörterten Gründen zunächst nicht geben wollte. Es blieb daher ausgeschlossen, den Unterricht des Victoria-Lyceums streng wissenschaftlich zu organisiren, d. h. ihn einem ganz bestimmten Lehrgang, einer logischen Folge und festumgrenzten Zeitdauer zu unterwerfen, denn das setzte von Seiten der Anstalt, wie von Seiten der Besucherinnen Opfer an Geld, Zeit und Kräften voraus, wie sie nur im Hinblick auf ein praktisches Ziel gebracht werden.

Andererseits wollte man auch von der idealen Höhe nicht herabsteigen, wie sie eine allgemein-verständliche Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände vor einem gebildeten Publicum immerhin gestattet, und so blieb das Victoria-Lyceum jahrelang eine unclassificirbare Anstalt; sie stellte in ihrem Lehrkörper

und ihrem Vortragsstoff eine Art von Frauen-Universität dar, ohne daß sie von den damit verbundenen Studien in irgend einer Form greifbare Ergebnisse hätte aufzeigen können. Dennoch hat sie auf diese Weise einen großen, allerdings unberechenbaren Einfluß auf die zunehmende Bildung und das wachsende Bildungsbedürfniß der Berliner Frauen und Mädchen ausgeübt; ja weiterhin, auch über Berlin hinaus.

Hervorragende Erscheinungen pflegen nicht unvermittelt aus der Masse des Gewöhnlichen herauszutreten, sondern meistens entsteht innerhalb dieser vorher eine besondere Schicht, eine dem betreffenden Erzeugniß günstige Umgebung, von der aus sich die gesammelte Kraft zu einer individuellen Wirkung potencirt. Auch der große Aufschwung, welchen neuerdings die geistige Bewegung unter den Frauen genommen hat, verdankt die treibende Macht seiner Ideen einzelnen Herden von jenen Culturbestrebungen, unter denen das Victoria-Lyceum einer der hervorragendsten gewesen ist.

Viele Hunderte von Frauen und Mädchen, nicht der Bevölkerung der Hauptstadt allein, sondern aus den Provinzen, ja von weither zusammengeströmt, haben alljährlich vielleicht nur vereinzelte Funken weitergetragen, aber zu der „brennenden Frage des Jahrhunderts“ — der Frauenfrage — haben sie sicher mitgewirkt, nicht als Brandfackeln einer revolutionären Umwälzung, vor der uns Gott behüten möge, sondern in dem Sinne einer individuellen Erleuchtung und Erweiterung des Gesichtsfeldes, einer Erfassung des allgemeinen Zusammenhangs der Dinge.

So lange in Deutschland die Schranke nicht gefallen ist, welche dem weiblichen Geschlecht die Universitäten verschließt, wird das allgemeine Bildungsniveau der Frauen wohl sicher am wirksamsten durch eine von bestimmten Gesichtspunkten aus geleitete Einführung in wissenschaftliche Ideenkreise auf der Höhe erhalten, die zum allgemeinen Verständniß des geistigen Lebens erforderlich ist. Selbst dann, wenn die Universitäten ihre Thore einmal den Frauen öffnen sollten, bleibt voraussichtlich für die große Masse der Gebildeten die populär-wissenschaftliche Darstellung als nothwendige Brücke bestehen, ohne welche der Zusammenhang mit den sogenannten „studirten Kreisen“ verloren gehen würde. Bisher durften wir auch dankbar anerkennen, daß der Erfolg der Unternehmung ihre Daseinsberechtigung gebildet hat, denn nach den bescheidenen Anfangsziffern von zweihundert Karten an siebzig Zuhörerinnen hat sich der Besuch im Laufe der Jahre auf vierzehnhundert Karten erhöht, welche innerhalb eines Wintersemesters ausgegeben wurden, und bei allen Schwankungen, denen ein von der Gunst des Publicums abhängiges Institut ausgesetzt ist, bewegte sich unsre Besuchs-Statistik doch meist in den Ziffern der Tausend und darüber.

Seit dem Jahre 1884 ist das Victoria-Lyceum juristische Person geworden, deren Vermögen von einem Schatzmeister verwaltet wird. Die oberste Leitung ruht in den Händen eines Curatoriums, aus einer Reihe der angesehensten Männer und Frauen Berlins bestehend, — an der Spitze (neben dem Fürsten von Hatzfeldt-Trachenberg) der berühmte Jurist und Gelehrte, Professor Rudolf von Gneist — während der eigentliche Betrieb, d. h. die Organisation und

praktische Durchführung einer Directorin übertragen ist. Neben den Vorlesungen, welche in jedem Winter auf den Gebieten der Kunstgeschichte, der philosophischen und der Natur-Wissenschaften für ein Publicum gebildeter Frauen und Mädchen beinahe aller Altersklassen gehalten, und deren Docenten aus den Reihen der hervorragendsten Fachgelehrten gewählt werden, gehen sogenannte Vormittags-Unterrichtscurse für junge, der Schule entwachsene Mädchen einher, die gewissermaßen eine Vorstufe für das Verständniß der Vorlesungen bilden sollen, indem sie annähernd die gleichen Fächer in elementarerer Behandlung, aber doch schon in der Form des akademischen Vortrags (verbunden mit Referaten und sonstigen praktischen Uebungen) darstellen.

Die Abendstunden sind dem eigentlichen Studium einzelner wissenschaftlicher Fächer gewidmet, das, soweit als thunlich, nach dem Vorbilde und in der Art eines Universitäts-Seminars betrieben wird.

Aber diese Stufe, die letzte und zielbewußteste Errungenschaft des Victoria-Lyceums, erfordert eine besondere Erläuterung, insofern sie gewissermaßen den Uebergang in ein neues Stadium der weiblichen Bildungsfrage bedeutet.

Wenn ich dem ganzen Entwicklungsgange des Victoria-Lyceums nicht gerecht werden konnte, ohne seine Beziehungen zu der allgemeinen Culturbewegung in Deutschland nachzuweisen, so ist hier die Stelle, auf das besondere Verhältniß einzugehen, welches seine geniale Begründerin mit der eigentlichen „studirenden Jugend" unter den Frauen, nämlich mit den Lehrerinnen, verband.

Es war ihr Lieblingsgedanke, diesem verantwortungs- und zukunftsvollen Stande alle Förderung, intellectueller, moralischer und physischer Art angedeihen zu lassen, deren er bei der Ungunst der einschlägigen deutschen Verhältnisse so sehr bedarf. Zu dem Zweck hatte sie ihnen die Honorare für die Unterrichtscurse und Vorlesungen des Lyceums bis zu einem fast nur noch nominellen Zahlungssatze ermäßigt. Sie gründete auch zu ihrem Besten den sogenannten Sanitätsverein, der mit allen erreichbaren Mitteln dahin wirken sollte, sie in Gesundheit zu erhalten, in Krankheit zu unterstützen und freundliche Beziehungen zwischen ihnen und den äußerlich begünstigteren Damen der Gesellschaft anzubahnen. Zur Unterstützung ihrer Studien wurde ein Fonds gesammelt, der, unter dem Namen des Studien- und Stipendienfonds von einigen großmüthigen Seelen — voran die damalige Kronprinzessin Victoria — durch jährliche Beiträge unterhalten und dem Zweck entsprechend verwendet wurde. Bei allen diesen Veranstaltungen zur Hebung des Standes schwebte Miß Archer als Ziel die Gleichberechtigung mit den akademisch gebildeten Lehrern vor, für welche allerdings damals die Zeit noch nicht reif war.

Auch den ersten bedeutungsvollen Schritt, der nach diesem Ziele hin gethan wurde, sollte sie nicht erleben. Erst einige Jahre nach ihrem Tode, als der edle, großgesinnte Kaiser Friedrich III. allen Werken der Cultur und des Friedens eine glückliche Zukunft verhieß, ward dem Victoria-Lyceum freiere Bahn geschaffen: Dank dem Einfluß seiner Allerhöchsten Protectorin, der Kaiserin Friedrich, erlangte es die Unterstützung der Regierung zur Einrichtung von zwei Fachstudiencursen für Lehrerinnen in Geschichte und Deutsch, welche, nach Art eines Universitäts-Seminars, mit dreijährigem Studiengang und

einer durch Abgangs-Diplom beglaubigten Schlußprüfung organisirt wurden. Sie stellen mithin ein wissenschaftliches Studium höheren Grades dar und erheben die Lehrfähigkeit derjenigen, welche es mit gutem Erfolg absolvirt haben, etwa auf die akademische Stufe. In beiden Fächern wurde der erste dreijährige Cursus im October 1888 angetreten, und nachdem er im Herbst 1891 beendet worden, das zweite Triennium begonnen, dem sich, vom Herbst 1892 an, zwei weitere Studiencurse in Französisch und Englisch angereiht haben — auch diese mit dem Ziel einer akademischen Ausbildung und nach Art eines neuphilologischen Seminars organisirt. Es fehlt dieser Einrichtung, um sie dem Universitäts-Studium der Lehrer gleichwerthig an die Seite zu stellen, nichts als die genügende Vorbildung der Lehrerinnen zum wissenschaftlichen Studium und die volle praktische Anerkennung des Studien-Abschlusses seitens der Regierung, d. h. in diesem Fall die Verleihung des Titels von Oberlehrerinnen und die Gleichstellung derselben mit den akademisch gebildeten Lehrern in Bezug auf Verwendung und Besoldung. Beide Begünstigungen erhoffen wir von der Zeit, und sind zunächst dankbar für die Erfolge, welche unsern Schülerinnen jetzt schon aus der erhöhten Leistungsfähigkeit und deren Anerkennung erwachsen. Ist doch damit principiell Bahn gebrochen für eine höhere Auffassung des weiblichen Lehrberufs, die in ihrer äußersten Consequenz zur Gleichwerthung ohne Unterschied der Geschlechter führen muß, sobald die gleiche Höhe der Befähigung nachgewiesen werden kann. Vor der Hand ist allerdings eine absolute Gleichstellung noch durch die ganz verschiedenartige Vorbildung ausgeschlossen, mit welcher die deutschen Lehrerinnen in ein wissenschaftliches Fachstudium eintreten. Diese Vorbildung ist eben nur die pädagogische Bildung des Lehrerinnen-Seminars, welche auf Grund des Pensums der höheren Mädchenschule eine übersichtliche und methodische, aber vorwiegend gedächtnißmäßige Aneignung des Wissensstoffes darstellt, der aus den für die Schule bearbeiteten Lehrbüchern gewonnen wird. Es fehlt, im Unterschied zu der deutschen Gymnasialbildung, welche die Universitäts-Reife gewährt, nicht allein das Studium der alten Sprachen und der Mathematik, sondern überhaupt eine logische Durchbildung, d. h. diejenige Durchdringung des Stoffes mit eigener Gedankenarbeit, welche im Gymnasium angestrebt, wenn auch nicht in allen Fällen erreicht wird.

Dieses differenzirende Moment begründet, mehr als der Quantitäts-Unterschied des Wissens, eine wesentliche und ungünstige Verschiedenheit des Standpunkts, mit welchem auch der Studiengang der am Lyceum vertretenen wissenschaftlichen Fächer zu rechnen hat. In etwas wird der Mangel zwar ausgeglichen durch die durchschnittlich rasche Fassungskraft, die größere Formgewandtheit und lebhaftere Phantasie, welche der weiblichen Begabung eigen ist. Ein anderer Vorzug liegt, für die spätere Verwendung des Studiums, in der pädagogischen Fühlung, welche unsere Lehrerinnen zum Theil schon vom Seminar mitbringen, auf alle Fälle aber sehr bald durch ihre Schulpraxis erwerben. Wenn damit auch für das exacte Studium als solches nicht viel gewonnen ist, so bildet diese Eigenschaft doch einen so wesentlichen Bestandtheil der Befähigung für das Lehrfach, daß er bei dem Vergleich unserer Studien-

ergebnisse mit denen der akademisch gebildeten Lehrer nicht übersehen werden darf. Unter den jetzigen Verhältnissen, nämlich bei der oben erörterten, mangelhaften Vorbildung, ist es unseren Lehrerinnen allerdings auch beim eifrigsten Studium nicht wohl möglich, das gleiche Maß der Kenntnisse, die gleiche Höhe der Gesichtspunkte und die gleiche Beherrschung des Stoffes zu erlangen, wie ein begabter und fleißiger Student an der Universität. Handelte es sich bei unserm Ziel um die Fähigkeit der freien und productiven Forschung auf wissenschaftlichem Gebiete, wie die eigentlich gelehrte Bildung sie verlangt, so wäre mithin die durchschnittliche Inferiorität der Lehrerinnen den Lehrern gegenüber einzugestehen. Aber für die Zwecke der Mädchenerziehung kommt es, bei den gegenwärtig in Deutschland herrschenden Anschauungen über das wünschenswerthe Durchschnittsmaß, in der Hauptsache darauf an, den Wissensstoff der Schule — und das ist ein ziemlich begrenzter — in anschaulicher, methodischer und fesselnder Weise zur Darstellung zu bringen. Dazu bedarf es von Seiten des Lehrenden allerdings einer sicheren Beherrschung des Stoffes weit über das Schulpensum hinaus, und mindestens in so übersichtlicher Weise, daß der historische Zusammenhang oder der logische Entwicklungsproceß des in Frage kommenden Gebiets klar erfaßt wird. Mit anderen Worten: der Lehrende muß einen wissenschaftlichen Horizont haben, welcher überall eine Orientirung über die richtigen Gesichtspunkte ermöglicht. Eine solche Stufe des Verständnisses und der Beherrschung ist aber unseren Lehrerinnen auch bei ihrer unzulänglichen Vorbildung nicht unerreichbar und, bei normaler Begabung, wird sie in den Fachstudien-Cursen des Lyceums fast ausnahmslos erworben. Einzelnen besonders tüchtigen Schülerinnen kann sogar darüber hinaus die Befähigung zu selbständiger und productiver Forschung auf bestimmten Gebieten zugesprochen werden; die meisten werden, sowohl dank ihrem natürlichen Tacte, als der methodischen Schulung, welche einen integrierenden Teil unserer Curse bildet, eine richtige Auswahl und Behandlung des Lehrstoffes zu treffen wissen, sobald ihnen einige Uebung vergönnt wird.

Da es mir bei dieser Erörterung zunächst nur um die sachliche Behandlung des Gegenstandes und nicht um tendenziöse Stellungnahme zu thun war, habe ich jede Berührung des mindestens ebenso wichtigen erziehenden Einflusses vermieden. Indessen bleibt dies der springende Punkt, von welchem aus die ganze, ihrer Natur nach vorherrschend pädagogische Frage entschieden werden muß: „ob für den Unterricht an der Mädchenschule den Lehrerinnen nicht das Uebergewicht auch in den höheren Klassen und wissenschaftlichen Fächern einzuräumen wäre?“ Daß sie, caeteris paribus, das leichtere und richtigere Verständniß der weiblichen Jugend für sich haben, wird kein Unbefangener bezweifeln; ebensowenig, daß den Frauen — wenn irgend eine — vor allem die Mission zukommt, Hüterinnen der Sitte und der sittlichen Ideale ihres Geschlechts zu sein. Andrerseits ist auf dem Gebiet der Schule der ethische Einfluß von der intellectuellen Autorität nicht zu trennen, und der höchststehende moralische Charakter würde ohne sachliche Beherrschung des Lehrstoffes pädagogisch unwirksam bleiben. Die harmonische Verschmelzung beider Factoren des erziehenden Einflusses in wissenschaftlich

durchgebildeten Lehrerinnen ist das Ideal, welches dem Victoria-Lyceum bei seinen Fortbildungskursen vorschwebt, und die Möglichkeit der Verwirklichung tritt uns, wenn auch zunächst nur in vereinzelten Gestalten, so doch greifbar genug entgegen, um die Erreichung des Ziels in der Zukunft glaublich und lohnend erscheinen zu lassen.

Jedenfalls stehen wir mit den eben geschilderten Bestrebungen auf der letzten und wichtigsten Stufe, welche das Victoria-Lyceum in der Verwirklichung seines Grundgedankens — Erweiterung der Frauenbildung — betreten hat. Ob darüber hinaus der Weg noch höher hinauf führen, das Gebiet seiner Wirksamkeit sich noch vergrößern wird? Wer weiß es?

Das neue Dach, unter dem wir von diesem Herbst 1893 an eine Stätte finden, birgt auch neue Sorgen, und wir dürfen uns darüber nicht täuschen, daß jede Bildungsanstalt, welche über das Nothwendige des erforderlichen Durchschnittsmaßes hinausgeht, einen Posten darstellt, der nur auf dem Boden einer gesicherten Finanzlage gedeckt werden kann. Bildung in *diesem* Sinne ist Luxus, aber auch derjenige Luxus, dessen wachsendes Bedürfniß gleichsam den Gradmesser, nicht des Wohlstandes, sondern des sittlichen Gedeihens einer Nation ist. Deutschland, so arm im Verhältniß zu seinen westlichen Nachbarn, hat dennoch in der Förderung von Culturaufgaben noch immer seinen Rang behauptet, hat allen zerrüttenden Kriegen zum Trotz aus seiner unzerstörbaren geistigen Triebkraft heraus neue Zweige und Blüthen der Kunst und Wissenschaft hervorgebracht.

Daß es auch auf dem Gebiet der allgemeinen Gesittung vorangehen wird, ist gewissermaßen eine Naturnothwendigkeit. Gibt es doch in diesem Entwicklungsgange keinen Stillstand, außer bei zurückgebliebenen oder untergehenden Völkern. Es gibt aber auch keinen Fortschritt darin, ohne die Theilnahme der Frauen an den geistigen Errungenschaften, welche sie berufen sind, dem heranwachsenden Geschlechte als Cultur zurückzugeben. Da, wo sie durch künstliche Schranken an dieser Theilnahme verhindert werden, sinkt die Sittlichkeit beider Geschlechter unfehlbar auf eine tiefere Stufe. Die innige Durchdringung der geistigen mit den sittlichen Ideen, das Verständniß für die höchsten Aufgaben der Erziehung wird aufhören und die schönste Harmonie des Lebens gestört sein.

Wenn wir aber an die siegreiche Culturmission unseres Volkes unverrückt glauben, so dürfen wir auch für unsern bescheidenen Antheil auf eine gedeihliche Weiterentwicklung hoffen, vorausgesetzt, daß wir dem Geiste treu bleiben, dem wir unsere Entstehung verdanken — dem Geiste eines freudigen Fortschritts auf allen Bahnen, welche zum Lichte der Erkenntniß führen.

Leuchtet doch über uns, wie ein Stern, der Schutz einer Fürstin, in deren Namen jeglicher humanen Bestrebung Heil und Sieg verheißen ist!

Ein Staatsmann der alten Schule.

Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen.

Nach Staatsacten und Correspondenzen

von

Ludwig von Hirschfeld.

I.

Der Staatsmann, mit dessen Leben und Wirken wir uns auf den nachstehenden Blättern beschäftigen werden, entstammte einem alten mecklenburgischen Adelsgeschlecht. Seine amtliche Laufbahn führte ihn an die höchste Stelle in der Verwaltung seines Geburtslandes, und der größte Theil seiner öffentlichen Thätigkeit war den inneren Verhältnissen des Großherzogthums gewidmet. Daneben wies ihm das Vertrauen seines Landesherrn aber auch verschiedene diplomatische Aufgaben zu. In den Jahren 1802 bis 1806 war er als Gesandter am Regensburger Reichstage und von 1816 bis 1820 in gleicher Eigenschaft am Frankfurter Bundestage beglaubigt. In der Zwischenzeit, wie auch später noch, wurden ihm verschiedene wichtige Missionen ertheilt, welche die Regelung der deutschen Bundesangelegenheiten betrafen und auch mit dem weiteren Gebiet der europäischen Politik in naher Verbindung standen. Sein Schicksal fügte es, daß er bei allen irgendwie bedeutsamen diplomatischen Vorgängen jener wechselvollen Phase der deutschen Geschichte persönlich betheiligt war. Er erlebte in Regensburg den Zusammenbruch der alten Reichsverfassung, war der erste Staatsmann aus dem Gebiete des Rheinbundes, der 1813 in Kalisch dem Kaiser Alexander den Beitritt seines Fürsten zur Großen Allianz ankündigte, schloß später auf dem Kriegsschauplatz in Frankreich die darauf bezüglichen Verträge ab, vertrat Mecklenburg-Schwerin auf dem Wiener Congreß, war eines der thätigsten und einflußreichsten Mitglieder der Frankfurter Versammlung und wurde von Fürst Metternich zu allen Conferenzen herangezogen, welche die Ausarbeitung der Verfassung des Bundes und die Ausgestaltung des Bundesrechtes im Auge hatten. Gerade diese diplomatische Wirksamkeit gab seiner Laufbahn eine Bedeutung, die weit über die eines Ministers in einem kleinen Bundesstaat hinausging, und diese Phase seines

Lebens, sein Auftreten auf der internationalen Weltbühne, sein Eingreifen in die Verhandlungen, welche zu einer Neugestaltung des deutschen Staatenbundes führten, wird daher den Hauptgegenstand dieser Darstellung bilden. Sie wird gleichzeitig den Anlaß bieten, einen tieferen Einblick in das kleinstaatliche Leben während der Jahre 1803 bis 1823 zu gewähren und auf einige historisch längst bekannte Persönlichkeiten jener Zeit Streiflichter zu werfen, welche das Bild einer denkwürdigen Epoche unserer deutschen Geschichte zu vervollständigen geeignet sind. Das hierbei verwendete Material ist zum weitaus größten Theil den Acten des Großherzoglichen Geheimen und Hauptarchis zu Schwerin, sowie dem brieflichen Nachlaß des Staatsministers von Plessen entnommen, welchen die Familie des letzteren in dankenswerther Bereitwilligkeit für diese Arbeit zur Verfügung gestellt hat. Wir werden uns also, wie erwähnt, nur mit demjenigen Theil der Wirksamkeit Plessen's beschäftigen, der ihn auf das Gebiet der auswärtigen Politik führte, nicht etwa, weil seine ministerielle Thätigkeit für ihn selbst wie für sein Land von geringerer Bedeutung gewesen wäre, oder weniger Gelegenheit böte, die staatsmännische Befähigung dieses seltenen Mannes hervortreten zu lassen, sondern lediglich deshalb, weil ein Eingehen auf die internen Verhältnisse Mecklenburgs, zumal in einer entlegenen Zeit, dem Interessenkreis der Leser dieser Zeitschrift zu fern liegen würde.

Das Geschlecht derer von Plessen gehört zu den ältesten in Deutschland und war schon im frühesten Mittelalter in den Ländern des baltischen Küstengebietes weit verbreitet und begütert. Nach einer von Joachim Meier in Göttingen 1813 herausgegebenen Chronik soll die Familie eine Abzweigung des alten Dynastengeschlechtes sein, welches unter dem Namen der Ritter von Schwanringen mit Bonifacius nach Sachsen kam und 779 unweit der jetzigen Stadt Göttingen eine Burg Pleße (Plätzchen) gründete. Das Geschlecht, welches seitdem den Namen von Pleße annahm, lange blühte und 1681 ausstarb, soll sich schon im elften Jahrhundert über das Gebiet des jetzigen Mecklenburg, Holstein und Dänemark ausgebreitet haben. Auch heißt es, daß französische Adelsgeschlechter, wie du Plessis-Praslin, du Plessis-Liencourt und andere, sowie die baltischen Familien von Pahlen und von Tiesenhausen Abzweigungen der Familie von Pleße wären. Doch mag im ersten Fall die Aehnlichkeit des Namens, im zweiten die des Wappens (ein schwarzer, schreitender Stier) zu dieser Annahme geführt haben, welche urkundlich nicht zu begründen ist. Urkundlich nachweisbar ist dagegen das Auftreten der noch jetzt in Mecklenburg ansässigen Familie von Plessen bereits im Jahre 1052. Ein Helmond von Plessen erhielt von Heinrich dem Löwen wegen seiner Theilnahme am Kampf gegen die Wenden verschiedene Gewese und starb im Jahre 1186 als Herr der kleinen Stadt Brüel und mehrerer umliegenden Güter. Auf einem derselben, Hohen-Viecheln, liegt er begraben in der dortigen Kirche. Dieser Helmond von Plessen ist der Ahnherr der zum mecklenburgischen, eingeborenen Adel gehörigen Familie. Von Mecklenburg aus wanderten Angehörige derselben in Dänemark, Schweden, Holstein und Pommern ein, wo sie seßhaft wurden. Andere waren auch in Preußen, Württemberg und den

Rheinlanden begütert. In Dänemark gelangte die Familie zu besonderem Ansehen. Zu Ende des siebzehnten und bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nahmen ihre Mitglieder dort die höchsten Staatsämter ein. Ein Plessen starb 1704 als Generallieutenant, ein anderer 1723 als Minister; einer trat 1735 als Premierminister ab, ein vierter war Oberkammerherr und Wirklicher Geheimer Rath. In ihrem Stammlande Mecklenburg waren die Plessen zwar angesehen und begütert, zu so hohen Würden aber bisher nicht gelangt.

Leopold Engelke Hartwig von Plessen war der erste von der mecklenburgischen Sippe, der seinen Namen weit über die Grenzen seines Geburtslandes hinaus zu Ehren brachte und selbst die höchste Stellung einnahm, welche der vaterländische Staatsdienst gewährte. Er ward geboren am 21. Januar 1769 zu Raden unweit Güstrow, einem der Güter seines Vaters, Hauptmanns von Plessen, welcher mit einer von Plessen vermählt war. Fünf Söhne und drei Töchter entstammten dieser Ehe. Leopold war das drittälteste Kind. Wie andere Knaben seines Standes erhielt er die damals übliche Hofmeistererziehung, doch wurde sein erster Bildungsgang so glücklich geleitet, daß er schon im Alter von sechzehn Jahren unmittelbar aus dem Vaterhause zum akademischen Studium übergehen konnte. Er studirte zwei Jahre in Rostock und ebensolange in Göttingen, wo er bei Martens europäisches Staats- und Völkerrecht, bei Pütter deutsches Staatsrecht und Reichsgeschichte, bei Schlözer Statistik und Politik hörte. Bekundete sich in der Wahl der Lehrer und Collegien schon eine Neigung für die Staatswissenschaften, so bezeugten andererseits die Atteste gerade jener berühmten Docenten das Vorhandensein eines regen Eifers und einer unverkennbaren Begabung für diese Fächer. Zu Beginn des Jahres 1790 erhielt Plessen eine Anstellung als Referendar bei der Königlichen kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer in Berlin, gab sie aber im Herbst desselben Jahres wieder auf, theils weil die Beschaffenheit dieses Wirkungskreises ihm nicht zusagte, theils weil seine ausgesprochene Neigung für eine diplomatische Laufbahn ihn antrieb, noch andere freiere Bildungswege aufzusuchen. In dieser Absicht begab er sich zunächst auf Reisen und dann nach Regensburg, welches in damaliger Zeit als der geeignete Ort für staatsmännische Vorstudien angesehen wurde. Das Jahr 1793 führte ihn von dort in den Dienst seines Heimathlandes, indem er unterm 11. März von dem Herzog Friedrich Franz als Auditor bei der Kammer mit dem Charakter eines Drosten angestellt ward. In demselben Jahre starb sein Vater. Bei der Erbtheilung fiel ihm das Gut Vogelsang zu, welches er verpachtete und auch ferner in Pacht ließ, bis er es kurz vor seinem Tode verkaufte. Gleich darauf trat er eine mehrmonatliche Reise nach England und Frankreich an. Ein ausführliches Tagebuch, das uns vorliegt, bezeugt das lebhafte Interesse des neunundzwanzigjährigen Touristen für die staatlichen Einrichtungen und politischen Verhältnisse dieser beiden Länder. Gute Empfehlungen, vollständige Beherrschung der Landessprache und gewandtes Benehmen verschafften ihm rasch Eingang in die ersten Cirkel Londons. Der preußische Gesandte, in dessen Haus er viel verkehrte, nahm sich seiner besonders wohlwollend an und brachte ihn

mit den hervorragenden britischen Staatsmännern und Parlamentariern in persönliche Berührung. Stunden lang lauschte er auf dem heißen, engen Tribünenplatz, den er sich mühsam erstritt, den Verhandlungen des Unterhauses, und die kritischen Bemerkungen des Tagebuches über die Eigenart des englischen Constitutionalismus zeugen von ungewöhnlicher Reife und Einsicht. Der Aufenthalt in London hatte noch den Vortheil, ihn von einer Anglomanie, die unter den jungen Leuten seines Standes sehr verbreitet war, gründlich zu heilen und ihm auch den Blick für die Schwächen des constitutionellen Systems zu schärfen, welches auf die politisch begabteren Köpfe der deutschen Jugend eine gewisse Anziehungskraft schon damals auszuüben begann. Der Besuch der französischen Hauptstadt war verhältnißmäßig kurz und mehr dem Studium der Sammlungen, als dem des politischen Lebens gewidmet.

Nach der Heimath zurückgekehrt, hielt sich Plessen, der inzwischen zum Kammerherrn ernannt war, während der nächsten Jahre (1798—1802) meistentheils am Herzoglichen Hoflager in Ludwigslust auf. In dieser Zeit gewann er das besondere Wohlwollen des regierenden Herzogs Friedrich Franz. Der Herzog war 1756 geboren, hatte 1785 als neunundzwanzigjähriger Prinz seinem kinderlosen Oheim, dem Herzog Friedrich succedirt und führte in seinem Lande ein mildes und patriarchalisches, dabei aber höchst persönliches Regiment. Er war ein Mann von hellem, klaren Verstand, heiterem, lebenslustigem Temperament, arbeitsam und in den Landesangelegenheiten erfahren. Er hatte ein scharfes Auge für die Zeichen der Zeit, hing pietätvoll an den alten Traditionen seines Hauses und an den eigenthümlichen Einrichtungen des Landes, wußte dies aber mit dem Verständniß für die veränderten Bedürfnisse und die Strömungen des Volkslebens so zu vereinigen, daß er als einer der vorurtheilsfreiesten Regenten seines Zeitalters angesehen werden kann. Die Gleichartigkeit dieser Anschauungen, namentlich ein starker deutsch-nationaler Zug, der an den kleinern Höfen selten war, mochte es vor Allem sein, was Fürst und Diener verband, daneben aber auch die geistige Anregung, die der Verkehr mit dem kenntnißreichen und unterhaltenden Plessen seinem um dreizehn Jahre älteren Herrn gewährte. Plessen hatte ohne Zweifel eine sittlich ernstere, tiefere Geistesrichtung als der Herzog, der nach gethaner Arbeit auch für die heiteren Freuden eines sorglosen Lebensgenusses sehr zugänglich war. Allein, der jüngere Mann verstand es, ohne seinem Herrn auf dies Gebiet zu folgen, die Beziehungen auf einem guten Fuß zu erhalten und ohne zu moralisiren, sogar einen vortheilhaften Einfluß auf ihn zu gewinnen. Der Herzog, obwohl Andern gegenüber leicht argwöhnisch, bewies ihm ein seltenes Vertrauen, forderte seinen Rath selbst in den intimsten Familienangelegenheiten, und die Zuneigung, die er ihm schenkte, entwickelte sich mit der Zeit zu einer wahren Freundschaft, welche alle Wechselfälle eines ereignißreichen und bewegten Lebens überdauern und erst mit dem Tode des Fürsten enden sollte.

Es liegen etwa hundertundfünfzig Briefe des Herzogs vor, welche die Herzlichkeit dieses Verhältnisses bekunden. Doch sind sie eben wegen ihres vertraulichen Inhalts und der Bezugnahme auf viele Personalien, die heute von keinem Interesse sind, zur Publication größtentheils nicht geeignet. Wir

werden nur gelegentlich einige Auszüge bringen. Ebenso freundschaftlich wie zum Herzog waren auch die Beziehungen Plessen's zu dessen ältestem Sohne, dem Erbprinzen Friedrich Ludwig. Dieser war dem Vater sehr unähnlich. Er besaß zwar dessen klaren Verstand und rasche Fassungsgabe, nicht aber dessen heitere Gemüthsart und elastisches Temperament. Die Sturm- und Drangperiode in Politik und Literatur hatte auch seinem Wesen den Stempel aufgedrückt. Er war im Grunde ein Idealist, rasch begeistert, leicht entmuthigt, etwas zur Schwermuth geneigt, mit einem Hang zur Schwärmerei. Dabei von liebenswürdigen Formen und großer Gewandtheit im mündlichen wie schriftlichen Ausdruck. Bei einigen diplomatischen Missionen, die ihm sein Vater später übertrug und deren Verlauf den Lesern der „Rundschau" aus einem früheren Aufsatz bereits bekannt ist[1]), bewies er ein ungewöhnliches Unterhaltungstalent. Der Erbprinz lebte seit seiner Vermählung mit Helene Paulowna, einer Tochter Kaiser Paul's von Rußland, am Hofe seines Vaters. Die Verschiedenheit zwischen dem praktisch gesinnten Friedrich Franz und dem zur Schwärmerei neigenden Erbprinzen gab oft zu Verstimmungen Anlaß, und Plessen mußte dann vermitteln. Er war bestrebt, dem Thronerben mehr Beschäftigung und Antheil an den Regierungsgeschäften zuzuwenden, aber der Herzog wurde mit zunehmendem Alter in diesem Punkt immer eifersüchtiger und weniger zugänglich.

Das Jahr 1802 brachte Plessen die Erfüllung eines Herzenswunsches. Helene Paulowna hatte, nach dem in der Zarenfamilie herrschenden Brauch, eine russische Hofdame in die neue mecklenburgische Heimath mit hinübergeführt. Baronesse Sophie von Campenhausen war die Tochter des 1800 verstorbenen Kaiserl. russischen Senateurs und Geheimen Raths. Baron Campenhausen, der dem Adel Livlands angehörte, und dort ansehnlich begütert war, hatte lange Jahre hindurch diese Provinz als Gouverneur verwaltet, zugleich auch das Ehrenamt eines livländischen Landraths bekleidet. Unter Kaiser Paul war er in Ungnade gefallen, aller Aemter entsetzt und auf seine Güter verbannt worden. Doch währte dies nicht lange, dank dem Einfluß der Kaiserin, welche ihm sehr wohl wollte, seine Begnadigung durchsetzte und ihm die Leitung der unter ihrem Protektorat stehenden Wohlthätigkeitsanstalten übertrug. In dieser Eigenschaft hatte er in seinen letzten Lebensjahren am Hof und in der Petersburger Gesellschaft eine sehr angesehene Stellung eingenommen. Seine Gemahlin war eine geborene Woldeck von Arneburg, deren Eltern auf dem Rittergut Arnim bei Barby lebten. Sie hatte ihrem Gemahl vier Söhne und drei Töchter geschenkt und war jung gestorben. Baron Campenhausen war ein Mann von hoher Bildung und energischem Wesen. Er war in einer Anstalt der Herrenhuter Brüdergemeinde erzogen und blieb mit der letzteren während seines ganzen langen Lebens in enger Verbindung, so wenig auch der Quietismus dieser Secte mit seinen weltmännischen Gewohnheiten vereinbar schien.

[1]) „Ein Thronerbe als Diplomat. Historische Studie aus der Rheinbundszeit". 1892. Bd. LXX, S. 203 ff., 356 ff. und Bd. LXXI, S. 50 ff.

In den Anschauungen strenger Gottesfurcht und pietätvollen Gehorsams gegen die Eltern war auch Sophie Campenhausen aufgewachsen. Sie war am 14. October 1779 geboren, hatte eine durchaus deutsche Erziehung genossen und den Petersburger Hofkreis nur flüchtig kennen gelernt, ehe sie der jungen Herrin nach dem stillen Ludwigslust folgte. Helene Paulowna hatte eine große Zuneigung zu ihr und bevorzugte sie sichtlich vor den anderen Personen ihres Gefolges. Die junge Hofdame war sehr hübsch, weltgewandt und doch bescheiden, von großer Liebenswürdigkeit gegen Alle, die ihr nahten und von einem feinen Tact, der ihr an dem fremden Hofe gleich von Anfang an eine ganz besondere Stellung verschaffte. Sie gewann viele Herzen, darunter auch gleich das unseres Plessen. Indessen vergingen doch zwei Jahre, ehe dieser die ihm eigene Zurückhaltung so weit überwand, um mit seiner Werbung bestimmt hervorzutreten. Aber gerade das ernste gehaltene Wesen des dreißigjährigen Mannes und die ihm von allen Seiten bezeugte Achtung hatten auf Sophie Campenhausen gleich anfangs einen günstigen Eindruck gemacht, der sich allmälig zu einem wärmeren Gefühl steigerte. So war es denn ein reiner Herzensbund, der in der Verlobung vom 25. December 1801 beschlossen wurde und am 24. Mai 1802 die kirchliche Weihe erhielt.

Die Ehe war eine sehr glückliche. Plessen erkannte bald, daß er keine bessere Wahl hätte treffen können. Seine Frau besaß neben den Eigenschaften eines echt weiblichen Gemüths auch hervorragende Verstandesgaben, die sich im Laufe der Zeit und unter der Einwirkung eines wechselvollen Lebens immer reicher entfalteten. Dabei standen bei ihr Kopf und Herz in einem sehr wohlthuenden Gleichgewicht. Die zahlreichen von ihr hinterlassenen Aufzeichnungen, Briefe und Journale bekunden eine scharfe Beobachtungsgabe, ungewöhnliche Menschenkenntniß und dabei eine auf echter Religiosität fußende Menschenliebe und Gemüthstiefe, welche die Schärfe des kritischen Urtheils mildert. Es scheint, daß sie die Gabe besaß, überall, wohin ihr Weg sie führte, die Zuneigung der Menschen zu gewinnen, nicht nur die der Männer, sondern, was mehr sagen will, auch die der Frauen. So wurde sie, ohne es zu wollen, zum Mittelpunkt des Kreises, in dem sie lebte. Es ist einleuchtend, daß diese Eigenschaften nicht nur ihren Mann beglücken, sondern auch seine äußere Stellung wesentlich unterstützen mußten. Plessen's Gattin hat in seinem Leben eine bedeutsame Rolle gespielt, und wir werden ihr auf diesen Blättern daher noch oft begegnen.

Das junge Paar etablirte sich zunächst in Ludwigslust. Allein das Leben am Hofe, so angenehm es sich infolge der persönlichen Beziehungen zur fürstlichen Familie auch gestalten mochte, konnte einen Mann von der Vielseitigkeit und Arbeitslust Plessen's auf die Dauer nicht befriedigen. Der Herzog kam daher seinem Wunsch entgegen, als er ihn noch in demselben Jahre seiner Vermählung zum Comitialgesandten bei der Reichsversammlung zu Regensburg ernannte. Dieser Posten war in letzter Zeit unbesetzt geblieben. Er gab seinem jetzigen Inhaber während der nächsten vier Jahre Gelegenheit, die deutschen Verhältnisse gründlich zu studiren, die Politik der maßgebenden Cabinette näher kennen zu lernen und sich im diplomatischen Verkehr zu üben.

Die Wirksamkeit eines kleinstaatlichen Gesandten am Reichstage war natürlich beschränkt. Plessen ergänzte sie durch publizistische Thätigkeit und gab vier größere Denkschriften heraus, von denen zwei die Ansprüche der beiden mecklenburgischen Häuser auf eine Entschädigung für den Wegfall zweier Domherrenstellen des Hochstiftes Straßburg vertraten. Diese Stellen waren im westfälischen Frieden den Herzogen als magerer Entgelt für die Abtretung Wismars überwiesen, durch die rechtswidrigen Entscheidungen der Reunionskammern aber verloren gegangen. Die Angelegenheit hatte den Reichstag lange beschäftigt, blieb aber unerledigt. In zwei anderen Schriften „Ueber die reelle Grundlage eines nothwendigen Papiergeldes" und „Ueber das natürliche Verhältniß und die Beschränkung des Handels" erwies sich Plessen als kenntnißreicher und urtheilsfähiger Nationalökonom. Die Publicationen fanden in weiten Kreisen Beachtung und Anerkennung. Eine praktische Verwerthung der darin aufgestellten Grundsätze behandelte endlich ein, die mecklenburgischen Finanzen betreffender Aufsatz. Der Herzog, welcher einen klaren Blick für zweckmäßige Neuerungen hatte, beschloß, diesen Vorschlägen Folge zu geben.

„Ihre Auseinandersetzung," schrieb er am 26. April 1805, „hat mir großes Vergnügen gemacht Ich wünsche, daß Alles, wie Sie mir es schreiben, sich realisiren möge. Denn es ist schade, daß ein so wohlhabendes Land wie das meinige im Finstern gehet und sein eigenes Interesse nicht kennt. Ich hoffe, bei Ihrem Urlaub mit Ihnen weiter über das Creditwesen zu sprechen. Einstweilen bin ich schon in Regulirung aller Etats begriffen und habe meinen Sohn à la tête von dem ganzen Geschäfte gesetzt, um mir manche Unannehmlichkeiten zu ersparen. Denn bei diesen Zeitläuften, wo man in allen Stücken sich einschränken muß, habe ich für rathsam gehalten, bei mir den Anfang zu machen."

Dies mochte dem lebensfrohen Herrn nicht leicht werden; denn er liebte eine gute Tafel, das Waidwerk und war auch dem Hazardspiel sehr ergeben. Um ihn war stets ein heiterer Kreis von Lebemännern vereinigt und namentlich während des alljährlichen Aufenthalts in dem von ihm begründeten Seebad Doberan der grüne Tisch stark besetzt. Dies hielt ihn aber nicht ab, den Regierungsgeschäften mit Eifer und Gewissenhaftigkeit obzuliegen. Er war ein tüchtiger Regent, pflichttreu, arbeitsam und milde. Der Erbprinz Friedrich Ludwig lebte mit seiner Familie am Hofe des Vaters, ebenso der jüngste Sohn Prinz Adolph. Von den beiden anderen Söhnen war Prinz Karl in russische, Prinz Gustav in preußische Dienste getreten.

Der Aufenthalt in Regensburg bot dem jungen Ehepaar eine Fülle von Anregung und Vergnügen. Die alte Reichsstadt war damals noch der Mittelpunkt der deutschen Diplomatie[1]). Frau von Plessen, die ganz für die große Welt geschaffen war, fühlte sich in diesem Kreise wohl und gewann bald eine bevorzugte Stellung. Sie und ihr Mann verkehrten viel mit den Familien Colloredo, Reeden, Rechberg, Lerchenfeld, in den Salons des preußischen Reichstagsgesandten Görtz, des österreichischen Grafen Stadion, des französischen Laforêt u. A. Der Kurfürst und Erzkanzler Dalberg hielt einen glänzenden

[1]) Außerdem tagte dort im Winter 1802–3 die Reichsdeputation. Die Anwesenheit vieler Fürsten und Standesherren, welche ihre Angelegenheiten, Wünsche, Beschwerden und Proteste persönlich vertraten, vermehrte den Glanz der Geselligkeit

Hof und gab eine Reihe von größeren Festen. Bei der Fürstin Taxis war allabendlich Empfang. Sie war eine Tochter des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz und gegen ihre mecklenburgischen Landsleute besonders liebenswürdig, was deren Stellung in dem vornehmen hocharistokratischen Kreise natürlich zu statten kam.

Daneben genoß das junge Paar auch die stillen Freuden einer behaglichen Häuslichkeit. Das Glück der Ehe wurde erhöht durch die Geburt zweier Kinder (Luise am 17. November 1804 und Fritz am 23. Juni 1806). Ein zweiter Sohn Hermann wurde 1811 in Ludwigslust geboren.

Eine schmerzliche Trübung erfuhr der Regensburger Aufenthalt durch die Nachricht von dem Ableben der jungen Erbprinzessin Helene Paulowna. Hatte dieser Tod in der Blüthe der Jahre schon an sich etwas Tragisches, so mußte Sophie von Plessen um so tiefer von dem Heimgang ihrer einstigen Herrin ergriffen werden, als eine enge Freundschaft die beiden Frauen verband. Als Plessen Ludwigslust verließ, war die Erbprinzessin schon leidend; doch hatte ihr Zustand damals noch keinen bedenklichen Charakter. Später lauteten die Berichte aus der Heimath ungünstiger. Ganz unerwartet kam daher die Kunde von dem Ableben nicht, welche Plessen vom Herzog selbst erhielt.

„Ludwigslust, den 27. September 1803.

Lieber Plessen!

Mit den schmerzlichsten und traurigsten Empfindungen der tiefsten Wehmuth muß ich Ihnen leider den schon längst vorausgesehenen Tod meiner innigst geliebten Schwiegertochter, Kaiserliche Hoheit, anzeigen. Die Gute, die Beste, diese liebe Frau, mein einzigstes Glück und Freude starb am vorigen Sonnabend um 1/2 10 Uhr Abends, nachdem sie sehr viel gelitten. Beweinen Sie mit mir diesen unersetzlichen Verlust, und suchen Sie es Ihrer guten Frau, der ich mich bestens empfehle, aufs Behutsamste anzubringen.

Alle Hoffnung war in letzter Zeit geschwunden. Jetzt, wo das Laub abfällt, ist auch diese von mir so innig Geliebte verwelkt und wie eine schöne Blüthe abgefallen. Unser Aller Zustand ist höchst traurig und bemitleidenswerth. Ich schicke Ihnen diesen Brief nebst Einlage per Estafette, damit Ihre Frau und Sie es nicht zuerst aus den Zeitungen erfahren und erschrecken mögen. Am 11. October ist die Beerdigung und so lange wird die Leiche unten im Schloß im Kirchen-Saal stehen. Leben Sie wohl, Gott bewahre Sie vor dergleichen Fällen, und denken Sie zuweilen an Ihren tiefgebeugten Herrn und Freund. Ich bin zeitlebens Ihr getreuer

Friedrich Franz."

Sophie Plessen beweinte die so früh entschlafene Herrin mit heißen Thränen. Allein diese Schatten verzogen sich. Die Gegenwart forderte ihre Rechte, und sie war sonnig. Sie sowohl wie ihr Mann äußerten in späterer Zeit oftmals, daß die Regensburger Jahre die schönsten ihres Lebens gewesen. Es lag das wohl in ihrer beider Lebenslust und Jugendfrische. Einige Beunruhigung verursachten nur die Schwierigkeiten in der Verwaltung des Vermögens, welches Frau von Plessen aus dem Nachlaß ihres Vaters zugefallen war. Dasselbe bestand fast ausschließlich in Hypotheken, welche theils auf einzelnen Gütern des sehr umfangreichen Campenhausen'schen Grundbesitzes in Livland eingetragen waren, theils auf den Besitzungen anderer livländischer Adligen ruhten. Soweit die Brüder der Frau von Plessen, denen die Güter aus dem Nachlaß des Vaters zugefallen waren, die Zinsen dieser Hypotheken zu zahlen hatten, gingen dieselben richtig ein. Weniger gewissenhaft aber

zeigten sich die anderen Schuldner. Einige derselben mochten in schlechte Verhältnisse gerathen sein. Andere zogen Nutzen aus der weiten Entfernung von der Gläubigerin und den Schwierigkeiten, die sich einer gerichtlichen Geltendmachung ihrer Ansprüche bei dem unsicheren russischen Justizverfahren in den Weg stellten. Während einer langen Reihe von Jahren blieben die Zinsen und die Amortisationsquoten vollständig aus, was dem jungen Regensburger Hausstand zeitweilig große Verlegenheiten bereitete. Plessen suchte vergeblich Ordnung in diese Verhältnisse zu bringen oder einen Theil der Capitalien flüssig zu machen, um die in Mecklenburg sich gerade damals darbietende Gelegenheit vortheilhafter Güterkäufe benutzen zu können. Erst als sein Schwager, der Etatsrath Hermann von Campenhausen, sich seiner Interessen mit dankenswerther Energie annahm, gelang es, diese unerquicklichen Verhältnisse soweit zu entwirren, daß, wenigstens in der letzten Hälfte seiner Ehe, die seiner Frau zukommenden Einkünfte — wenngleich nicht ohne erhebliche Capitalverluste — gesichert wurden. Damals — in den ersten Jahren des Regensburger Aufenthalts — drückte Plessen diese Sorge nicht schwer. Seine Besoldung war nicht eben hoch — sie betrug 1200 Thlr. — allein sein Gut Vogelsang warf eine gute Rente ab. Erst später, als während der französischen Invasion diese vollständig für Contributionen und Erpressungen aufging, trat auch für Plessen eine peinliche Geldknappheit ein, die nur durch die großmüthige unerbetene Hülfe seines livländischen Freundes, Baron Budberg, Neffen des nachmaligen russischen Ministers des Auswärtigen, überwunden wurde. Dieser Baron Budberg lebte mit seiner Frau, einer jüngeren Schwester Frau von Plessen's, größtentheils im Auslande und meistens in Deutschland, kam oft nach Regensburg, wo er die Freundschaft mit Plessen anknüpfte, und war einer jener reisenden Cavaliere, welche ohne Beruf und auch eigentlich ohne Beschäftigung an allen Höfen Verbindungen hatten, mit den Berühmtheiten der Zeit und den einflußreichen Staatsmännern im nahen Verkehr standen und gelegentlich als Amateurs geheime diplomatische Dienste verrichteten. Mit ihm und seinem Schwager, dem oben erwähnten Baron Hermann Campenhausen, führte Plessen eine lebhafte Correspondenz, welche für die vorliegende Darstellung manche werthvolle Anhaltspunkte geboten hat.

Ein besonderer Auftrag brachte Plessen im Frühjahr 1803 vorübergehend nach Wien. Es handelte sich um Ertheilung der Kurwürde für das Schweriner Haus. Der Kaiserliche Hof hatte seine Verwendung in dieser Sache zugesagt; auch Rußland und Frankreich waren bereit, den Antrag zu unterstützen. Plessen fand in Wien eine sehr freundliche Aufnahme und Wiederholung von Zusicherungen, deren Erfüllung freilich der Zusammenbruch des Reichs vereitelte. Plessen war ein deutscher Patriot. Die der Katastrophe vorangehende Phase erfüllte ihn mit Trauer über die Zerrüttung und Entwürdigung Deutschlands. Dennoch theilte auch er den uns fast unbegreiflich erscheinenden Gleichmuth seiner Zeitgenossen, welche die Zertrümmerung so vieler Throne und Staaten wie eine Art unabwendbaren Verhängnisses betrachteten. Man hatte sich in den letzten Jahren an die Unbeständigkeit aller staatlichen Einrichtungen gewöhnt. Nach der Ländertheilung, die der Frieden von

Lüneville veranlaßte, nach den Depossedirungen und Beraubungen, die Napoleon vornahm, nach den unerhörten Siegen, den plötzlichen Friedensbrüchen kam nichts mehr unerwartet. Dennoch gaben einzelne Staatsmänner — und zu ihnen gehörte Pleſſen — die Hoffnung nicht auf, Preußen werde ſich endlich aufraffen, die nördlichen Reichsländer mit ſich fortreißen und der langſam nach Oſten vordringenden Willkürherrſchaft des Imperators einen Damm entgegenſetzen. In dieſen Köpfen tauchte bereits der Plan eines Nordbundes mit preußiſcher Spitze auf als Gegengewicht gegen die von Napoleon creirten ſüddeutſchen Monarchien. Allein der Friede von Preßburg und noch mehr die ſchwankende Haltung Friedrich Wilhelm's III. boten der Hoffnung auf militäriſchen Widerſtand wenig Nahrung. Die Akte der Willkür Napoleon's mehrten ſich. Unter nichtigen Vorwänden ließ er ſeine Truppen in Süddeutſchland ſtehen, und in Regensburg empfand man dies durch eine immer ſteigende Theuerung der Lebensmittel. Auch der Reichstag ſollte bald die Hand des Gewaltigen ſpüren. Auf ſeinen Befehl mußte der allzu nachgiebige Dalberg am 27. Mai 1806 der Verſammlung erklären, daß er den Cardinal Feſch (bekanntlich ein Stiefoheim des Imperators) zum Coadjutor und Nachfolger erwählt habe. Dieſer erhielt damit die Anwartſchaft auf die deutſchen Beſitzungen, welche mit der Erzkanzlerwürde verbunden waren. In Regensburg herrſchte darüber ziemliche Aufregung. Im Vertrauen bemerkte Dalberg zu einigen Geſandten, er habe ſich fügen müſſen, weil er nur dadurch ſeine Stellung und ſeine Beſitzungen ſich habe erhalten können, — eine Begründung, die ſein Anſehen freilich nicht erhöhte. Es war dies ſchon ein Eingriff in das deutſche Reichsrecht; aber der ſtärkſte Schlag gegen dasſelbe ſollte noch folgen. Am 28. Juli 1806 ſchrieb Pleſſen an Budberg:

„Der Reichstag und unſere ganze ſeitherige deutſche Reichsverfaſſung ſind aufgelöſt oder vielmehr geſprengt, und zwar durch einen einzigen Schlag von Paris aus. Schon ſeit mehreren Wochen, beſonders ſeit den letzten vierzehn Tagen, wußten wir hier, daß an einem definitiven Plan dieſer Art gearbeitet werde. Mit einem Male überbrachte dann in der Nacht auf den 25. Juli ein Kurier aus Paris dem Kurerzkanzler eine ganz fertige Acte für die Umgeſtaltung Deutſchlands, welche er ratificiren oder ſeine Stelle und Lande ſogleich aufgeben ſollte. Hier haben Sie in wenigen Worten den weſentlichen Inhalt jener famöſen Acte: es wird eine neue Conföderation von ſouveränen deutſchen Staaten unter dem Schutze und mit der Allianz des franzöſiſchen Kaiſers gebildet, hierin ſind in zwei Kollegien ſechs größere und ſechs kleinere deutſche Stände aufgenommen u. ſ. w. (Es folgt eine kurze Schilderung der Rheinbundsacte) . . . Alle kleineren Fürſten, Grafen und die Reichsritterſchaft werden mediatiſirt, d. h. ſie werden in landſäſſige Eigenthumsbeſitzer verwandelt und unter die Hoheitsbezirke der neuen Souveräne geſtellt. Hiervon ſind nur aus beſonderer Gnade oder eigentlich aus bloßer Willkür und Gunſtbezeugung folgende kleineren ausgenommen: Naſſau-Uſingen und Naſſau-Weilburg, Aremberg, Hohenzollern-Sigmaringen, Iſenburg, Liechtenſtein und der Graf von der Leyen als Fürſt. Letzterer iſt Neffe des Kurerkanzlers, und man hat dieſem wider ſeinen Willen damit ein Compliment machen wollen. — Der neue Bundestag wird nach Frankfurt a. M. verlegt. Alle dieſe Verfügungen erſtrecken ſich bisher nur auf das ſüdliche Deutſchland, die Kreiſe von Bayern, Schwaben, Franken am Rhein und den größten Theil von Weſtfalen. Ueber das nördliche Deutſchland iſt mithin noch gar nicht disponirt, davon bei den Verhandlungen in Paris auch gar nicht die Rede geweſen. Alſo weiß ich auch noch nicht, wie es in der Folge mit Mecklenburg werden wird. Preußen iſt auf vielfache Art bei alle dieſem gekränkt und zurückgeſetzt: ſein Geſandter Luchesini iſt in Paris gar nicht dabei zugezogen worden. Es verliert ſeinen ganzen Einfluß im Reiche, dadurch alſo einen Theil ſeiner Macht. Man muß nun ſehen, wie es dieſes Alles aufnimmt.

In Wien glaube ich, wird man ruhig geschehen lassen, was man abzuwenden doch nun einmal außer Stande ist. Französische Truppen haben neuerdings sehr ostensible Bewegungen gegen die österreichische Grenze gemacht; desgleichen sprechen ihre Militärs sehr laut und entschieden von einem Kriege gegen Preußen. Ich denke mir aber, dies Alles geschieht nur aus Demonstration, um die neue Conföderation, durch welche Frankreich sich offenbar wiederum sehr verstärkt, gegen jeden Widerstand von diesen beiden Seiten her zu schützen und durchzusetzen.

Der Kurerzkanzler hat die herrische Acte anfangs durchaus nicht ratificiren wollen, indem er mit Recht äußerte, sie sei gegen seine Pflicht, Ehre und Gewissen. Allein Sie wissen, was Ueberredung vermag. Albini, dessen ganze Existenz davon abhing, brachte durch wiederholte Vorstellungen, daß durch seine Abdankung doch nichts mehr gebessert werde, es endlich dahin, daß er nach einem dreitägigen harten Kampfe ratificirte."

In seinem nächsten Schreiben vom 4. August bat Plessen den Freund, seinen Onkel, den russischen Minister, von der traurigen Lage in Kenntniß zu setzen, in der sich nach den neuen Gebietsvertheilungen das fürstliche Haus Taxis befände. Die Fürstin habe sich dieserhalb schon direct an den Kaiser Alexander gewandt, den näher kennen zu lernen, sie kürzlich in Berlin Gelegenheit gehabt. Der neuernannte Minister Budberg sei ihr aber fremd, und es ist ihr daher erwünscht, wenn er von den Verhältnissen orientirt werde. Die Verluste, welche das Haus durch die neue Conföderation beträfen, wären enorm. Von einem Ersatz für die Aufhebung der Reichspost sei gar nicht die Rede gewesen. Außerdem wären nun die durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß von 1803 zugewiesenen beträchtlichen, aber zerstreut liegenden Besitzungen in Schwaben dem Fürsten von Taxis einfach abgenommen und unter vier verschiedene neucreirte Souveräne, Bayern, Württemberg, Baden und Hohenzollern-Sigmaringen, vertheilt worden. Der Fürst sei dadurch vollkommen ruinirt, und das Unheil treffe mit ihm auch seine Beamten, Pensionisten und die zahlreiche Dienerschaft.

Plessen nahm sich der bedrängten Lage der mecklenburgischen Fürstentochter auch später noch an, soweit ihm dazu Gelegenheit geboten war. Er war über das gewaltthätige Verfahren um so mehr entrüstet, als er den Grund dazu, — und wohl nicht mit Unrecht, — auf den Umstand zurückführte, daß die Fürstin Taxis eine Schwester der Königin Luise von Preußen war. In jenem Schreiben hieß es dann weiter:

„Hier schickt sich Alles schon zur Abreise nach Frankfurt an. Der Kurerzkanzler arbeitet anjetzt sehr eifrig an dem Organisationsplan für die neue Föderation. Dennoch muß ich Ihnen sagen, daß er seinen Zustand tief fühlt, er sieht auch elend aus, und nur seine entours, besonders A. haben ihn wohl durch Vorstellungen dahin gebracht.

„Nach der Aufhebung des Reichstags erleidet auch meine bisherige Bestimmung eine veränderte Richtung. Jetzt ist Alles noch zu unklar, und ich weiß nicht, welche Absichten mein Hof mit mir haben mag. Etliche Monate bleibe ich jedenfalls hier. Die Angelegenheiten des süddeutschen Bundes mögen freilich für die Norddeutschen immer noch Interesse behalten; mir würde aber ein Verhältniß zu diesem Bunde persönlich nicht mehr zusagen. Bei uns im Innern sind wenig Stellen, die ich annehmen kann und die gerade vacant sind. Ich werde das fürs Erste nun ruhig abwarten." ⁘

Der Gleichmuth, den diese Zeilen verkünden, hatte zwar noch manche harte Probe zu bestehen; doch verließ er Plessen auch dann nicht, als die Katastrophe von Jena mit der Zertrümmerung seiner politischen Hoffnungen zugleich auch seine persönlichen Aussichten und finanziellen Verhältnisse er-

schütterte. Ein Zug der Niedergeschlagenheit über die politische Zerstückelung Deutschlands und die seinem engern Vaterland drohenden Gefahren ist freilich in den Briefen aus jener Zeit nicht zu verkennen. In solcher Stimmung schrieb er am 30. October an Budberg:

„Ein langer Zeitraum ist verstrichen, seit wir uns zuletzt geschrieben, und welch' eine Menge unerwarteter Ereignisse, welch' ein Wechsel der Verhältnisse füllt ihn aus. Ich wüßte nicht, wo anfangen und wo aufhören, um auch nur das Wesentlichste zu berühren. Die Begebenheiten der heutigen Politik greifen tief in das Schicksal der Individuen ein, und Sie, lieber Freund, werden Sich dabei gedacht haben, daß die Zerstörung der deutschen Reichsverfassung uns und alle Diejenigen am härtesten trifft, die gerade am Reichstage eine sichere und bleibende Existenz erwarten durften.

„Alles, was Sie erst neuerlich in Deutschland von Verfassung und staatlicher Ordnung gesehen, würden Sie, nach einer so kurzen Zwischenzeit kaum zum Wiedererkennen verändert finden. Zwar sind die neuen Dinge erst roh gestaltet, allein das Alte ist nun doch in Trümmern und, wozu man auch die Schutthaufen jemals gebrauchen mag, die gegenwärtigen Bewohner derselben suchen noch jene Zuflucht vergeblich, die ihnen Sicherheit, Ruhe und einigen Wohlstand wieder gewähren könnte. Unsere Versammlung hier hat die ersten Stöße der Zertrümmerung erfahren. Schon sind viele Mitglieder aus unserem Cirkel versetzt. Die meisten haben noch ihren Aufenthalt hier behalten, ohne ihre fernere Bestimmung zu kennen. Einige sind mit einem Theil ihres Gehaltes pensionirt. Dahin gehören die beiden Dänen von Dieden und von Eyben. Bildt ist abgereist, da der König von Schweden keinen Gesandten beim Fürsten Primas behalten will. Den alten Grafen Görtz können Sie mit mir aufrichtig bedauern. Die außerordentlichen und unerwarteten Unglücksfälle der Preußen haben den armen alten Mann so niedergebeugt, daß er es schwerlich lange überleben möchte. Sie wissen, in welchem heftigen Sinn er ein echter Preuße ist. Rechberg ist viel in München. Er ist zum Gesandten in Wien bestimmt und hat hier mit dem päpstlichen Nuntius Genga über ein Concordat für Bayern zu traktiren gehabt. Hügel (der Württemberger) war lange in Wien, ohne die gewünschte Anstellung erlangt zu haben. Er zielte dahin, unter Stadion Director der Staatskanzlei zu werden. Jetzt wird er Statthalter von Seiten des Hoch- und Deutschmeisters über das kleine Fürstenthum Mergentheim. Ende ist nach Gotha zurückgereist, Globig Conferenz-Minister in Dresden geworden, Reeden (der Hannoveraner) vorbehaltlich einer Wiederplacirung nach Wiedererlangung Hannovers mit vollem Gehalt pensionirt. Günterode ist auf halben Sold gesetzt, wie es in Hessen wohl gebräuchlich. Türkheim wird hier bleiben." (Es folgen noch eine Menge Personalnachrichten von untergeordneter Bedeutung.) . . . „Von dem Primas möchte ich ein Mehreres nicht sagen, weil uns das zu weit führen würde. Seine letzte Handlungsweise hat alle großen Höfe nur noch mehr gegen ihn aufgebracht, und selbst von den Conföderirten sind die ersten übel mit ihm zufrieden, weil er zu weit ginge. Der Primas glaubt noch immer auf einen endlichen guten Zweck hinarbeiten zu können. Sie wissen, wie er die Sachen ansieht, und so kann es ihm wohl geschehen, daß er das Mittel für den Zweck hält. Albini ist zwar noch Gouverneur von hier, hat aber das auswärtige Portefeuille in seiner ganzen Wichtigkeit an den neveu des Primas, den bisherigen baden'schen Gesandten in Paris, Baron Dalberg, abgegeben. Es scheint, Albini hatte Ursachen, warum er mit dem Frankfurter Bundestage nichts zu thun haben mochte. Der Fürst Taxis bleibt bis auf Weiteres hier etablirt, natürlich ganz als Privatmann. Sein Etat hat ebenfalls diesen Zuschnitt bekommen. Nicht nur die Pensionen, sondern sogar die Besoldungen haben eingezogen und vermindert werden müssen. Der Prinzessin, können Sie denken, gehen diese Veränderungen sehr nahe. Sie ist wirklich im Herzen mehr betrübt darüber, als sie es sich merken läßt. Sie empfängt jetzt nur zweimal in der Woche, nicht, wie sonst, alle Tage.

„Hier, mein theurer Freund, haben Sie eine kurze Uebersicht von Ihren hiesigen Bekannten und Freunden, und weil ich mich ganz zu den Letzteren rechne, so rede ich auch ganz zuletzt noch ein paar Worte von mir selbst. Ich habe bei der Aufhebung des Reichstags vom Hofe es freigestellt erhalten, unter Beibehaltung meiner bisherigen Besoldung noch beim Fürsten Primas accreditiert zu bleiben so lange, bis sich die Gelegenheit zu anderweitiger Anstellung für mich darbieten würde, wobei mir zugleich verbindliche Aeußerungen gemacht wurden. Sie werden

finden, daß dies Alles ist, was man billigermaßen erwarten konnte, und ich bin dadurch auch in den Stand gesetzt, meine hiesige Einrichtung, wobei ich zwar immer vielen Schaden leiden werde, doch nicht eher aufzugeben, bis ich eine andere sichere und bleibende Stelle wieder habe. Indessen dürfte ich auf diesem Platz doch nicht viel länger als bis zum nächsten Frühjahr bleiben. Sie sehen aber wohl, daß durch das ungeheure Ereigniß, welches wir im Laufe dieses Monats erlebt haben, unser Aller Schicksal in Deutschland unbestimmter als jemals geworden ist."

Das war es in der That. Auch Plessen's Lebensweg nahm plötzlich eine Wendung, die er nicht vorhergesehen. Am 14. December 1806 erhielt er per Estafette einen Brief des Erbprinzen, der ihm in wenig Worten den Befehl des Herzogs überbrachte, sogleich nach Mecklenburg zu kommen, um dort eine Aufgabe von der höchsten Wichtigkeit zu übernehmen, die er zugleich als Beweis eines besonderen Vertrauens aufzufassen habe. Mehr war in dem Brief nicht gesagt, die größte Eile aber anempfohlen. Plessen rüstete sich sogleich zur Abfahrt. Schweren Herzens trennte er sich von den Seinigen, die er allein in der Fremde zurückließ, und das zu einer Zeit, wo alle öffentliche Ordnung ins Wanken gekommen war, und in völliger Ungewißheit über die Dauer der Trennung. Am 16. früh verließ er Regensburg. Die Reise durch das vom Krieg verheerte, von feindlichen Truppen überschwemmte Gebiet ging nur langsam von statten.

Am 27. November war dem Herzog durch eine Note des französischen Gesandten in Hamburg mitgetheilt worden, daß der Kaiser Mecklenburg als Feindesland betrachte und in Besitz nehmen werde. Wenige Tage darauf rückten die Franzosen ein und besetzten Schwerin. Es scheint, daß der Herzog anfangs die Absicht hatte, Plessen ins Hauptquartier des Imperators zu senden, um gegen diesen Gewaltakt zu protestiren. Allein der rasche Gang der Ereignisse ließ dazu keine Zeit. Oberhofmeister von Lützow ging mit diesem Auftrag nach Warschau ab. Am 22. December erhielt der Herzog von dem französischen Generalgouverneur von Mecklenburg ein Ausweisungsdecret, dem zufolge er binnen drei Tagen sein Land zu verlassen hatte. Mit Mühe gelang es, einen Aufschub der Reise bis zum 8. Januar zu erhalten. Plessen war inzwischen eingetroffen und begleitete den Herzog nach Altona. Er gehörte zu den wenigen Personen, welche die sechsmonatliche Verbannung ihres Herrn theilten. Das herzogliche Paar und der Erbprinz mit seinen beiden Kindern bewohnten mit geringer Dienerschaft einfache Privathäuser. Die Lebensweise war sehr eingeschränkt; denn das ganze Vermögen des herzoglichen Hauses war confiscirt. Plessen traf mit Umsicht alle nöthigen Anordnungen. Dem Herzog war der tägliche Verkehr mit dem ruhigen, besonnenen Mann, der keinen Kleinmuth kannte, von unendlichem Werth. Für Letzteren selbst hatten die Schwierigkeiten und Entbehrungen der Lage nichts Drückendes; aber schwer litt er unter der Sorge für seine Frau, die im Januar an einem Nervenfieber gefährlich erkrankte, fünf Wochen das Bett hüten mußte und erst nach drei Monaten, dank der sorgsamen Pflege eines vortrefflichen Arztes, die Krankheit völlig überwunden hatte. Die Spärlichkeit der Nachrichten, die Unregelmäßigkeit ihrer Beförderung und die Ungewißheit über das Schicksal seines Fürsten, seines Landes, wie der eigenen Zukunft hatten etwas Quälendes. Aber die harten Pflichten des Tages, die unablässige Sorge für

die Erfüllung seiner Aufgabe und das Bewußtsein, unentbehrlich zu sein, hielten ihn während dieser schweren Zeit aufrecht.

Es war daher natürlich, daß Friedrich Franz, nachdem er durch Fürsprache des Kaisers Alexander im Frieden von Tilsit sein Land zurückerhalten hatte, den Leistungen dieses treuen Dieners eine öffentliche Anerkennung zu Theil werden ließ. Durch Rescript vom 9. Juli 1807 ernannte er Plessen zum Wirklichen Geheimrath und dritten Minister, wobei er ihm zugleich die Direction seines Cabinets übertrug. Das Gehalt war auf 2000 Reichsthaler N 2/3 angesetzt[1]). In der Bestallung hieß es, daß der Herzog durch diese Beförderung dem p. p. Plessen, welcher ihm „seither so treulich in seiner unglücklichen Lage mit Rath und dem angestrengtesten Diensteifer beigestanden habe, einen Beweis der Dankbarkeit für die ihm bewiesene Anhänglichkeit" geben wolle.

So sah sich nun Plessen der diplomatischen Thätigkeit, an der er Geschmack gefunden und für die er unbestreitbar besonders befähigt war, entrückt und in einen Wirkungskreis versetzt, der eine weniger glänzende äußere Existenz bot und seinen Träger zugleich in eine weit abhängigere, durch mancherlei Rücksichten beengte Lage brachte.

„Der Geschäfte gibt es dabei," schrieb er am 26. November 1807 an Budberg, „sehr viele und von mancher Art. Die Stellung hat ihre guten und selbst interessanten Seiten, aber auch ihre Schwierigkeiten, die theils aus der Natur der Sache, theils aber auch aus der Eigenart der Menschen entspringen. Allein, Sie wissen, ich lasse mich so leicht nicht anfechten. Auch muß man heutigen Tages zufrieden sein, ein gutes Unterkommen zu finden, das einem noch Gelegenheit gibt, in seinem Vaterlande nützlich und wirksam werden zu können. Der hiesige Aufenthalt ist, wenn auch der Hof den größten Theil des Jahres hier zubringt, ein ziemlich stiller und gewährt bei Weitem nicht den gesellschaftlichen Umgang, an den wir in Regensburg so angenehm gewöhnt waren, und besonders trifft dies meine gute Sophie. Eine Zeitlang läßt sich solches immer freilich aushalten, aber dann sollte man wieder hinaus in die weite Welt, um den Blick zu üben durch größere, freiere Ansichten. Ich hätte, für meine Person, hierzu neuerlich eine sehr gute Veranlassung gehabt, indem es mir angetragen ward von Seiten unseres Herzogs, nach Paris zu gehen, entweder als außerordentlicher Gesandter oder auch in Begleitung unseres Erbprinzen, welcher nachher in der Mitte October sich dahin begab. Bei der ersteren Stelle hatte ich manche Bedenklichkeiten; allein ich gestehe Ihnen, das Letztere hat mich sehr tentirt, da ich über Paris wie Sie denke und der Aufenthalt des Erbprinzen dort wahrscheinlich doch von etlichen Monaten sein wird. Aber ich mußte dieses schon aufgeben, theils weil ich in meiner neuen Stelle hier mich etwas orientiren und gleichsam erst festen Fuß fassen mußte, theils würde es mir aber auch sehr nahe gegangen sein, Sophie, die nach einer Abwesenheit von neun Monaten gerade zu mir kam, sogleich wieder auf unbestimmte Zeit zu verlassen, sie, die auf unsere Wiedervereinigung schon so lange sich im Voraus gefreut. Bei dem ganzen Umzug und Demenagement von Regensburg hat Sophie sehr viele Mühe, und wir auch sehr vielen Verlust und Kosten gehabt. Sie können sich denken, mein lieber Freund, daß in dem Augenblicke, wo jeder dort nur auf den

[1]) Seit 1690 bestand in Mecklenburg ein leichterer Münzfuß von 12 Rthlr. auf eine Mark fein (anstatt von 10 Rthlr., wie es die Münzconvention verlangte). Doch durften nur 2/3-Thalerstücke oder Gulden geprägt werden. Daher die Bezeichnung: Neu 2/3. Nach dieser Währung war 1 Rthlr N. 2/3 = 1 Rthlr. 8 Schilling (4 Groschen) Courant. Der leichte Münzfuß ging zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein, kam aber nach Entwerthung des preußischen Geldes während des siebenjährigen Krieges wieder auf und blieb von da an bis zur Münzconvention von 1857 in allen amtlichen Kassenberechnungen als N 2/3-Währung in Ueblichkeit. (500 Rthlr. N 2/3 = 582 1/3 Rthlr. Courant = 1750 Mark.)

leichtesten Abzug dachte, diejenigen, welche eine so weite Reise wie wir hatten, sehr zufrieden sein mußten, sich aller Mobilien und der meisten Sachen unter der Hälfte des Preises zu entledigen. Wir haben nur die besten Sachen und die, welche nicht voluminös sind, mit hierher genommen, auch die Hälfte der Weine nicht zu vergessen. Dennoch ist der Transport kostbar genug. Ich und noch mehr Sophie haben Regensburg mit wahrem Regret verlassen. Man hat dort bis dahin, wenngleich etwas stiller, doch in concentrirter Einigkeit gelebt. Nun soll aber auch Alles verändert sein."

An Stelle Plessen's hatte der zweite Minister, Freiherr von Brandenstein, den Erbprinzen nach Paris begleitet und seine Ressortgeschäfte mußten während der achtmonatlichen Dauer dieser Mission auch von Plessen versehen werden. Die Lage der Regierung war trotz der Reintegrirung des Fürstenhauses eine mißliche, die Franzosen hielten die Seestädte besetzt. Fortwährend fanden Durchzüge statt. Die Marschälle Soult in Hamburg und Morand in Schwedisch-Pommern requirirten ihre Armeebedürfnisse auch in Mecklenburg. Es gehörte viel Takt dazu, mit den anspruchsvollen Behörden und Generalen Napoleon's nicht in Conflict zu gerathen. Dazu kamen für Plessen noch Schwierigkeiten besonderer Art, die aus seiner Ernennung zum Cabinetsminister entsprangen.

Die Errichtung dieser Stelle war ein Novum in dem ministeriellen Organismus. Auch erregte sie in dem höhern Beamtenthum sowohl, wie bei den Ständen ein gewisses Mißtrauen. Mit dem Zerfall des Reiches war die Selbständigkeit der Territorialfürsten zweifellos gewachsen. Der Rheinbund erklärte sie zu Souveränen, und waren auch die mit dieser Bezeichnung verbundenen Prärogative nach außen hin durch das Protectorat und die willkürliche Auslegung, die Napoleon diesem Schutzverhältniß gab, so gut wie aufgehoben, so war doch andererseits die Machtvollkommenheit der Fürsten ihren Ständen gegenüber durch keinen Recurs beim Reich mehr beschränkt. Absolutistischen Neigungen der Landesherren, wo sie auftauchten, war schwer zu begegnen. Auch die mecklenburgischen Stände befürchteten eine Zeit lang, daß ihr Herzog der Versuchung nicht widerstehen werde, den günstigen Zeitpunkt zur Erweiterung seiner Hoheitsrechte und Einschränkung ihrer Privilegien zu benutzen und erblickten in der Berufung Plessen's zu einem neuen Amt, dessen Wirkungskreis sich leicht über alle Zweige der Verwaltung ausdehnen konnte, das bedenkliche Symptom einer absolutistischen Cabinetsregierung.

Allein diese Besorgnisse begannen zu schwinden, als auf dem Convocationstage (außerordentlichem Landtage) von 1808 eine befriedigende Auseinandersetzung über die finanziellen Beihülfen und einige Modificationen der Verfassung zwischen Fürst und Ständen erzielt wurde, und sie verloren sich endlich ganz, als die correcte Haltung Plessen's klar erkennen ließ, daß ihm der Ehrgeiz eines unbeschränkten Ministerregiments völlig fern lag. Selten hat ein Staatsbeamter das Vertrauen, welches ihm sein Herr schenkte, so ausschließlich im Dienste der Dynastie und des Vaterlandes verwerthet und sich einer Ausnutzung desselben zu eigensüchtigen Zwecken so vollständig enthalten. Wir werden dafür noch zahlreiche Belege beibringen.

Mit der Errichtung des Cabinetsministeriums hatte Herzog Friedrich Franz zunächst nur eine Erleichterung des Geschäftsganges im Auge, die seine eigene Arbeitslast verminderte. Der Sitz der Regierung war in Schwerin.

Dort wohnten die beiden Minister, Graf von Bassewitz und Freiherr von Brandenstein; dort befanden sich sämmtliche Kanzleien, Oberbehörden und Centralkassen. Der Herzog aber liebte den Aufenthalt in dieser Residenz nicht, wo es ihm überdies an einer passenden, seinem Geschmack entsprechenden Behausung fehlte. Er bewohnte den größten Theil des Jahres das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaute Schloß in Ludwigslust und hielt sich während der Sommermonate in seiner Lieblingsschöpfung, dem Seebad Doberan, und in den Jagdschlössern auf. Diese Trennung des Hoflagers von dem Sitz der Regierung erforderte einen sehr umständlichen, schriftlichen Verkehr zwischen dem Fürsten und den Centralbehörden, da der Herzog nur auf kurze Zeit nach Schwerin kam, und die Minister nur bei besonderen Anlässen mündlichen Vortrag hielten. Friedrich Franz war zwar ein fleißiger Arbeiter, brachte viele Stunden des Tages am Schreibtisch zu, kannte Land und Leute genau, las alle Eingänge und verfügte selbständig. Allein die Expedition durch einen subalternen Hofsekretär hatte doch manche Unzuträglichkeiten. Auch war dem Fürsten die stete Anwesenheit eines gewiegten Rathgebers ebenso erwünscht wie der tägliche Verkehr mit einer ihm sympathischen Persönlichkeit angenehm.

Plessen zeigte in dieser schwierigen Stellung viel Takt, ließ es auch an Rücksicht für seine älteren Collegen nicht fehlen. Doch mochte der Einfluß, den er naturgemäß auf die Entschließungen seines Herrn gewann, wohl dazu beitragen, den ersten Minister, Grafen von Bassewitz, in seiner schon früher geäußerten Absicht eines Rücktritts zu bestärken. Dieser Rücktritt erfolgte im August 1808. Herr von Brandenstein trat an des Grafen Bassewitz Stelle, und die Functionen des zweiten Ministers wurden nunmehr Herrn von Plessen übertragen, der dieselben jedoch mit seiner bisherigen Stellung vereinigte und in der Nähe des Herzogs verblieb.

Die Erweiterung seines Wirkungskreises brachte ihn noch mehr als bisher mit den inneren Verhältnissen des Landes in Verbindung, und diese waren in den nächsten Jahren derart, daß sie die ungetheilte Fürsorge der Regierung erheischten. Das unglückliche Land blutete aus tausend Wunden. Auf die Drangsale, welche die Kriegsstürme von 1806, die zahlreichen Durchmärsche fremder Truppen und die französische Occupation mit sich gebracht hatten, folgten nun Jahre des härtesten Drucks. Der immer schärfer ausgeübte Despotismus in der Ueberwachung der Continentalsperre, die sichtbar zunehmende Lähmung und Stockung in Handel und Verkehr, der wirthschaftliche Niedergang und die von solcher Willkürherrschaft unzertrennliche, sittliche Verderbniß drohten alle Kräfte und Keime des Volkslebens zu zerstören. Der Wohlstand der Seestädte war dahin. In den Häfen von Rostock und Wismar faulten die Schiffe abgetakelt und entmastet. In den Docks und Schiffswerften herrschte traurige Oede. Kaperboote lauerten auf der Rhede. Ein demoralisirender Schleichhandel untergrub das Vertrauen im bürgerlichen Verkehr. An Stelle der um das Sechsfache im Preise gestiegenen Colonialwaaren genoß die Bevölkerung ungesunde und ekelhafte Surrogate. Dabei waren die Preise der Landesproducte so enorm gesunken, daß der Werth eines

Pfunds Zucker dem eines Scheffels Weizen, der eines Ankers Rothwein dem von fünfzig Scheffeln Hafer gleichkam. Obwohl der Erbprinz Friedrich Ludwig bei seiner Mission am französischen Hofe (Winter 1807/8) persönlich von dem Imperator erwirkt hatte, daß alle französischen Truppen das Land verlassen, und die mecklenburgischen den Küstenwachdienst übernehmen sollten, rückten doch immer wieder französische Regimenter ein. Bis 1811 lag die Brigade d'Alton in verschiedenen Garnisonen, von da an die Division Frionet. Die außerordentlichen Contributionen, welche zum Unterhalt dieser Truppen dem Lande auferlegt werden mußten und die sich im Jahre 1811 auf 1 800 000 Thlr. beliefen, führten schließlich zu einer so vollständigen Verarmung, daß auch die gewährten Indulte den Massenconcurs kleiner ländlicher Grundbesitzer nicht mehr aufhalten konnten und eine landesherrliche Verfügung die Gerichte anweisen mußte, die Eröffnung formeller Concurse gegen Grundeigenthümer zu vertagen. Auch der mecklenburgische Landadel litt schwer unter diesem wirthschaftlichen Druck. Viele Familien verarmten vollständig, andere mußten sich harte Einschränkungen auferlegen. Auch am herzoglichen Hofe ging es nicht mehr so lustig und üppig her, wie ehedem. Die Knappheit des Geldes war sehr fühlbar. Gute Hypotheken waren unter neun bis zehn Procent nicht anzubringen.

„Sie machen sich keine Vorstellung" — schrieb Plessen an Budberg am 5. Februar 1811 — „von den hiesigen Zuständen, von der Ungewißheit, dem steten Bangen und Schwanken, das täglich mehr auf den öffentlichen Credit drückt. Alles sucht Geld. Der Bedarf ist außerordentlich groß, man bietet Prämien und Provisionen noch außer den Zinsen an, und dennoch will Keiner, der Capital hat, dies hergeben. Man legt es ruhig bei Seite und wartet bessere Zeiten ab. Ich selbst bin mit einigen fremden Geldern, die ich noch auf meinem Gute stehen habe, dabei ins Gedränge gekommen, da die Capitalisten ihr Geld dort fordern und kündigen, wo sie noch Hoffnung haben, etwas herauszubekommen. Ich habe diese Umstände allmälig kommen sehen und mich dagegen bei Zeiten zu decken versucht. Es ist aber gewiß sehr hart, daß die Saumseligkeit, womit man mich wegen der Capitalien meiner Frau von gewisser Seite von jeher behandelt hat, mich jetzt in Verwicklungen bringt."

In der That sah sich Plessen jetzt genöthigt, gegen zwei livländische Gutsbesitzer, die mit ihren Zinsen mehrere Jahre im Rückstand waren und auf Briefe keine Antwort ertheilten, gerichtlich vorzugehen. Sein Gut Vogelsang hatte auf der Linie des Blücher'schen Rückzugs und der französischen Verfolgung gelegen. Es war arg mitgenommen und konnte noch keine Erträge liefern. Auch Plessen's lebten daher, wie so manche ihrer Standesgenossen, eine Reihe von Jahren hindurch sehr eingeschränkt. Frau von Plessen, die wohl mehr darunter litt als ihr Mann, hielt sich tapfer, und nur höchst selten kommt in ihren Briefen eine leise Klage oder die Erinnerung an bessere Tage vor. Ihre Gesundheit war nicht mehr so kräftig wie früher. Sie mußte Badereisen nach Pyrmont und Doberan unternehmen. Plessen konnte sie nicht dahin begleiten. Die Arbeitslast, die sich immer mehr häufte, hielt ihn zurück. Mit Ausnahme eines achttägigen Ausflugs nach Berlin im Sommer 1811, wo er mit seinem Schwager Hermann Campenhausen eine Begegnung verabredet hatte, verließ er seinen Posten von 1807 bis 1813 nicht.

„Mein guter Plessen" — schrieb seine Gattin am 26. Juni 1812 — „ist mit Geschäften mehr als je überhäuft und beladen. Er kommt nicht von seinem Schreibtisch vom frühen Morgen

bis spät in die Nacht. Ich wundere mich nur, daß seine Gesundheit sich dabei noch so erhält, besonders da die meisten seiner Geschäfte bei jetzigen Zeitumständen unangenehmer Art sind und das Gepräge des harten Druckes tragen, unter dem die ganze Menschheit seufzt."

Dabei verfolgte Plessen den großen Gang der auswärtigen Politik aufmerksam und war, wie es scheint, über die geheimen Intentionen der Cabinette, namentlich des Tuilerienhofes, bei welchem seit 1808 Lützow als Gesandter beglaubigt war, gut informirt. So ertheilte er z. B. seinem Freunde Budberg, der wieder einmal auf einer seiner großen Vergnügungsreisen begriffen war, schon im Februar 1811, — also zu einer Zeit, wo von den Plänen Napoleon's gegen Rußland öffentlich noch nichts bekannt war, — den Rath, möglichst bald nach Livland zurückzukehren. Es stehe eine Wendung der Dinge bevor, Angesichts welcher es wünschenswerth sei, wenn ein russischer Gutsherr auf seinen Besitzungen weile und seine Interessen persönlich wahre.

Napoleon's Massenaufgebot gegen Rußland traf auch Mecklenburg als ein neuer Schlag. Der verhängnißvolle Feldzug führte die Vernichtung seines Contingents herbei. Am 12. März 1812 trat die dem Untergang geweihte Schar in der Stärke von 49 Offizieren und 1661 Mann unter dem Befehl des Generals von Fallois ihren Marsch nach Osten an. Am 28. Januar 1813 kehrte der traurige Ueberrest, 14 Officiere und 20 Mann nach Schwerin zurück. Zwei Monate später endlich schlug die Stunde der Befreiung.

Zu Anfang März verbreitete sich in der Mark und im benachbarten Mecklenburg die Nachricht von dem Anmarsch der Russen unter Wittgenstein und dem Nachrücken der preußischen Corps von Bülow und York. Zwar war der russisch-preußische Vertrag noch nicht bekannt, Preußens öffentliche Absage an Napoleon noch nicht erfolgt, aber die allgemeine Aufregung und das Verlangen, das verhaßte Joch abzuschütteln, so gewaltig, daß die Gebote der Vorsicht vielfach außer Acht gelassen wurden. Auch Herzog Friedrich Franz folgte mehr dem Impulse des Augenblicks, als er bei der ersten Annäherung der russischen Vorhut den Entschluß faßte, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen. Am 13. März traf Oberst Tettenborn mit seinem ca. 1500 Mann starken Streifcorps von Perleberg kommend in Grabow und Tags darauf in Ludwigslust ein. Die Truppe bestand lediglich aus Cavallerie, größtentheils aus Kosaken und führte zwei Geschütze mit sich. Der Vorstoß eines solchen fliegenden Detachements, ohne Infanterie und weit entfernt von dem Gros der Armee, hatte mehr einen abenteuerlichen Charakter, als strategischen Werth. Sein Erscheinen erregte überall Jubel und Begeisterung, allein diese konnte für die Bewohner verhängnißvoll werden, wenn Tettenborn auf die Franzosen gestoßen wäre und vor ihnen hätte weichen müssen. Später, nach der Räumung Hamburgs, trat dies auch thatsächlich ein, und das Land verfiel der Rache des Feindes. Es war also mehr die Folge deutsch-patriotischer Wallung als ein Akt weiser Berechnung, wenn der Herzog sich von dem kühnen Obersten bereden ließ, sofort die Offensive zu ergreifen und einen Theil seiner Truppen unter dessen Befehl zu stellen. Tettenborn wollte das Gardebataillon gleich mit nach Hamburg führen, wohin er am 15. März weiter marschirte, allein die kriegsmäßige Ausrüstung war so rasch nicht zu bewirken. Der

Herzog versprach indessen, das Bataillon baldthunlichst nachzusenden, und dies geschah auch. Am 27. März rückte dasselbe unter dem Commando des Majors von Both nach Hamburg ab, wo es am 29. eintraf, von der Bevölkerung freudig begrüßt wurde und sich an der späteren Vertheidigung der Stadt ehrenvoll betheiligte.

Der in den öffentlichen Acten des Herzogs bekundete Uebergang zur Sache des Befreiungskampfes bedurfte indessen auch einer formalen Regelung. Der Aufruf Kaiser Alexander's an die Völker Europa's bot dazu die Hand. Da Preußen sich noch nicht offen erklärt hatte, war Rußland diejenige Macht, an welche sich Friedrich Franz anschließen mußte. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zum Zaren, dem Schwager seines ältesten Sohnes und die Dankbarkeit für die von Alexander im Tilsiter Frieden geforderte Wiedereinsetzung des Schweriner Fürstenhauses wiesen überdies auf einen solchen Schritt hin. Schon am Tage nach Tettenborn's Abmarsch, am 16. März, also noch vor dem bekannten Aufruf des Königs von Preußen vom 17., reiste Plessen im Auftrag des Herzogs nach Breslau ab, um mit dem Kaiser, den er dort zu treffen hoffte, einen Allianzvertrag abzuschließen. Friedrich Franz war also der erste Rheinbundsfürst, der dem aufgedrungenen Schutzverhältniß entsagte, und dies in einem Augenblick, wo die Truppen des Generals Morand auf dem Abmarsch von Pommern sein Land noch durchzogen. Der Schritt war in der That ein Wagniß, vor dem mancher seiner Standesgenossen zurückgeschreckt wäre. In Plessen besaß der Herzog den Mann, der ein solches muthiges Vorgehen zu würdigen und in die formellen Bahnen zu leiten verstand. Der Minister nahm seinen Weg über Berlin, wo er am Nachmittag des 17. eintraf. Er war auf dieser Reise von seinem Schwager, Baron Lorenz von Campenhausen, begleitet, einem gewandten und gebildeten jungen Manne, der ihm als Sekretär diente. Der Herzog äußerte sich gegen Frau von Plessen sehr erfreut über dessen schöne, deutliche Handschrift. Die „seines Ministerchens" lesen zu müssen, sei eine wahre Plage, und wenn es über ganze Bogen gehe, nicht zum Aushalten. In der That schrieb Plessen ziemlich unleserlich.

In Berlin erfuhr er, daß der Zar demnächst Breslau verlassen und sich nach Kalisch begeben werde. Er meldete dies nach Ludwigslust und fragte an, ob er nunmehr direct nach Kalisch reisen solle. Der dadurch veranlaßte Aufenthalt, den er zu Besprechungen mit dem Minister Grafen Goltz und andern Staatsmännern benutzte, verzögerte sich noch um einige Tage durch die Nachricht von der bevorstehenden Rückkehr des Königs nach Berlin, welche auch am 24. März erfolgte. Plessen hatte Tags darauf eine Audienz beim Könige. Hier einige Auszüge aus den Briefen, die er von Berlin an seine Gemahlin richtete:

„18. März. Die Fahrt hierher ging schnell von statten. Die Nacht war schön, wiewohl ziemlich kalt. Ich konnte nicht viel schlafen und blieb halb denkend, halb träumend meinen Betrachtungen überlassen. Hier habe ich mich schnell orientirt und mich gleich gestern Abend, wiewohl ziemlich ermüdet, in der Stadt umgesehen, die zum Einzug des Generals York glänzend illuminirt war. Berlin hat einen günstigen Eindruck auf mich gemacht, besonders in seiner jetzigen Physiognomie, wo man so viel russisches und preußisches Militär sieht. Seit 1806 war ich nicht hier gewesen."

„25. März. Heute bin ich zu einem großen, solennen Diner beim König geladen. Morgen früh reise ich bestimmt nach Kalisch ab. Ich denke die Fahrt sehr schnell in drei Tagen und zwei Nächten zu machen (es sind 42 Meilen), zwei bis drei Tage dort zu bleiben und dann über Berlin zurückzukehren. . . . Das militärische Schauspiel, wie gegen 20000 Mann vor dem König vorbei defilirten, war schön und wahrhaft erhebend; es waren darunter 5000—6000 russische und das Uebrige preußische Truppen; alle hatten eine vortreffliche Haltung, waren gut ausgerüstet und vom besten Geiste beseelt. Wenn selbige gut geführt und planmäßig geleitet werden, darf man gewiß die herrlichsten Erwartungen von ihnen hegen." —

Inzwischen erhielt Plessen auch aus der Heimath erfreuliche Zuschriften. Die Landstände waren zusammengetreten und hatten eine Deputation an den Herzog gesandt, um ihre Zustimmung zu der politischen Wendung und die Bereitwilligkeit finanzieller Unterstützung auszusprechen.

„Ich bin herzensfroh, lieber Freund" — schrieb Friedrich Franz am 22. an Plessen — „Unsere Stände sind gut und brav. Es geht doch nichts über die Mecklenburger! Auch Sie sind gut, lieber Plessen. Gott segne Sie! Mit Ungeduld erwarte ich Ihren Brief mit der näheren Bestimmung über meine Reise. Ich werde blindlings ausführen, was Sie mir zu thun angeben."

Der Herzog hatte sich nach Berlin zum König begeben wollen, unterließ es aber auf Plessen's Rath, der die Anwesenheit des Landesherrn daheim für nothwendig hielt.

Der Erbprinz schrieb am 21. März:

„Ihnen ist ein schönes Loos zugefallen. Aus vollem Herzen freue ich mich, daß Sie vielleicht der Erste sind, der die schlafenden Gemüther wecken und auf den rechten Weg bringen wird. Sie werden sich ein bleibendes Verdienst erwerben und sich und Ihrem Vaterlande einen Namen machen Unser guter Brandenstein theilt dies Gefühl so lebhaft, daß es mich wahrhaft rührt."

Weiter hieß es in dem Briefe, daß das Land in voller Begeisterung sei, die Stände sich willig und opferfreudig zeigten, daß die Rostocker Studentenschaft durch eine Deputation sich zum freiwilligen Kriegsdienst gemeldet habe. Die Rüstungen würden eifrig betrieben. Tettenborn habe tausend französische Gewehre zur Verfügung gestellt u. s. w.

In gehobener Stimmung trat Plessen am 26. März seine Reise nach Kalisch an, wo Alexander am 19. wieder eingetroffen war. Unmittelbar vor dessen Abreise von Breslau war daselbst noch zwischen ihm und dem Könige die Convention abgeschlossen, nach welcher die Administration der zu befreienden deutschen Länder von einem Verwaltungsrath geleitet werden sollte. Den Vorsitz erhielt der Freiherr vom Stein. Plessen hatte die Einsetzung dieser Behörde noch in Berlin erfahren. Es lag ihm also sehr daran, ihr Verhältniß zu seiner Regierung durch eine Separatconvention zu regeln.

Das Quellenmaterial, welches unserer Abhandlung zu Grunde liegt, weist gerade bei diesem historisch so wichtigen Zeitpunkt eine empfindliche Lücke auf. Die Berichte des mecklenburgischen Abgesandten über seine Reise nach Kalisch, über die Begegnung mit Kaiser Alexander und die mit Graf Nesselrode getroffenen Verabredungen fehlen in dem Großherzoglichen Staatsarchiv. Sie sind vermuthlich bei dem am 1. December 1865 stattgehabten Brande des Regierungsgebäudes in Schwerin zu Grunde gegangen, bei welchem auch ein Theil des Archivs zerstört wurde, und der Rest nur mit Mühe gerettet werden konnte. Ebenso wenig sind Privatbriefe Plessen's an fürstliche oder ver-

wandte Personen, in welchen er sich doch höchst wahrscheinlich über dies für ihn so merkwürdige und bedeutungsvolle Erlebniß ausgesprochen haben wird, aufzufinden gewesen. Alles, was über seine Mission nach Kalisch und deren Ergebniß vorhanden ist, besteht in einem Brief des Kaisers Alexander an den Herzog, den Plessen mitbrachte. Derselbe lautet in deutscher Uebersetzung, wie folgt:

„Kalisch, den $\frac{22.\ \text{März}}{2.\ \text{April}}$ 1813. —

Mein Herr Vetter! —

„Herr von Plessen hat Mir den Brief Eurer Durchlaucht übergeben. Ich habe darin mit Vergnügen die Gesinnungen ausgedrückt gefunden, denen Ich überall in Deutschland zu begegnen hoffen darf. Es ist das große Ziel seiner Befreiung vom fremden Joch, auf welches alle Meine Bestrebungen gerichtet sind. Dieses kann nur erreicht werden durch das einmüthige Zusammenwirken aller Fürsten in einer Sache, die in erster Linie die ihrige ist. Alle ihre Kräfte und alle ihre Hülfsmittel müssen dazu in Bewegung gesetzt werden. Diese vorübergehenden Anstrengungen werden in der Zukunft ihren reichen Ersatz finden. Im Einvernehmen mit Sr. Majestät, dem Könige von Preußen, habe Ich eine Commission ernannt, deren Aufgabe es sein wird, Alles zu ordnen, was auf diesen Gegenstand Bezug hat.

„Inzwischen habe Ich, mein Herr Vetter, dem Baron Plessen vorläufig die Grundzüge eines Uebereinkommens zwischen Uns Beiden zustellen lassen. Ew. Durchlaucht werden daraus ersehen, daß ein Jägerbataillon von tausend Mann eine genügende Ergänzung Dero Contingents abgeben würde. Ich würde indessen großen Werth darauf legen, wenn Sie darein willigten, daß zwei Depots zur Retrutirung für die Nordarmee in Ihren Staaten errichtet würden. Ich übertrage das Commando und die Organisation dieser Armee Meinem Generallieutenant, Grafen von Wallmoden, und Ich glaube, den Wünschen Ew. Durchlaucht entgegenzukommen, wenn ich Sie auffordere, Ihr Contingent unter die Befehle eines so hervorragenden Officiers zu stellen.

„Unterdessen bitte Ich Sie, Mein Herr Vetter, von Meiner unveränderten Anhänglichkeit überzeugt zu sein. Ich werde bei keinem, sich irgendwie darbietenden Anlaß ermangeln, Ihren Interessen eine warme Fürsorge angedeihen zu lassen.

Alexander."

Am 9. April traf Plessen über Berlin wieder in Ludwigslust ein. Der Herzog, durchaus bereit, auf die Vorschläge des Czaren einzugehen, beauftragte ihn, sich noch einmal ins Hauptquartier der Verbündeten zu begeben und versah ihn mit ausreichenden Vollmachten, um einen Accessionsvertrag nach Maßgabe der russischen Grundzüge abzuschließen. Diese zweite Reise sollte am 20. April angetreten werden und zwar nach Dresden, wohin sich die Monarchen begeben hatten; allein sie kam aus nachstehenden Gründen nicht zur Ausführung.

Der Verwaltungsrath hatte sich inzwischen constituirt und zwar in einer Weise, die mit Recht das Befremden der mindermächtigen Genossen des Bundes erregen mußte. Seine ersten Verfügungen waren so peremptorisch gehalten, daß der Herzog es für angezeigt fand, sich zunächst mit dieser Commission auseinanderzusetzen, die den Ton einer vorgesetzten Behörde anschlug. Die zu befreienden Länder von Sachsen bis zur holländischen Grenze waren in fünf Districte getheilt. Das Departement der Elbmündung, zu welchem Mecklenburg gehörte, war dem russischen Staatsrath von Alopëus übertragen. Derselbe residirte während der nächsten Monate abwechselnd in Ludwigslust und Doberan, später in Berlin. Die Beziehungen zwischen dem Delegirten und der mecklenburgischen Regierung litten unter der Unklarheit, welche die Ein-

setzung des Verwaltungsraths gleich von Beginn an kennzeichnete. Der Vertrag von Kalisch vom 27. Februar und die Convention von Breslau regelten nur das Bündniß zwischen Rußland und Preußen. Ein Vertragsverhältniß zwischen diesen beiden Mächten und den am Befreiungskampf betheiligten deutschen Fürsten bestand aber der Form nach nicht. Trotzdem verfügte der Verwaltungsrath in dictatorischer Weise über die Einkünfte des Landes, schrieb Naturallieferungen aus, bestimmte die Termine, an welchen die baaren Beiträge für die allgemeine Kriegskasse an Herrn von Alopëus abzuliefern seien, und lehnte jede Vorstellung der Herzoglichen Regierung einfach ab (Note vom 7. Mai). Dieses an sich schon ungerechtfertigte Verfahren wurde vom Herzog um so peinlicher empfunden, als er die in Kalisch verabredeten Bedingungen nicht nur auf das Gewissenhafteste erfüllt hatte, sondern über das Maß der gestellten Forderungen noch hinausgegangen war. Durch Aufruf vom 25. März — der Wortlaut desselben rührte vom Erbprinzen her — hatte er die wehrfähige Jugend seines Landes zum Freiwilligendienst in den neu formirten Linienbataillonen aufgefordert, und scharenweise strömten die jungen Männer herzu. Durch einen zweiten Aufruf vom 27. März, der also noch früher erging, als der Brief Alexander's geschrieben war, erfolgte die Bildung zweier Jägerregimenter, das eine zu Fuß, das andere beritten, jedes zu 680 Mann. Den Befehl des ersteren übernahm der Oberst von Müller, den der reitenden Jäger der Oberstlieutenant Graf von der Osten-Sacken. Mecklenburg-Schwerin stellte also, den Reiter zu drei Mann Infanterie gerechnet, Alles in Allem 4320 Mann, mithin mehr als das Doppelte der höchsten Truppenzahl, die je, auch im Rheinbund, gefordert war. Daneben bot der Herzog eine monatliche Beihülfe von 30,000 fl. an und zwar 8000 fl. mehr als der ausbedungene, für den Unterhalt dieser Truppen erforderliche Betrag von 22,090 fl. ausmachte. Zugleich machte er sich anheischig, den auch für die andern nach Mecklenburg verlegten Truppen nöthigen Vorrath an Getreide u. s. w. im Lande zu halten, überhaupt jedwede Erleichterung für deren Subsistenz zu gewähren; nur verlangte er eine spätere Rückerstattung dieser Auslagen und erklärte, vor dem 1. Juni kein baares Geld flüssig machen zu können, da die Kassen erschöpft seien, und die Baarmittel kaum für die Ausrüstung der mobilisirten Truppen ausreichten.

Dem gegenüber decretirte Herr vom Stein in einem Tone, der geradezu verletzend war, Mecklenburg habe 40,000 Reichsthaler monatlich an Herrn Alopëus abzuliefern und ohne irgendwelche Entschädigung allen Ausschreibungen auf Naturalien und Requisitionen einfach und unbedingt Folge zu leisten, welche der Verwaltungsrath bereits verfügt habe und noch verfügen werde. Es ist schwer zu verstehen, was einen edel denkenden und groß angelegten Mann, wie es der Freiherr vom Stein unzweifelhaft war, veranlassen konnte, einen verbündeten, aber doch unabhängigen Fürsten, dessen opferwillige und patriotische Gesinnung sich erst kürzlich unzweideutig bekundet hatte, mit solcher Anmaßung zu behandeln und einem schwergeprüften Lande Lasten aufzulegen, die zu tragen es einfach nicht im Stande war. Erscheint es auch begreiflich, daß in den Anstrengungen des unternommenen Riesenkampfes kleinliche Rück-

sichten auf einzelne Landestheile nicht genommen werden konnten, und war auch bei der Energie, die den Grundzug von Stein's Charakter ausmachte, eine besondere Schonung territorialer Interessen nicht zu erwarten, so ließ doch der hochmüthige und gereizte Ton der Stein'schen Noten auf eine schlecht verhehlte Mißachtung schließen, die in dem früheren Verhalten mancher Rheinbundhöfe begründet sein mochte, hier aber sicher nicht am Platze war. Der Herzog ließ dem Verwaltungsrath am 23. Mai schreiben, daß er zum Abschluß einer Convention bereit sei, „Zumuthungen aber, welche seine Unabhängigkeit als Landesherr in Frage stellten," mit Entschiedenheit zurückweisen müsse.

War der Eintritt in die neue Allianz von Schwierigkeiten begleitet, so vollzog sich der Austritt aus dem bisherigen Bundesverhältniß ungleich rascher und einfacher. Die Absage an Frankreich erfolgte in der Weise, daß der seit 1808 am Tuilerienhofe beglaubigte Chargé d'affaires, Oberhofmeister von Lützow, am 13. April seine Pässe forderte und dies mit dem Antritt einer Urlaubsreise motivirte. Herr von Lützow hatte die letzten Wochen seines Pariser Aufenthalts in einer, wie begreiflich, sehr peinlichen Lage verbracht. Zum Glück stand er mit dem Minister des Auswärtigen, dem Herzog von Bassano, auf gutem Fuße. Sein verbindliches, ausgleichendes Benehmen hatte ihm dort überhaupt angenehme Beziehungen verschafft, und da der seit 1811 in Schwerin etablirte französische Geschäftsträger, Herr Desaugier, seine Abreise unbehelligt bewerkstelligen konnte, so wurden auch Lützow keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Die französische Regierung theilte durch ein Circularschreiben vom 17. April den Rheinbundshöfen mit, daß „der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, indem er seine Häfen den Schiffen aller, mit Rußland nicht im Kriege befindlichen Nationen geöffnet und den Geschäftsträger in Paris angewiesen habe, seine Pässe zu fordern, auf seine Rechte als Mitglied des Rheinbundes verzichtet und somit aufgehört habe, ein Mitglied dieses Bundes zu sein."

Da Lützow die französische Aufstellung umgehen mußte, nahm er seinen Rückweg über Stuttgart, Ansbach und Dresden, wo er am 1. Mai eintraf und die Hauptquartiere der beiden verbündeten Monarchen vorfand. Hier erfuhr er durch den Strelitzer Minister von Pentz, der behufs Abschlusses einer Convention mit den Alliirten nach Dresden gekommen war, die Nachricht von der Reise Plessen's nach Kalisch und der unerfreulichen Wendung in den Verhandlungen mit dem Verwaltungsrath. Er benutzte nun seinen Dresdener Aufenthalt, um seinerseits auf eine Verständigung hinzuwirken, und hatte mehrere Unterredungen mit dem Minister vom Stein. Dieser zeigte sich aber auch ihm gegenüber im Punkt der an Mecklenburg gestellten Forderungen äußerst hartnäckig. Den Einwendungen Lützow's begegnete er immer mit dem Hinweis auf Ostpreußen, das noch viel stärkere Lasten zu ertragen gehabt. Schließlich mußte er aber doch zugeben, daß nächst diesem Landestheile Mecklenburg am schwersten betroffen sei. Trotzdem wollte er von speciellen Abmachungen nichts wissen und behandelte Mecklenburg wie ein feindliches, erobertes Gebiet. Lützow sprach auch in Dresden mit Nesselrode und Harden-

berg, doch war die Aufmerksamkeit der verbündeten Cabinette zu sehr auf die nächsten militärischen Vorgänge gerichtet. Die Nachricht von der Niederlage bei Großgörschen war soeben eingetroffen und versetzte Alles in Spannung.

Der unerquickliche Schriftwechsel zwischen der Schweriner Regierung und dem Commissar des Verwaltungsraths spann sich noch durch mehrere Wochen hin. Bemüht, die Angelegenheit in gütlicher Weise zu regeln, übersandten die Minister Brandenstein und Plessen am 1. Juli dem Staatsrath von Alopëus den Entwurf einer Convention, in welcher der Herzog gegen eine Garantie seines Besitzstandes noch weitere Zugeständnisse machte. Herr vom Stein wies aber seinen Vertreter an, die Conventionsacte einfach mit dem Bemerken zurückzugeben, daß er, Herr von Alopëus, „nunmehr auf weitere Unterhandlungen nicht einzugehen, und Alles in dem Zustand zu verbleiben habe, welcher mit einer militärischen, durch keine Uebereinkunft geregelten Occupation unvermeidlich verbunden wäre" (Note d. d. Doberan 15. Juli). Diese kühle Abweisung war um so härter, als das Land Monate lang von starken Corps der Verbündeten besetzt war und jetzt auch noch eine neue Invasion des Feindes zu erleiden hatte. Nach der Einnahme Hamburgs durch Davoust (30. Mai) war das Gardebataillon über Bergedorf und Lauenburg zurückgekehrt und hatte am 12. Juni seine Garnison Ludwigslust wieder bezogen. Die anderen Truppen des Contingents standen während des nun folgenden Waffenstillstandes im Lande vertheilt. Gegen Ablauf desselben zog sich die Brigade unter dem Befehl des Generals von Fallois in die Gegend von Röbel, wo sie nach dem ursprünglichen Feldzugsplan zu der vom Kronprinzen von Schweden befehligten Nordarmee stoßen sollte. Auch die beiden freiwilligen Jägerregimenter rückten in die dortige Gegend. Auf besondere Verwendung des Erbprinzen wurde aber jene Disposition dahin abgeändert, daß die Mecklenburger sich an der Vertheidigung des eigenen Vaterlandes betheiligen sollten. Sie rückten deshalb Anfangs August in die Aufstellung ein, welche der General von Vegesack zwischen Lübeck und Ratzeburg eingenommen und zu halten hatte. Auf dem linken Flügel derselben schlossen sich die Corps von Wallmoden, Tettenborn, Dörnberg und die Lützow'sche Freischar an, welche letztere Lauenburg besetzt hielt. Napoleon hatte von diesen zusammengewürfelten Truppen augenscheinlich eine sehr geringe Meinung, denn er forderte in einem Schreiben aus Bautzen vom 17. August den Marschall Davoust auf, sich „in seinem Vormarsch nicht an eine Canaille zu kehren, wie es die Hanseaten, die Legion und Wallmoden's Haufen wären". An diesem Tage war der Waffenstillstand abgelaufen, und der Marschall begann in Verbindung mit den Dänen vorzurücken. Mit einer Uebermacht von 17,000 Mann gegen 5000 drängte er in einem ziemlich scharfen Gefecht bei Vellahn die vor ihm stehenden Truppen zurück und besetzte am 22. Schwerin. Allmälig zog er an diese Stadt gegen 30,000 Mann heran und ließ sie ein Lager beziehen. Der Herzog hatte sich mit seiner Familie und den Ministern am 22. August nach Rostock, und da auch diese Stadt bedroht war, am 27. von dort nach Stralsund begeben. Wieder folgte Plessen seinem Herrn in die Verbannung, doch sollte sie diesmal nicht so lange währen. Anstatt vorzurücken, schob Davoust nur ein Detachement gegen Wismar

vor, welche Stadt General Loison besetzte, und blieb in dieser Position stehen. Vegesack hatte sich mit den Schweden und Mecklenburgern auf Rostock zurückgezogen, drang aber in den nächsten Tagen wieder gegen Gadebusch und Wismar vor. Auch Tettenborn'sche und Wallmoden'sche Detachements betheiligten sich an den in dieser Zeit täglich stattfindenden Scharmützeln. Bei einem derselben, am 26. August, fiel Theodor Körner. Die Franzosen hausten wieder sehr arg im Lande. Obwohl den Einwohnern Schwerin's Sicherheit von Leben und Eigenthum zugesagt war, wurden doch vor den Augen des Marschalls und des die Dänen befehligenden Prinzen Friedrich von Hessen die Vorstädte geplündert. Den unglücklichen Landesbewohnern wurden durch die unausgesetzten Durchzüge und Brandschatzungen die letzten Groschen abgepreßt. Nach den später angestellten, amtlichen Erhebungen, welche die Militär-Verpflegungscommission mittels Bericht vom 11. Juni 1814 einreichte, beliefen sich die Kosten für den ordnungsmäßig eingeforderten Unterhalt der französischen und dänischen Truppen in den wenigen Wochen vom 19. August bis 16. September auf 183,666 Thlr., die außerordentlichen Requisitionen an Geld und Naturalien, die Exactionen und Plünderungen aber auf 437 148 Thlr. Das Verhältniß dieser beiden Ziffern zu einander beweist deutlich genug die Rohheit und Entartung der Truppe, wie auch die Willkür und Raubsucht ihrer Führer.

Marschall Davoust schien anfangs unschlüssig, ob er den Kronprinzen auf Stralsund zurückdrängen oder an dessen linker Flanke vorbei auf Berlin marschiren sollte. Der Sieg bei Großbeeren führte aber eine ganz andere Entscheidung herbei. Am 2. September räumte der Marschall Schwerin und Wismar, ging mit seiner ganzen Streitmacht hinter die Stecknitz zurück und bezog ein Lager bei Ratzeburg. Die verbündeten Truppen rückten nach und nahmen an der Westgrenze Mecklenburg's Stellung. Ein Angriff erfolgte von keiner Seite, und dieser Zustand währte mehrere Monate.

Der Herzogliche Hof und die Landesregierung kehrten am 8. September nach Rostock und später im December in die Residenzen Schwerin und Ludwigslust zurück. Plessen war auf dieser Reise von seiner Familie begleitet gewesen.

(Wird fortgesetzt.)

Zum hundertjährigen Gedächtniß an „das entdeckte Geheimniß der Natur“.

Von

Eduard Strasburger.

I.

Ein eigener Mann war der Verfasser jenes Buches, dem er, nicht ohne Selbstgefühl, den Titel gab: „Das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen.“ Er hieß Christian Konrad Sprengel und gehörte einer Familie an, die um die Wende des Jahrhunderts mehrere verdiente Männer und namhafte Gelehrte dem preußischen Staate lieferte. In seiner Begabung war er eigenartig und auch im Leben zum mindesten ein Sonderling. Bewundert von Solchen, die vor Allem seine geistigen Fähigkeiten schätzten, unbequem Denjenigen, die in amtlicher Beziehung zu ihm standen, paßte er mit seinen reformatorischen Ideen nicht in den engen Rahmen, in den ihn seine Lebensstellung bannte. Die wenig schmeichelhafte Schilderung, welche sein Vorgesetzter in Spandau, Oberpfarrer und Superintendent an St. Nicolai, Schulinspector Daniel Friedrich Schulze, von seinem Charakter entwarf, ist entschieden einseitig und übertrieben; immerhin scheint aus derselben doch hervorzugehen, daß Sprengel sehr heftig und jähzornig war und leider selbst, unter Umständen, in Rohheit verfiel. Die Art, wie er seine Schüler züchtigen konnte, ist nicht eben gewinnend, wenn auch freilich bedacht werden muß, daß es diesem Mann, der mit der Leidenschaft eines bahnbrechenden Forschers ungelösten Problemen nachhing, von denselben erfüllt und ganz beherrscht war, oft schwer werden mußte, bei elementarem Unterricht gegen Unfähige oder unbotmäßige Schüler Geduld zu üben und Selbstbeherrschung zu bewahren. Es bestand eben ein unlösbarer Widerspruch zwischen der inneren Selbstbestimmung dieses Mannes und den Aufgaben, die ihm das Leben gestellt hatte. Dieser Widerspruch mußte zu Unlust und Verstimmung führen und schließlich Conflicte heraufbeschwören. In dem vom Superintendenten Schulze hinterlassenen Manuscripte, der sogenannten Schulze'schen Kirchenchronik zu Spandau, die neulich, so weit Sprengel betreffend, von der „naturwissenschaft-

lichen Wochenschrift" veröffentlicht worden ist, sind alle Vergehen, welche der Rector der großen Schule, Sprengel, verschuldet haben soll, eingehend behandelt, doch ist nicht einmal erwähnt, welch' geistig bedeutender Mann dieser Rector war, und mit welchem Eifer und welcher Begeisterung er wissenschaftlichen Problemen nachging. Ihm, der mit jedem freien Augenblick geizen mußte, der kaum die Zeit erwarten konnte, um eine unterbrochene Beobachtung wieder aufzunehmen, wird unter Anderem ein schwerer Vorwurf daraus gemacht, daß er Privatstunden — zu denen er nicht einmal verpflichtet war — nicht ertheilen wollte.

Der Gesundheitszustand Sprengel's mag auch seine Gemüthsart beeinflußt haben. Merkwürdigerweise war es dieses sein körperliches Befinden, das ihn der Botanik zuführte, ihn somit auf jenes Gebiet naturwissenschaftlicher Forschung geleitet hat, für das er seiner Anlage nach gewissermaßen vorbestimmt war. Sprengel litt, wie uns Ernst Ludwig Heim berichtet, an Hypochondrie, und daher rieth ihm Heim zur Botanik, wegen der damit verbundenen Leibesbewegung. So wurde jener berühmte Arzt, der selbst mit seltener Liebe und gemüthvoller Pietät an der Pflanzenwelt hing, die unmittelbare Veranlassung dazu, daß sich Sprengel's Anlagen auf botanischem Gebiete erschlossen und reiche Früchte trugen. Heim kam im April 1776 nach Spandau, um den erkrankten dortigen Arzt Dr. Jetzke zu vertreten. Als dieser darauf starb, wurde Heim vom Magistrat zu dessen Nachfolger und dann auch zum Kreisphysicus ernannt. Sprengel, der von 1774 bis 1780 als Lehrer der Schule des großen Friedrichs-Hospitals in Berlin gewirkt hatte, trat am 25. April 1780 in sein Amt als Rector der großen Schule (jetzt Gymnasium) in Spandau ein. Also kann er sich der Botanik nicht früher als mit Beginn der achtziger Jahre zugewandt haben. Da Sprengel 1750 geboren war, so kam mithin erst dem angehenden Dreißiger, durch zufällige Anregung, das Gefühl seiner eigentlichen Lebensaufgabe zum Bewußtsein. Daß dieses nicht früher geschah, lag wohl in der Art seiner Erziehung. Als Sohn eines Geistlichen wurde er im Kindesalter für das theologische Studium bestimmt und mußte dann, gegen seinen Wunsch, sich der Theologie und der Philologie widmen. In seinen theologischen Anschauungen ging er späterhin aber ganz eigene Wege und, trotzdem er Religionsunterricht in seiner Schule ertheilte, wird er, in dem Schulze'schen Manuscript, vielfach der Irreligiosität geziehen. Seine Anschauungen und diejenigen seines Vorgesetzten gingen jedenfalls ziemlich weit auseinander. Auf die sichtbare Bethätigung des Glaubens schien er weniger als Jener Gewicht zu legen, und Anstoß erregte es, als er 1781, bald nach Antritt seines Amtes, bei dem Magistrat und dem Superintendenten den Antrag stellte, die Preces, d. h. die gemeinschaftliche Morgenandacht in der Schule abzuschaffen. Dafür schlug er vor, daß jeder seiner Collegen wöchentlich eine Stunde mehr Unterricht ertheilen solle. Er selbst versäumte wohl öfters, wenn er seinen Forschungen draußen in der freien Natur nachging, die Andacht, und bei Anblick eines Geraniums sagte er noch in späten Jahren zu einem seiner botanischen Begleiter: „hierüber habe ich einmal eine Predigt versäumt, es hat mich aber nie gereut." Und doch war Christian Konrad

Sprengel eine religiös angelegte Natur, und sein Werk über Bau und Befruchtung der Blumen legt vielfaches Zeugniß hierfür ab. Der „gütige und weise Urheber der Natur" wird gepriesen an allen Orten, daß er die zweckmäßigsten und vortrefflichsten Anstalten getroffen habe, um die Function der Blumen zu sichern, Anstalten, welche die Weisheit des Blumenschöpfers aufs Deutlichste an den Tag legen, namentlich wenn man bedenke, wie mannigfaltig die Bildung der Blumen sei. Freilich wird nicht selten, bei sonst gleicher Veranlassung, die Natur als Schöpferin herangezogen, was der ganzen Sprengelschen Theologie einen Zug von Pantheismus verleiht. Dann laufen gelegentlich so naive Stellen unter wie diese: „Hat die Natur bei Entwerfung des Ideals irgend einer Blume einen glücklichen Einfall gehabt, so findet sie an demselben ein zu großes Wohlgefallen, als daß sie denselben nicht auch wieder bei einer anderen Blume anbringen sollte."

Wie rasch sich Sprengel auf dem Gebiete der Botanik zurechtzufinden wußte, nachdem er es einmal betreten, das zeigt der Dank, den ihm der Berliner Botaniker Karl Ludwig Willdenow in der Vorrede zu seinem 1787 erschienenen „Florae Berolinensis Prodromus", als dem scharfsinnigen Erforscher der Pflanzenwelt, für die Mittheilung zahlreicher wildwachsender Pflanzen, bereits abstatten konnte. — Die ersten Beobachtungen, welche den Grund zu seinem Werke: „Das entdeckte Geheimniß der Natur" legten, stellte Sprengel im Sommer 1787 an; nichtsdestoweniger konnte das umfangreiche, mit 1117 Figuren ausgestattete Werk schon 1793, bei Friedrich Vieweg dem Aelteren, in Berlin erscheinen. Sprengel ging damit um, einen zweiten Theil dem ersten folgen zu lassen; der geringe Erfolg des ersten Theiles entmuthigte ihn aber und hielt ihn von einer Ausarbeitung des zweiten ab. Nicht ohne einige Bitterkeit gab er in späteren Jahren auf die Frage, warum er einen zweiten Theil seines Werkes über Bau und Befruchtung der Blumen nicht herausgab, die Antwort: Es hätte ihm an Unterstützung und Aufmunterung gefehlt; sein Buchhändler hätte ihm nicht einmal ein Exemplar seines Werkes „zu Gute gelassen".

Im Jahre 1793 setzte der Superintendent Schulze die Pensionirung Sprengel's durch. Sprengel zog nach Berlin und lebte dort von einem aus 150 Thalern bestehenden Ruhegehalt. Er wohnte am Hausvoigteiplatze in einem Hintergebäude unter dem Dache. Ein Gestell mit Büchern, eine Pflanzensammlung und einige alte Hausgeräthe bildeten den Gesammtinhalt seines Zimmers. Um seine Einnahmen zu vermehren, ertheilte er Unterricht in Sprachen und in der Botanik. Sonntags früh pflegte er botanische Excursionen zu veranstalten, an welchen Jeder für zwei bis drei Groschen pro Stunde theilnehmen konnte. Bei solchen Excursionen war Sprengel meist sehr gesprächig, nicht selten witzig, ohne aber jemals ganz aus dem Ernst zu fallen. Er war geneigt, Belehrung nicht nur über die Pflanzen, die ihm in die Hände fielen, sondern auch über allerhand Gegenstände, wie die Inschrift auf einem Leichenstein, den Bau einer Windmühle oder den Sternenlauf zu ertheilen. Im Jahre 1811 veröffentlichte Sprengel einen kleineren Aufsatz über die Nützlichkeit der Bienen und die Nothwendigkeit der Bienenzucht, in welchem er

noch einmal seine ganze Blumentheorie entwickelte; damit aber betrachtete er die Aufgabe, die sein Leben vor Allem erfüllt hatte, als abgeschlossen. Der Mangel an Anerkennung auf der einen, jene Eigenheiten seines Charakters, die ihn stets den Menschen entfremdet hatten, auf der anderen Seite, führten zu seiner vollen Isolirung und bestimmten ihn auch, die Botanik ganz aufzugeben. Nicht einmal als Mitglied der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde, die damals alle namhaften Fachgenossen vereinigte, hatte er sich aufnehmen lassen. Schließlich verlegte er sich wieder auf Sprachforschung, auf das Gebiet seiner ursprünglichen Studien, das er auch an der Schule in Spandau hauptsächlich zu vertreten hatte; er schrieb eine „neue Kritik der classischen römischen Dichter," die 1815 erschien, wenig Beifall fand und, wie ein damaliger Recensent sich ausdrückte, „nur durch ihre unbegreifliche Verkehrtheit merkwürdig war".

Mit diesem Urtheil durfte ich mich nicht zufrieden geben; konnte doch jenes Werk Sprengel's ebenso wie „das entdeckte Geheimniß der Natur" von seinen Zeitgenossen verkannt worden sein. Nicht ohne Mühe gelang es, des Buches habhaft zu werden: es fand sich in der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig. Sein Titel lautet: „Neue Kritik der classischen Römischen Dichter in Anmerkungen zum Ovid, Virgil und Tibull. Berlin 1815. Bei den Buchhändlern Gebrüder Gaedicke und auswärts in mehreren Buchhandlungen zu haben." Das Buch ist in klein Octav gedruckt und 142 Seiten stark.

Kein Geringerer als mein College Franz Bücheler war bereit, ein Urtheil über das Buch abzugeben. Damit dürfte wohl endgültig über den Werth desselben entschieden sein. Die Leistung entsprach leider unseren Erwartungen nicht; der Titel, für jene Zeit immerhin auffällig, hatte bessere Hoffnungen in uns erweckt. Bücheler „verschlang" das Buch im Augenblick, wo er es erhielt, mußte mir aber bald schreiben: „Die neue Kritik der classischen römischen Dichter, vorläufige Probe eines noch nicht vollendeten Werkes," enthält textkritische Bemerkungen hauptsächlich zu Ovid's Metamorphosen, ferner über einige Stellen der Fasten Virgil's und einer Tibull'schen Elegie. Der Verfasser übt Kritik in der Art von Heyne und Voß, aber in den Gedanken über die Abstammung der Handschriften, in der freilich mangelhaften metrischen Beobachtung, spürt man die Regungen der Bekker-Lachmann'schen Philologie. Er geht nämlich aus von „der Entdeckung," welche er seiner botanischen über die Befruchtung der Blumen vergleicht, daß der Text der römischen Meisterwerke durch Pfuscher geflissentlich verunstaltet sei, insonderheit weil sie den Hiatus für Fehler gehalten und anstößige Wörter mit anderen vertauscht hätten. Die Folgerungen, welche er hieraus zieht, sind zum Teil erschreckend, und die meisten Veränderungen, welche er vornimmt, überhaupt das Büchlein im Ganzen, muß uns auch heute wie damals, wo es erschien, für verfehlt gelten. Im Einzelnen dagegen findet sich Manches verständige und scharfsinnige Wort; man erkennt den selbständig denkenden Mann, der auch, wo er irrt, zu denken gibt; man freut sich der zahlreich eingestreuten Bemerkungen, welche den Kenner der Pflanzen und Naturerscheinungen, von Land- und Sternkarten, von poetischer Literatur des In- und Auslandes (nicht über Kleist

und Nicolai hinaus) zeigen; mit einer Achtung gebietenden Offenheit schreibt er an einer Stelle: „Diese Verbesserung hat ein Gelehrter getadelt . . . ich sehe ein, daß er Recht hat und nehme meine Verbesserung zurück." Einen wohlthuenden Schluß hat er dem Büchlein gegeben durch eine gegen Heyne gerichtete methodisch begründete Erklärung von Virgil's Aeneïs, X, 188, welcher er emphatisch vorausschickt: ‚es gereicht mir zu nicht geringem Vergnügen, daß ich im Stande bin, den Stein zu heben, den Felsen zu sprengen, das Problem aufzulösen und dem Dichter sein angetastetes Eigenthum zu retten, und zwar dadurch, daß ich den Text verbessere, ohne am Text das Mindeste zu ändern.' Diese seine Erklärung ist heute allgemein gebilligt."

Ein Jahr nach dem Erscheinen der neuen Kritik war Christian Konrad Sprengel nicht mehr unter den Lebenden. Er starb am 7. April 1816, im Alter von sechsundsechzig Jahren, ohne thatsächlich jemals während seines Daseins einen äußeren Erfolg erzielt zu haben. Auf einen solchen hätte er noch lange warten müssen. Fast alle namhaften Botaniker wandten sich gegen ihn, und selbst August Pyramus de Candolle behauptete 1827 in seiner „Organographie végétale", die Sprengel'schen Ideen schienen ihm mehr auf metaphysischen Theorien, als auf unbefangenen Beobachtungen zu beruhen. Es fehlten eben damals noch die Anknüpfungspunkte für die volle Würdigung und für die Möglichkeit einer folgerichtigen Verwerthung der Sprengel'schen Entdeckungen. Diese Gesichtspunkte fanden sich erst, als durch Charles Darwin's Werke die Probleme der Abstammungslehre und der natürlichen Zuchtwahl neu belebt und begründet wurden. Gerade jenes durch Sprengel's Geist erschlossene Gebiet der Wechselbeziehung zwischen Blumen und Insecten erwies sich als besonders fruchtbar, als man begann, die Berechtigung der Züchtungstheorie zu prüfen. Charles Darwin selbst ging auf diesem Gebiet mit gutem Beispiel voran, in seinem hervorragenden Buche „Ueber die Einrichtungen zur Befruchtung britischer und ausländischer Orchideen durch Insecten", einem Werke, das 1862, somit nur wenige Jahre später als seine „Entstehung der Arten", erschien. Jetzt war die Aufmerksamkeit der ganzen naturforschenden Welt auf das Sprengel'sche Werk gelenkt, so daß dieses Buch, welches bis dahin die antiquarischen Kataloge füllte, von allen Seiten verlangt, rasch vom Büchermarkt verschwand. Das geschah siebzig Jahre nach dem Erscheinen desselben, fast ein halbes Jahrhundert nach des Autors Tode.

Da hatte Christian Konrad Sprengel Recht, verstimmt zu sein in seinem Dachzimmer am Hausvoigteiplatze zu Berlin, sofern er sich des Werthes seiner Leistungen bewußt war. Sein Bild ist uns nicht bekannt, wohl aber schildert einer seiner Schüler, nur den Initialen H. B. nach bekannt, zwischen 1809 und 1813 sein Aussehen. Diese Schilderung stammt somit aus einer Zeit, da Sprengel annähernd sechzig Jahre zählte. Er war wohlgebildet, mittelgroß, hager, von starkem Knochenbau, besaß ausdrucksvolle Züge, lebhafte Augen, frische Gesichtsfarbe. Das Haar, welches bereits grau zu werden begann, hing ihm bis auf die Schultern herab. Er hielt sich gerade, ging sicher und fest, ohne zu ermüden, ziemlich schnell für sein vorgerücktes Alter. Stets traf man ihn im Schlafrock an, mit einer Nachtmütze auf dem Kopf

und einer langen Pfeife im Munde: so recht ein Chodowiecki'sches Bild aus dem vorigen Jahrhundert! Sein Zimmer pflegte von Rauch so erfüllt zu sein, daß man die Gegenstände in demselben kaum zu unterscheiden vermochte. Im Essen war er sehr mäßig und trank nichts als Wasser; er lebte allein und war, so weit bekannt, nie verheirathet gewesen. Einfach in seinem Benehmen, scheint er aber andererseits auch nicht übermäßig höflich gewesen zu sein; eine Schmeichelei brachte er nicht über die Lippen. Was er für richtig hielt, darauf bestand er hartnäckig, selbst bis zur Leidenschaftlichkeit, das mag den Umgang mit ihm erschwert haben. Er zog sich vielfach den Vorwurf der Grobheit und des Eigensinns zu und wurde schließlich von allen seinen Freunden aus der Gelehrtenwelt gemieden. Seine Schüler jedoch, vornehmlich jener H. B., der ihm einen Nachruf in der „Regensburger botanischen Zeitung" von 1819 widmete, gedenken seiner mit Liebe. Sprengel habe, berichtet H. B., in einer seltenen liebenswürdigen Unschuld des Herzens gelebt; seine Sitten seien wie aus einem vergangenen Jahrhundert, während sein Geist 'einem künftigen angehöre. — So dieser sein Schüler, während selbst Heim weniger günstig urtheilte. Ich betone dies absichtlich, weil Ernst Ludwig Heim zu den liebenswürdigsten und wohlwollendsten Menschen gehörte, die je gelebt haben. Er war ein Mann, der trotz seines großen Erfolges als Arzt, doch nur Freunde, keine Neider hatte, denn er war hülfreich und gut und wußte sich eines Jeden Herz zu gewinnen. Einen seltenen Genuß gewährt es, die Aufzeichnungen zu lesen, die der Schwiegersohn Heim's, Georg Wilhelm Keßler, nach dessen Tode veröffentlichte. Wenn Sprengel, trotz seiner großen Begabung, nicht zu den Glücklichen dieser Welt gehörte, so gibt Heim so recht ein Beispiel dafür ab, wie sehr das Glück eines Menschen von seinem Charakter abhängt. Greifen schwere Krankheiten oder bittere Noth nicht hindernd ein, so sind die Aussichten auf ein glückliches Leben weit günstiger für Den, dem Andere willig zu einem solchen verhelfen. Und so erging es Heim. Für seine Eltern und Geschwister voll Hingebung und Liebe, dankbar gegen Alle, die ihm die Hand hülfreich reichten, aber auch stets bereit, Anderen zu helfen, uneigennützig und bescheiden, nicht eingebildet auf seine ärztlichen Erfolge, vielmehr seines Unvermögens sich stets bewußt, begeistert für alles Große und Schöne bis in sein spätes Alter hinein: So war dieser Mann. Seine Freude vor einem neu gefundenen Moose, vor einer Landschaft, die er von der Höhe eines Kirchthurms betrachten konnte, ist herzerquickend. Geradezu rührend ist es, wie er als Greis, im Gefühl des nahenden Endes, seine Enkel prüft auf ihre Liebe zur Pflanzenwelt, um zu erkunden, welchem derselben er wohl seine ihm so theure Moossammlung hinterlassen solle. Dieser Mann nun, der Sprengel auf das Studium der Botanik gebracht hatte, war bereit, ihm stets mit Freundschaft und mit Wohlwollen zu begegnen. Auch hatte er den geistigen Werth Sprengel's richtig erkannt und gehörte zu seinen aufrichtigen Bewunderern. — Unter dem 11. October 1794 bemerkt Heim in seinem Tagebuch: „Da ich heut' mich nicht wohl befand, so ließ ich mir zur Ader. Ich las in des Rectors Sprengel Buch „De Nectaris" mit einem unbeschreiblichen Vergnügen. Ich kann den genauen Beobachtungsgeist, den

unermüdlichen Fleiß, den Scharfsinn und die richtige und klare Darstellung der Dinge, von welchen er handelt, nicht genug bewundern. Sein Werk ist ein Meisterstück, ein Original, welches ihm Ehre macht und worauf Deutschland stolz sein kann." Dann folgt am 12. October 1794: „Meine Frau und Kinder speisten heute bei der Frau G. R. Muzel. Ich blieb zu Hause und hatte zu Mittag den Rector Sprengel bei mir. Es ist jammerschade, daß dieser Mann gar keine Welt- und Menschenkenntniß besitzt, daher im persönlichen Umgang nichts mit ihm auszurichten ist. Ich habe ihm in Spandau, um ihm in seinen hypochondrischen Launen die Spaziergänge angenehmer zu machen, den ersten Unterricht in der Botanik ertheilt und ihn stets sehr freundschaftlich behandelt; es ist mir aber nicht gelungen, ihn zu meinem Freunde zu machen."

Daß Sprengel selbst am Ende eines Lebens, welches ihm jede Anerkennung vorenthielt, hart über die Leistungen Anderer urtheilt, mag menschlich entschuldbar erscheinen. Voll Neid blickte er auf Diejenigen, welche die Zeitgenossen wie die Nachwelt mit dem Lorbeerkranz schmückten. Besonders hat es Linné ihm angethan, mit dem er in seinem letzten Werke, der „neuen Kritik classischer römischer Dichter", scharf ins Gericht geht. Er wirft ihm Unkenntniß der alten Sprachen vor und nörgelt herum an den von ihm geschaffenen Namen, als wenn jener große Naturforscher mit so kleinlichem Maßstab gemessen werden dürfte. Sprengel findet ihn lächerlich und ungereimt und versteigt sich schließlich dazu, über die „Charlatanerieen", des unsterblichen Linné, „wie ihn seine blödsinnigen Bewunderer nennen," zu eifern.

II.

„Das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen" zeigt schon durch sein Titelblatt die Sonderart des Verfassers an. Insecten verschiedener Gattung sind zwischen den Worten des Titels angebracht, und eine große Hummel scheint über dem „entdeckten Geheimniß der Natur" zu wachen. Ein Rahmen umfaßt das Blatt. Er ist mit Blumenbildern geziert, die den Insectenbesuch illustriren. Die Darstellung ist so naturgetreu, daß der Eingeweihte die Bedeutung des Vorgangs aus derselben unmittelbar erkennt.

Worin liegt nun aber der eigentliche Werth dieses merkwürdigen Buches, seine hohe Bedeutung, welche den heutigen Naturforscher veranlassen, pietätvoll sein Centennarium zu feiern? Darauf läßt sich kurz antworten. Christian Konrad Sprengel hat in diesem Werke festgestellt, daß die Bestäubung der mit auffälligen Blüthen versehenen Pflanzen durch Vermittlung der Insecten vollzogen wird; er hat gezeigt, daß die Insecten zu dem Nectar der Blüthen, der ihnen als Nahrung dient, nicht gelangen können, ohne die Geschlechtsproducte zu streifen und daß sie so mit Nothwendigkeit, wenn auch unbewußt, den Blüthenstaub auf die Narben übertragen; er hat erkannt, daß der mannigfaltige Bau der Blüthen, deren Einrichtung und Ausgestaltung zu diesem Vorgang in Beziehung steht, und somit hat er auch die Grundlage zu einem causalen Verständniß des Blüthenbaues gelegt; er hat endlich ein Gebiet

der Wechselbeziehungen lebender Wesen erschlossen, welches in fruchtbarster Weise in die späteren Probleme der Descendenz- und Selectionstheorie eingreifen sollte.

Dabei ist das Buch so anziehend in den Schilderungen, so klar in der Darstellung, daß es wunderbar erscheint, wie es so lange verkannt bleiben konnte. Der Eifer des Verfassers bei der Arbeit, seine Geduld und Ausdauer, sein Scharfsinn und seine ungewöhnliche Beobachtungsgabe, seine Begeisterung bei der Lösung eines Problems, seine naive Freude an der Erscheinung selbst, seine Bewunderung für deren Vollkommenheit, das sind Vorzüge, welche das Lesen dieses Buches zu einem Genuß machen.

Daß auch Sprengel einen Vorläufer hatte, verringert nicht den Werth seiner Leistung, die in solcher Fassung und bei solcher Vollendung eine völlig neue Schöpfung war. Als Sprengel's Vorläufer muß der hochverdiente Joseph Gottlieb Koelreuter, Professor der Naturgeschichte und Oberaufseher der botanischen und fürstlichen Hofgärten zu Carlsruhe, gelten. Derselbe hatte mit viel Geduld, mit viel Sorgfalt und Geschick in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Pflanzenbastarde erzogen und damit eigentlich zweierlei Fragen gelöst: diejenige nach der Sexualität der Pflanzen, die zu damaliger Zeit immer noch nach neuen Stützen verlangte, und diejenige nach der Epigenesis, d. h. der Neubildung des organischen Wesens bei der Zeugung. Denn es war klar, daß die alte Evolutionstheorie, die Theorie der Einschachtelung, der zufolge alle Keime vorgebildet in einander stecken und nur durch die Zeugung zur Entfaltung und Vergrößerung angeregt werden sollten, nicht richtig sein konnte, wenn es möglich war, durch Vermischung der Sexualproducte zweier Wesen verschiedener Art einen ganz neuen, noch nie dagewesenen Organismus, einen Bastard, zu schaffen. Koelreuter erkannte bereits die Betheiligung der Insecten an der Bestäubung der Blüthen, doch räumte er noch dem Wind und der mechanischen Erschütterung eine zu große Rolle bei diesem Vorgang ein. Er fand auch, daß die Insecten durch ein Etwas in der Blüthe angezogen werden, und daß dieses Etwas eine honigartige Substanz sei, aus der die Bienen ihren Honig bereiten. Den Bau der Blüthe brachte aber erst Sprengel in Beziehung zu dem Bestäubungsvorgang; er hat somit als Erster uns das causale Verständniß des Blüthenbaues erschlossen.

Im Sommer 1787 war es, daß sich Sprengel zum ersten Male die Frage aufwarf, wozu wohl die zarten Haare dienen könnten, welche beim Waldstorchschnabel (Geranium silvaticum) die Innenseite und die Ränder der Kronenblätter decken. Von der Vorstellung beherrscht, daß eine solche Einrichtung nicht ohne Nutzen sein könne, forschte er ihr eifrigst nach und fand bald, daß die Haare den Regen von den Nectartropfen abhalten, die am Grunde der Blüthe ausgeschieden werden. Er überzeugte sich, daß in Folge dieser Einrichtung das Regenwasser nicht bis zum Nectar gelangen kann, ungeachtet die Blüthen aufrecht stehen, während es andererseits den Insecten ein Leichtes ist, diesen Nectar mit ihrem Rüssel zu erreichen. So, meinte nunmehr Sprengel, müsse es auch in anderen Fällen sein, überall wo nöthig, müßten Einrichtungen bestehen, um den Nectar vor schädlichen Einflüssen zu schützen, ohne daß er zu-

gleich den Insecten unzugänglich werde. Dann stellte sich Sprengel bei Betrachtung des Vergißmeinichts (Myosotis palustris) die Frage, welche Bedeutung wohl der gelbe Ring haben könne, der jene blaue Blüthe so zierlich schmückt. Er erkannte in ihm ein Saftmal, das heißt eine Verzierung, die dazu dient, den Insecten den Weg zum Nectar zu weisen. Im Laufe der Untersuchung stellte es sich bald heraus, daß überhaupt die Flecken, Linien, Tüpfel oder sonstige Figuren, welche Blumenkronen schmücken, so angebracht sind, daß die Insecten ihnen folgen müssen, um zu dem Nectar zu gelangen. Eine Blume, die mehrere Nectarien hat, besitzt auch gleich viele Saftmale, und wenn das Saftmal ringförmig ist, so wird auch der Nectar an einer kreisförmigen Stelle ausgeschieden. Die Saftmale stechen durch ihre Färbung stets deutlich von den Blumenblättern ab; sie sind aber nur bei Tagesblumen zu finden, das heißt bei solchen Blumen, die sich am Tage öffnen und von Taginsecten besucht werden. Blüthen, die nur des Nachts offen stehen, haben keine Saftmale, denn wozu könnten auch diese in der Dunkelheit dienen. Hingegen zeigen Nachtblumen stets hellfarbige und für gewöhnlich auch große Blumenkronen, um die Aufmerksamkeit der Nachtinsecten leichter auf sich zu lenken. Häufig kommt noch starker Duft hinzu und dient den betreffenden Insecten als Richtschnur; er fehlt auch großen Blüthen nicht, wie die Nicotianen und Daturen lehren, kommt aber besonders für solche Blüthen in Betracht, die nur geringe Größe erreichen.

Beim Studium der Irisarten drängte sich Sprengel die Ueberzeugung auf, daß nicht nur das Eingreifen der Insecten in den Bestäubungsvorgang bei diesen Pflanzen unbedingt nothwendig sei, sondern daß er auch nur von Insecten einer ganz bestimmten Größe vollzogen werden könne. Sprengel fand ferner, daß die Insecten in ganz bestimmter Weise sich auf der Blüthe niederlassen, einen bestimmten Weg einschlagen müssen, um in dieselbe hineinzukriechen, beziehungsweise den Nectar aus denselben aufzusaugen, und daß sie dabei mit ihrem ganzen Körper oder einem bestimmten Theil desselben, den Blüthenstaub oder Pollen aus den Antheren abstreifen und ihn auf die Narben übertragen. Die Narbe zeigte sich zu diesem Zwecke mit feinen Haaren besetzt und mit einer klebrigen Feuchtigkeit überzogen, welche das Anhaften des Pollens erleichtert. Aus diesen Vorgängen versuchte es nun Sprengel, den Bau der Blüthen zu erklären. Beobachtungen an Weidenröschen (Epilobium angustifolium) lehrten dann weiter, daß die einzelnen Blüthen nicht mit ihrem eigenen Pollen, sondern mit demjenigen anderer Blüthen bestäubt werden. Die Bestäubung mit dem eigenen Pollen ist ausgeschlossen, da die Narbe noch nicht empfängnißreif ist, wenn die Antheren stäuben. Es können somit beim Weidenröschen nur ältere Blüthen durch jüngere bestäubt werden, während es sich bei der Wolfsmilch (Euphorbia Cyparisias) umgekehrt verhält, dort ältere Blüthen ihren Pollen an jüngere abzugeben haben. Da nun viele Blumen getrennten Geschlechtes sind, in anderen der Pollen und die Narben nicht gleichzeitig reifen: „so scheint es die Natur,“ meint Sprengel, „nicht haben zu wollen, daß irgend eine Blume durch ihren eigenen Staub befruchtet werde“. Dieses physiologisch so interessante und überaus wichtige Ergebniß fand 1799

in den Versuchen des englischen Botanikers Andrew Knight bereits seine Bestätigung, mit der Erweiterung, daß keine Pflanze eine unbegrenzte Zahl von Generationen hindurch sich selbst befruchte. Die volle Tragweite dieser Einrichtung wurde aber erst von Charles Darwin erkannt. Er stellte es als allgemeines Naturgesetz hin: daß kein organisches Wesen sich in einer unbegrenzten Zahl von Generationen durch Selbstbefruchtung zu erhalten vermöge. Charles Darwin's Versuche mit Pflanzen hatten zwar dargethan, daß auch die Bestäubung einer Blüthe mit ihrem eigenen Pollen meist keimfähige Samen ergibt, doch in geringerer Zahl und weniger guter Ausbildung als die Bestäubung mit dem Pollen anderer Blüthen von demselben, vor Allem aber von einem anderen Stock.

Da es Sprengel nicht gelingen will, in gewissen Blumen, die von Insecten bestäubt werden, Nectar zu entdecken, so erklärt er sie für „Scheinsaftblumen." Sie sollen denselben Bau wie die Saftblumen zeigen, ja selbst Saftmale besitzen, welche als Wegweiser zum Safte sonst dienen, und doch keinen Nectar enthalten. In seinem anthropomorphistischen Gedankengang nimmt Sprengel an, die Natur wolle in solchen Fällen die Insecten täuschen, und um ihre Absicht zu erreichen, habe sie diesen Scheinsaftblumen eine solche Bildung gegeben, daß sie von den Insecten nothwendig für Saftblumen angesehen werden müssen. Daher die Scheinsaftblumen auch eine Röhre besitzen, weil die Insecten aus Erfahrung wissen, daß solche Röhren sonst Saft enthalten.

Kurt Sprengel, ein Neffe Christian Konrad Sprengel's, einer der vielseitigsten und gelehrtesten Botaniker seiner Zeit, Professor in Halle, nimmt in der „Geschichte der Botanik,". die er 1817 und 1818 verfaßte, seinen Oheim gegen den Vorwurf in Schutz, als habe er die Bestäubung der Blüthen durch Vermittlung der Insecten als allgemein bestehend, angenommen. Sein Oheim habe selbst gestanden, daß Gräser, Kätzchentragende und Zapfenbäume davon ausgenommen seien. Er erkenne ganz richtig an, daß der Wind die Bestäubung dieser Blumen vollziehe. — Christian Konrad Sprengel hatte auch festgestellt, daß solchen Blumen eine ansehnlichere Blüthenhülle fehle, daß der Nectar ihnen abgehe und daß sie eine große Menge Blumentrauben bilden. Letzteres sei nöthig, da der Wind nicht jeder Zeit den Staub nach den weiblichen Blüthen hinweht, auch nicht jedes Stäubchen gerade auf eine solche Blume bringt, welche noch nicht befruchtet ist. Die Kiefer hat so viel Staub und verstreuet denselben in solcher Menge in die Luft, daß es während ihrer Blüthezeit, wie die gemeinen Leute sagen, zuweilen Schwefel regnet. Man schlage mit einem Stock gegen den blühenden Zweig einer Kiefer, einer Haselstaude oder einer Else, und man wird sehen, welche Staubwolken denselben entweichen. Einem Johannisbeeren- oder Stachelbeerenstrauch kann man auf diese Weise Staubwolken nicht entlocken. Die für Windbestäubung eingerichteten Blüthen müssen große und freiliegende Narben besitzen, damit der Blüthenstaub leichter auf dieselben treffe; der Staub selbst muß trocken sein, damit er leicht von der Luft getragen werde. Solche Pflanzen blühen im Allgemeinen, wie schon Linné bemerkt habe, im Frühjahr, bevor sie und andere

Bäume sich belauben; denn das fremde und das eigene Laub müßte die Verbreitung ihres Blüthenstaubes erschweren. Für die Kiefer käme das aber nicht in Betracht, da sie gesellig wächst, glatte und schmale Nadeln besitzt.

Doch um Sprengel's Beobachtungsgabe voll zu würdigen, seine Leistungen ihrem ganzen Werth nach zu ermessen, müssen wir ihn gewissermaßen bei der Arbeit sehen, ihm auf dem Gebiete der Einzelbeobachtung folgen.

Wer kennt nicht die Salbei (Salvia pratensis), die im Sommer unsere Wiesen ziert. Sie schaut mit ihren blauen Blüthenständen zwischen den Grashalmen hervor und fällt den Hummeln, nicht minder als uns, schon aus der Ferne in die Augen. Nähern wir uns einer solchen Pflanze an einem sonnigen Tage, so werden wir nicht lange zu warten brauchen, um die Thätigkeit der Insecten auf ihr zu belauschen. Die ansehnlichen Blumen entspringen den oberen Theilen des Stengels, große Blätter sind nur in den unteren Theilen der Pflanze angebracht: in den oberen müßten sie ja die Blüthen verdecken und somit nachtheilig wirken. Die Blüthen stehen wagerecht und sind zweilippig; ihre Blumenkrone ist dunkelblau, die Unterlippe mit einem purpurfarbenen Fleck, dem Saftmal, versehen. Merkwürdig erscheint der Bau der beiden Staubfäden; sie sind in der Blumenkrone befestigt, dort, wo sich dieselbe zur Röhre verengt. Sie bestehen aus zwei langen Fäden, die wagebalkenartig an kurzen Trägern befestigt sind. An ihrem oberen Ende tragen sie mit Blüthenstaub erfüllte Antheren, während ihre unteren Antherenhälften steril und löffelartig umgestaltet sind. Die beiden löffelartigen Organe sind mit einander verwachsen und verschließen den Eingang zur Blumenröhre. Sprengel hat jenen Verschluß als Saftdecke bezeichnet. Sie versperrt den Zugang zum Nectar, der am Grunde der Blumenröhre von einem pomeranzenfarbenen Nectarium ausgesondert wird. Eine heranfliegende Hummel kann nicht anders auf der Blüthe landen, als indem sie sich auf die Unterlippe niedersetzt. „Nun scheint es, daß auch ihr das Eindringen in den Safthalter durch die Saftdecke verwehrt wird, weil sie aber vor derselben das Saftmal sieht und wohl weiß, daß dasselbe den rechten Weg zum Safthalter weiset, so kehrt sie sich an jenen Schein nicht, sondern folgt diesem sicheren Wegweiser, kriecht hinein und bemerkt mit Vergnügen, daß sie die Saftdecke vor sich her und in die Höhe stößt." Da die beiden wagebalkenartigen Fäden beweglich auf ihrem kurzen Träger befestigt sind, so hat das Heben ihres untersten Theiles zur Folge, daß der obere, der die fertilen Antherenhälften trägt, aus der Oberlippe der Blüthe hervortritt und die Hummel auf den Rücken schlägt. Auf dem haarigen Rücken des Thieres verbleiben alsdann die Pollenkörner. Zieht sich die Hummel, nachdem sie den Nectar aufgesogen hat, aus der Blüthe zurück, so nehmen alle Theile in Letzterer die ursprüngliche Lage wieder an. Die oberen Antherenhälften treten in die Oberlippe zurück, in der sie sicheren Schutz gegen den Regen finden; die Saftdecke schließt die Blumenröhre, so daß der Regen auch zu dem Nectar nicht gelangen kann; zugleich schützt die Saftdecke auch vor unbefugten Gästen, solchen, welche vom Nectar wohl naschen möchten, nicht aber so gebaut sind, daß sie die Bestäubung vermitteln könnten. Fliegt hingegen eine mit Pollen beladene Hummel zu einer älteren

Blüthe, so findet sie dort die Narbe an derselben Stelle vor, nach der in den jüngeren Blüthen die Antheren schlugen, und muß sie nothwendig mit Pollen bestreichen. Denn in den älteren Blüthen wächst der feine, in der Narbe endende Griffel, der zuvor in der Oberlippe verborgen war, nach abwärts aus ihr hervor. So werden ältere Salbeiblüthen mit dem Pollen der jüngeren bestäubt. „Es ist ebenso auffallend," schreibt Sprengel, „als artig anzusehen, wie die Staubgefäße, sobald die Hummel in die Blume hineinkriecht, aus der Oberlippe der Krone schnell herausspringen und die Hummel gleichsam peitschen, sobald sie aber herauskriecht, ebenso schnell wieder in die Oberlippe hineinspringen. Auch ein weißer Schmetterling besucht die Blume, bringt aber die Staubgefäße nicht aus ihrer gewöhnlichen Stellung, indem er seinen dünnen Saugrüssel durch die kleinen Zwischenräume, zwischen Saftdecke und der Kronenröhre hindurchsteckt. Hieraus folgt, daß er die Blumen nicht befruchten könne. Ueberhaupt ist es wahrscheinlich, daß die Natur bloß die Hummeln, und zwar die größten Arten derselben, zur Befruchtung der Blumen bestimmt und im Bau der letzteren hierauf Rücksicht genommen habe".

Diese Schilderung des Bestäubungsvorganges bei der Wiesensalbei zeigt hinlänglich, wie trefflich Sprengel zu beobachten wußte. Aus dieser Schilderung wird auch bereits klar, wie der zweilippige Bau der Blüthe mit dem Bestäubungsvorgang zusammenhängt, wie er die Bedingungen für denselben schafft und wie der ganze eigenartige Bau des Staubgefäß-Apparates erst verständlich wird, wenn wir ihn zu der Thätigkeit der Insecten auf dieser Blüthe in Beziehung bringen. Auch der Schutzbedarf des Nectars und des Blüthenstaubes findet in gewissen Structureigenschaften der Blüthe seinen Ausdruck, so daß es sich wohl behaupten läßt, daß erst Sprengel uns ein Verständniß für den Bau dieser Blüthen eröffnet habe.

Auf nassen, sumpfigen Wiesen leuchten uns oft in großer Zahl weiße Blüthen entgegen. Sie fesseln uns durch ihre zierliche Gestalt und regen wohl auch an, sie zum Strauß zu sammeln. Besonders häufig begegnen wir ihnen in den Alpen, wo sie an feuchten Abhängen sehr verbreitet sind. Sie heißen Parnassien (Parnassia palustris) und werden zu Deutsch meist als Sumpf-Herzblätter bezeichnet; auch hat man sie Studentenröschen genannt und diesen eigenthümlichen Namen dadurch begründet, daß sie zu Anfang der Sommerferien blühen. Ein steifer Stiel hebt die Blüthe empor über den umgebenden Rasen. Ihre fünf glänzend weißen Kronenblätter sind mit dunklen Streifen versehen, die grundwärts zusammenlaufen. Diese Streifen hat Sprengel als Saftmale bezeichnet, und da sie gegen die Mitte der Blume weisen, dort auch sofort den Ort vermuthet, an dem Nectar ausgesondert wird. Ueber jedem Blumenblatte steht ein schön geformtes Schüppchen, mit Franzen versehen, die in leuchtend gelben Knöpfchen enden. Diese Schüppchen sondern Nectar an ihrem Grund aus. Zwischen ihnen stehen die Staubgefäße. Diese sind zunächst nach außen gerichtet; doch bemerkte Sprengel, daß sie der Reihe nach sich nach innen beugen und ihre großen weißen Antheren in die Mitte der Blüthe über den Fruchtknoten stellen. Dann erst öffnet sich die entsprechende Anthere, läßt ihren gelben Pollen hervorquellen; doch geschieht dies nicht nach

dem Fruchtknoten zu, sondern von ihm hinweg, nach außen. Jedes Staubgefäß verharrt etwa einen Tag in solcher Lage und kehrt dann erst, seines Pollens ledig, in die ursprüngliche zurück, um dem folgenden Staubgefäß Platz zu machen. Während all dieser Zeit bleibt die Narbe am Fruchtknoten noch geschlossen, unfähig, Pollen aufzunehmen. „Daher," so schließt Sprengel, „müssen es Insecten sein, welche die Bestäubung vermitteln. Ein solches Insect kann in der jüngeren Blüthe nicht zum Saft gelangen, ohne mit einem Theile seines Körpers, vermuthlich dem Unterleibe, die oberste Seite der Antheren zu berühren und ihren Staub abzustreifen. Fliegt es nun von dieser auf eine ältere Blume, so kann es ebenso wenig den Saft derselben verzehren, ohne mit eben diesem Theil seines Körpers die oberste Fläche der Narbe zu berühren, und demgemäß den mitgebrachten Staub mitzutheilen, weil die Narbe eben die Stelle einnimmt, wie in den jüngeren Blumen die Antheren." — Sprengel's Angaben und Vermuthungen waren in jeder Weise zutreffend; die Einrichtung der Blüthe lag klar vor seinem geistigen Auge; doch das Insect festzustellen, das die Bestäubung bei ihr vermittelt, gelang ihm nicht. Daher er auch das Problem der Befruchtung nicht für gelöst bei dieser Pflanze hält. Er sah wohl einst eine Biene dieser Blume nahen; erwartungsvoll legte er sich auf die Erde nieder, um sie besser beobachten zu können; doch die Biene that ihre Schuldigkeit nicht; sie schien ganz betäubt zu sein, fiel bald herab und kroch matt und kraftlos im Grase umher. — Das berichtet Sprengel mit gewohnter Gewissenhaftigkeit und zeigt zugleich, welche strenge Anforderungen er an seine Beobachtungen stellt, unter welchen Bedingungen allein er diese als fest begründet ansieht. So schreibt er denn bei Parnassia wörtlich nieder: „Ob ich mir gleich viel Mühe gegeben habe, den Bau dieser Blume und die eigentliche Art, wie sie befruchtet wird, zu erforschen, so ist dennoch beides bisher für mich ein Geheimniß geblieben." Thatsächlich blieb es den Forschern siebzig Jahre später nur übrig, die Insecten festzustellen, welche die Bestäubung vermitteln; es sind das vor Allem verschiedene Fliegen. — Sprengel aber wurmte die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, den Bestäubungsvorgang bei Parnassia direct zu verfolgen, und zwar so nachhaltig, daß er noch 1815 in der Vorrede zu seiner „Neuen Kritik der classischen römischen Dichter" auf denselben zurückkam. „Aber so wie gewisse Gelehrte," schreibt er dort, „ohne Zweifel bei der Durchlesung meines botanischen Werkes es bedauert haben, daß ich den Bau und die Befruchtung mancher Blumen, z. B. der Parnassia palustris, zu ergründen nicht im Stande gewesen bin, so werden sie es auch bedauern, daß ich viele verfälschte Stellen in den römischen Gedichten, besonders in Ovid's Fastis, nicht habe verbessern können, da man doch vermuthen sollte, daß, wie schwer es ist, die Meisterwerke Gottes, ebenso leicht es sein müsse, die Pfuscherarbeiten unverständiger Menschen zu ergründen."

Ich muß noch andere Beispiele von Pflanzen vorführen, um die Thätigkeit Sprengel's allseitig zu beleuchten; doch will ich weniger eingehend sein, um mit Einzelheiten nicht zu ermüden. Es soll im Wesentlichsten das Endergebniß nur mitgetheilt und in seiner Tragweite betrachtet werden.

Wer nicht selbst Pflanzen gesammelt hat, wird kaum die gemeine Osterluzei (Aristolochia Clematitis) kennen; denn ist auch die Pflanze in manchen Gegenden Deutschlands verbreitet, so fällt sie doch durch ihr Aeußeres kaum auf. Weit bekannter ist die Aristolochia Sipho, der nordamerikanische Pfeifenstrauch, jene üppige großblätterige Liane, die wir so häufig an unseren Lauben ziehen. Die Blüthen jener Liane ähneln Pfeifenköpfen. — „Die Blume der Osterluzei," schreibt Sprengel, „hat vermuthlich wegen ihres schlichten Aussehens und ihrer einfachen Structur die Aufmerksamkeit, ich will nicht sagen der Blumenliebhaber — denn ihr mehrentheils verdorbener und ganz unnatürlicher Geschmack verdient nicht in Betrachtung gezogen zu werden — sondern selbst der Botaniker, bis jetzt nicht sonderlich auf sich gezogen. Und dennoch ist sie wegen eben dieser Einfalt ihrer Structur und wegen der ganz besonderen Kunst, welche die Natur in der zu ihrer Befruchtung gemachten Veranstaltung bewiesen hat, die schönste von allen denen, deren geheimnißvolle Einrichtung zu entdecken mir bisher gelungen ist .... Ich bin erst im vergangenen Sommer so glücklich gewesen, das Räthsel, welches dieselbe bis damals für meinen Verstand gewesen war, zu lösen ... Ich erwartete mit Verlangen die Zeit, da die Blumen zu blühen anfangen würden. Als ich im Mai die Pflanzen in der Blüthe fand, fiel ich mit großer Hitze über die Blumen her und gerieth, nachdem ich dieselben untersucht hatte, in ein frohes Erstaunen, da ich durch den Augenschein überzeugt wurde, daß, so wie ich mir vorgestellt hatte, der große Urheber der Natur die kleinen Fliegen erst in diese Blume einsperrt, damit sie dieselbe befruchten, hernach aber, wenn dieser Endzweck erreicht worden ist, sie wieder aus ihrem Gefängniß herausläßt, folglich durch die wundervolle Einrichtung dieser Blume, ebenso sehr seine Güte, als seine Weisheit an den Tag legt."

Das, was Sprengel in solches Entzücken versetzte, war die Entdeckung, daß die Blüthen der Osterluzei nach Art einer Fischreuse gebaut sind. Die Blumenröhre führt im Innern einwärts gerichtete Haare, die den kleinen Mücken, welche die Blumen besuchen, wohl das Hineinkriechen gestatten, sie dann aber in dem erweiterten Blumengrunde festhalten. Dieser kesselartig angeschwollene Blumentheil enthält die Antheren und Narben. Die gerade Blumenröhre läuft am Scheitel in einen einseitigen Lappen aus. Dieser ist gelb gefärbt und fällt den Insecten am meisten in die Augen; die übrigen Theile der Blüthe sind grüngelb, unansehnlich. In solchem Entwicklungszustande befindliche Blumen stehen aufrecht am Stengel und behalten diese Lage bei, bis daß die Uebertragung des Blüthenstaubes auf die Narbe durch die umherkriechenden Insecten vollzogen ist. Dann schrumpfen die Haare der Blumenröhre ein, der Weg in derselben wird frei, und als wenn der Abzug den Insecten noch erleichtert werden sollte, senkt sich die Blüthe nach abwärts und geht aus der aufrechten in eine hängende Stellung über.

Während ihres ersten Entwicklungszustandes kommt es für die Blüthe darauf an, eine Anzahl Fliegen zu fangen, von welchen sie im zweiten Zustande bestäubt werden soll. „Da nun aber," fährt Sprengel fort, „die Fliegen nicht sogleich wie gerufen angeflogen kommen, sondern nach und nach vom Zu-

fall herbeigeführt werden, so mußte dieser Zustand von ziemlich langer Dauer sein. Ich habe gefunden, daß er sechs Tage währt. Während dieser Zeit führt der Zufall heute eine Fliege, morgen zwei oder drei auf die Blume, deren jede, durch den Schein betrogen, hineinkriecht. Auf solche Art findet sich endlich eine ganz ansehnliche Gesellschaft von diesen Thierchen hier ein, denen eine so unvermuthete Zusammenkunft, in einem so engen Zimmer, und eine so unverschuldete Gefangenschaft in einem so wohl verschlossenen Gefängniß, sonderbar genug vorkommen mag .... Dann folgt der zweite Zustand, in welchem die Blume reifen Antherenstaub, eine ausgebildete Narbe und Fliegen genug hat, welche jenen auf diese bringen. Beides kann öfters zwar unterbleiben, weil auch hier Alles zufällig ist, muß aber auch öfters leicht geschehen. Denn natürlicherweise sind die Fliegen, da sie nun schon so lange eingesperrt gewesen sind, und nichts zu fressen bekommen haben, hierüber ungeduldig geworden und laufen unwillig im Kessel umher; auch können bei solcher Gemüthsstimmung Streitigkeiten nicht leicht unterbleiben, und es mag in diesen kleinen Gefängnissen, in welche das menschliche Auge nicht hineinschauen kann, zuweilen ziemlich kriegerisch hergehen. Auf solche Art müssen sie unter anderen auch an die Antheren gerathen, ihren Staub abstreifen, denselben allenthalben umherschleppen und unter Anderm auch auf das Stigma bringen.“

Sprengel rechnete die Osterluzei zu seinen Scheinsaftblumen, weil er in derselben Saft nicht finden konnte. Auch spätere Forscher haben vergebens in diesen Blüthen nach Nectar gesucht, und erst Correns ist neuerdings glücklicher gewesen. Er fand thatsächlich Nectar im Blumenkessel, zwar nur in sehr geringer Menge, doch immerhin ausreichend für die äußerst kleinen Mücken, welche diese Blumen besuchen.

Gegen Sprengel's Darstellung des Bestäubungsvorgangs bei der Osterluzei machten spätere Forscher ein ungleichzeitiges Reifen der Geschlechtsproducte geltend. Sie behaupteten, daß zunächst die Narben empfängnißfähig seien, dann erst die Antheren ihren Pollen entlassen. Damit wäre ausgeschlossen, daß der Pollen auf die Narbe derselben Blüthe einwirke. Die Insecten sollten vielmehr beim Verlassen der Blüthen den Pollen mit auf den Weg nehmen und mit demselben die nächstfolgenden Blüthen bestäuben. Auch die Osterluzei gäbe somit ein Beispiel für die Nothwendigkeit der Kreuzung zwischen verschiedenen Blüthen ab. Selbstbefruchtung sei auch bei ihr ausgeschlossen. — Neueste Untersuchungen von Burck scheinen aber doch Sprengel Recht zu geben. Die Blüthen der Osterluzei werden nach Burck mit ihrem eigenen Pollen bestäubt. Das vermindert nicht die Tragweite des Knight-Darwin'schen Gesetzes, schränkt dasselbe nur entsprechend ein. Es ist jetzt überhaupt für eine ganze Anzahl von Pflanzen festgestellt worden, daß sie ausschließlich auf Selbstbefruchtung, somit auf die Bestäubung mit eigenem Pollen angewiesen sind. Ob solche Arten unbegrenzt fortbestehen können, oder einem endlichen Erlöschen entgegengehen, läßt sich nicht sagen, denn dazu reichen unsere Erfahrungen nicht aus. Auch könnte es immerhin sein, daß solche Einrichtungen, wie sie die Aristolochia-Blüthe uns bietet, zunächst der Fremdbestäubung dienten, und unter dem Einfluß derselben gezüchtet worden sind. Dann wäre die jetzige Selbst-

befruchtung der Osterluzei eine nachträgliche Veränderung, unter nachträglich veränderten Bedingungen entstanden. Haben doch Warming und Lindman festgestellt, daß auch viele hochnordische Gewächse sich jetzt selbst bestäuben, während ihre nächsten Verwandten in wärmeren Gegenden für Fremdbestäubung eingerichtet sind. Eine Sicherung der Selbstbestäubung wurde im hohen Norden vortheilhafter, aus Mangel an Insecten. Sonst müßte es dort vielen Pflanzen so wie jenen tropischen Gewächsen ergehen, die, in unsere Gärten verpflanzt, keine Samen bilden, weil die Insecten fehlen, die in der Heimath die Blüthen bestäuben.

Aus den vogelkopfähnlichen Blüthen der Aristolochia ornithocephala werden, wie Burck auf Java fand, die eingefangenen Fliegen nicht entlassen; sie können somit auch nicht den Pollen von einer Blüthe zur anderen übertragen. In den Blüthen dieser Aristolochia-Art finden die gefangenen Fliegen ihren sicheren Tod. Wie schlecht es ihnen zuvor noch ergeht, zeigt die große Zahl abgerissener Flügel und Beine, die den klebrigen Wänden des Blumenkessels anhaften. Von den vierundzwanzig Fliegen, die Burck in einer der untersuchten Blüthen fand, waren neunzehn schon todt und hatten ihre Beine und Flügel eingebüßt. Aeltere Blüthen bargen überhaupt nur todte Fliegen. Solchen Thatsachen gegenüber, müßte Sprengel, so sollte man meinen, mit seiner anthropomorphischen Weltanschauung in einige Verlegenheit kommen. Scheint doch eine gütige Natur, nach menschlichen Begriffen, nicht über einem solchen Vorgang zu wachen. Doch Sprengel, wie er es uns selbst schildert, nahm zunächst Aehnliches auch für die Osterluzei an, ohne sich dadurch in seiner Anschauung beirren zu lassen. Er half sich vielmehr mit der Vorstellung, daß die Natur hier das Wohl der Fliegen einem anderen Endzweck opfre. Immerhin würde man, meint er, nicht umhin können, das Schicksal dieser Fliegen für zu hart und die Natur etwas zu unbarmherzig finden. Daher auch seine große Freude, als er später feststellte, daß die Fliegen aus der Osterluzeiblüthe wieder entlassen werden.

Heiterer als durch jene die Insecten mordende Aristolochia ornithocephala werden wir durch die Asclepias gestimmt, auf deren Blüthen es, nach Sprengel, ziemlich lustig hergeht. Sprengel hat auch hier wieder richtig erkannt, daß die verklebten Pollenmassen der Pflanze aus den Staubfächern durch Insecten herausgezogen und auf die Narbe übertragen werden; im Ansehen der Narbe hat er sich aber geirrt, daher ich eine spätere Schilderung meiner Darstellung zunächst zu Grunde legen muß. Bei Asclepias sind die fünf Staubblätter unter einander und mit einem eigenartigen Narbenkopf verwachsen. Letzterer trägt die empfängnißfähigen Narben auf seiner Innenseite und nur durch schmale Spalten zwischen den Staubblättern lassen sich diese Narben erreichen. Sämmtliche Pollenkörner eines jeden Staubfaches sind zu einer einzigen Pollenmasse verklebt; die Pollenmassen benachbarter Antherenhälften verbindet aber ein eigener gabelförmiger Klemmkörper. Jedes Staubblatt trägt endlich auf seinem Rücken ein tütenförmiges Nectarium, dessen Inhalt die Insecten mit Begierde schlürfen. Um dies bewerkstelligen zu können, lassen sie sich auf der Blüthe nieder; da deren Oberfläche aber sehr glatt ist, so gleiten ihre Beinchen

aus, und finden einen Halt erst innerhalb der die Staubblätter trennenden Spalten. Die Klemmkörper sind nun über diesen Spal'en so angebracht, daß der Fuß nicht befreit werden kann, ohne in einen Klemmkörper zu gerathen, und mit ihm zugleich zwei Pollenmassen aus der Blüthe herauszuziehen. Sprengel meinte, es würden die Pollenmassen auf die obere Fläche des Narbenkopfes übertragen, die er für die eigentliche Narbe hielt; thatsächlich klemmt sie das Insect in andere Blüthen ein, wenn sein Fuß dort wieder in einen Spalt geräth. Durch den Spalt gelangen sie dort erst zur wirklichen Narbenfläche. Also wird bei diesen Pflanzen, wie thatsächlich in den meisten Fällen, die eine Blüthe wieder mit dem Pollen einer anderen von demselben oder einem anderen Stocke bestäubt.

Die Asclepias Cornuti, die häufig in unseren Gärten gezogen wird, verbreitet einen angenehmen honigartigen Duft, und man wird an warmen Sommertagen sie stets von Insecten, besonders von Bienen und Hummeln, umschwärmt finden. Früh am Morgen braucht man an Blüthen, die sich frisch erschlossen haben, nicht lange zu warten, um das Herausziehen der Pollenmassen zu gewahren. In späteren Tagesstunden wird diese Beobachtung hingegen wohl kaum gelingen, denn alle Pollenmassen sind bereits aus den Antheren entfernt. Bienen, die mit ihren Beinchen unter Klemmkörper gerathen sind, vermögen nicht ohne sichtbare Anstrengung sich aus den Spalten zu befreien. Unter Umständen reichen ihre Kräfte dazu nicht aus, ja beim fortgesetzten Zerren reißt auch ein Bein wohl ab. Hin und wieder sieht man einzelne Hummeln von den Blumen herabhängen, ihre Beine sind in den Spalten eingeklemmt. Andere Hummeln kriechen auch wohl träge auf den Blüthen umher, noch andere liegen am Boden in der Nähe der Pflanze und klammern sich brummend an Blüthen an, die man ihnen entgegenhält. Sprengel ist der Ansicht, diese Insecten seien berauscht; eine Fliege, die er eine halbe Stunde lang auf einer einzigen Blüthe der Asclepias fruticosa beobachtet hatte, gab durch ihr ganzes Betragen zu erkennen, daß sie etwas Flüchtiges und Berauschendes genossen habe. „Ich kann mich nicht erinnern,“ sagte er, „daß ich jemals an einem anderen Insect etwas Aehnliches bemerkt habe. Sie glich, um es kurz zu sagen, einem Menschen, der sich in einem herrlichen Wein einen mäßigen Rausch getrunken und dadurch in den höchsten Grad der Lebhaftigkeit, Munterkeit und Lustigkeit versetzt worden ist. . . .“ „Wenn der Saft dieser Blume,“ fügt Sprengel hinzu, „wirklich eine berauschende Eigenschaft hat, so kann nichts zweckmäßiger sein, denn es werden den angeheiterten Insecten die Beinchen dann nur um so leichter ausgleiten müssen und in die Spalten gerathen.“ — Doch scheint nach späteren Beobachtungen von Delpino die italienische Hummel so schlau zu sein, daß sie sich auf die Dolden von Asclepias erst Tags nach dem Aufblühen niederläßt; dann haben andere Insecten mit Pollenmassen die Spalten schon verstopft, und sie läuft nicht mehr Gefahr, sich in letzteren einzufangen.

Nach diesem heiteren Blumenbilde erscheint um so trauriger die Nachricht, daß von dem Manne, der mit so viel Liebe, Scharfsinn und Begabung der

Natur ihre Geheimnisse abzulauschen wußte, sich nicht einmal ermitteln ließ, wo er begraben liegt. Desto größer erschien mir die Pflicht Derer, die dasselbe Gebiet heute, wie einst er, bebauen, seine hohen Verdienste zur Würdigung zu bringen. Es gilt, wenn auch noch so spät, ihm ein monumentum aere perennius, dauernder als Erz, zu errichten: im Geiste der deutschen Nation und im Geiste aller Jener, die schöpferische Kraft hoch zu halten wissen. — Dieser Pflicht suchte ich in diesen Zeilen nachzukommen. An die übermittelten Nachrichten gebunden, konnte ich Sprengel als Menschen nicht überall Anerkennung zollen; auch hatte ich naturgemäß in seinen wissenschaftlichen Leistungen einige Irrthümer und Mängel zu verzeichnen, doch als Gesammtbild muß uns der Eindruck einer kernigen, eigenartigen, ideal angelegten Natur verbleiben, eines reich beanlagten Mannes, der in schwierigster Lebensstellung die innere Kraft in sich fand, neue geistige Bahnen der wissenschaftlichen Forschung zu eröffnen, und der trotz mangelnder Anerkennung mit Ausdauer und Hingebung auf denselben gewandert ist.

Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha.

(† 22. August 1893.)

In dem Armeebefehl, den der Kaiser am 23. August in Reinhardsbrunn am Todtenbette seines Großoheims erlassen hat, stehen die höchst denkwürdigen und großherzigen Worte: „Mit meiner Armee beklage ich zugleich den Verlust eines treuen Freundes, der von jeher und in allen Lagen unerschütterlich zu meinem Hause gestanden hat, und dem mein in Gott ruhender Großvater, wie mein geliebter Vater stets in tiefer Dankbarkeit zugethan waren."

Wer den edlen Todten, der, als der Kaiser dies schrieb, im Nebengemache schlummerte, im Leben gekannt hat, muß wissen, daß der junge Kaiser von dem alten Oheim nichts hätte sagen und bestätigen können, was sich dieser mehr und herzlicher gewünscht, worauf er größeres Gewicht gelegt, und was ihm aufrichtigere Genugthuung und Freude bereitet hätte, als gerade dies, daß die beiden ersten Träger der Kaiserkrone dem Coburger Herzog ein Gefühl des Dankes im Herzen trugen. Denn es ist wahr, der Herzog geizte gerade nach dieser Anerkennung, und er hat in manchen Augenblicken die ihm aufsteigende Befürchtung, als möchte dieselbe ihm vielleicht fehlen, bitter empfunden. Er hat daher auch in seinen von ihm ausgearbeiteten Denkwürdigkeiten darauf gehalten, daß das Kaiserwort von Versailles: „Ich vergesse nicht, daß ich Dir den heutigen Tag mit am meisten zu danken habe" — gleich auf den ersten Blättern seines Werkes stehen sollte. Und selbst als man ihm das Bedenken äußerte, es möchte diese Voranstellung auf die nie fehlenden politischen Feinde den Eindruck einer Ruhmredigkeit machen und so ausgebeutet werden, antwortete er, „dann mögen sie es nur thun; aber der Kaiser hat's gesagt, und mir gibt sein Wort ein Anrecht, mein Leben zu beschreiben".

Der unerschrockenen Mittheilung des Kaiserwortes von Versailles fehlte es nicht an böswilligen Auslegungen; jetzt aber hat der Enkel des großen Kaisers in schlichten Worten und edler Einfachheit vor der Armee sich dafür verbürgt, daß der Heldenkaiser dem Coburger eine dankbare Gesinnung bewahrt hatte. Das sagt viel, weit mehr, als eine oberflächliche Kenntniß der Dinge vermuthen mag; dem Kaiser werden Alle, die an dem Andenken des Herzogs Ernst hängen, und deren sind viele, für den Armeebefehl von Reinhardsbrunn

zu innigstem Danke verpflichtet bleiben. Es ist eine geschichtlich unbestreitbare Wahrheit: der verstorbene Herzog stand durch einen Zeitraum von nahezu fünfzig Jahren, während seiner ganzen Regierungszeit und in sturmvollen Jahren in bester Gesinnung zu dem Hause, welchem das Schicksal augenscheinlich die Leitung des deutschen Volkes und seiner nationalen Angelegenheiten in die Hände gelegt hat. Er stand, in das Leben eingreifend, an dem Wendepunkte der deutschen Geschichte, wo sehr allmälig der Gedanke eines festen Anschlusses an den Staat des großen Friedrich in den deutschen Fürstenhäusern zu dämmern begann, wo die Sorge vor dem anwachsenden Preußen dem Wunsche eines engeren Bundesstaates zu weichen anfing. Noch waren die wenigen jungen Herren aus fürstlichen Familien sehr sonderbar angesehen, die mit dem Gedanken spielten, das deutsche Volk könnte in seiner Gesammtheit einst durch ein näheres Verhältniß zu den Hohenzollern nur gewinnen und zu größerer Einigkeit geführt werden. Noch war nicht ein einziges Moment, nicht ein einziges Ereigniß zu entdecken, woraus auf eine innerliche Annäherung der Dynastieen an das heutige kaiserliche Haus ein Schluß zu ziehen gewesen wäre. Wenn der Gedanke einer preußischen Führung in Deutschland in Kreisen der Literatur, einzelnen Köpfen von Staatsmännern und Officieren nicht unbekannt geblieben ist, so muß man doch sagen, daß es noch lange keinen Thron in Deutschland gegeben, vor dem er auch nur hätte ausgesprochen werden dürfen. Man wird vergeblich nach einem Schriftstück suchen, welches bewiese, daß ein deutsches Fürstenhaus in diesem Sinne zu den Hohenzollern „gestanden" hat, wie der Armeebefehl des Kaisers sich ausdrückt. Darin aber gerade liegt es, und hier ist der Punkt, der nicht wichtig genug genommen werden kann: es hat gegen Ende der dreißiger und im Anfange der vierziger Jahre in Deutschland eine kleine Anzahl junger Leute in den fürstlichen Familien gegeben, die den verpönten Gedanken in den entscheidenden Regierungskreisen, wenn nicht angenehm, so doch wenigstens bekannt gemacht haben. Es wäre eine noch unerfüllte Ehrenschuld, diese begnadeteren Geister unter den deutschen Fürstensöhnen, von denen manche ganz vergessen sind, in Erinnerung zu behalten. Daß in erster Linie die beiden Coburgischen Prinzen Ernst und Albert in diese Reihe gehörten, ist oft gerühmt und beklagt worden, und der verstorbene Herzog, sowie sein zu früh heimgegangener Bruder waren nicht die Männer, die ihre Meinungen zurückgehalten hätten. Sie haben dafür gesorgt, daß Freund und Feind es hören konnten, wie sie über Bestehendes und Künftiges dachten.

So war das Jahr 1848 gekommen, während welches dem Herzog Ernst neben seinen Gesinnungsgenossen in Folge des Umstandes, daß er schon seit vier Jahren zur Regierung gekommen war, eine größere Beachtung zu Theil wurde. Ihm war es daher möglich, noch vor der Kaiserwahl in Frankfurt dem König Friedrich Wilhelm IV. jenes merkwürdige Huldigungsschreiben zu senden, welches wenigstens die Annahme widerlegen konnte, daß alle deutschen Regierungen dem Kaisertraum von Frankfurt widerstrebten. Und wenn auch Friedrich Wilhelm IV. selbst durch nichts zu bewegen war, die „Krone von Frankfurt" mit ihrem „demokratischen Oel" sich anzueignen, so blieb er dem

Herzog von Coburg doch stets im Herzen für die Gesinnungen, die er 1849 bei der Kaiserfrage und 1850 beim deutschen Fürstentage kund gegeben hatte, sehr wohlgesinnt. Damals war es, daß er ihn zum General der Cavallerie ernannte, und damals war es auch, daß er einen vertrauten politischen Briefwechsel mit ihm eröffnete, der an Offenheit und Aufrichtigkeit kaum etwas zu wünschen übrig läßt.

Höchst eigenthümlich war freilich das Verhältniß, welches sich zwischen dem Herzog und dem um dreiundzwanzig Jahre älteren Könige gebildet hatte. In Anlagen und Neigungen manche Aehnlichkeiten zeigend, könnte man sich doch kaum einen größeren Gegensatz der Charaktere denken. Vielleicht übte gerade dieser Umstand eine größere gegenseitige Anziehungskraft aus; der König habe, so versicherte seine Gemahlin nach dem Tode desselben, den Herzog wirklich aufrichtig geliebt, und dem Herzog gereichte dieser Ausspruch der Königin noch in späten Jahren zu ganz außerordentlicher Freude. Er vermochte seine oft viel zu harten Anklagen gegen die Politik des Königs selten ohne die Bemerkung zu schließen, wie sehr er den König persönlich verehrte und andererseits von ihm geliebt worden sei. Daraus entsprang auch sein Bestreben, den König gegen den oft gehörten Vorwurf, daß er kein großes militärisches Verständniß gehabt habe, zu vertheidigen; er wollte dies viel besser erfahren haben. Namentlich seien die Kritiken des Königs am Ende der großen Manöver jederzeit von vortrefflichster Art gewesen und hätten den seltenen Scharfblick und genialen Geist desselben niemals vermissen lassen. Wenn dieses Urtheil des Herzogs selbst von preußischen Officieren zuweilen bestritten worden ist, so lag der Grund doch mehr in politischen als eigentlichen militärischen Beweggründen; der Herzog hat hier besser zu distinguiren gewußt und gern dem Könige sein Verdienst nachgerühmt, wo immer er es zu sehen glaubte. Dessenungeachtet darf man sich aber nicht wundern, wenn der König dem Herzog in dessen politischer Thätigkeit seit der Wiederaufersteh ung des deutschen Bundestags in Frankfurt nur wenig Beifall schenken konnte. Friedrich Wilhelm IV. stand auf einem total verschiedenen Standpunkt der äußern und innern Politik; er konnte anerkennen, daß der Herzog in jenen letzten Jahren seiner Regierung die politischen Karten nicht ohne Geschick zu mischen verstanden hatte; er mochte mit den Motiven und Absichten des Herzogs Ernst ganz einverstanden sein, doch was derselbe that und betrieb, war durchaus gegen die preußische Regierung und Politik gerichtet. Der Armeebefehl von Reinhardsbrunn spricht mit gutem Vorbedacht von Kaiser Wilhelm und Friedrich; es wäre gewiß nicht richtig, wenn der Kaiser von dem Danke der Vorfahren geredet hätte, der dem Coburger Herzog zu Theil geworden sei. Denn eine größere Uebereinstimmung im Verständnisse der Lagen ist zwischen Herzog Ernst und dem preußischen Hause erst durch den Prinzen Wilhelm von Preußen, unsern spätern Heldenkaiser, möglich geworden.

Die näheren Beziehungen zwischen Herzog Ernst und dem Prinzen von Preußen datiren aus dem Jahre 1853. Sie wurden in London unter den Augen der Königin von England angeknüpft, die mit ihrem Gemahl, dem

Prinzen Albert, seit längerer Zeit ein Verhältniß innigster Hochschätzung und Verehrung für den Prinzen von Preußen aufrecht hielt. Es war in den trüben Zeiten des Jahres 1848 angeknüpft worden, wo der Prinz von Preußen mit seiner Gemahlin einen längeren unfreiwilligen Aufenthalt in England nahm, und Gelegenheit hatte, in nahen Verkehr mit der Königin und dem Prinzen Albert zu treten. Der letztere überzeugte sich bald, welches Unrecht die Berliner Revolution dem trefflichen und durchaus edlen Charakter des klardenkenden Prinzen gethan hatte, und die Correspondenz des Prinzen Albert aus jener Zeit ist voll Anerkennung der reinen Absichten und erleuchteten Anschauungen des preußischen Prinzen. Die Londoner Weltausstellung des Jahres 1851 gab dann neue Gelegenheit zu einem längeren Besuche der preußischen Herrschaften, und die Thätigkeit des Prinzen Albert aus diesem Anlaß flößte umgekehrt dem Prinzen von Preußen und seiner Gemahlin eine fast schwärmerische Verehrung für den um so viele Jahre jüngeren, aber in den großen englischen Verhältnissen unter den schwierigsten Kämpfen gereiften Prinz-Gemahl ein. Diese persönlichen Beziehungen konnten nicht ohne Rückwirkung auf die politischen Anschauungen und Wünsche der erlauchten Personen bleiben, welche das Schicksal voraussichtlich noch zu großer Wirksamkeit in den deutschen und europäischen Angelegenheiten vorbehalten hatte. Als Herzog Ernst, gleichsam als Dritter im Bunde, in den nächsten Jahren sich dem Prinzen von Preußen näherte, schien das durch die Revolution gestörte europäische Gleichgewicht zu völlig neuen Combinationen hinzudrängen. Die liberale deutsche Welt hat damals geglaubt, mit Hülfe der Westmächte ein für allemal die Stellung Rußlands und besonders die des Kaisers Nikolaus erschüttern zu können, und da der Prinz von Preußen in dem großen Kampfe zwischen dem Osten und Westen sich weit mehr, als sein Bruder, von der altpreußischen Politik entfernte, so waren ihm in den letzten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. manche Schwierigkeiten entstanden, durch die ihm die Verbindung mit dem Prinzen Albert und seinem Bruder Ernst noch werthvoller gemacht wurde. In den Kreisen der liberal und national gesinnten Parteien in Deutschland glaubte man diesem Umstande eine hervorragende Bedeutung beilegen zu sollen, und als vollends die Heirath des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der englischen Königstochter Thatsache geworden war, stand bei dem weitaus größten Theile der deutschen Nation das Haus des Prinzen von Preußen in dem Ansehen, daß es alle die Erwartungen erfüllen werde, die seit dem Jahre 1848 nicht mehr zum Schweigen zu bringen waren. Der Herzog von Coburg hatte sich dann unstreitig das große Verdienst erworben, daß er seine ganze Persönlichkeit einsetzte, um die Popularität des Prinzen von Preußen so hoch wie möglich zu steigern, als dieser im Jahre 1858 die Regentschaft in Preußen übernahm. Insbesondere durch seine literarischen Verbindungen war es ihm möglich geworden, einen Einfluß auf die öffentliche Meinung zu Gunsten Preußens in Deutschland zu gewinnen; und wenn später der Kaiser Wilhelm von seinem Dank sprach, den er dem Herzog entgegenbrachte, so hatte er gewiß auch Umstände dieser Art im Auge.

Auch durch Thatsachen von weittragender politischer Bedeutung gab der Herzog seiner Gesinnung in Betreff der preußischen Leitung der deutschen Angelegenheiten Ausdruck. Man sollte ihm besonders das nicht vergessen, daß er die im Jahre 1849 schon einmal abgeschlossenen Militärverträge jetzt, und in einem Augenblicke wieder in Erinnerung brachte, wo ein Theil der deutschen Bundesgenossen eine sehr stark nach der österreichischen Seite hin gravitirende Politik verfolgte. Der Abschluß seiner Militärconvention mit Preußen gehört vielleicht zu den lehrreichsten und merkwürdigsten Capiteln der Entstehungsgeschichte des deutschen Reichs und der Lebensgeschichte des Herzogs zugleich; denn so wenig man dies heute vermuthen möchte, so sicher ist es doch, daß die Absicht des Herzogs, sein Truppencontingent durch einen Militärvertrag der preußischen Armee einzuverleiben, den größten Widerstand des preußischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten hervorgerufen hat. Die Angelegenheit spielte im Jahre 1861 weit über ein Jahr, bevor Herr von Bismarck ins Amt getreten war; aber wenn es eines Beweises bedurft hätte, daß die ältere Generation von preußischen Staatsmännern, von der Richtung des Herrn von Schleinitz, den neuen Aufgaben nicht entfernt gewachsen waren, so konnten die Verhandlungen über die Militärconvention des Herzogs dafür angeführt werden. Man machte preußischerseits jede Art von Schwierigkeiten und suchte die Sache zu hintertreiben, bis der König selbst diese Angelegenheit in seine Hand nahm und in persönlichem Verkehr mit dem Herzog ordnete, so daß, wenn nicht der militärische Nutzen, so doch sicher der politische und moralische Eindruck des Ereignisses ein ungemein großer gewesen ist. Seit langer Zeit war in Deutschland nichts geschehen, was in den auswärtigen Cabinetten mehr besprochen wurde; denn es war eine That, und eben an Thaten mangelte es so sehr. Gewiß hat man nicht die tausend Mann, um welche die preußische Armee verstärkt worden ist, in Anschlag gebracht, aber es war ein Anfang, es war die thatsächliche Anerkennung eines Princips. Solche Handlungen waren es, die den Dank des Königs verdienten, und er hat denselben dem Herzog gleich damals in wärmster Weise ausgesprochen. Der König hatte volles Verständniß für die Bedeutung solcher friedlicher Eroberungen im Gegensatze zu manchem preußischen Bureaukraten, und so durfte er sich über das erste Beispiel eines in gesetzmäßigster Weise herbeigeführten militärischen Anschlusses an Preußen um so mehr und nachhaltiger freuen, als der darauf bezügliche Vertrag durchaus sein persönliches Werk und aus der Initiative des ihm befreundeten Bundesfürsten hervorgegangen war. Fünf Jahre später erwies sich die Militärconvention auch vom strategischen Standpunkte für viel wichtiger, als man gedacht hatte; denn das Coburg-Gothaische Contingent bildete in dem Augenblicke, als der König von Hannover den Entschluß faßte, nach Süden zu marschieren, den einzigen Theil der preußischen Kriegsmacht, der ihm entgegenstand, während die übrigen thüringischen Staaten den Hannoveranern bundesfreundlich zur Seite standen. König Wilhelm soll damals gesagt haben, es habe einen Moment gegeben, wo die zwei Bataillone von Coburg-Gotha politisch betrachtet für ihn den Werth eines halben Armeecorps gehabt hätten. Dies war denn freilich nur wenige Stunden

der Fall, aber diese wenigen Stunden genügten, um den Anmarsch der preußischen Divisionen auf allen Seiten zu ermöglichen. Man hat den Herzog von Coburg, als die Kriegsfrage im Jahre 1866 entschieden war, oft wegen seines nationalen Entschlusses beglückwünscht, standhaft und unerschütterlich auf Seite Preußens gestanden zu haben, obwohl er in der vorhergehenden Zeit politisch zu den Gegnern der preußischen Politik gehört hatte. Niemand wird ihm diesen Ruhm streitig zu machen vermögen, und am wenigsten hätte hier Kaiser Wilhelm mit seiner Anerkennung jemals zurückgehalten; aber dabei darf man doch sagen, das eigentlich entscheidende Moment lag schon in dem Entschlusse des Jahres 1861 und in der glücklich vollzogenen Militärconvention des Herzogs und des Königs. Hätte dieselbe gleich damals Nachahmung bei den deutschen Fürsten gefunden, der letzte Kampf zwischen Deutschen und Deutschen wäre vielleicht erspart worden. Aber auch in persönlicher Beziehung war das Verhältniß zwischen dem Könige und dem Herzog durch den Militärvertrag gefestigt und vor allen Dingen über die mannigfaltigen Wandlungen der Politik in jenen Jahren und über alle Gegensätze der Tagesfragen hoch emporgehoben worden.

Es ist nicht zu leugnen, daß in den innern deutschen Angelegenheiten und in Bezug auf die Lösung der großen nationalen Frage zwischen dem Könige und dem Herzog starke und mitunter gefährliche Meinungsverschiedenheiten bestanden haben; ja, es war einmal die Möglichkeit eines vollkommenen Bruches eingetreten, als die Feinde des Herzogs dem Könige glaubhaft machten, daß sich derselbe abfällig über die preußische Militärreform geäußert und preußische Abgeordnete zum nachhaltigen Widerstand gegen die Regierung ermuntert hätte. Das letztere war glücklicherweise leicht zu dementiren, aber ein Mehlthau lag auf dem schönen, langjährigen Freundschaftsverhältniß. Als dann die schleswig-holsteinische Sache jede Verständigung noch mehr erschwerte und die Leidenschaften allerorten steigerte, hat Herr von Bismarck einem der zahlreichen reisenden Agenten des Herzogs von Augustenburg in Gastein an der Tafel im Kurhaus ein lustiges Wort ausgesprochen, welches für die Lage in jenen Tagen wohl charakteristisch war. Als der augustenburgische Diplomat mit dem geringen Takte, der bei diesen Verhandlungen zuweilen an den Tag gelegt worden sein soll, sich auf den Herzog von Coburg berief, fiel ihm der Ministerpräsident ins Wort: „Was wollen Sie mit dem Herzog von Coburg! wenn wir noch Friedrich den Großen zum Könige hätten, so säße der längst in Spandau auf der Festung."

Man darf nun ohne Zweifel annehmen, daß Herr von Bismarck mit seinem Scherze wirklich nicht die Gesinnung eines Hohenzollern aus dem neunzehnten Jahrhundert hatte bezeichnen wollen; denn nichts lag dem Könige Wilhelm ferner als die Souveränetätsrechte seiner Mitfürsten anzugreifen, vielmehr war gerade damals, als der Gasteiner Vertrag geschlossen wurde, ein Moment gekommen, wo es recht große Schwierigkeiten machte, den König auf der Bahn der immer nöthiger werdenden deutschen Bundesreformfrage vorwärts zu bringen. Aber dieser Punkt war es gerade, der dem Könige

Anlaß bot, dem Herzog von Coburg immer wieder von Neuem sein Vertrauen zu schenken und engere Fühlung mit ihm zu nehmen.

In der Entwicklung der deutschen Reichsidee hat es mehrere Jahre gegeben, wo alle Welt die Empfindung hatte, daß die Stimme des Herzogs von Coburg, sei es im günstigen oder im ungünstigen Sinne, durchaus beachtet werden müsse. In den höchsten Kreisen, auch in Berlin, wo man von des Herzogs Unternehmungen im Einzelnen nicht sehr erbaut war, konnte man sich doch nicht denken, daß in den Bundesangelegenheiten die Anschauungen des Herzogs Ernst umgangen oder ignorirt werden dürften. Den verschiedensten leitenden Ministern, auch Herrn von Bismarck, schien es schließlich besser, mit dem mannigfachen Einfluß des Herzogs zu rechnen; und in der Stunde der Gefahr, wo Preußen mit seinem neuen Bundesentwurf vor Deutschland hinzutreten entschlossen war, hatte der große Staatsmann es doch für erwünscht erachtet, dem Herzog frühzeitig denselben zur Kenntniß zu bringen und in einem der interessantesten Schriftstücke dieser entscheidenden Zeit die Zustimmung des Herzogs zu bewirken. Es war gleichsam eine Anerkenntniß, daß in diesen Jahren tief verwirrter politischer Ueberzeugungen der Herzog ein Bindeglied zwischen den populären Strömungen von unten und den unsichern Entschlüssen von oben zu bilden geeignet war.

In den letzten Tagen der Krankheit des Herzogs Ernst hielt Fürst Bismarck in Kissingen vor einigen hundert Gesangesbrüdern, die gekommen waren, um ihre Huldigungen darzubringen, eine Rede, in der er den Antheil des deutschen Liedes an der Einigung der deutschen Nation pries. Er erörterte in seiner unvergleichlichen Weise die Wirkungen, unmittelbar aus dem Leben gegriffen, wie in seiner Jugend das Lied vom deutschen Rhein: „Sie sollen ihn nicht haben" alles Volk ergriffen, und wie die Soldaten in Frankreich im Jahre 1870 alle ihre Noth bei den Klängen der „Wacht am Rhein" vergessen hätten. Auch des einigenden Bandes zwischen Süd und Nord, das durch das deutsche Lied geschaffen wurde, gedachte der Fürst. Hätte der sterbende Mann in Reinhardsbrunn, dem seine Sängerpopularität und sein Schützenkönigthum oft spottweise vorgehalten wurde, die Ansprache des Fürsten noch lesen können, so würde er darin eine Rechtfertigung mancher Unternehmungen gesehen haben, die ihn in den Jahren der inneren deutschen Kämpfe in den Verdacht gebracht haben, bewußt oder unbewußt für die Revolution zu arbeiten. Und in der That! es ist heute, wo die Kinderkrankheiten der deutschen Einigung vollkommen überwunden sind, kein Grund vorhanden, mit der Wahrheit der Jahre 1860—1866 zurückzuhalten. Es hat damals gar viele Leute gegeben, welche gemeint haben, daß die deutsche Frage nur durch eine nochmalige revolutionäre Erhebung gelöst werden würde und könne, und die wahre Geschichtschreibung wird die Verdienste des Fürsten Bismarck vielmehr darin erblicken müssen, daß er Deutschland vor dieser Revolution bewahrte. Jedenfalls ist in den ersten sechziger Jahren der Glaube an eine deutsche Revolution viel verbreiteter gewesen und erstreckte sich in viel höhere Regionen, als eine lahme Geschichtsklitterung heute zugestehen möchte. Vielleicht hat auch die Furcht vor der Revolution bei der Entstehung des heutigen Deutschen Reiches eine recht ernste

Rolle gespielt, und es ist die Frage, ob die Politik des großen preußischen Ministers nicht in manchen deutschen Bundesstaaten durch jenes Fieber einigermaßen unterstützt worden ist. Indessen sind die Akten über diese Dinge weder erschöpft noch auch nur eröffnet. Die Personen, die hier Auskunft geben könnten, schwinden mehr und mehr dahin, und da unsere Entwicklung glücklicherweise keine Opfer forderte, wie England sie vor der glorreichen Erhebung seines Wilhelm III. einst gefordert hat, so wäre es auch nicht unerwünscht, wenn die dunkleren Partieen des Auferstehungsprocesses von Deutschland ungeschrieben blieben.

Nur zu bekannt ist ohnehin der Umstand, daß die Gegensätze der Zeit selbst die höchsten Persönlichkeiten in den Regierungskreisen Berlins mächtig ergriffen und zwischen Vater und Sohn zur Geltung kamen. Der Herzog Ernst war in dieser Beziehung in der eigenthümlichen Lage, daß er den verschiedenen Parteien gleich nahe stand. Sein schönes, aufrichtiges und in manchen Zeiten wahrhaft freundschaftliches Verhältniß zu dem edlen Kronprinzen von Preußen und seiner Gemahlin eröffnete ihm Gelegenheit zu mancher wichtigen Action. Der jetzige Kaiser hat im Armeebefehl von Reinhardsbrunn auch dieser innigen Beziehung des Verstorbenen in Güte und Liebe gedacht. Niemand könnte auch wirklich das ereignißreiche Leben des Herzogs Ernst bedenken, ohne sich an dem herzlichen Antheil zu erfreuen, den derselbe an dem reich begnadeten Leben des Kronprinzlichen Paares, an der Wirksamkeit seiner ältesten Nichte und ihres hochgebildeten edlen Gemahls genommen hat.

In den Tagen, in welchen sich fast die ganze europäische hohe Welt zu den Hochzeitsfeierlichkeiten des Kronprinzen von Preußen mit der englischen Prinzessin in London versammelte, hatte Herzog Ernst auf seiner Reise nach England in Paris das entsetzliche Orsini'sche Bombenattentat auf den Kaiser Napoleon bei der großen Oper mit erlebt. Durch ihn bekamen die in London versammelten Herrschaften die erste genauere Kunde von dem schrecklichen Ereignisse. Daß die junge geistvolle Prinzessin, die im Begriffe war, die Heimath ihres geliebten Vaters als zukünftige Herrscherin des größten deutschen Staates zu betreten, sich herzlich an den Oheim, dessen Name in der Politik, wie in den Künsten des Friedens so viel genannt wurde, anschloß, war leicht verständlich, und es bildete sich zwischen dem jungen kronprinzlichen Paare und dem Herzog ein Verhältniß, das man für ein in Ewigkeit unlösbares gehalten hatte.

Die politischen Schwierigkeiten der nächsten Jahre trennten die jüngere deutsche Welt, wie in dem schlichten Bürgerhause, so auch in den Palästen von der bedächtigeren älteren Generation; es war deutlich, daß sich auch das kronprinzliche Paar mehr zu den Vertretern einer energischen, geradeaus aufs Ziel gehenden Politik hingezogen fühlte. Die verwickelten Pfade des preußischen Ministeriums waren um so unverständlicher, je mehr sie selbst vor den dem Throne am nächsten stehenden Personen geheim gehalten worden sind. Den populären Glanz der Thätigkeit des Herzogs Ernst vermochte damals manches im Herzen gewiß gut preußische Gemüth nicht zu bemerken, ohne sich dem Glauben hinzugeben, daß ähnliche „moralische Eroberungen" des deutschen

Volksgeistes durchaus die Sache einer guten preußischen Regierung hätten sein müssen. Wie wenig dauerhaft sich auch dem Coburger die Volksgunst bewähren werde, hatte diese jüngere Generation wenig geahnt. Manches Jahr hat sich der Kronprinz in den geistigen Kreisen und Gedanken wohlbefunden, die im Grunde genommen diejenigen des Herzogs von Coburg waren. Dieser war es, der die Beziehungen zu Max Duncker, das wirkliche Freundschaftsverhältniß zu unserm Lieblingsdichter jener Jahre, zu Gustav Freytag, vermittelte. Es wäre endlos, sich der mannigfaltigen Berührungen zu erinnern, welche Herzog Ernst herbeigeführt hat und herbeizuführen wußte. Wie sehr aber auch die politischen Strömungen der Zeit auseinanderliefen, schließlich fand sich doch Alles, was für das deutsche Einheitswerk erglühte, in dem Gedanken vereint, daß es sich um eine Sache handle, bei der nur die eisernen Würfel des Krieges entscheiden können.

Die kriegerischen Erinnerungen des Herzogs Ernst knüpfen sich ausschließlich an sein herzliches Verhältniß zum preußischen und deutschen Kronprinzen an. Dasselbe war im Kriege von 1866 noch dadurch gefestigt worden, daß die Wahl des Generals von Blumenthal zum Generalstabschef der kronprinzlichen Armee auf den Rath des Herzogs Ernst erfolgt ist, eine von jenen Thatsachen, die ohne Zweifel als ein reelles Verdienst des Herzogs Ernst in der Geschichte aufbewahrt bleibt. Im Hauptquartier des Kronprinzen war 1866 sowie 1870—1871 Herzog Ernst kein müßiger Zuschauer; indessen wäre es ein Unrecht zu verschweigen, daß ihn die Stellung als Soldat nicht zu befriedigen vermochte, so ehrenvoll die Gründe sein mochten, welche der König angab, als er ihn en suite des Kronprinzen in beiden Feldzügen dem Hauptquartier zutheilte. Begreiflicherweise war es daher auch in dieser Stellung lediglich die politische Thätigkeit des Herzogs, sowohl in Nikolsburg, wie auch in Versailles, über welche uns die urkundlichen Ueberlieferungen reichlichere Auskunft geben. Besonders in dem österreichischen Schlosse, in welchem die Friedensverhandlungen geführt worden sind, die die Grundlage unserer deutschen Reichseinheit bildeten, konnte Herzog Ernst einen günstigen Einfluß auf manche Entschlüsse des Königs und des Kronprinzen ausüben, da er nahezu der einzige unter den deutschen Fürsten war, die in diesem entscheidenden Moment sich in der Nähe befanden. Andere, die zwar den Feldzug mitgemacht hatten, waren wohl für die politischen Fragen weniger in Berücksichtigung zu ziehen, da sie mehr den militärischen Aufgaben zugethan waren. In Nikolsburg hatte unter diesen Umständen Graf Bismarck die Unterstützung des Kronprinzen und unmittelbar auch die des Herzogs Ernst in manchen Punkten gern in Anspruch genommen.

Nicht ganz so klar, aber auch nicht ohne Bedeutung für den schließlichen Erfolg, in Betreff der politischen Neugestaltung des Reichs, lagen die Dinge in Versailles. Die Akten über die Geschichte des deutschen Kaiserthums scheinen noch keineswegs geschlossen zu sein; wenn aber darüber kaum ein Zweifel bestehen kann, daß ein mit dem Kronprinzen verbundener Kreis von Fürsten, zu dem der Herzog Ernst gewiß gehörte, sehr bestimmt und energisch für die Herstellung des Kaiserthums und für die Annahme des Kaisertitels

einzutreten sich bestimmt fand, so darf der Herzog einen Antheil an dem Danke mit Recht beanspruchen, den die Nation allen diesen Mitgründern des Reiches schuldet.

Niemand war auch geneigter, als Kaiser Wilhelm, die Thatsache anzuerkennen, daß eben nur aus dem Zusammenwirken sehr vieler Personen das große Resultat der Reichsgründung zu erklären sei. Faßt man dann unter dieser Voraussetzung das Leben des verstorbenen Herzogs Ernst, so darf man getrost sagen: kein gerechter Mensch wird ihm jemals die großen Verdienste bestreiten können, die er sich um unsere nationale Entwicklung erworben hat. Indem wir seine Beziehungen zu den beiden ersten Kaisern des Reichs in Betracht gezogen haben, hat sich dieses Gedenkblatt unwillkürlich zu einem Commentar der ehrenden Worte gestaltet, die Kaiser Wilhelm II. dem Hingeschiedenen in Reinhardsbrunn gewidmet. Wenn dieser dritte deutsche Kaiser selbst aber dem Herzog seltene Ehren erwiesen hat, und mit dem Wunsche, ihn noch einmal lebend zu sehen, sich auf die Reise in die wohlbekannten Thäler begab, in denen der junge Prinz einst Wald und Feld oftmals mit dem Großoheim durchzog, so ist es vielleicht erlaubt, noch ein anderes Verdienst des Herzogs Ernst in Erinnerung zu bringen, welches für das deutsche Volk und unser Kaiserhaus wichtig genug geworden ist. Denn wenn es eine Zeit gegeben hat, wo die Politik und schwerer Krieg verwandte Häuser entzweiten, so freut sich heute jeder gute Deutsche, daß die Kluft zwischen den Hohenzollern und dem vielgeprüften Hause der trefflichen Augustenburger in einer Weise überbrückt und ausgefüllt ist, die jede schmerzliche Erinnerung für immer ausschließt. Daß Herzog Ernst auch an diesem großen Versöhnungswerk den herzlichsten und thätigsten Antheil nahm, gehörte sicherlich zu den Dingen, deren der Kaiser sich auch in den Stunden der Trauer um den Großoheim erinnert haben mag.

So darf man die Rechnung über das politische Leben des Herzogs mit dem Hinweis auf das Dichterwort abschließen, daß er den Besten seiner Zeit genug gethan, daß ihn die Edelsten in drei Generationen, Vater, Sohn und Enkel in höchsten Ehren, ihrer Freundschaft und ihres Dankes werth gehalten haben.

Was bedarf es mehr? Vor der Parteien Gunst und Haß ist kein Sterblicher bewahrt. Es haben unter diesen manche nach des Herzogs Gunst einstmals geangelt, die ihn nachher mit Haß verfolgten.

Der Herzog war übrigens durchaus nicht vorwiegend Politiker; man hat zuweilen behaupten gehört, daß ihn wohl Amt, Stellung und Geburt gezwungen hätten, das garstige, das politische Lied zu singen, daß er aber nach Lust und Herzensneigung weit mehr dem Liede des Dichters und des Sängers zugethan gewesen sei. Es war ein glücklicher und unendlich bezeichnender Umstand, daß die letzten Tage seines Lebens ganz dem Theater und der Musik gewidmet waren. Freilich ist es richtig, daß die Anstrengungen jener Tage den Eintritt des Unvermeidlichen um einen kurzen Zeitraum beschleunigt haben mögen; aber die Gothaer Festspieltage lassen den Verstorbenen im Andenken einer großen Anzahl deutscher Künstler wie einen alten Sagenkönig erscheinen,

der die Geisterschar, die ihm die liebste war, noch einmal um sich versammelt, und dann hinübergeht in das ewige Geisterreich. In diesen letzten Tagen seiner nie rastenden Thätigkeit sah man den Herzog noch einmal fast mit jugendlicher Frische Theaterproben abhalten, wie er vor langen Jahren seine eigenen Opern einübte. Es war, wie wenn die Erinnerung an alte Zeiten ihn verjüngt hätte. Am Abende vor dem unglücklichen Tage, an dem er erkrankte, verkehrte er in großer Gesellschaft mit der Künstlerwelt durch mehrere Stunden in geistreich liebenswürdiger Weise, als gelte es so manche Gerüchte zu zerstreuen, die über seinen Gesundheitszustand verbreitet waren. Alles hatte nur den Eindruck, als ob dieser Fürst lediglich die Kunst zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit und Lebensthätigkeit gemacht hätte. Und auch wer ihn länger kannte, der hatte ähnliche Gedanken oftmals, wenn er mit einer Leidenschaft, einem jugendlichen Eifer für und wider die verschiedenen musikalischen Richtungen stritt, oder wenn er von seinen musikalischen Freunden, zu denen er freilich mehr den Maëstro Meyerbeer, als den Meister Wagner rechnete, sprach. Wohl mit zu den liebsten Erinnerungen seines Lebens gehörte die Aufführung seiner „Santa Chiara" an der großen Oper in Paris im Jahre 1855 während der ersten Pariser Weltausstellung. Zu den bedeutenden persönlichen Eigenschaften des Herzogs Ernst gehörte seine Entschlossenheit und Leichtigkeit, mit dem Publicum, mit der Masse des Volkes zu verkehren; er besaß einen großen Grad von dem, was man den Muth der Oeffentlichkeit zu nennen pflegt. So hat er sich in Paris wirklich mit voller Geltendmachung seiner Person vor die Kritik des Theaterpublicums und vor diejenige der schwer zu gewinnenden Pariser Journale und Musikrecensenten gestellt. Es nun erwirkt zu haben, daß seine „Santa Chiara" sechzigmal hintereinander gegeben wurde, gereichte ihm dann auch bis in sein spätes Alter zu seiner ganz besonderen Genugthuung.

Ehrende Auszeichnung und Anerkennung nahm er mit besonderem Vergnügen von den deutschen Vereinen und Liedertafeln an, wie denn seine Ehrenmitgliedschaften sich in die Hunderte beliefen, für deren Diplome sorgfältige Aufbewahrung vorgesehen war. Und endlich darf die Künstler- und Schriftstellerwelt noch etwas Anderes dem Herzog nicht vergessen: Wenn man heute die mannigfaltigen Ehrungen ins Auge faßt, die diesen Berufsständen zu Theil werden, und damit die Art und Weise vergleicht, in welcher noch vor fünfzig Jahren Mimen, Sänger und Schriftsteller, sowie Musikdichter in Deutschland ausgezeichnet worden sind, so wird sich leicht Jedermann überzeugen, daß hier eine Veränderung vor sich gegangen ist, die als eine ganz außerordentliche und für das Standesbewußtsein dieser Kreise sehr erfreuliche gelten muß. Man darf aber kühn die Behauptung aufstellen, daß es der Herzog Ernst war, der durch seine rückhaltlose, von den Pedanten und Bureaukraten gar mancher deutscher Staaten hart getadelte Anerkennung literarischer und künstlerischer Verdienste recht eigentlich zuerst das alte System des Ordens- und Titelwesens in Deutschland durchbrochen hat. Ritterkreuze, Hofräthe und dergleichen schöne Dinge, für die man nicht zu schwärmen braucht, die aber in der Welt, wie sie ist, die Rangstellung und Werthschätzung der verschiedenen

Lebenskreise und Berufsarten erkennen lassen, machte durchaus Herzog Ernst zuerst in Kreisen einheimisch, die nach dem Urtheile älterer Generationen mit dem Unterofficier, dem Gemeindeschreiber und dem Thürsteher des Ministers auf eine Rangstufe gestellt wurden. Erst nach und nach fand die bessere Meinung des Herzogs Ernst Eingang und Nachahmung, bis endlich durch einige große Beispiele, wie das des bayerischen Ludwig, der alte Bann vollständig gebrochen worden ist. Es wäre indessen sehr ungerecht, wenn man auf diese Aeußerlichkeiten das Verhältniß des Herzogs zur künstlerischen und schriftstellerischen Welt beschränkt glaubte. Sicher lag es wenigstens nicht an ihm, wenn so äußerlich geknüpfte Beziehungen keine innere Ergänzung fanden. Zahlreich sind jedoch die Personen, die in einem langjährigen geistigen Verkehre immer wieder an dem Herzog einen gnädigen Freund und Gönner fanden. Bei Beziehungen solcher Art sah er weder auf den Stand noch auf die Herkunft, noch auf die Confession. Jüngere Männer in ihren Talenten früh und richtig erkannt zu haben, gewährte ihm ein besonderes Vergnügen und eine große Genugthuung. Und wie viele intime Verhältnisse zu geistigen Größen sind solchergestalt angeknüpft worden und haben sich in edelster Form durch alle Zeiten erhalten. Mehr als vierzig Jahre sind verflossen, seitdem der junge Gustav Freytag in den Widmungsworten seines ersten großen Romans die trauliche Scene beschrieben hatte, da er auf dem Theeplätzchen des Callenbergs seinem „lieben Herrn“ und der Herzogin aus dem Werke vorlas, welches seinen Namen den berühmtesten und beliebtesten der Nation beigesellte. Und nun war unter Denen, die zuerst gekommen sind, in den Tagen der Trauer in Reinhardsbrunn von dem fürstlichen Freunde Abschied zu nehmen, tieferschüttert — der Excellenzherr von Siebleben.

Als noch in den letzten Jahren der Herzog einmal in vergnügter Abendgesellschaft in Berlin mit Hopfen und Lindau zusammensaß, erzählte er eine Geschichte aus seinem Leben, die den beiden Dichtern sofort das Versprechen abnöthigte, den Stoff zu einem Roman zu benutzen, den jeder von den beiden auf seine eigene Art zu gestalten dachte. Auch läßt sich wohl etwas Rührenderes und Schöneres von persönlicher Anhänglichkeit an einen fürstlichen Herrn nicht leicht finden, als man in der noch vorhandenen Correspondenz der guten alten Frau Birch-Pfeiffer mit dem damals noch jugendlichen Herzog Ernst wahrnehmen kann. Ihre treue Verehrung und Liebe vererbte sie auf Frau von Hillern, deren Kranzspende auf dem Sarge des Herzogs zu erzählen schien, wie Mutter und Tochter dem Herzog dankbar waren. Man könnte eine endlose Literaturgeschichte von persönlichen Beziehungen schreiben, die sich in besonderer Weise dadurch von manchem ähnlichen Verhältnisse unterschieden, daß sich der Fürst hier nur rein menschlich zu geben liebte und im Genusse geistiger Güter jede andere Rücksicht außer der von Mensch zu Mensch vergessen konnte[1]).

[1]) Die „Deutsche Rundschau“ hat besonderen Grund, dieses schöne Verhältniß des Fürsten zur Literatur zu rühmen. Auch unserer Zeitschrift, von ihrem Beginn an, ist der Herzog ein gütiger Förderer gewesen und hat sie, wie sich die Leser erinnern werden, mehrfach durch Mittheilungen aus den Denkwürdigkeiten seines Lebens ausgezeichnet. Die Redaction.

Der Herzog war eine Natur ohne jedes Vorurtheil, von liberalsten Gesinnungen, ohne daß man ihn aber einen Liberalen in der gewöhnlichen, sei es politischen, oder gesellschaftlichen Bedeutung des Wortes hätte nennen dürfen. Manche Irrungen sind daraus entstanden, daß man von oben und unten her dem freien Wesen des Herrn eine falsche Bedeutung unterschob. Das unbefangene und Aeußerlichkeiten wenig und nur an ihrem nothwendigsten Platz berücksichtigende Wesen des Herzogs beruhte nicht auf einem System; sein Urtheil war nicht mit irgend einer Doctrin politischer oder religiöser Art verwachsen. Er folgte seiner Natur und Eingebung, die er vielleicht nur allzusehr zum Maßstab der Dinge machte; aber er bewahrte dabei einen Codex eiserner Gesetze, welcher auf dem in Staat und Kirche nothwendig gewordenen beruhte. Man hat seine Festigkeit in Bezug auf diese Dinge zuweilen unterschätzt und fühlte sich alsdann enttäuscht oder überrascht; aber er theilte thatsächlich niemals, weder in politischer noch religiöser Beziehung, die weitgehenden Anschauungen, die man zuweilen bei ihm voraussetzte. Aller Radicalismus war ihm geradezu unverständlich; sein gemäßigtes Empfinden bewegte sich in stark verschanzten Grenzen, die er mit Härte, ja rücksichtslos vertheidigen konnte.

Dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber sprach einmal Fürst Bismarck vor nicht langer Zeit ein sehr zutreffendes Wort über den Herzog aus: „Es habe nur Wenige gegeben, die so ganz aus sich heraus ihr Urtheil, ohne fremdem Einfluß zugänglich zu sein, gebildet hätten, wie Herzog Ernst" — er habe, so sagte der Fürst wörtlich: „immer seine Opinion behauptet, dies war seine Stärke und Eigenthümlichkeit". Man könnte hinzusetzen, daß diese Stärke in einem unerschütterlichen Bewußtsein der Souveränetät wurzelte, von welcher er zwar nur selten sprach, die er aber für den Eckstein aller Ordnung im Staat und in der Gesellschaft hielt. Er hatte auch in kleineren Verhältnissen vor stramm regierenden Oberhäuptern von Familien oder Gutsherrschaften, oder Fabrik- und Kaufherren einen aufrichtigen Respect. Sein Herrscherbewußtsein war indessen doch manchmal mehr theoretisch, und jedenfalls durch eine unendlich große Herzensgüte gemildert, wie man sie auf den Höhen der Gesellschaft thatsächlich selten treffen mag. Er umfaßte Alles, was zu seinem Hause und zu seinen Dienern im Staate zählte, mit einer rührenden persönlichen Theilnahme. Gewiß war niemand berechtigter über den Charakter des Herzogs zu urtheilen, als Herr von Seebach, der durch vierzig Jahre sein Staatsminister war und in einem wahrhaft bewundernswerthen Verhältniß von Treue und gegenseitiger Hochachtung, unentwegter Dienstwilligkeit zugleich und Freundschaft zu seinem Herrn gestanden hatte. Herr von Seebach sprach, als er die Geschäfte seinem Amtsnachfolger vor wenigen Jahren übertrug, in einem kleinen Kreise ein großes Wort aus: er möchte sich verbürgen, daß der Herzog niemals ein Unrecht irgend welcher Art gethan, wenn der verpflichtete Beamte die Rechtslage klargestellt habe.

Das alte deutsche Treueverhältniß von Herrn und Dienern lebte in der Brust des Herzogs so stark, als hätten die Zeiten seit achtzehnhundert Jahren sich nicht geändert. Er kannte und wußte fast von jedem der Seinigen die ganze Lebensgeschichte. Als vor wenigen Jahren einer seiner befähigtesten und

hervorragendsten Ministerialbeamten durch ein abscheuliches Verbrechen in seinem Dienste das Leben verlor, wirkte die Nachricht so erschütternd auf den Herzog, daß er erst nach manchen Tagen wieder zu voller Fassung und Kraft kam. Damals, wie in manchen andern schweren Fällen hat man bemerkt, wie sich der kraftvollste Mann der Thränen um fremdes Unglück nicht schämte. Er besaß ein weiches und gutes Gemüth. Er hatte das Leben sehr geliebt und ertrug den Gedanken an den Tod nur in der vollen Zuversicht auf die Fortdauer des persönlichen Geistes, an welche er, wie an die Existenz eines gütigen, gnadenreichen Gottes glaubte. In dieser Hoffnung und in diesem Glauben, worin ihm seine Gemahlin voranleuchtete, wird er in lichten Augenblicken wohl auch von der Herzogin Abschied genommen haben, die tagelang an seinem Bette die Athemzüge belauschte; denn sein Verhältniß zu seiner Lebensgefährtin, mit der er einundfünfzig Jahre Leid und Freud getheilt, war das schönste, innigste und freundschaftlichste.

Hier aber sollte das Andenken des wahrhaft deutschen Fürsten nur in seinen Beziehungen zu der Außenwelt bestimmter festgehalten werden. Auch dies wird nur skizzenhaft, nur zum kleinsten Theil gelungen sein; denn was er in seinem öffentlichen Leben und Wirken war, wird erst dann vollends erkannt und empfunden werden können, wenn die kleinlichen Leidenschaften des Tages verschwunden sind. Dann wird er auch auf ein gerechtes Urtheil der Nachwelt zu rechnen haben.

Unterredungen mit dem Fürsten Metternich im Frühjahr 1850.

Von

Rudolph Schleiden[1]).

Auch wenn ich nicht gewußt hätte, daß Fürst Metternich, der damals als Privatmann in Brüssel lebte, noch häufig über politische Fragen consultirt werde, würde mein Wunsch, die persönliche Bekanntschaft des einst so mächtigen österreichischen Staatskanzlers zu machen, sehr natürlich gewesen sein. Der Leibarzt des Königs Leopold I., Dr. Rieken, der auch sein Hausarzt war, zeigte sich, als ich ihm diesen Wunsch aussprach, gleich bereit, dem Fürsten meinen Besuch anzumelden. Die Aufnahme, die ich am 5. März bei ihm fand, berechtigte mich, ihn bei meiner abermaligen Anwesenheit in Brüssel am 14. Mai von Neuem aufzusuchen. Die Auslassungen des geistvollen alten Herrn in beiden Unterredungen waren mir so interessant, daß ich den Hauptinhalt gleich niederschrieb und die betreffenden Blätter meines Tagebuchs hier vollständig aufnehmen zu müssen glaube.

Brüssel, 5. März 1850.

Um 1 Uhr fuhr ich zum Fürsten Metternich, der vor dem Loewener Thore wahrhaft fürstlich wohnt. Er nahm mich sehr freundlich auf, und gute anderthalb Stunden habe ich mich mit ihm unterhalten. Durch die unverfängliche Bemerkung, daß ich die Reinheit seiner Absichten und die Weisheit seiner Politik nie bezweifelt habe, auch wenn ich diese nicht immer verstanden und gebilligt hätte, gewann ich von vornherein Terrain, und mit anscheinender Offenheit sprach der greise Fürst zunächst über seine eigene Politik. Ich will versuchen, das Wesentlichste hier festzuhalten.

„Man ist nicht immer ein schlechter Feldherr, wenn man die Schlacht verliert," sagte er. „Napoleon selbst hat oft zu mir gesagt, wenn man nur la clef de la position, den wichtigsten Punkt des Schlachtfeldes, nicht übersehen habe, so habe man als General immer seine Pflicht gethan. Diese clef de la position glaube ich nun allerdings gekannt und richtig besetzt zu haben. Ich habe sie endlich aufgeben müssen, weil ich nicht capituliren wollte. Ich bin von jeher ein Freund der Reform und ein Gegner der Revolution gewesen, habe selbst vom Tage nach der Schlacht bei Wagram 1809 bis zum 13. März 1848 an der Spitze des österreichischen

[1]) Die Güte des Herrn Verfassers setzt uns in den Stand, obiges interessante Stück aus dem bevorstehenden (vierten) Bande seiner „Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners" (Wiesbaden, J. F. Bergmann), noch vor dessen Erscheinen hier mitzutheilen. Der neue Band des Werkes, auf welches wir die Aufmerksamkeit unserer Leser schon wiederholentlich hingelenkt haben, wird die diplomatische Geschichte der ersten Erhebung der Herzogthümer bis zum Jahre 1850 fortführen und, neben den deutschen Angelegenheiten, namentlich auch die damaligen Pariser Zustände scharf beleuchten. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Kaiserstaates gestanden und Geschichte machen helfen; aber ich bin mir bewußt, immer das Beste gewollt zu haben. Uebrigens habe nicht ich, wie man häufig sagt, sondern der Kaiser hat regiert; denn Oesterreich ist ein monarchischer Staat." Es sei möglich, fuhr er fort, daß er über Principien geirrt habe; aber er habe jedenfalls die von ihm für recht erkannten consequent durchgeführt, weshalb er denn auch die Worte: „Kraft im Recht" als Wahlspruch in sein Wappen aufgenommen habe; und die Geschichte Oesterreichs seit dem 13. März 1848 habe nicht zu seinem Nachtheil gesprochen. Geschichte schreiben möge er nicht, weil er, indem er Geschichte gemacht, sie auch geschrieben habe. Tausende von Noten von seiner Hand lägen in den Wiener Archiven und bei allen Cabineten, und sie würden schon ans Tageslicht kommen. In d'Haussonville's soeben erschienener „Histoire de la politique extérieure du gouvernement français depuis 1830 jusqu'à 1848" sei schon der Anfang damit gemacht. Der Fürst schien des ungeachtet sehr besorgt zu sein, daß man ihn falsch beurtheilen könne, und sprach offenbar am liebsten von seiner Vergangenheit.

Als ich ihn bat, mir sein Urtheil über die schleswig-holsteinische Sache zu sagen, bemerkte er: er sei jetzt ganz von der Bühne zurückgetreten und habe sich in die Zuhörerräume zurückgezogen. Im Parterre möge er nicht stehen, denn es sei ihm störend, wenn Unbekannte neben ihm stünden; er esse lieber in einem Cabinet als an der table d'hôte und liebe auch der Gesellschaft wegen die Eisenbahncoupés nicht. Ebenso wenig möge er ins Paradies hinaufsteigen; das Paradies erwarte er erst jenseits. Deshalb habe er sich in die Logen zurückgezogen. Da aber ein Acteur in den Logen nichts zu thun, und er selbst immer geliebt habe, das, was er sei, auch ganz zu sein, so sei er jetzt auch nur ganz Zuschauer[1]). Nach dieser Einleitung ging er auf die Sache selbst ein. Seiner Ansicht nach, sagte er, liege das ganze Unglück im dänischen Königsgesetze, und das sei von jeher seine Ansicht gewesen. Daß dies auf die Erbfolge in Holstein ohne Einfluß sei, könne keinem Zweifel unterliegen; die Erbfolge in Schleswig habe er jedoch nicht genau genug studirt, um ein begründetes Urtheil darüber zu haben. So viel sei ihm klar, daß man in Kopenhagen bereits seit Jahren auf einem revolutionären Standpunkte stehe und auch schon vor dem Offenen Briefe darauf gestanden habe. Er habe aber gewünscht und auch oft ausgesprochen, daß man nicht zu früh einen clamor populi erheben, Nationalitätsfragen und dergleichen hineinziehen, sondern den Erbfall selbst abwarten möge. Es sei immer eine eigene Sache, wenn man einen Proceß über die Gütertheilung schon vor dem Tode des Erblassers beginne. Uebrigens verkenne er nicht, daß die Frage für uns jetzt eine andere sei, wenn ihm gleich Schleswig, trotz seiner deutschen Sprache — von einer nordschleswig-dänischen schien er nichts zu wissen, und ich ließ ihn dabei —, nur in einer sehr entfernten Verbindung mit Deutschland zu stehen scheine, und der Rechtsgrund der deutschen Einmischung, trotz des Bundesbeschlusses vom 17. September 1846, nicht unzweifelhaft sei. Er fürchte sehr die Deutschthümelei in der Sache. — Ueber die augenblickliche Sachlage sprach der Fürst sich nicht aus; aber er hörte meine Gegenbemerkungen über unsere Stellung zu Deutschland und meine Ausführungen darüber, daß unsere Erhebung nicht revolutionär, sondern legitim sei, freundlich an, und wir schieden in bestem Einvernehmen. Als er mir beim Abschied die Hand schüttelte, forderte er mich auf, ihn zu besuchen, wenn ich wieder hier durchkomme. Auch schenkte er mir einen Abdruck der Rede, die der frühere spanische Gesandte in Berlin, Donoso Cortès Marquis de Valdegamas, am 30. Januar über die „situation générale de l'Europe" und den Socialismus gehalten, und von der er ihm eben einige

[1]) Sehr auffallend war mir, dieselben Bemerkungen über seine jetzige Zuschauerrolle einige Jahre später in einem, anscheinend im Winter 1848—49 geschriebenen Briefe Metternich's an den Fürsten von Putbus fast wörtlich aufgenommen zu finden, den Vehse im elften Theile seiner „Geschichte des österreichischen Hofes und Adels" (Hamburg 1853) S. 11 ff. abdruckt. Vergl. auch den Auszug aus diesem Briefe in Varnhagen von Ense's Tagebüchern, Bd. VI, S. 70 (Leipzig 1862).

Exemplare in französischer Uebersetzung zugeschickt hatte, indem er die darin enthaltenen Bemerkungen über den Socialismus als meisterhaft und echt conservativ rühmte.

Einen unerwarteten Beweis dafür, daß der Fürst sich auch jetzt noch activ mit Politik beschäftigt, hatte ich während unserer Unterredung dadurch erhalten, daß sein ältester Sohn, Fürst Richard, dem er mich vorstellte, ihm das Concept eines Schreibens zur Prüfung brachte, das, wie ich von meinem Sitze aus sehen konnte, an den österreichischen Gesandten in Berlin, Freiherrn von Prokesch-Osten, gerichtet und von heute datirt war. Es war scherzhaft, daß dies gerade in dem Augenblicke geschah, als der Fürst mir in so hübscher Weise entwickelt hatte, daß er sich von der Bühne in die Loge zurückgezogen habe.

Brüssel, 14. Mai 1850.

Meine heutige beinahe zweistündige Unterredung mit dem Fürsten Metternich, von der ich soeben zurückkehre, war noch interessanter als die frühere. Wir begannen mit Frankreich. „Es geht ganz losliederlich zu in Frankreich," sagte der Fürst. „Die Republik ist das Substrat, von dem man ausgehen muß. Da stehen zunächst die Legitimisten da, die das beste Recht haben und ihre Souveränität vom droit divin ableiten. Im Grunde ist freilich Alles von Gottes Gnaden. Napoleon mußte seine Macht auf die Souveränetät des Volkes gründen, war aber klug genug, hinzuzufügen, daß das Volk seine Souveränetät nur durch einen Delegirten ausüben könne, und er dieser Delegirte sei. Die Orleanisten haben gar kein Recht. Sie gründeten ihre Macht auf die Zustimmung der Kammer, die aber nur eine Partei war. Sie gründeten also ihre Gewalt gerade auf das, was Art. 2 der neuen französischen Constitution verbietet, indem darin ausgesprochen ist, daß die Souveränetät des Volkes keinem Theile desselben zusteht. Freilich ist da die große Lücke, daß nicht bestimmt ist, wer sie denn ausüben solle, denn das Ganze kann das nicht thun. Das jetzt in Frankreich zur Berathung stehende neue Wahlgesetz kann nichts nützen. Sollte es was nützen, so müßte bestimmt werden, daß die Wahlen in kleinen Localitäten stattfinden sollen und Jeder gehalten sei, mündlich und laut zu stimmen. „Ich bin ein Feind des Wortes ‚Legitimität'," sagte Metternich, „und habe immer lieber vom Recht, vom droit, gesprochen, das Wort ‚legitim' nur als Adjectiv benutzt und gesagt: ich bin legitimer Eigenthümer meiner Schnupftabaksdose. Napoleon hätte sich gerne die Legitimität zugeschrieben. Im Jahre 1810, einen Monat nach seiner Vermählung mit der Erzherzogin Luise, fragte er mich, weshalb seine Gemahlin immer an ihren Vater, den Kaiser, schreibe: ‚à Sa Sacrée Majesté l'empereur d'Autriche?' Ich erklärte ihm den historischen Ursprung, an das heilige römische Reich und die heilige ungarische Krone erinnernd. Da wurde Napoleon nachdenklich und sagte: ‚Cet usage est beau et correct; dans quelque temps moi aussi j'ajouterai le mot Sacrée à mon titre de Majesté.' Ich wußte nicht, ob ich lachen oder sehr ernst werden sollte," fügte der Fürst hinzu.

Als wir auf die jetzige Zeit zurückkamen, sagte Metternich: „Es ist verkehrt, wenn man immer von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft redet. Es gibt eigentlich nur zwei Zeiten: Vergangenheit und Zukunft. Sie bilden die beiden Ufer des großen Zeitstromes. Die Gegenwart ist nur die Brücke, die sie verbindet, und indem ich von der Gegenwart spreche, ist sie schon verschwunden, die Brücke schon überschritten [1]). Die Gegenwart ist schön zum Genusse; aber wenn der Ball Morgens um sechs Uhr vorüber ist, sieht es gar häßlich im Ballsaale aus, und die ermüdeten Gäste thun gut, nach Hause zu gehen und sich zum Genusse der Zukunft in den späteren Stunden vorzubereiten."

[1]) Auch diese geistreiche Bemerkung über die Zeiten findet sich in Metternich's oben erwähntem Briefe an den Fürsten Putbus bei Vehse a. a. O.

Ich brachte das Gespräch wieder auf die schleswig-holsteinische Angelegenheit. Nachdem der Fürst sich durch einige Fragen versichert hatte, daß ich nur als Privatmann und auf längere Zeit beurlaubt hier sei, ließ er sich folgendermaßen darüber aus: „Wenn noch einige Wochen darüber hingehen, ehe Sie in Ihre Heimath zurückkehren, so werden Sie hoffentlich die Verhältnisse in einer Lage finden, die einen klareren Blick in die Zukunft gestatten und eine Lösung in Aussicht stellen, die wenigstens einigermaßen befriedigt. Ich kenne die Sache genau, habe auch Ihre Schrift[1]) mit Interesse gelesen und bin von jeher von dem Rechte der Herzogthümer überzeugt gewesen. Aber mit dem Rechte hat man noch nicht die Ausübung des Rechts, und das Unglück besteht für die Herzogthümer darin, daß die Sache von verschiedenen Seiten zu anderen Zwecken gemißbraucht ist. In Deutschland hat man so Ihre Sache gemißbraucht, und auch in den Herzogthümern hat man, vielleicht aus mißverstandenem Interesse der Sache, zu sehr auf die Stimmung in Deutschland eingewirkt. Ich unterscheide zwischen dem Lande, das ganz im Rechte ist, und einzelnen Personen und Parteien und bedauere vor Allem die Person des Herzogs von Augustenburg, mit dem ich befreundet bin und dem ich vielfach guten Rath ertheilt habe. Die Rolle, die er spielt, ist nicht die richtige. Statt ruhig auf seinem Rechte zu bestehen und den Erbfall abzuwarten, hat er sich lange Zeit hindurch in den Vordergrund stellen lassen, obwohl er keine wahre Partei im Lande hat. Das ist gegen ihn und die Sache ausgebeutet. Der Grund alles Uebels besteht, wie ich Ihnen schon früher sagte, im dänischen Königsgesetze, und es fragt sich, ob die streitenden Theile — die verschiedenen Linien — sich vereinigen können, oder ob das Königsgesetz geändert wird, was meiner Ansicht nach die richtigste Lösung wäre und das beste Mittel, die Rechte der Herzogthümer zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Ich habe Friedrich VI. gekannt, beim Wiener Congresse neun Monate mit ihm unter einem Dache gewohnt, ihn trotz seiner merkwürdigen Häßlichkeit als hoch begabten Mann geachtet und lieb gewonnen und mich von ihm in alle Familienverhältnisse einweihen lassen. Ich habe auch Christian VIII. und seine liebenswürdige zweite Gemahlin gerne gehabt und genau gekannt, seine erste Frau, die Mecklenburgerin, — lange polizeilich in Rom überwachen lassen und ihm oft gesagt: ‚Sie müssen sehen, noch einen Sohn oder einen Enkel zu bekommen; wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen.‘ Den jetzigen König kenne ich nicht persönlich; aber ich glaube, daß er besser ist als sein Ruf und namentlich gutmüthig, aber sehr, sehr schlecht erzogen. Wie sich die Verhältnisse jetzt entwickeln werden, wie die Differenzen wegen der Nationalität und der alten Rechte sich ausgleichen, vermag ich nicht zu sagen. Das Recht entscheidet bekanntlich nicht allein in der Politik, und der Ausgang ist ebenso unsicher wie der der deutschen Angelegenheit, wo in Berlin und Frankfurt zwei Centralpunkte bestehen, von denen noch nicht abzusehen ist, wie sie sich verständigen werden; aber die Verständigung kann nicht ausbleiben.“

Auch wenn ich fünfzig Procent von den Liebenswürdigkeiten des Fürsten abziehe, bleibt der Eindruck der ganzen Unterhaltung ein angenehmer und befriedigender, und es wollte mir scheinen, daß auch Metternich sich nicht ungern mit mir unterhielt, da er meinen Gegenbemerkungen jeder Zeit mit sichtlicher Aufmerksamkeit zuhörte und freundlich darauf einging.

[1]) L'intérêt de la France dans la question du Schleswig-Holstein. Paris, Firmin Didot frères. 1850.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Der Empfang, der dem deutschen Kaiser bei Gelegenheit der Manöver in den Reichslanden bereitet worden ist, legte von Neuem vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß auch in Lothringen das Verständniß für Deutschlands Größe erhebliche Fortschritte gemacht hat. Die an die Lothringer gerichteten Worte des Kaisers, daß das geeinte Deutsche Reich ihnen den Frieden sichere, daß sie deutsch seien und bleiben werden, haben in den Herzen der gesammten Nation einen lebhaften Widerhall gefunden. So durfte auch Prinz Ludwig von Bayern, der Sohn des Prinz-Regenten, als er auf der Reise nach Metz die Pfalz passirte, in einer Ansprache betonen, daß sämmtliche deutsche Fürsten einig sind, und daß, wenn es darauf ankommen sollte, wie vor dreiundzwanzig Jahren auch jetzt ganz Deutschland zusammensteht. Es ist aber ein erhebendes Gefühl, im Hinblick auf manche minder erfreuliche Tageserscheinungen der großen Errungenschaften zu gedenken, denen die Nation ihre Einheit verdankt, zumal im Auslande hier und da versucht wird, das auf blutigen Schlachtfeldern Erkämpfte als ein Provisorium darzustellen, das so rasch wie möglich beseitigt werden müßte. Selbst ernsthafte französische Organe wiegen sich in solchen Illusionen.

An den Kaisermanövern, die in Elsaß-Lothringen stattgefunden haben, nahm auch der Kronprinz von Italien Theil, nachdem unmittelbar zuvor Prinz Heinrich von Preußen den italienischen Flottenmanövern beigewohnt hatte. Die herzlichen Beziehungen, die zwischen Deutschland und Italien bestehen, gelangten in diesen Besuchen der beiden Prinzen zum ebenso bezeichnenden wie erfreulichen Ausdruck. Durchaus verfehlt war es dagegen, wenn in der Reise des Kronprinzen von Italien nach den deutschen Reichslanden auch nur der Schein einer Demonstration gegen Frankreich erblickt wurde. Wie Kaiser Wilhelm II. vor einigen Monaten erst von Neuem sich nach Rom, der Hauptstadt des geeinten Königreiches Italien, begab, um an der Feier der silbernen Hochzeit des italienischen Königspaares theilzunehmen, ohne daß dieser Besuch irgendwie im Vatikan verstimmen konnte, erscheint es als eine einfache Forderung des gesunden Menschenverstandes, daß, sobald der Kronprinz von Italien den Wunsch hegte, an den deutschen Kaisermanövern theilzunehmen, auch nicht die leiseste Ursache vorliegen konnte, auf einen solchen Plan zu verzichten, weil diese Manöver in Elsaß-Lothringen stattfanden. Die Reichslande bilden eben seit dem Frankfurter Friedensvertrage genau in derselben Weise einen integrirenden Bestandtheil Deutschlands, wie Rom seit dem 20. September 1870 das „unantastbare" geworden ist, dessen König Umberto in einem denkwürdigen Ausspruche gedacht hat. In den französischen Regierungskreisen weiß man denn auch sehr wohl, daß eine der wesentlichen Bestimmungen der Tripelallianz die wechselseitige Verbürgung des Besitzstandes des Landesgebietes

ist, so daß der Besuch des Kronprinzen von Italien in Elsaß-Lothringen keineswegs einen neuen Zug in das durch den Dreibund geschaffene Gesammtbild gefügt hat.

Andererseits würde es den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen, wenn die Theilnahme des Prinzen von Neapel an den deutschen Kaisermanövern in irgend welchem Zusammenhang mit den traurigen Vorgängen von Aigues-Mortes gebracht würde, bei denen eine Anzahl italienischer Arbeiter von den französischen „Genossen" getödtet worden ist. Im Hinblick auf die von Seiten der französischen Behörden eingeleitete gerichtliche Untersuchung empfiehlt es sich, deren Ergebnisse abzuwarten, ehe ein bestimmtes Urtheil über den ersten Anlaß der beklagenswerthen Ereignisse abgegeben wird. Worauf es vor Allem ankommt, ist nicht: die Verbitterung zwischen den beiden Nationen zu verschärfen, sondern nach Möglichkeit die Wiederkehr blutiger Zusammenstöße zu verhüten, die mit der Fortentwicklung der Civilisation schlecht im Einklange stehen. So viel steht jetzt bereits fest, daß es sich in Aigues-Mortes nicht so sehr um eine nationale wie um eine sociale Frage handelte. Mag die Socialdemokratie immerhin auf internationalen Kongressen die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aller Arbeiter proklamiren, so hat sich doch gerade jüngst in der kleinen provenzalischen Stadt, die nur noch durch ihre wohlerhaltenen mittelalterlichen Befestigungen eine Bedeutung zu haben schien, gezeigt, wie wenig die socialdemokratische Praxis der Theorie entspricht. Die nüchternen italienischen Arbeiter, die von ihrem Lohne in den Salinen von Aigues-Mortes noch Ersparnisse machten, erschienen den französischen „compagnons" als Eindringlinge, deren Concurrenz beseitigt werden müßte. Die in Paris, in Nancy und anderwärts fortgeführte Bewegung gegen italienische Arbeiter hat denn auch bestätigt, daß dieselbe einen überwiegend socialen Charakter hat, so daß die französische Regierung selbst am meisten Ursache hätte, Wachsamkeit zu üben.

Es wäre daher eine arge Uebertreibung, wollte man die gesammte französische Nation für die Ereignisse von Aigues-Mortes verantwortlich machen. Aus demselben Grunde gingen die in verschiedenen italienischen Städten inscenirten Kundgebungen, die zu Gewaltthätigkeiten gegen das Eigenthum und gegen Personen sowie zur Verbrennung französischer Consulatsabzeichen führten, über das berechtigte Ziel hinaus. Die Position der italienischen Regierung wäre eine völlig unanfechtbare geblieben, wenn sie nicht nunmehr durch die von ihr allerdings sehr energisch und sehr rasch unterdrückten Ruhestörungen im eigenen Lande in die peinliche Lage gebracht worden wäre, selbst Remedur für die dem Nachbarstaate zugefügten Unbilden schaffen zu müssen. Dem Ministerium Giolitti gereicht es aber jedenfalls zur Anerkennung, daß es der französischen Regierung, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern oder etwa die von der Republik zu gewährende Genugthuung abzuwarten, die Verantwortlichkeiten für die in Italien verübten Ausschreitungen feststellte und mehrere Beamte von ihren Posten abberief. Während die Bewegung in Frankreich von Anfang an einen socialistischen Charakter aufwies, fanden sich in Italien sehr bald die anarchistischen Elemente ein, und es war eben vor allem den unverzüglichen Maßnahmen der Regierung zu verdanken, wenn größeres Unheil verhütet wurde. So zeigt sich, daß die Culturstaaten, weit entfernt, ein Interesse daran zu haben, daß internationale Gegensätze durch die Arbeiterbewegung geschaffen oder verschärft werden, vielmehr darauf bedacht sein müssen, dem Ausbruche der Volksleidenschaften vorzubeugen. „Nam tua res agitur, paries cum proximus ardet"; dieser Vers des Horaz birgt jedenfalls eine Fülle von Lebensweisheit, die von allen denjenigen beachtet zu werden verdient, die Vorgänge wie diejenigen von Aigues-Mortes zu politischen Zwecken verwerthet wissen möchten.

Die allgemeinen Wahlen für die französische Deputirtenkammer haben den in diesen Blättern von Anfang an als gewiß betrachteten Verlauf und Ausgang genommen. Wurde doch gegenüber den Prophezeiungen, nach denen der Panamaskandal eine Katastrophe der republikanischen Einrichtungen in Frankreich herbei-

führen sollte, mit aller Entschiedenheit daran festgehalten, daß der von den Boulangisten inscenirte Ansturm keineswegs ein solches Ergebniß haben würde. Wie den Widersachern der Republik der Beweis ihrer Anschuldigungen, nach denen mehr als hundert Mitglieder des Parlaments bestochen worden sein sollten, durchaus mißglückt ist, widerfuhr ihnen noch später, kurz vor der entscheidenden Wahlschlacht, das Mißgeschick mit den gefälschten Aktenstücken, aus denen nur erhellte, wie unfähig und urtheillos die Millevoyes und Déroulèdes sind, die selbst in so plumper Weise düpirt worden waren.

Bezeichnen die Wahltage vom 20. August und 3. September einen unzweifelhaften Triumph der Republikaner, so konnte es nicht fehlen, daß die unterlegenen Parteien in der üblichen Weise die Schuld von sich abzuwälzen bemüht sind. Sehr charakteristisch ist jedoch, daß insbesondere Papst Leo XIII. für die schwere Niederlage der Orléanisten und Bonapartisten verantwortlich gemacht wird. Auch läßt sich in der That nicht in Abrede stellen, daß durch die in den päpstlichen Kundgebungen an französische Erzbischöfe und Bischöfe den Klerikalen ertheilte bestimmte Instruction, den Anschluß an die republikanischen Einrichtungen zu vollziehen, im Feldlager der Royalisten und Imperialisten große Verwirrung entstanden ist. Mag immerhin die Zahl der Geistlichen, die unmittelbar für republikanische Wahlen wirkten, verhältnißmäßig gering geblieben sein, so wurde doch die Agitation des Clerus durch die aus dem Vatican eingetroffenen unzweideutigen Anweisungen lahm gelegt. Vergebens hoben die Organe des Grafen von Paris hervor, daß die päpstliche Autorität nur in Glaubenssachen angerufen werden könnte, während es dem Papste nicht zustände, sich in die innern Angelegenheiten Frankreichs einzumischen; vergebens wurde selbst von den Anhängern des Vaticans betont, daß die Intervention Leo's XIII. den kirchenfeindlichen Radicalen zu statten kommen würde — dieser hielt an seinem ursprünglichen Standpunkte fest. Mit besonderem Interesse mußte den von der constitutionellen Rechten erzielten Wahlresultaten entgegengesehen werden. Vertrat doch diese Parteigruppe gewissermaßen die vom Papste aufgestellte Theorie, wie denn auch die Mitglieder der constitutionellen Rechten als „ralliés“, als die für die Republik Gewonnenen bezeichnet zu werden pflegen. Die von ihnen verzeichneten Erfolge erscheinen nun aber dürftig genug, so daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn in der französischen sowie in der italienischen Presse die Niederlage Leo's XIII. bei den französischen Wahlen in den Vordergrund gerückt wird. Seltsam ist allerdings, daß, während der gegenwärtige Papst gleich seinem Vorgänger Pius IX. für seine Anhänger in Italien nach wie vor die Losung ausgibt, sich der Theilnahme an den politischen Wahlen zu enthalten — nè elettori nè eletti lautet diese Instruction —, er hinsichtlich der französischen Republik vor einer unmittelbaren Einmischung nicht zurückgeschreckt ist, auf die Gefahr hin, daß sein Ansehen Einbuße erleide. Die römische Curie befindet sich überdies in Selbsttäuschung, wenn sie wähnt, daß die französischen Republikaner sich entgegenkommender erweisen werden. Vielmehr darf jetzt bereits vermuthet werden, daß die Radicalen in der französischen Deputirtenkammer ihre Anträge auf Beseitigung des Cultusbudgets wieder aufnehmen werden. Allerdings sind diese Vorschläge bisher nicht durchgedrungen und werden wohl auch in Zukunft erfolglos bleiben. Das einzige positive Ergebniß der päpstlichen Intervention ist jedenfalls die heillose Verwirrung, die im antirepublikanischen Feldlager in Frankreich entstanden ist.

An markanten Zügen hat es der nunmehr abgeschlossenen Wahlbewegung in Frankreich nicht gefehlt. Sehr heiß entbrannte der Wahlkampf im Var-Département, wo Clémenceau, der Führer der äußersten Linken, in dem Arrondissement Draguignan candidirte und dann am 3. September zur Stichwahl stand. Die Monarchisten und Boulangisten, welche letzteren immer noch daran festhalten, daß der Freund des Cornelius Herz ein englischer Agent sei, concentrirten ihre Kräfte, um Clémenceau aus dem Felde zu schlagen. Ein allerdings weniger durch sein politisches

Ansehen, als die große Zahl seiner Leser bekanntes Pariser Journal errang aber jedenfalls die Palme, als es ernsthaft versicherte, daß durch die Wahl des Führers der äußersten Linken die guten Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland beeinträchtigt werden könnten, da Clémenceau als ein Gegner des Zaren und des französisch-russischen Zukunftsbündnisses gelte. Ja, dieses Journal führte aus, daß der Besuch des russischen Geschwaders in Toulon von der Nichtwahl des ultraradicalen Candidaten abhänge, da der zweitgrößte Kriegshafen Frankreichs im Var-Département liege. So kann das sonderbare Zusammentreffen constatirt werden, daß nicht bloß die Intervention des Papstes, sondern mittelbar auch diejenige des Zaren in einer Frage der inneren Politik von denselben Franzosen angerufen wurde, die sonst mit größter Zuversichtlichkeit den Stolz auf ihre Unabhängigkeit zur Schau tragen.

Clémenceau ist nun am 3. September unterlegen, und der Zufall fügt es, daß gleichzeitig nach einer Meldung des der französischen Regierung nahe stehenden „Temps" nunmehr die officielle Ankündigung des russischen Flottenbesuches erfolgt ist. Hinzugefügt wird, daß der Präsident der Republik, Carnot, falls es sein Gesundheitszustand erlauben sollte, das russische Geschwader in Toulon begrüßen werde. Wenn weiter darauf hingewiesen wird, daß das Programm dieses Flottenbesuches nach Möglichkeit demjenigen nachgebildet werden solle, das beim Empfange des französischen Geschwaders in dem Hafen von Kronstadt maßgebend war, so darf doch nicht außer Betracht bleiben, daß in Toulon die Entfernung von Paris nicht in derselben Weise die Betheiligung der hauptstädtischen Bevölkerung ermöglichen wird, wie es in Kronstadt für die Petersburger der Fall war. Immerhin muß die Genügsamkeit der Franzosen anerkannt werden, die sich mit der erst nach beträchtlicher Frist erfolgenden Erwiderung eines Actes internationaler Courtoisie bescheiden, der seiner Zeit von ihnen als ein bedeutsames politisches Ereigniß proclamirt wurde. Erblickt die französische Presse doch in dem Zusammentreffen der officiellen Ankündigung des russischen Flottenbesuches mit der Theilnahme des Kronprinzen von Italien an den deutschen Kaisermanövern keineswegs einen bloßen Zufall, sondern einen neuen Beweis für die Herzlichkeit der Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich. In dieser Beleuchtung erhält daher die Wahlniederlage Clémenceau's im Var-Département noch eine eigenartige Bedeutung.

Da nach der amtlichen statistischen Zusammenstellung die neue französische Deputirtenkammer aus 409 Republikanern und Radicalen, 79 socialistischen Radicalen und Socialisten, 29 Ralliirten und 64 Conservativen bestehen wird, gewinnt es auf den ersten Blick den Anschein, als ob die Regierung nunmehr auf eine geschlossene Mehrheit zählen dürfe. Richtig ist, daß der Conseilpräsident Dupuy, der im Gegensatze zu dem ehemaligen Minister des Inneren und Besieger des Boulangismus, Constans, den Ralliirten keineswegs die Thore der Republik weit geöffnet wissen wollte, vielmehr streng an dem republikanischen Programme ohne Rücksicht auf die neuen „Adepten" festhielt, seine Stellung befestigt hat. Nur muß auf das Anwachsen der socialistischen Partei hingewiesen werden, der es sicherlich nicht an Fühlung mit einem nicht unbeträchtlichen Theile der Radicalen mangeln wird, falls insbesondere Goblet die Führung dieser Gruppe übernehmen sollte, nachdem Clémenceau von der parlamentarischen Schaubühne verschwunden ist. Wie stark die socialistische Strömung namentlich in der Hauptstadt gewesen ist, erhellt auch daraus, daß der frühere Kammerpräsident Floquet einem socialistischen Mitbewerber, dem Hutmachergesellen Faberot, das Feld räumen mußte. Nicht zutreffend erscheint aber, daß Floquet zumeist wegen seiner Betheiligung an der Panama-Angelegenheit unterlegen ist, da weit ärger bloßgestellte Candidaten im ersten Scrutinium als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgegangen sind. Ueberdies braucht nur der Name Wilson's, der ebenfalls sogleich im ersten Wahlgange ernannt worden ist, erwähnt zu werden, um zu zeigen, daß es nicht moralische Be-

denken waren, wenn Clémenceau und Floquet in der neuen Kammer nicht wieder erscheinen.

Wie vollständig die Niederlage der Royalisten und Bonapartisten ist, wird unter Anderem durch die Thatsache erhärtet, daß Paul de Cassagnac im Gers-Département, das als ein Bollwerk der imperialistischen Partei galt, unterlegen ist. Da mit ihm auch zahlreiche andere tumultuarische Elemente beseitigt worden sind, da insbesondere Paul Déroulède im Hinblick auf das Mißgeschick, das seiner Partei, den Boulangisten, kurz vor den allgemeinen Wahlen widerfuhr, den Kampf gar nicht aufgenommen hatte, könnte man meinen, daß es in der neuen Kammer ruhiger zugehen werde als in der früheren, zumal der berufsmäßige „Stürzer" aller Ministerien, Clémenceau, beseitigt ist. Allein es darf jetzt bereits als gewiß gelten, daß die zahlreiche Gruppe der Socialisten, unter denen auch die Spielart der socialistischen Revolutionäre vertreten ist, dafür Sorge tragen wird, daß in der Fortentwicklung der republikanischen Einrichtungen, wie sie von ihnen verstanden wird, nicht etwa Stagnation eintrete.

Unter den wichtigen Aufgaben der neuen Deputirtenkammer verdient insbesondere die in wenig mehr als Jahresfrist bevorstehende Neuwahl des Präsidenten der Republik hervorgehoben zu werden, um so mehr als die in jüngster Zeit verbreiteten ungünstigen Nachrichten über den Gesundheitszustand des Herrn Carnot, wie übertrieben sie auch erscheinen mochten, doch erkennen ließen, daß die Wiederwahl des gegenwärtigen Chefs der Executivgewalt jetzt bereits zu vereiteln gesucht wird. Die Namen der neuen Candidaten tauchen bereits auf, unter denen insbesondere dem Präsidenten der vorigen Deputirtenkammer, Casimir Périer, besondere Aussichten zugeschrieben werden. Bezeichnend erscheint, daß Godefroy Cavaignac, der wie Casimir Périer einen berühmten Namen führt, vollständig in den Hintergrund gerückt ist, obgleich er gerade, als die Wogen des Panamascandals hoch gingen, vielfach als der Nachfolger Carnot's bezeichnet wurde, nachdem er in einer großes Aufsehen erregenden Rede gewissermaßen dem Volksgewissen in dieser Angelegenheit ebenso beredten wie vom Gesichtspunkte der Moralität anerkennenswerthen Ausdruck geliehen hatte. So zeigt sich hier, wie rasch in Frankreich die Strömungen der öffentlichen Meinung wechseln, wie denn auch nicht ausgeschlossen ist, daß nach einiger Zeit wiederum gegenwärtig gefallene Größen auf der Oberfläche erscheinen. Dies gilt nicht am wenigsten von Constans, der bereits vor mehreren Monaten in Frankreich als der „kommende Mann" angesehen wurde, als die innere politische Lage, die durch mannigfache Schwierigkeiten sich für die Republik bedrohlich gestaltete, eine feste Hand zu erfordern schien, wie sie den Boulangismus niedergeschlagen hatte.

Jetzt sind nun alle diese Besorgnisse wieder geschwunden, und die Siegeszuversicht der Republikaner stützt sich nicht bloß auf die errungenen Wahlerfolge, sondern auch auf die dadurch erlangte Position gegenüber dem Auslande. Wie nach der Auffassung der maßgebenden Kreise Rußland eine befestigte französische Republik für „bündnißfähiger" erachten muß, kann es auch nicht fehlen, daß diese z. B. in ihrem Auftreten gegenüber England in der siamesischen Angelegenheit sich noch weniger zurückhaltend erweisen wird als bisher. Die französische Regierung braucht eben nicht mehr zu befürchten, daß ihr Vorgehen, das darauf abzielt, die Colonialmacht Frankreichs wesentlich zu erweitern, im Parlamente auf ernsthaften Widerstand stoßen könnte. In England wird die drohende Gefahr von dem Ministerium Gladstone jedenfalls unterschätzt, das sich immer noch in der Hoffnung wiegt, daß in dem entscheidenden Augenblicke, in dem die britische Machtstellung in Indien in Frage stehen sollte, als deus ex machina — China in Action treten werde; eine Illusion, die sich ebenso trügerisch erweisen muß wie die andere, daß in Europa irgend eine Macht noch bereit sein könnte, die Kastanien für England aus dem Feuer zu holen.

In der Zeitschrift „The nineteenth Century“ hat das englische Parlamentsmitglied Curzon jüngst einen bemerkenswerthen Aufsatz veröffentlicht, in dem angeführt wird, daß Indien sich zwischen zwei Feuern befinde, da es auf der einen Seite durch das Vordringen Rußlands, auf der andern durch dasjenige Frankreichs bedroht werde. Der Verfasser unterscheidet drei Perioden, von denen die erste in der Weise charakterisirt wird, daß, so lange die Russen noch hinter der großen Turkmenenwüste standen, jede ihrer Bewegungen von einem Theile der englischen Presse mit großer Besorgniß constatirt wurde. Die zweite Periode wird dann durch die Begründung der sogenannten Pufferstaaten bezeichnet, durch welche die Gefahr einer unmittelbaren Grenznachbarschaft mit Rußland und Frankreich verhütet werden sollte. In diesem Augenblicke ist nun die dritte Periode eingetreten, in der die „Pufferstaaten“ Afghanistan und Siam, der eine durch Rußland, der andere durch Frankreich bedroht sind, so daß England sich vor die Alternative gestellt sieht, entweder deren Unabhängigkeit zu vertheidigen oder in eine Theilung zu willigen. Wird Afghanistans Selbständigkeit gegenwärtig noch durch die energische Persönlichkeit des Emirs Abdurrahman gewahrt, so haben die jüngsten Vorgänge in Siam gezeigt, daß dieser Pufferstaat nicht mehr gehalten werden könne, während doch England auf den oberen Mekong nicht verzichten dürfte, dessen Besitz für die Handelsbeziehungen zu der benachbarten chinesischen Provinz Jünnan wesentlich ist.

Für die verschiedenen Strömungen, die sich in England im Ministerium, im Parlamente und im Volke geltend machen, ist sehr bezeichnend, daß, während das Parlamentsmitglied Curzon seinen treffenden Aufsatz mit dem Ausrufe schließt: Salus Indiae suprema lex! die „Times“ die Zuschrift eines Generals veröffentlicht hat, in der ganz im Stile der Laisser-aller-Politik Gladstone's ausgeführt wird, es sei noch gar nicht erwiesen, daß Rußland und Frankreich in Asien feindselige Pläne gegen England hegen, zumal das russische Gebiet in Central-Asien dünn bevölkert sei, und ein russisches Heer sich von seiner Operationsbasis allzu weit entfernen müßte. Die Ereignisse, die sich in Siam vollzogen haben, sind aber jedenfalls geeignet, auch die ärgsten Skeptiker in England zu überzeugen, wessen man sich zu versehen habe. Ueberraschend muß vor Allem die Versicherung des Generals Adye wirken, daß man sich auf China verlassen könnte. Daß die Chinesen nicht das Geringste thun werden, um die Machtstellung Englands in Asien aufrecht zu erhalten, leuchtet ohne Weiteres ein. Das Cabinet Gladstone müßte sich zu sehr bestimmten Gegenleistungen entschließen, falls China dessen Geschäfte in Asien besorgen sollte. Allein der liberale Premierminister ist nach wie vor so sehr in seinen inzwischen vom Oberhause mit großer Stimmenmehrheit zurückgewiesenen Homerule-Bestrebungen befangen, daß die Franzosen sehr bald mit Beziehung auf ihn, nachdem sie erst Siam ganz unter ihr Protektorat gebracht haben, das Sprichwort anwenden werden: il a lâché la proie pour l'ombre. Gladstone wird dann in der That, um einem Schattenbilde nachzujagen, die Lebensinteressen seines Landes ernstlich in Frage gestellt haben.

Literarische Rundschau.

Gesammelte Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach.

Gesammelte Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach. Sechs Bände mit Porträt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Ein gründlicher und feinfühliger Aesthetiker Jung-Oesterreichs hat vor einiger Zeit in diesen Blättern die vornehmste Hauspoetin der „Deutschen Rundschau" gezeichnet[1]). Und wie man in der Familie von verehrten Menschen spricht, nicht sowohl um Neues über sie zu erfahren, als um sich wieder einmal ihres Besitzes zu freuen, so erinnern wir hier an die Sammlung der Frau von Ebner-Eschenbach. Sie hat den dringenden Wunsch danach erst nach geraumer Zeit befriedigt. Sie will sich selbst genug thun und weiß selbst gelassen zu warten. Was Sensation macht, durch dreiste Manier oder anspruchsvolle Mittelmäßigkeit blendet, rasch verblüfft und meist sich rasch verbraucht, ist ihr ganz fremd. Ihr Schaffen und ihr Ruhm sind langsam und stetig gewachsen wie edle Pflanzen, die nicht ins Kraut schießen; der Duft wird auch die Nachlebenden beglücken. In einer Novelle oder eigentlich einem launigen Selbstporträt heißt es von der Generalin: „Man lasse mich mit frühen Triumphen ungeschoren, sie sind nicht selten die Vorboten späterer Niederlagen, dachte sie. Wer vermag sich von der im raschen, glücklichen Sprung der Jugend erreichten Höhe noch höher emporzuschnellen? Meistens bleibt es bei dem glorreichen Anfang, und was nachkommt ist ein Sinken, wenn's nicht gar ein Stürzen ist. Da lob' ich mir mein bescheidenes Streben, das mich allerdings nicht auf die Höhe, aber doch auf eine Anhöhe geführt hat." Als ich 1880 nach Wien kam, umgab sie erst eine engere und stillere Gemeinde, in der kluge Frauen wie Betty Paoli und Auguste von Littrow reiflich discutirten und ein Seitenaltar für Luise von François aufgerichtet war. Ueber künstlerischen Erfolg läßt sich nicht generalisiren: einem kernhaften, gesegneten Talent kann er nicht leicht zu früh kommen, aber zu spät, zu spät für weitere Thaten, kam er der „letzten Reckenburgerin". Auch Frau von Ebner hat erst Herbstfrüchte des volleren Ruhmes geerntet, doch blieb es ihr vergönnt, immer fort zu schaffen und neben den alten neue Bahnen einzuschlagen. Sie liefert keine Meßwaare, sie wartet auf die gute Dichterstunde; sie arbeitet und weiß, daß auch die größten Sonntagskinder der Kunst ernst gerungen und leicht Inspirirtes schwer abgeschlossen haben. Sie ist heute — was bei aller Schätzung anderer Novellistinnen dieser beinahe weiblichen Jahrgänge der Epik gesagt werden kann — die erste deutsche Schriftstellerin nicht bloß Oesterreichs, einer der ersten deutschen Schriftsteller.

---

[1]) Marie von Ebner-Eschenbach. Ein literarisches Charakterbild von Moritz Necker. Deutsche Rundschau 1890, Bd. LXIV, S. 338 ff.

Die Frage erhebt sich Gesammelten Schriften gegenüber: Sind das die Knaben alle? Schon seit einem Jahre sind ihrer mehr geworden, und wir haben die große, vielleicht mehr abgebrochene als abgerundete geistliche Dorfnovelle, zuvor das meisterhaft in Eine Situation zusammengeballte Nachtstück bewundert. Absichtlich ausgeschlossen wird das Wagniß der „Margarethe" sein, nothgedrungen wohl die Geschichte der mährischen Magd „Bozena". Und es schweigt die Dramatikerin; denn die Theescene „Ohne Liebe" z. B., welche in Berlin einmal zur Contrastwirkung auf die Freie Bühne gebracht wurde, nehmen wir nicht als Abschlag. Von ihren Anläufen auf die Bretter erzählt ein wunderhübscher Brief an Paul Heyse, den dieser seiner feinen Einleitung im „Novellenschatz" eingefügt hat; Laube bot ihr die Hand; Eduard Devrient gab ein sehr günstiges Votum in der Schiller-Preiscommission ab . . . Man möchte doch von solchen Schöpfungen nicht bloß hören, sondern auch etwas sehen, mindestens etwas lesen. Das sei nicht zum Nachtheil der Sammlung gesagt, die eine Sichtung ist.

Ein Haupttitel darin lautet „Dorf- und Schloßgeschichten" und bezeichnet zwei große getrennte oder verschränkte Welten, zwischen denen trotz „Lotti" das Bürgerthum selten hervortritt, weil die Dichterin zwar von Einem Menschen aus hundert kennt, aber diese mittleren Kreise weniger beobachtet hat. Der Titel sagt uns auch: Mähren und Wien, Deutsch und Slawisch, Hoch und Niedrig, Parquet und Lehmdiele, Schriftsprache und Mundart. Es erklingt die Sprache der vornehmen Stände, deren Austriacismen und französische oder englische Schnörkel hier so maßvoll angebracht werden, und man spürt den erfrischenden Verkehr mit der Volkssprache, sei es allgemein in dem Unabgegriffenen des Wortes, sei es in einzelnen Lauten oder im vollen Gebrauch, wenn etwa die greise Erdbeerfrau ihre Verse sagt. Der Titel faßt zusammen, daß diese Dichterin im Salon und in der Hütte heimisch ist, überall human, denn „Hochmuth ist ein plebejisches Laster", nirgends empfindsam, denn dafür ist sie zu gescheidt und energisch. Das Schloß hat seine blaublütigen Gäste, aber auch seine geistlichen Herren, seine Lehrer, seine Verwalter und Förster, und der Lebenslauf der Schloßwäscherin wird so wenig übersehen wie ein Schicksal in der verfallensten Kathe. So wandern wir durch high life und Niederungen an sicherer Hand. Keine Caricatur, keine Schönfärberei stört, und überflüssig zu sagen, daß die Aristokraten hier nicht erscheinen, um einen Nähmamsellengeschmack durch Toiletten, Phrasen, Sport und Amouren zu sättigen. Neben einer bürgerlichen, von Aufopferung überströmenden Geschichte, die so sauber gearbeitet ist wie die Uhren der Heldin und, fügen wir wahrheitsgetreu hinzu, auch der Verfasserin als einer Dilettantin dieses edlen Handwerks, steht, in der langsameren prima maniera ausgeführt, das Seelengemälde einer ehelichen Liebe „Nach dem Tode". Dann mischen sich gern, ohne directe Lehrhaftigkeit, satirische und pädagogische Züge ein, wie in die Conversationsstunden der armen Claire bei vornehmen Egoisten. Ein Cabinetstück ist die Sportscomteß Muschi als Gegenbild der innerlichen Comteß Paula. Niederschmetternd wirkt die Leidensgeschichte „Er laßt die Hand küssen": wie unsittlich ist diese ländliche Sittenreform vom Schloß herab, und wie grell klingt das letzte „Er laßt die Hand küssen" als Botschaft von dem Todtgeprügelten in die Aufführung eines koketten französischen Pastorales hinein! Ihre ganze Kraft aber des Zorns und der Liebe, beides durch künstlerische Zucht gebändigt, zeigt die Dichterin im „Gemeindekind". Auch sie sieht im tiefsten Verderben ein menschliches Herz, im Schutt die Goldader und durch alle Regungen der Bestie von innen und außen führt sie den Störrischen, Wilden, Verhetzten zum Frieden, den Sohn des Trunkenbolds und Mörders endlich unter ein eigenes Dach, zusammen mit der Mutter aus dem Zuchthaus. Sie ist nicht zimperlich. Sie sagt auch das Roheste, aber sie sagt es nicht roh, und in ihren Sprüchen steht zu lesen: „Die Kunst ist im Niedergang begriffen, die sich von der Darstellung der Leidenschaft zu der des Lasters wendet." Frau von Ebner ist keine kirchenfromme, aber eine weltfromme Altruistin. Das Lebensbild des Doctor Nathan Rosenzweig will darthun, wie dieser

schroffe Arzt sich erst vollendet durch Liebe zu einem Zögling und Hingebung an einen großen Schwärmer, dessen polnische Revolution uns freilich nicht so lebendig wird wie das ethische Problem, das ohne Tolstoi's große urchristliche Motive, sondern mehr nach Goethe's Evangelium „Vor Allem keinen Menschen hassen" erscheint.

Ihre Weltanschauung hat Frau von Ebner in „Aphorismen" verdichtet und einem besonderen Schatzkästlein anvertraut. Hier ist nichts nur Weltkluges, Egoistisch-Monologisches, Paradoxes, Glitzerndes wie in manchen Spruchsammlungen der letzten Jahrhunderte, sondern bei aller Heiterkeit, ja Schärfe des Witzes ein Grundtrieb der auferbauenden Weisheit, der wärmenden Menschenliebe, kein Geistreicheln, sondern ein bewundernswerthes Führen der Lanze, die durchbohrt und heilt. Dieselbe Denkerin, die frohgemuth sagt, eine kluge Frau habe zahllose Feinde, nämlich alle dummen Männer, unterscheidet: „Der Geist ist ein intermittirender, die Liebe ein permanenter Quell." Was hier als kleine Perlen an einer Schnur aufgefädelt ist, breitet sich dann in einer Folge tiefsinniger und phantasiereicher Paramythien aus.

Es erscheint nun um so liebenswürdiger, wenn eine solche Philosophin so gern als die kinderlose und eben deshalb kinderreichste Frau zu den Kleinen sich wendet, wir sagen in ihrem Sinne nicht: herabsteigt, oder gar den Conflict der doppelten Treupflicht, dem einst Markgraf Rüdiger erlag, in einer Thierseele zu so herzergreifender Wirkung bringt, daß wir in die Klage des Försters um seinen „Crambambuli" einstimmen: „Schad' um den Hund!" Frau von Ebner ist eine Humoristin. In höherer Lebenssphäre verbriefen ihr vor Allem die kostbaren „Freiherren von Gemperlein" diesen unter Schriftstellerinnen höchst seltenen Ehrentitel, in niederer „Die Capitalistinnen" . . . Aber wir wollen hier nicht nochmals ein Inventar aufnehmen, sondern nur im Fluge der Formfülle gedenken, die ohne technische Kunststückchen neben der breiteren Epik und verweilenden Analyse gern in Memoiren, Episteln, ja Briefkarten, also recht frauenhaften Weisen die frauenhafte Kunst des Andeutens und Zwischendenzeilenlesens übt, gerade durch das Unausgesprochene wirkt und, wo ein Chorus aufgerufen wird („Oversberg"), die einzelnen Stimmen charakteristisch auseinander zu halten weiß. Und noch Eines: diese Sammlung zeigt die wahre Künstlerin, die nicht beenden, sondern vollenden will. Gegen die Motivirung des Romans „Unsühnbar" erhoben sich Zweifel: was geschehen konnte, sie zu entkräften, ist in der Buchausgabe mit heißem Bemühen gethan worden.

Wir fühlen, daß diese Edelfrau uns künstlerisch reicher und mittelbar auch besser macht. Das Facit, den Generalnenner des Ganzen gibt ein Kernspruch: „Wenig Leidenschaft, große Herzenswärme, Verstand, Anmuth, leichte Umgangsformen, Respect vor dem Ernst, Verständniß für den Scherz — Summa summarum: — Liebenswürdigkeit."

Erich Schmidt.

εσ. **Gesammelte Schriften** von Heinrich Seidel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Es ist ein vollwichtiger Beweis dichterischen Vermögens, wenn ein Bildner Gestalten in die Welt schickt, die wir leibhaft zu sehen meinen, sobald sein Name genannt wird, und in allen Lagen und Stimmungen des Lebens mit charakteristischen Gebärden und Reden uns vorstellen können. Eine solche Gestalt ist unser lieber Freund Leberecht Hühnchen, und er hat seinem Urheber schon viele Herzen gewonnen, weit über das Geburtshaus am Karlsbad, den Steglitzer Landsitz und die Tegeler Filiale hinaus. Die Feier seines eigenen fünfzigsten Geburtstages hat nun Seidel zum Anlaß genommen, selbst dem Historiker vorzuarbeiten und in dem letzten der überaus zierlich gedruckten Bände in einem launigen Traumgesicht seine literarischen Ahnherren vor uns zu beschwören: bei einem guten Tropfen natürlich, denn gesunde Eß- und Trinkorgane haben alle Gemüthsmenschen des Dichters, der als rechter Mecklenburger nicht leichtfüßig, sondern schwerwandelnd „von Perlin nach Berlin", aus der Maschinenhalle ins freie Poetenreich und zu einem bescheidenen Ruhm gelangt ist. Er bereichert uns selten durch geistvolle Probleme und scharfe novellistische Silhouetten, aber erquickt durch herzliche Rührung und frohes Lachen und läßt uns ausrasten in der Heimlichkeit seiner Haus- und Landgeschichten und seiner Märchen. Sein Naturſinn reicht von der vertrauten Ostsee bis zum Pflänzchen und Vogelnestchen. Er hat vieles mit Johannes Trojan gemein, dem wir neben manchen Schnacken auch das herzbewegende kleine Lebensbild Konewka's danken und jüngst die Idyllen „Für gewöhnliche Leute" (Berlin, Freund & Jeckel. 1893). Ja, es gibt wirklich noch in Berlin W. Nachkommen des alten, dem Allerkleinsten seelenvergnügt zulächelnden Schulmeisterlein Wuz! Wohl ihnen; aber wohl auch uns, daß sie da sind.

πρ. **Der Einfluß deutschen Geistes auf die französische Literatur des 19. Jahrhunderts bis 1870.** Von Dr. Fritz Meißner. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung. 1893.

Titel und Einleitung versprechen mehr als das Buch hält. Fritz Meißner schildert nicht den „Einfluß deutschen Geistes auf die französische Literatur"; streng genommen beschränkt er sich auf die Wiedergabe der Urtheile, die unser Schriftthum in Frankreich gefunden hat. Er beginnt mit Frau von Staël und endet mit Saint-René Taillandier: seine Hauptquelle ist die „Revue des deux Mondes", deren Besprechungen deutscher Literatur er in ermüdender Vollständigkeit mittheilt. Die Antwort auf die Frage, wie weit deutsche Eigenart schöpferische Geister in Frankreich beeinflußt und befruchtet hat, bleibt Meißner uns schuldig, und gerade sie mußten wir von seinem Buche erwarten. Zur Lösung einer solchen Aufgabe gehörte allerdings mehr als philologisches Wissen; ein weiter, philosophischer Blick war erforderlich, der die geistigen Horizonte beider Völker zugleich umspannte. Auch halten wir es für unrichtig, daß Meißner seine Untersuchungen mit dem Jahre 1870 abschließt. Der Krieg hat Frankreich und Deutschland nur politisch, nicht, wie er meint, auch geistig einander entfremdet. Das Interesse für die gegenwärtige deutsche Literatur ist allerdings jenseits des Rheins sehr gering; die Schuld trägt aber ihre geringe Selbständigkeit. Eine Literatur vermag eine fremde nur durch ihre Eigenart, durch das, was ihr vertrautestes Eigenthum bildet, zu beeinflussen. Das Interesse für unsere Klassiker, unsere Romantiker, für die Lyrik Heine's ist keinen Augenblick in Frankreich erloschen, und der Symbolismus, die Reactionsbewegung gegen den Naturalismus, nährt sich sogar ausschließlich von deutschem Geiste. Meißner's Buch bringt schätzenswerthes Material, aber der Meister, der die Steine zusammenfügt zu einem Ganzen, soll noch kommen. Aus vollem Herzen schließen wir uns dem in der Einleitung ausgesprochenen Wunsche einer Versöhnung der beiden Nationen an.

πρ. **Histoire générale du IVe siècle à nos jours.** Ouvrage publié sous la direction de M. M. Ernest Lavisse et Alfred Rambaud. Paris, Colin et Cie. 1893.

Der erste Band dieses groß gedachten und angelegten Geschichtswerkes liegt vor uns. Er führt den Untertitel „Les Origines" und umfaßt ungefähr die Jahre 395—1095. Er schildert den Zusammenbruch des römischen Reiches, die Wanderungen der Germanen durch das herrenlose Gebiet, die flüchtigen Staatengebilde, die an der Oberfläche der gährenden Welt gleich Blasen aufbrodelten, und endlich deren langsame Verschmelzung und Verdichtung zu gesunden, lebensfähigen Volkskörpern. Mit dem Ausgang des elften Jahrhundert erreicht der Gährungsproceß sein Ende, und die neue Ordnung der Dinge steht in ihren großen Hauptzügen fest. Der Stoff ist durch die Herausgeber in einzelne, in sich möglichst abgeschlossene Capitel gegliedert und ihre Bearbeitung verschiedenen Verfassern anvertraut, die durch ihre Specialkenntnisse und -Forschungen gerade zur Darstellung dieser oder jener Periode berufen waren. Die Mitarbeiter des ersten Bandes sind, außer Lavisse selbst, der im fünften Capitel die Entwicklung und das Wachsthum der Papstgewalt schildert, Berthelot mit mehreren Capiteln über Rom und die germanischen Staaten, Wahl mit einer Darstellung des Islam, Bémont mit einer Wiedergabe der englischen Geschichte bis auf Wilhelm den Eroberer, dann Bayet, Denis, Langlois und Luchaire. Trotz der Vielheit der Autoren ist es doch die Persönlichkeit des Herausgebers Lavisse allein, welche dem Werke Charakter und Eigenart verleiht. Lavisse ist ein Gegner der materialistischen Geschichtsauffassung, die Geschichte ist für ihn ein Kampf der Ideen, und sie herauszuschälen aus den Thatsachen, scheint ihm die Hauptaufgabe des Historikers zu sein. Diese seine Tendenz tritt deutlich in dem vorliegenden ersten Bande zu Tage. Man darf der Fortführung des Werkes mit großen Hoffnungen entgegensehen.

κγ. **Georg Wilhelm Friedrich Hegel.** Kritik der Verfassung Deutschlands. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. Georg Mollat. Nebst einer Beilage. Kassel, Th. G. Fischer & Co. 1893.

Eine Handschrift aus dem Jahre 1801 oder 1802, die auf der Königl. Bibliothek zu Berlin sich befindet, auch den Biographen Hegel's sehr wohl bekannt war (Rosenkranz, Hegel's Leben. 1844. Haym, Hegel und seine Zeit. 1857.), erscheint hier zum ersten Male vollständig im Druck. In einer Sprache geschrieben, die niemals durch Anmuth sich hervorgethan hat, die namentlich dem heutigen Leser fremdartig erscheint mit ihren oftmals dürren, gereckten, magisterhaften Sätzen, ist die Abhandlung ihrem Gedankengange nach ein Vorspiel des heutigen Deutschen Reiches, in der philosophischen Kritik der damaligen Zerrissenheit. Sie sagt, was heutzutage hundertmal gesagt erscheint, ist aber doch ein interessantes Denkmal und ein trostreicher Gegensatz von Einst und Jetzt. Ein Vorspiel ist sie auch in dem positiven Entwurf einer einheitlichen Verfassung Deutschlands, zu welcher u. A. eine Körperschaft von Abgeordneten (nach der Zahl der Einwohner) zur Bewilligung der Abgaben für die gemeinsame Staatsmacht gehören soll, freilich in Combination mit den herkömmlichen Reichsständen. — Prophetisch klingen die Worte (S. 129): „Wenn alle Theile dadurch gewännen, daß Deutschland zu Einem Staate würde, und wenn auch der allgemeinen Bildung gemäß dieses Bedürfniß tief und bestimmt gefühlt würde, so ist eine solche Begebenheit nie die Frucht der Überlegung gewesen, sondern der Gewalt. Der gemeine Haufen des deutschen Volkes nebst seinen Landständen, die von gar nichts Anderem, als von Trennung der deutschen Völkerschaften wissen, und denen die Vereinigung derselben etwas ganz Fremdes ist, müßte durch die Gewalt eines Eroberers in Eine Masse versammelt, sie müßten gezwungen werden, sich als zu Deutschland gehörig zu betrachten." Und er schließt: „Begriff und Einsicht führen etwas so Mißtrauisches gegen sich mit, daß sie durch die Gewalt gerechtfertigt werden müssen: dann unterwirft sich ihnen der Mensch."

πδ. **Die strafrechtliche Haftung des verantwortlichen Redacteurs.** Von Dr. Friedrich Oetker. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1893.

Die vorliegende Schrift gibt einen Vortrag wieder, welchen der Verfasser am 15. October 1892 in der juristischen Gesellschaft zu Berlin gehalten und nunmehr unter Beifügung umfangreicher Materialien seinem Vater, dem jüngst verstorbenen rühmlichst bekannten Geheimen Justizrath Dr. Carl Oetker, zu dessen siebenzigstem Geburtstage gewidmet hat. Der Verfasser stellt zunächst den Begriff des verantwortlichen Redacteurs fest und bezeichnet sodann als die drei Grundgedanken für die besondere Haftung desselben im Reichs-Preßgesetz, daß 1) nicht nur der Verfasser, mit dessen Wissen und Willen die Veröffentlichung erfolgt ist (Erstthäter), sondern auch der Redacteur, der einen strafbaren Artikel mit Verständniß seines Inhalts in die Zeitung aufgenommen hat (Zwischenthäter), als Thäter des Delicts zu betrachten ist; 2) den verantwortlichen Redacteur, gegenüber den übrigen Betheiligten, eine gesteigerte Haftbarkeit, eine Verantwortlichkeit für den gesammten Inhalt der Zeitung als Garant trifft, und 3) dem verantwortlichen Redacteur die Kenntniß des Inhalts der einzelnen Artikel nicht nachgewiesen zu werden braucht, dafür vielmehr die Vermuthung streitet. Zweitthäterschaft, Delictsgarantie und Präsumtion bezeichnet also der Verfasser als die Principien der besonderen Verantwortlichkeit des Redacteurs nach dem Preßgesetz, und aus diesen Principien erläutert er sodann in scharfsinniger Weise die einschlagenden Bestimmungen des letzteren, um am Schlusse seiner Erläuterungen zu dem Resultat zu gelangen, daß die gesteigerte Haftung des verantwortlichen Redacteurs, d. h. die Thäter-Garantenschaft desselben bei der regelmäßigen Anonymität der Zeitungsartikel, der complicirten Betheiligung vieler Personen am Thatbestande des Preßdelicts und den Schwierigkeiten der Thäterfeststellung und des Schuldbeweises nicht zu entbehren ist. „Diesen Thatsachen gegenüber," so hebt der Verfasser mit Recht hervor, „würde der Gesetzgebung, wenn sie auf die besondere Haftung der Redacteure verzichten und die Preßpersonen ganz unter das allgemeine Strafrecht stellen wollte, nichts übrig bleiben, als sehr zum Nachtheile der Presse und unter Schädigung wichtiger öffentlicher Interessen, in bedeutend erhöhtem Maße zu objectiven Repressivmaßregeln gegen die Zeitungen zu greifen." — In den Materialien, welche dem Vortrag als Anmerkungen beigefügt sind, zeigt sich deutlich das eingehende Quellenstudium und das tiefe Eindringen in die einschlagende Rechtsprechung und Literatur, welches der Verfasser aufgewendet hat, um seine Theorie, die sich allerdings mehrfach im Gegensatz zu den bisher vertretenen Anschauungen befindet, historisch und dogmatisch zu begründen. Es wäre vielleicht zweckmäßiger gewesen, wenn der Verfasser die Resultate dieser seiner in den Materialien niedergelegten Forschungen direct in den Vortrag selbst mit hinein verarbeitet hätte. Die Gesammtarbeit wäre dadurch jedenfalls übersichtlicher geworden. Immerhin wird sie auch in ihrer vorliegenden Form die Anerkennung, welche sie unzweifelhaft in hohem Maße verdient, finden und manche ersprießliche Anregung zur weiteren Prüfung und theoretischen Behandlung der Frage nach der strafrechtlichen Haftung des verantwortlichen Redacteurs bieten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aus Portugal und Brasilien. (1250—1890.) Ausgewählte Gedichte von Wilhelm Storck. Münster i./W., Heinrich Schöningh. 1892.

Ausgewählte Schriften weiland Seiner Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Carl von Oesterreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzöge Albrecht und Wilhelm. Zweiter Band. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1893.

Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. Erster Band: Volksglaube und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen. Von Dr. Heinrich von Wlislocki. Zweiter Band: Die Entwicklung der Ehe. Von Th. Achelis. Berlin, Emil Felber. 1893.

Bergemann. — Die Verbreitung der Anthropophagie über die Erde und Ermittelung einiger Wesenszüge dieses Brauches. Eine ethnographisch-ethnologische Studie von Dr. phil. P. Bergemann. Bunzlau, G. Kreuschmer. 1893.

Bohn. — Der Fall eines Banthauses. Ein Sittenbild aus der niederländischen Gesellschaft von Franz Bohn. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Bois-Reymond. — Maupertuis Rede zur Feier des Geburtstages Friedrich's II. und des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. Januar 1892 gehalten von Emil du Bois-Reymond. Leipzig, Veit & Co. 1893.

Böttger. — Das Programm der Handwerker. Eine gewerbepolitische Studie von Hugo Böttger. Braunschweig, Albert Limbach. 1893.

Brodbeck. — Leib und Seele. Ihr gegenseitiges Verhältniß zurückgeführt auf das psycho-physiologische Grundgesetz von Dr. Adolf Brodbeck. Hannover-Linden, Manz & Lange. 1893.

Dehmel. — Aber die Liebe. Ein Ehemanns- und Menschenbuch von Richard Dehmel. München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Conto.

Der gute Kamerad. Kalender für das Jahr 1894. Danzig, A. W. Kafemann.

Der Weg zum Frieden. Ein Nachtrag zu dem Buche: „Im Kampf um die Weltanschauung." Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Des Papstthums Entstehung und Fall. Ein Gespräch von Bernardino Ochino aus Siena. Aus dem Italienischen übersetzt und mit einer geschichtlichen Einleitung versehen von Dr. Karl Benrath. Halle a. S., Eugen Strien. 1893.

Die Stimme eines Predigers in der Wüste. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893.

Ebers. — Gesammelte Werke von Georg Ebers, 36. Lfg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893.

Einiges Christenthum. Volksschrift zur Förderung der Bestrebungen M. von Egidy's und unter dessen Mitwirkung vierteljährlich herausgegeben von Lehmann-Hohenberg. Heft 4. Kiel, Verlag der Volksschrift: „Einiges Christenthum". 1893.

Falke. — Tanz und Andacht. Gedichte aus „Tag und Traum" von Gustav Falke. München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Conto.

Fenner. — Vignetten. 500 Zeichnungen von Fenner. Zürich, Orell Füssli. 1893.

Goeij. — Hendrik Lovendale. Drama in vijf bedrijven d. Roger de Goeij. Brüssel, J. Lebegue en Co. 1893.

Grun. — Glocken von Eisen und von Gold. Eine Gedichtesammlung von James Grun. Frankfurt a./M., Mahlau & Waldschmidt. 1893.

Haeckel. — Indische Reisebriefe. Von Ernst Haeckel. 3. vermehrte Auflage mit 20 Heliogravuren und dem Bildnisse des Reisenden sowie 1 Karte der Insel Ceylon. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Hoffmann. — Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen von Hans Hoffmann. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Hoffmann. — Landsturm. Erzählung von Hans Hoffmann. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Hoffmann. — Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen von Hans Hoffmann. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Hopfen. — Glänzendes Elend. Roman in sechs Büchern. Von Hans Hopfen. 3 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Jensen. — Vom Wegrand. Kleine Bilder von Wilhelm Jensen. Berlin, Emil Felber. 1893.

Jerome. — Müßige Gedanken eines Müßigen. Von Jerome K. Jerome. Deutsch nach der 132. Auflage des englischen Originals von Julius Kaulen. Halle, Hermann Gesenius. 1893.

Kuhmerker. — Religion und Fortschritt. Ein populär-philosophisches Zwiegespräch. Von Heinrich Kuhmerker. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893.

Marschner. — Ich hab's gewagt! Ein deutsches Drama in fünf Aufzügen von Carl Wilhelm Marschner. Berlin, Eduard Rentzel. 1893.

Middendorf. — Peru. Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner während eines 25jährigen Aufenthaltes. Von E. W. Middendorf. I. Band: Lima. Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt). 1893

Morgenstern. — Frauenarbeit in Deutschland. Von Lina Morgenstern. I. Theil: Geschichte der deutschen Frauenbewegung und Statistik der Frauenarbeit auf allen ihr zugänglichen Gebieten. II. Theil: Adressbuch und Statistik der Frauenvereine in Deutschland. Berlin, Verlag der „Deutschen Hausfrauen-Zeitung".

Olfers. — Erzählungen von Marie von Olfers. Berlin, Emil Felber. 1893.

Peter Friedrich Ludwig, Herzog von Oldenburg. Ein Rückblick in Anlaß der Enthüllung des Denkmals des Herzogs auf dem Schloßplatz in Oldenburg am 6. Juli 1893. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1893.

Post. — Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz von Dr Albert Hermann Post. Erster Band. Allgemeiner Theil. Oldenburg u. Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz) 1893.

Pröll. — Kalender aller Deutschen, geleitet von Karl Pröll. Herausgegeben vom Allgemeinen Deutschen Verbande. Berlin, Verlag des Allgemeinen Deutschen Verbandes (Dr. Ernst Hasse).

Pudor. — Lieder aus Lug' ins Land von Heinrich Pudor. Dresden, Verlag der Dresdner Wochenblätter. 1892.

Reclam's Universal-Bibliothek. Nr. 3101. 3102. Tausend Schnadahüpfln. Gesammelt und mit Einleitung, erklärendem Wörterverzeichniß und acht Singweisen herausgegeben von Fritz Gundlach. — 3103. 3104. Graf Gobineau, Asiatische Novellen. Deutsch von Ludwig Schemann. Mit einem Lebensbilde des Autors. — 3105. Solo-Spiele. Gesammelt und herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. Viertes Bändchen. — 3106. Friedrich Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener und vergessener Merkwürdigkeiten. In neuer Auswahl. Drittes Bändchen. — 3107. 3108. Namenbuch. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Dr. Franz Teßner. — 3109. Johann Nestroy, Zu ebener Erde und erster Stock oder: Die Launen des Glücks. Posse mit Gesang in drei Aufzügen. Musik von Adolf Müller. Durchgesehen und herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. — 3110. Deutsches Patentgesetz vom 7. April 1891 nebst der Verordnung, betr. das Berufungsverfahren bei dem Reichsgericht, und dem Reichsgesetz, betr. den Schutz von Gebrauchsmustern und den Ausführungsbestimmungen dazu. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Landrichter Berg. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1893.

Rüttenauer. — Der kleine Bolland oder Acta Sanctorum minora, d. i. Zwanzig frommheitere Legenden in anmuthige und höchst erbauliche deutsche Reime gebracht von Benno Rüttenauer. München, Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto.

Salias. — Fürstin Pauline. Roman aus der Zeit der Leibeigenschaft von Graf E. A. Salias. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Heinrich Ruhe. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Seiler. — Sechzehn medicinische Essays von Dr. H. Seiler. Dresden, Warnatz & Lehmann. 1893.

Stowronnek. — Eine Palastrevolution. Lustspiel in vier Acten von Richard Stowronnek. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1893.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Der Flirt.

Novelle

von

Rudolf Lindau.

(Schluß.)

Ich hatte Eile, nach Hause zu kommen, um Frau Lizzy womöglich zu ersparen, daß sie die Nachricht von der plötzlichen Abreise Heyden's in Gegenwart ihres Mannes erhalte. — Es war mir nämlich in der letzten Stunde ziemlich klar geworden, daß es meinem verführerischen Landsmanne gelungen war, einen gewissen Eindruck auf das Herz der ruhigen Frau Douglas zu machen. — Für bedenklich hielt ich die Sache jedoch nicht und erklärte mir den Vorgang damit, daß Heyden der erste „kokette" Mann sein mochte, mit dem die an anspruchslosere Huldigungen gewöhnte Amerikanerin zusammengetroffen war.

Edgar hatte mich vor der Thür unserer gemeinschaftlichen Wohnung verlassen, um noch einige Besuche zu machen, wie er sagte. — Ich hatte schon darüber nachgedacht, wie ich mich seiner entledigen möchte, um mit Lizzy ungestört zu sprechen, und war froh, der Mühe enthoben zu sein, mich von ihm frei zu machen. — Ich traf Lizzy allein, auf demselben Platze, auf dem ich sie eine Stunde vorher verlassen hatte.

„Das wäre in Ordnung," begann ich, „ich bin bei den Shorbs auf das Liebenswürdigste empfangen und auf Sonnabend eingeladen worden."

„Natürlich," sagte Frau Lizzy.

„Ich traf mit Heyden bei den Shorbs zusammen," fuhr ich fort. „Er verabschiedete sich von den Damen."

„Er verabschiedete sich?" wiederholte Lizzy gedehnt.

„Ja, er reist heute Abend nach New-York ab."

„Er reist heute Abend nach New-York ab."

„Um fünf Uhr mit dem Central-Pacific. — Ein Telegramm hat ihn plötzlich abberufen. — Geschäfte . . . wichtige Geschäfte! Er hat übrigens Edgar aufgetragen, ihn hier zu entschuldigen, sich nicht persönlich verabschiedet zu haben."

Ich vermied es, Frau Douglas anzusehen: es wäre mir peinlich gewesen, Anzeichen bei ihr zu beobachten, welche von tieferer Theilnahme für Heyden Zeugniß abgelegt hätten. — „Was machen die Kopfschmerzen?“ fragte ich sogleich weiter.

Es war mir, als hörte ich sie tief aufathmen, ganz leise, und mein Blick richtete sich jetzt unwillkürlich auf sie, um zu sehen, was in ihr vorginge. — Sie hatte die großen Augen weit geöffnet, die in feuchtem Schimmer glänzten, aber ein Ausdruck inniger Befriedigung, so schien es mir, lagerte auf dem weißen, stillen Gesichte. — Sie athmete noch einmal tief auf — ich sah es an dem langsamen Heben und Senken der Brust, dann legte sie die Hand einen Augenblick an die Stirn und sagte leise und freundlich: „Mir ist viel wohler, ich möchte an die frische Luft. — Wollen Sie mich begleiten? Soll ich Sie nach Cliffhouse fahren?“

Ich gab bereitwillig meine Zustimmung.

„Aber nicht sogleich,“ fuhr sie fort. „Es ist noch sehr warm draußen: in einer kleinen Stunde, wenn es Ihnen recht ist. Ich lasse Sie rufen.“ Und sie entfernte sich, um sich auf ihr Zimmer zu begeben.

„Das ist ja sehr gelinde abgelaufen,“ sagte ich mir; doch freute ich mich, daß ich, und nicht Edgar oder Douglas, Frau Lizzy die Nachricht von Heyden's Abreise überbracht hatte.

Ich war kaum eine halbe Stunde auf meinem Zimmer, als mir gemeldet wurde, Mrs. Douglas erwarte mich. Ich fand sie im Hausflur in einem knappen, hellgrauen Kleide und kleinem, rundem Hute. Sie sah bildhübsch aus.

„Ich fahre nämlich selbst,“ sagte sie, auf die starken Handschuhe deutend, die sie angezogen hatte. — „Sie vertrauen sich mir doch an?“

Ich hatte wohl einige Bedenken, als ich den leichten Buggy erblickte, vor dem ein großer, knochiger Gaul lang angespannt war, aber ich fand nicht Zeit, ein Wort zu sagen. Lizzy hatte bereits auf dem Kutscherſitz Platz genommen und die Zügel ergriffen, und ich setzte mich zu ihr. Der Stallknecht schwang sich auf den Sitz hinter uns, und das Pferd setzte sich lässig in Bewegung. — Aber die Gangart wurde bald schneller, und als wir die Stadt verlassen hatten und der weite, gerade Weg nach Cliffhouse vor uns lag, da griff das Thier in einer Weise aus, die für mich, der ich noch nicht an amerikanische Schnelltraber gewöhnt war, beängstigend gewesen wäre, wenn nicht Lizzy's ruhige Miene und ruhiges Sprechen mir gezeigt hätten, daß das Pferd nicht mehr und nicht weniger that als von ihm erwartet wurde.

„Er ist ein Halbbruder von Dexter,“ sagte Lizzy; „sicherlich nicht so schnell wie dieser, aber immerhin ein gutes Thier — und so ruhig, so vorsichtig! Er sieht jeden Stein und geht ihm aus dem Wege. — Ich glaube, unsere amerikanischen Pferde sind gutmüthiger und ruhiger und zuverlässiger als die Ihrigen: jedes kleine Mädchen kann sie regieren ... gerade wie es auch unsere Männer regieren kann. In englischen Romanen macht man sich gern über die Amerikaner lustig. — Nun ja, sie haben ihre Fehler. — Ich weiß nicht, was sie den Engländern gegenüber werth sind; für uns Frauen sind sie zuverlässig und gut, zu gut vielleicht.“

Jetzt erblickten wir das Meer. Lizzy zeigte mit der Peitsche nach einem langen, niedrigen Gebäude: „Das ist Cliffhouse! . . . Hören Sie?“

Ich lauschte und vernahm durch das Rauschen der Meeresbrandung dumpfes, tiefes Brüllen.

„Das sind die Löwen — unsere Seelöwen: die schönsten der ganzen Welt!“

In Cliffhouse stiegen wir vom Wagen und begaben uns auf die Veranda mit der wunderbaren Aussicht auf die wilde Küste und die, von ungeheuerlichen Seelöwen, wie von einer dichten Herde belebten, schaumumgürteten Klippen und auf das weite, blaue Meer.

Lange Zeit sprach keines von uns ein Wort. — Lizzy's Augen waren unverwandt in die Ferne gerichtet; plötzlich sagte sie:

„Der arme Edgar!“

„Weshalb bedauern Sie ihn?“

„Er grämt sich noch immer um Cora, und sie ist nicht werth, daß er sich um sie gräme. Ich hoffe, er erkennt es bald: Ein Uebel bald erkannt, ist schnell geheilt! — Ja,“ wiederholte sie, sich erhebend, und wie zu sich selbst redend: „Schnell erkannt, ist bald geheilt.“ — Sie schaute einen Augenblick in die Weite, dann sah sie nach der Uhr: „Wir müssen uns beeilen, sonst haben die Andern mit dem Essen auf uns zu warten.“

Dexter's mächtiger Halbbruder brachte uns in kurzer Zeit nach Hause zurück. Während der ganzen Fahrt ruhten die Zügel federleicht in Lizzy's kleinen Händen, die nur wenig sprach. Auch ich hing meinen Gedanken nach. — Ja! Amerikanische Pferde und amerikanische Männer sind leichter von Mädchenhänden regiert als europäische!

Douglas kam uns an der Thür entgegen. Edgar, den wir im Empfangszimmer trafen, gab sich der von ihm beliebten Beschäftigung hin, sich auf einem kleinen Schaukelstuhl zu wiegen. Als wir bei Tische saßen, sagte er nachlässig, sich an seine Schwester wendend:

„Heyden hat mir seine Empfehlungen für Dich aufgetragen: er hat plötzlich abreisen müssen.“

„Ich wußte es schon. Ihr habt Euch bei Shorb's getroffen,“ antwortete Lizzy unbefangen.

„Ich denke mir,“ fuhr Edgar fort, „Johnny Bradford hat ihm einen Wink gegeben, daß seine Anwesenheit hier ferner nicht allgemein gewünscht wird. — Ich hätte „Schönheit“ nicht für so folgsam gehalten.“

Auf Douglas' breitem Gesichte lagerte sich ein vergnügliches Lächeln, aber er sagte kein Wort; doch blickte er mich bald darauf bedeutsam an, und ich glaubte zu verstehen, daß er mir damit sagen wollte, ich möchte Edgar und Lizzy nur bei ihrer Ansicht über die Abreise Heyden's lassen. Das that ich denn auch.

Der Ball bei Mrs. Shorb war eine getreuliche Wiederholung dessen, was ich bei Mrs. Sanders erlebt hatte, nur daß Lizzy diesmal viel tanzte und sich während der Pausen vorzugsweise mit mir unterhielt. — Ich aber wäre am liebsten gar nicht von Cora's Seite gewichen. Das schöne Mädchen hatte

es mir angethan: ich konnte die Augen nicht von ihr lassen, und ihre Blicke und Worte ermuthigten mich, in ihrer Nähe zu bleiben.

„Warum tanzen Sie nicht?“ fragte sie mich.

„Ich tanze schlecht.“

„Wieder Ihre Eitelkeit! Nein, was sind doch die Fremden eitel! Ich möchte einmal den Amerikaner sehen, der mir antwortete, er tanze nicht gern, wenn ich ihn zum Tanzen aufforderte.“

„Erstens haben Sie mich gar nicht zum Tanzen aufgefordert, und zweitens habe ich nicht gesagt, ich tanzte nicht gern, sondern ich tanzte schlecht.“

„Um eine Antwort sind die Fremden nie verlegen, das ist schon wahr! Aber ich habe Sie auch gar nicht veranlassen wollen, mit mir zu tanzen: meine Karte ist voll. — Ich sprach aus reiner Nächstenliebe. Ich bedauerte, Sie still sitzen zu sehen, während wir Anderen uns vergnügten. — Soll ich Sie Mary Blent vorstellen? Eine reizende Partnerin — die hübsche Blondine da drüben, mit den schönen, blauen Augen; ihre Mutter war eine Landsmännin von Ihnen. — Mary spricht sehr gut Deutsch. Kommen Sie . . .“

„Wenn Sie wollen, daß ich mich entfernen soll, so haben Sie nur zu befehlen,“ antwortete ich, „aber ich verzichte auf das Vergnügen, Fräulein Blent vorgestellt zu werden. Ich verlasse San Francisco in wenigen Tagen; da verlohnt es sich nicht, noch neue Bekanntschaften zu machen: ich habe an den alten genug.“

„Ich verstehe. — Aber Sie müssen sich nur nicht einbilden, daß Sie diese schon kennen! — Wollen Sie morgen bei uns frühstücken?“

Ich nahm dankend an.

„Dann kann ich Sie auch meinen Eltern vorstellen. Mama ist zu Hause geblieben — ein Ball gibt ihr häufig Migräne; mein Vater aber geht schon seit vielen Jahren nicht mehr in Gesellschaft.“

Als der Ball seinem Ende nahte, fuhren Lizzy und Douglas nach Hause. — Da die Nacht warm und schön war, so zog ich vor, den Weg dorthin mit Edgar zu Fuß anzutreten.

„Nun! Welche Schönheit hat Cora an Ihnen entdeckt?“ fragte Edgar, als wir in der Straße waren.

„Gar keine,“ erwiderte ich.

„Dann spielt sie mit Ihnen ein neues Spiel; aber sie wird schon das Richtige gefunden haben: undenkbar, daß sie in dieser Beziehung einen Fehler begehen könnte!“

„Sie sind recht hart für das junge Mädchen.“

Der ‚Freiwillige‘ lachte höhnisch: „Sehen Sie, daß ich Recht hatte. — Sie sind eingefangen — richtig eingefangen. — Ja, Cora ist groß!“

Ich schwieg dazu. — Nach einer längeren Pause fuhr der ‚Freiwillige‘ in ernstem Tone fort:

„Ich habe kein Recht, Ihnen zu verbieten, sich in Cora zu verlieben. Und Niemand hat dies Recht. — Sie hat sich ganz frei gehalten für den „Mann ihrer Wahl“. — Er sprach die drei letzten Worte mit einem gewissen höhnischen Nachdruck. — „Aber Eines möchte ich Ihnen sagen und darf ich Ihnen sagen“ —

er stockte. — „Zwischen mir und Cora ist jetzt Alles bitterer Ernst — von meiner Seite wenigstens — ich will das Mädchen gewinnen, und wenn ich sie nicht gewinnen kann, so will ich wissen warum? Ich weiß nicht, was Sie im Schilde führen. — Ist es auch Ihnen ernstlich um das Mädchen zu thun ... gut — dann sagen Sie es mir offen, wie ich Ihnen meine Absichten verrathen habe; dann gibt es ein ehrliches Rennen um den Preis zwischen uns beiden; aber sind Ihnen Cora's „Flirtations" nur ein Zeitvertreib, ein Reiseabenteuer, dann sage ich Ihnen, da mein Lebensglück auf dem Spiele steht, treten Sie zurück, geben Sie mir freie Bahn. Das ist dann ein Freundschaftsdienst, den ich von Ihnen verlangen darf."

Ich sann eine Weile nach und sagte dann aufrichtig, was mir während der Zeit durch den Kopf gegangen war: — „Ich habe Fräulein Niel zweimal in meinem Leben gesehen, ich habe noch kein vertrauliches, vernünftiges Wort mit ihr gewechselt, mein Lebensglück hängt in diesem Augenblick nicht von ihr ab; aber ich habe mir vor Ihrer Frage soeben überlegt, ob ich wohl glücklich mit ihr werden könnte. — Ich beurtheile sie anders als Sie. Sie lieben sie mit den Fehlern, die Sie an ihr entdeckt zu haben glauben, und wollen diese Fehler verzeihen. — Ich habe ihr nichts zu verzeihen, ich finde sie ganz und gar liebenswürdig. — Auch ihre Gefallsucht ist mir recht, wenn sie mir gefallen will, weil ich ihr gefalle. — Ich kann auf Ihre Frage, ob ich beabsichtige, um Fräulein Niel zu werben, in diesem Augenblicke noch nicht mit einem ‚Ja' oder ‚Nein' antworten; aber ich will mich entscheiden, und zwar sehr bald, morgen oder übermorgen schon, da ich dabei bleibe, am Dienstag abzureisen. — Ich werde Fräulein Cora inzwischen noch zweimal sehen: morgen bei ihr und Montag bei Ihrer Schwester. Ich will versuchen, mir dann über mich selbst klar zu werden, und sobald das geschehen ist, sollen Sie ehrlichen Bescheid von mir erhalten. Mehr können Sie nicht verlangen, glaube ich, und mehr mag ich Ihnen auch nicht zugestehen. — Es handelt sich um Ihr Lebensglück, sagen Sie; aber vielleicht handelt es sich auch um das meine. Da habe ich das Recht, ähnliche Rücksichten zu verlangen, wie Sie von mir beanspruchen."

Er entfernte sich einen halben Schritt von meiner Seite und sagte bitter:

„Sie wissen noch nicht einmal, ob Sie Cora lieben, und doch treten Sie mir in den Weg."

„Ich trete Ihnen nicht in den Weg, ich gehe den meinen. — Sie trauen mir doch nicht etwa zu, daß ich den Versuch machen würde, Cora's Zuneigung zu Ihnen, wenn sie besteht, zu verringern?"

„Nein, das traue ich Ihnen nicht zu," antwortete er milde, „aber ich fürchte jede Möglichkeit, auch die entfernteste, sie zu verlieren." Er stieß, ohne den Mund zu öffnen, eine kurze Lache aus —: „Ich bin nicht in der Stimmung, Ihnen etwas Schmeichelhaftes zu sagen; aber ich gestehe Ihnen, ich betrachte Sie als eine nicht geringe Gefahr für mich — einfach, weil Sie ein Fremder sind. — Es ist nun einmal so bei uns: Bei der Jagd um die Gunst der jungen Mädchen laufen die Fremden bei uns mit leichterem Gewicht als die Einheimischen. Das wird Ihnen Jedermann sagen, der darüber nachgedacht hat, das können Sie in New-York, Washington, Newport, Saratoga

täglich sehen. — Sie sind ja nicht besser als wir. — In Europa hätte ich keine Furcht, mich mit Ihnen zu messen — aber Sie sind anders als wir, und dieses „Anders" gefällt unseren Mädchen nun einmal — thöricht genug! Denn nirgends auf der Welt werden Frauen so gut behandelt wie in Amerika, und ein Mädchen, das einen Amerikaner heirathet, hat doppelt so viel Chancen glücklich zu werden, als eine, die sich einem Fremden anvertraut. — Aber das mache Einer Cora begreiflich! Sie werden das nicht erreichen, wennschon Sie nicht beabsichtigen, mir bei ihr zu schaden. — Sie schaden mir, ohne es zu wollen."

„Dazu ein Wort," sagte ich: „Würden Sie Cora heirathen, auch wenn sie Sie nicht liebte?"

„Ich nehme sie, wie ich sie bekommen kann, und sie wird schon lernen, mich lieb zu gewinnen."

„Dann habe ich nichts mehr zu sagen."

„Was wollten Sie sagen?"

„Ich wollte sagen, daß, wenn ein Mädchen einen Andern lieber hätte als mich, dann wäre es besser für alle Drei, sie nähme den Andern."

„Ja, wenn ich der Andere wäre, sonst nicht — was mich und Cora angeht," sagte Allen.

Wir waren vor unserer Wohnung angelangt.

„Nun?" fragte Edgar, „Ihr letztes Wort!"

„Mein letztes Wort ist: In zwölf Stunden, von jetzt gerechnet, morgen Nachmittag um drei Uhr sollen Sie meine Antwort haben."

Ich war in dem Augenblick schon entschlossen, zurückzutreten und ihm freie Bahn zu lassen, wie er es verlangte; aber ich hatte mir nun einmal zu Anfang unserer Unterhaltung Bedenkzeit ausbedungen, und es gefiel mir nicht, ganz davon abzugehen.

* * *

Cora's Eltern waren noch verhältnißmäßig jung: Die Mutter schien mir Ausgangs der Dreißig, der Vater etwa fünfundvierzig Jahre alt zu sein. — Sie empfingen mich sehr freundlich, mit einer gewissen förmlichen Höflichkeit jedoch, und überließen es, nach kurzer Begrüßung, hauptsächlich ihrer Tochter, sich um mich zu bekümmern. — Der Vater richtete die in Amerika übliche Frage an mich, welchen Eindruck seine Stadt, San Francisco, auf mich gemacht hätte, und die Mutter erkundigte sich, wie mir die californischen Mädchen gefielen. — Nachdem ich darauf geantwortet hatte und das allgemein beliebte Gespräch über das schnelle Wachsthum Amerikas, über den großen Reichthum dieses oder jenes der Einwohner und die bevorstehenden Wahlen erschöpft war, versanken die Eltern in Schweigen, während Cora und ich uns ungezwungen über die beiden Bälle unterhielten, auf denen wir zusammengetroffen waren. — Sogleich nach dem Frühstück drückte Herr Niel mir die Hand und bat mich, ihn zu entschuldigen: er habe Geschäfte zu erledigen, die ihn zu seinem Bedauern abriefen, und bald darauf verschwand auch die Mutter, nachdem sie mir gesagt hatte, sie werde sich freuen, mich in New-York wieder zu sehen,

wohin sie in einigen Tagen mit ihrer Tochter abzureisen gedenke. — Und dann war ich allein mit dem jungen Mädchen. — Ich kannte schon genug von amerikanischen Gebräuchen, um dies nicht sonderbar zu finden.

„Kommen Sie auf die Veranda," sagte Cora.

Sie schritt voraus, und ich folgte ihr.

Sie trug ein weißes Kleid und darüber ein leichtes Tuch aus schwarzer Gaze, das, nach der Mode des vorigen Jahrhunderts, die Schultern bedeckend, den schlanken Hals frei ließ und, über der Brust gekreuzt, hinten in einem losen Knoten zusammengeschürzt war. — Sie ließ sich auf einem niedrigen und breiten Rohrsessel nieder, deutete auf einen anderen, dem ihrigen gegenüber, auf dem ich Platz nahm, legte den einen Arm nachlässig auf die Lehne des Sessels, auf dem sie saß, die linke Hand in die rechte, und sich leicht zu mir neigend, den Kopf seitwärts gebeugt, wie ein lauschender Vogel, das stille, schöne Antlitz mir zugewandt, heftete sie ihre großen, ruhigen Augen auf mich.

„Nun, erzählen Sie — ich höre zu," sagte sie leise. — Ihr ganzes Wesen hatte etwas Vertrauliches, Zwangloses, Harmloses, als wären wir seit vielen Jahren gute Freunde, die nach langer Trennung wieder zusammentreffen und sich nun ihre Schicksale während jener Zeit gegenseitig mittheilen wollen.

Ich wußte nichts zu erzählen. Ein pedantischer Gedanke hielt mich gefangen. — Würde ich mich in Cora verlieben, war ich bereits in sie verliebt, welchen Bescheid sollte ich Edgar zu der von mir festgesetzten Zeit geben? — War es nicht lächerlich, daß ich versprochen hatte, in wenigen Stunden die wichtigste Frage meines Lebens vielleicht, zu entscheiden? — Sollte ich der „edelmüthige" Freund sein? — Entsagen? — Aber hatte ich zu entsagen? Liebte ich? — Welch' prosaischer Verliebter war ich jedenfalls, mich in diesem Augenblicke, da mir ein wunderbar schönes Mädchen gegenüber saß, mit diesen Fragen zu beschäftigen. — Aber sie quälten mich, so daß ich kaum etwas Anderes denken konnte. — Ehe ich jedoch wußte, wie es gekommen war, hatte die Unterhaltung eine andere Wendung genommen. Cora verlangte gar nicht danach, mich reden zu hören. Sie hatte meine Antwort nicht abgewartet: sie selbst erzählte, und sie sprach von sich. — Sie sei in Louisiana geboren und in dem schönen Lande bis zu ihrem zwölften Jahre geblieben; alle Welt habe sie verzogen: Verwandte und Freunde, Weiße und Schwarze. — Dann sei sie krank geworden, sehr krank, und ihre Eltern seien ihretwegen nordwärts gezogen. Langsam, ganz langsam sei sie genesen, aber froh und heiter nicht wieder geworden, und doch habe sie keinen Grund, traurig zu sein. — Einmal habe sie geglaubt, Heimweh quäle sie; sie habe sich nach dem Mississippi gesehnt; aber ein Besuch bei einer Verwandten in New-Orleans habe sie belehrt, daß sie ihre Traurigkeit überall hin mit sich forttrage. — Sie fühle sich jetzt in San Francisco zu Hause, Californien sei ihre Heimath geworden — aber glücklich könne sie auch hier nicht sein. — Alles dies sagte sie langsam, eintönig, doch mit unendlich weichem Wohllaut der Stimme, ohne jede Erregung, als erzähle sie die Geschichte einer Anderen. — Und dabei schweiften ihre großen, dunklen Augen träge über die schöne Sommerlandschaft, die vor uns ausgebreitet lag, oder sie ruhten freundlich, vertraulich auf mir.

Ich lauschte stumm und dachte, wie glücklich der sein müßte, der das Recht hätte, das Mädchen glücklich zu machen. — Wollte ich versuchen, mir dies Recht zu gewinnen? — Da kam wieder die pedantische Frage: War ich in Cora verliebt, sollte ich mich in sie verlieben — ihr meine Liebe gestehen?

Sie mußte wohl auf meinem Gesichte lesen, daß meine Gedanken von dem, was sie sagte, abwanderten, denn sie fragte mich plötzlich, aber ohne jede Empfindlichkeit, nein, freundlich, theilnehmend:

„Woran denken Sie?"

Da kamen mir Worte ungerufen, ohne meinen Willen so zu sagen. — Ich kann kaum sagen, daß es meine Worte waren, die ich herausbrachte; es war, als spräche ein Anderer aus mir, und ich erinnere mich kaum noch der Worte, die ich gebrauchte. — Aber ich weiß, daß ich Cora antwortete, ich dächte an sie, weil sie mir so lieb und theuer geworden sei.

Sie blickte mich, milde lächelnd, ungläubig an. „Sie kennen mich noch gar nicht. — Ich zweifle nicht, daß Sie aufrichtig sind; aber Sie irren sich vielleicht und nehmen ein schnell entstandenes oberflächliches Gefühl, das bald wieder verschwinden wird, für tiefe, herzliche Zuneigung."

Sie war um viele Jahre jünger als ich, aber sie sprach mit einer gewissen belehrenden Ueberlegenheit, die mich plötzlich ernüchterte. — Sie täuschte sich nicht: tiefe Wurzeln hatten die Gefühle, die ich für sie hegte, sicherlich nicht geschlagen; aber auch Edgar irrte sich nicht: Cora spielte mit mir, wie sie vorher mit vielen Anderen gespielt. Und nun hatte sie wahrscheinlich Alles erreicht, wonach ihre Gefallsucht gestrebt: ich hatte besiegt, wenn auch nicht thatsächlich, so doch im Geiste zu ihren Füßen gelegen. — Ich wurde plötzlich wieder ganz ruhig und sagte: „Ich hätte Edgar Allen glauben sollen."

„Meinen Sie? — Und was hat Ihnen Edgar Allen von mir gesagt, wenn ich fragen darf?"

„Edgar kennt Sie. Er hält Sie für herzlos — und doch liebt er Sie über Alles."

„Weshalb sollte ich ihm mehr glauben als Ihnen! — Und wenn ich ihm glaubte? — Wäre das ein Grund, ihm meine Neigung zu schenken?"

„Ein besserer Grund als irgend ein anderer, an den ich in diesem Augenblick denken kann."

Der schnelle Rückzug, den ich angetreten hatte und der mir leicht wurde, schien sie zu überraschen. — Sie schwieg eine halbe Minute, und dann sagte sie mit derselben ruhigen Freundlichkeit, die sie in der Unterhaltung mit mir nicht einen Augenblick verloren hatte: „Sehen Sie, wie Recht ich hatte?"

„Wieso?"

„Als ich an der Tiefe Ihrer Empfindungen für mich Zweifel aussprach. — Jetzt werben Sie um mich für einen Anderen, für Edgar Allen, den Sie noch vor Kurzem für Ihren Nebenbuhler hielten."

Nun schien es mir ganz klar zu sein, daß ihr nur daran gelegen war, mich wieder zu ihren Füßen zu sehen. — Den Triumph wollte ich ihr nicht bereiten.

„Ich kenne Sie nicht," sagte ich gelassen, in denselben „belehrenden" Ton verfallend, den sie vorher mir gegenüber angenommen hatte; „aber Sie, mein liebes Fräulein, kennen mich auch nicht. Als ich soeben sagte, Edgar's Liebe für Sie sei in meinen Augen ein guter Grund, daß Sie ihm Ihre Neigung schenkten, da sprach ich meine innigste Ueberzeugung in Bezug auf sogenannte Liebesverhältnisse aus. — Es gibt für ein Mädchen kein kostbareres Gut als die Liebe eines ehrlichen Mannes; und es gibt nichts Höheres, wonach ein Mann streben kann, als die Liebe eines edlen Mädchens. Ich habe einen Augenblick gewähnt, daß Sie ein solches Gefühl einstens für mich empfinden könnten, wenn Sie es auch vorläufig noch nicht hegten, und dieser Gedanke hat mich zu der Erklärung fortgerissen, die Sie so kühl zurückgewiesen haben. — Ich habe aus Ihrer Sprache erkannt, daß ich mich getäuscht hatte, und diese Erkenntniß, so betrübend, ich möchte fast sagen beschämend, sie auch für mich war, hat mich zurücktreten lassen. — Sie zu ‚erobern' — das lag nicht in meiner Absicht. — Ich habe auch zu geringe Meinung von meinem Werth, um Aehnliches zu wagen — ich hoffte aber, Sie würden sich meiner Aufrichtigkeit freundlich zuneigen. — Das hätte mich glücklich gemacht, und Ihr Glück würde fortan mein Lebenszweck gewesen sein. — Es hat nicht sollen sein! Und darum sehen Sie mich plötzlich wie umgewandelt."

Nicht die leiseste Bewegung ihres stillen Gesichts verrieth, wie sie diese Erklärung berührte; aber es klang beinahe wie Spott, als sie darauf antwortete: „Ich glaube nicht, daß Sie sich in Amerika verheirathen werden."

„Das glaube ich nun auch nicht mehr," gab ich zurück. — Meine Gefühle für das schöne Mädchen waren nahezu feindliche geworden. Ich fühlte in dem Augenblick, als ob eine weite Kluft mich von ihr trennte. — Wir schwiegen einige Minuten; dann, als ich mich erhob, um zu gehen, sah sie mich wieder an mit dem ihr eigenthümlichen, geraden, ruhigen Blicke und sagte: „Wir können noch bessere Freunde werden als Sie meinen. — Sie kennen mich doch noch nicht — ebenso wenig wie Edgar Allen mich kennt. — Auf Wiedersehen!"

Ich hatte dem ‚Freiwilligen' um drei Uhr, in einer Stunde, Bescheid versprochen. — Langsam und gedankenvoll schritt ich der Villa Douglas zu. — Es gewährte mir wohl eine gewisse Genugthuung, Cora keinen vollständigen Triumph bereitet, mich, dem äußeren Anschein nach, unversehrt vom Kampfplatze zurückgezogen zu haben — doch fühlte ich mich nicht ganz heil, und es war mir unmöglich, meine Gedanken von dem schönen Mädchen loszureißen, von dem ich mich eben so kühl verabschiedet hatte. — „Der ‚Freiwillige' wird um so mehr zufrieden sein, je weniger ich es bin," sagte ich mir. — Aber was ging mich des ‚Freiwilligen' Zufriedenheit an. — Doch nahm ich mir vor, ihm zu sagen, er möge nur sein Glück bei Fräulein Cora versuchen. Ich wenigstens würde ihm dabei nicht im Wege stehen. — Aber im Grunde meines Herzens wünschte ich ihm kein Glück.

Ich suchte Edgar in seinem Zimmer auf, wo er mich wohl erwartete; doch zeigte er keine Ungeduld, den versprochenen Bescheid von mir zu hören. Er wartete ruhig ab, daß ich es mir neben ihm bequem gemacht hatte, und

erst nachdem ich eine Cigarre in Brand gesetzt und einige Minuten schweigend neben ihm gesessen hatte, begann er mit einem kurzen „Nun?"

Seine Ruhe ärgerte mich. Sie zeugte nach meiner Ansicht von einem ganz unberechtigten Gefühl der Sicherheit. — „Nun?" gab ich ebenso kurz zurück.

„Sie haben mir um drei Uhr eine Antwort versprochen. — Es fehlen zwar noch zehn Minuten an der Zeit, aber da Sie gerade hier sitzen, so meinte ich, Sie wären bereit, mir jetzt schon zu antworten."

„Das bin ich. — Also, mein lieber ‚Freiwilliger', ich habe ganz gut bei Mrs. Riel gefrühstückt und bei der Gelegenheit Fräulein Cora angetroffen, die sehr hübsch aussah. Ich hoffe, morgen Abend noch einmal mit ihr zusammen zu sein, und ich halte es für wahrscheinlich, daß dies wohl das Letzte sein wird, was ich von ihr sehen werde, es sei denn, daß wir uns zufällig in New-York begegnen sollten, wohin sie in einigen Tagen mit ihrer Mutter abzureisen gedenkt. — Aufsuchen werde ich sie dort schwerlich."

Edgar antwortete nicht. Nach einer kleinen Weile stand er auf und ging einige Male, leise vor sich hinpfeifend, im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor mir stehen und sagte:

„Ich darf also darauf rechnen, daß Sie mir helfen werden?"

„Helfen? — Wozu?"

Er machte eine kurze, ungeduldige Bewegung. — „Sie wissen es! Wollen Sie mir helfen, Cora zu gewinnen?"

„Wie kann ich das? — Glauben Sie, daß die junge Dame auf mein Zureden sich entschließen würde, Ihnen ihr Jawort zu geben?"

„Ich weiß nicht. — Ich weiß nur, daß ich vielleicht einer Hülfe bedarf . . . Und da hatte ich auf Sie gerechnet . . . weil Sie auf mich rechnen können." — Es kam stockend, wie ein beschämendes Geständniß heraus . . . „weil ich Ihr Freund bin."

Ich stand nun auch auf: „Nun gut," sagte ich. — „Wenn ich Ihnen helfen kann, so will ich Ihnen helfen."

Darauf ließen wir uns beide wieder nieder und blieben rauchend neben einander sitzen, bis der Diener meldete, das Mittagessen sei angerichtet.

Am nächsten Abend sah ich einige zwanzig junge Mädchen, von denen mir eine immer hübscher als die andere erschien. — Frau Lizzy hatte Wort gehalten und ließ sich mit sichtlicher Befriedigung mehrere Male von mir wiederholen, daß es, nach meiner Erfahrung, in der That schwer halten würde, in Europa, sei es in Paris, London, Petersburg, Rom oder Berlin, so viel hübsche, anmuthige Gesichter und Gestalten zu vereinigen, wie es ihr in San Francisco gelungen war. — „Ja! Wir sind ein großes Volk!" sagte sie dann lächelnd. — Aber die schönste von Allen war und blieb Cora, und wenn schon ich mich bemühte, mich für die Anderen zu erwärmen — es wollte mir nicht gelingen. Immer und immer wieder fühlte ich mich zu der schwarzen Cora hingezogen. Sie zeigte keine Veränderung in ihrem Benehmen mir gegenüber und schien unsere Unterredung vom vorigen Tage vergessen zu haben.

Während einer Tanzpause sah ich, daß Edgar sich zu Cora gesetzt hatte und, wie es mir schien, eifrig auf sie einsprach. — Sie fächelte sich, blickte gleichgültig um sich und sagte nur von Zeit zu Zeit wenige Worte. — Dann kam ein neuer Tanz, zu dem sie mit einem Anderen antrat. — Darauf erhob sich Edgar und blickte sich suchend um, bis er mich gefunden hatte. — Er ging stracks auf mich zu.

„Sie hat mir gesagt, daß sie Ende der Woche nach New-York abreist — aber sie will nicht gestatten, daß ich sie begleite. Sie kann es mir nicht verbieten. Der Zug ist frei für Jedermann, der seine Fahrkarte bezahlt hat; aber sie soll es mir erlauben, mit ihr zu reisen; und sie weigert sich, es zu thun — nur, um mich zu kränken. — Was habe ich ihr gethan, daß sie es darauf abgesehen hat, mich zu verletzen? Während der Reise könnte ich mit ihr sprechen, sie vielleicht überzeugen, daß sie sich mir anvertrauen darf. — Aber ich kenne sie. Wenn ich, ohne ihre Erlaubniß, an ihrer Seite erscheine, so spricht sie kein Wort mit mir. — Sie muß es erlauben. Ich lasse ihr keinen Frieden, bis sie es mir erlaubt hat."

Das kam mir nicht sehr geschickt vor; aber ich wußte keinen besseren Rath zu geben. — Cora schwebte in diesem Augenblick am Arm ihres Tänzers an uns vorüber, und ich sah, daß sie mich im Gespräch mit Edgar bemerkt hatte. — Nach dem Tanze setzte ich mich zu ihr. Sie begann sogleich in ihrer ruhigen Weise von Edgar's letzter Unterredung zu sprechen:

„Nun," sagte sie, „Herr Allen hat Ihnen sicherlich sein Leid geklagt? — Sie sind ja sein Vertrauter."

Ich hatte keine Veranlassung, aus meiner Unterredung mit dem ‚Freiwilligen' ein Geheimniß zu machen. „Ja," sagte ich, „Allen ist trostlos darüber, daß Sie ihm nicht gestatten wollen, auf der Reise nach New-York Ihr Beschützer zu sein."

„Wünschen Sie, daß ich es ihm erlaube?"

„Ich habe kein Recht, in dieser Beziehung Wünsche zu äußern; — aber der arme Allen thut mir leid."

„Nun, dann will ich ihm helfen. Mag er mit uns reisen! Mich wird er nicht stören. Sie können es ihm sagen."

„Die frohe Botschaft würde an Werth verlieren, wenn ich sie überbrächte. — Da Sie einmal gut sein wollen, so seien Sie es ganz und sprechen Sie selbst mit ihm." Ich kam mir sehr großmüthig vor, indem ich so redete, und gleichzeitig fragte ich mich, was es wohl bedeuten möge, daß Cora mir so leicht bewilligte, was sie Allen beharrlich verweigert hatte. Aber ich fand keine sichere Antwort darauf: „Wohl eine Laune," sagte ich mir; „oder ein neues Kunststück, das die junge Künstlerin an mir versuchen will." — Während ich sprach, hatte mich Cora unverwandt angesehen und mit einem anderen als dem gewöhnlichen Ausdruck ihrer müden, großen Augen. — Ja, in der That, es lag etwas wie ein trauriger Vorwurf in dem Blick. Aber das gehörte wohl zu der Aufführung, die sie in dem Augenblick zu meinem Benefiz zum Besten gab.

„Auch das soll geschehen; ich will ganz gut sein . . . und ich will Edgar Allen nicht einmal sagen, daß ich es Ihnen zu Gefallen thue. — Sie brauchen ihn nicht zu mir zu schicken: er wird schon von selbst kommen."

Bald darauf beobachtete ich ihn auch wieder an ihrer Seite, und plötzlich sah ich, wie sein Gesicht freudig aufleuchtete und er ihr die Hand entgegenstreckte, in die sie ihre Rechte eine Secunde leicht hineinlegte. — „In den Sattel habe ich ihm geholfen," sagte ich mir. „Nun soll es mich wundern, ob er reiten kann."

Cora blieb nicht bis zum Ende des Balles. Als ich sah, daß sie sich der Thür näherte, um sich zu entfernen, trat ich auf sie zu und verabschiedete mich von ihr. „Ich reise morgen," sagte ich, „hoffentlich habe ich die Freude, Sie in New-York zu sehen." — Sie nickte kurz und stumm — aber keineswegs unfreundlich.

Die Gesellschaft schien mir verändert, als Cora gegangen war; aber diesmal, da der Ball in dem Hause gegeben wurde, in dem ich wohnte, mußte ich schon bis zum Ende ausharren. — Ich setzte mich in eine Ecke, zu Douglas, der augenscheinlich schwer müde war.

„Meine Frau ist ja ein Engel," sagte er; „die beste Frau im ganzen Staate; aber da es nicht dem geringsten Zweifel unterliegt, daß sie mich meuchlings morden würde, wenn ich jetzt zu Bett gehen wollte, so sterbe ich lieber auf meinem Posten. — Die Augen fallen mir zu!" — Der Brave hatte nicht mehr lange zu kämpfen. — Der Saal leerte sich schnell, und bald waren Lizzy, Douglas, Edgar und ich allein zurückgeblieben.

„Kommen Sie noch auf zehn Minuten auf die Veranda," sagte Lizzy. „Ich muß mich etwas abkühlen, ehe ich auf mein Zimmer gehe."

„Das Vergnügen gönne ich Dir," sagte Douglas, „aber gestatte mir, es nicht zu theilen. Wenn ich noch eine Minute länger wach bleiben soll, so falle ich todt um. Gute Nacht! — Und halte den Fremdling nicht zu lange zurück: er hat mir soeben mit Thränen in den Augen gestanden, er sei todmüde."

Ich verabschiedete mich von Douglas: „Ich reise morgen früh um sieben Uhr. Da schlafen Sie noch. Auf Wiedersehen, nach meiner Rückkehr von New-York, in wenigen Wochen."

„Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen, alter Freund." — Er schien mich vor Schlaftrunkenheit kaum verstanden zu haben.

Edgar setzte sich zu Lizzy und mir auf die Veranda. — Im Osten lichtete sich der Himmel.

„Sie wollen also wirklich morgen früh reisen?" fragte mich Lizzy.

„Ich muß leider."

„Schlafen Sie lieber heut' aus und reisen Sie übermorgen."

„Besten Dank. — Aber meine Koffer sind schon gepackt. Ich werde gar nicht mehr zu Bett gehen. Ich habe acht Tage Zeit, um unterwegs auszuschlafen."

„Und Du, Edgar?"

„Ich reise nächsten Sonnabend."

„Sicher?"

„Der Tag hängt nicht von mir ab. — Ich begleite Mrs. Niel."

„Ach so?"

„Ja! ‚Ach so'. — Wenn Du nichts dawider hast."

„Nicht das Geringste, um so weniger, als ich weiß, daß das nichts nützen würde." — Sie wandte sich von dem kurz angebundenen Bruder wieder zu mir: „Sie sind eigentlich eine ‚Enttäuschung' für mich gewesen," sagte sie.

„Wieso?" fragte ich.

„Sie sollten sich, so meinte ich, hier verlieben; aber wenn ich nicht irre, so ziehen Sie ganz unversehrten Herzens von dannen. — Schade!"

„Es ist noch nicht aller Tage Abend," sagte ich. „In einigen Wochen bin ich hier zurück, und wenn Sie sich dann meiner wieder so gütig annehmen wollen, wie Sie es diesmal gethan haben, so kann ja noch Alles nach Ihrem Wunsche gehen."

„Das hoffe ich; und dann wird es leichter sein, denn Cora, die Einzige, für die Sie Augen hatten, bleibt vorläufig in New-York. — Und Mary Blent ist ebenso hübsch und viel besser. Und Florence Gilmore erst? — Kann man sich ein anmuthigeres Wesen denken? — Aber Cora's schwarze Augen hatten es Ihnen sogleich angethan. Ich habe es wohl bemerkt. Mich hat nur gewundert, daß Edgar Sie nicht mit seiner Eifersucht gequält hat." — Frau Lizzy fuhr plötzlich fröstelnd zusammen. „Es wird kühl," sagte sie, „wir könnten uns erkälten. — Gute Nacht! Wenn Sie nach San Francisco zurückkehren, ob mit Edgar oder allein, so wohnen Sie natürlich wieder hier." — Ich murmelte noch einige Worte des Dankes, drückte der jungen Frau die Hand und ging auf mein Zimmer zurück.

Edgar führte mich bis zur Schwelle. „Ich begleite Cora; Sie hat es mir erlaubt. — Auf Wiedersehen in New-York. — Wo wohnen Sie?" — Ich nannte ein Gasthaus. — „Am Tage meiner Ankunft suche ich Sie dort auf. — Gehen Sie zu meinem Vater. Er kennt Sie schon aus meinen Briefen und wird sich freuen, Sie zu sehen. — Lassen Sie sich von ihm in seinen Clubs einschreiben: ‚Union' und ‚Knickerbocker'. — Dort sind Sie am besten aufgehoben. — Gute Nacht!"

* * *

Ich hatte mich auf der langen Reise von San Francisco nach New-York in verschiedenen größeren und einigen kleineren, schnell zu größeren heranwachsenden Städten aufgehalten, ich war auch am Niagara gewesen, und als ich im Hôtel in New-York anlangte, händigte mir der ‚Office Clerk', einer der kenntnißreichsten, schlagfertigsten und beschäftigtsten Männer, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, ein Telegramm ein, das mir Allen's Ankunft für den nächsten Tag anzeigte.

„Ihr Name?" fragte der Office Clerk.

Ich nannte mich.

„Ein Telegramm für Sie seit gestern," sagte er und überreichte mir aus einem kleinen Fach Edgar's Depesche.

„Zimmer bestellt?"

„Nein."

„Nr. 202 — dritter Stock. Da ist der Fahrstuhl! — Portier! die Sachen des Herrn nach 202."

Damit wandte er sich von mir ab, um einen anderen Gast, der gleichzeitig mit mir angekommen war, in derselben schnellen Weise abzufertigen.

Auf der Fahrt vom Westen nach dem Osten Amerikas war mir nichts zugestoßen, was hier der Erwähnung bedürfte. Ich hatte weder neue Bekanntschaften gemacht noch irgend welche Abenteuer erlebt. — Meine durch Reisebeschreibungen erweckten Erwartungen waren in Bezug auf das Landschaftliche, theilweise wenigstens, in Erfüllung gegangen; die Leute, Städte und Einrichtungen hatte ich mir anders gedacht, die Männer namentlich abenteuerlicher und rauher, als sie mir erschienen. Ich hatte Niemanden todtschießen sehen, obgleich ich in einigen recht primitiven Ortschaften gewesen war; nicht einmal einem heftigen Wortwechsel hatte ich beigewohnt, und auch die großartigen Viehschlächtereien in Chicago hatten keinen erhebenden Eindruck auf mich gemacht. — Meine Reisegefährten verhielten sich meist sehr ruhig; aber sie gaben mir bereitwillig Bescheid, wenn ich sie anredete und um Auskunft bat, nur daß es mich eigenthümlich berührte, daß Viele von ihnen sich mir dabei nicht zuwandten, wie es bei uns Sitte ist, sondern, während sie mir antworteten, an mir vorbei ins Blaue sahen. — Mein besonderer Freund war gewöhnlich der „breakman"; der Schaffner, der hinten auf der Plattform des langen Wagens steht und die Bremse regiert. Der Mann kannte jeden Stein auf dem Wege, und ein Dollar oder eine Cigarre machten ihn in den meisten Fällen mittheilsam. Er nannte mir die Hotels, in denen ich absteigen sollte, und die Sehenswürdigkeiten der Stadt, in der ich mich gerade aufhalten wollte. — Ich fand ihn immer ganz zuverlässig.

Die vielerlei Eindrücke, die ich während der Reise in mir aufgenommen, hatten mich ermüdet. Ich legte mich frühzeitig zu Bett und schlief bis spät in den Tag hinein. — Ich hatte soeben meinen Anzug vollendet und befand mich noch in meinem Zimmer, als der ‚Freiwillige' hereintrat. Ich erkannte sofort an dem Ausdruck seines Gesichtes, daß ihn die Reise seinem Ziele nicht näher gebracht hatte. Er wußte durch den „Office Clerk", daß ich erst gestern angekommen sei. Nach meiner Reise erkundigte er sich nicht weiter. Er hatte bereits gefrühstückt, aber er begleitete mich in den großen, gemeinsamen Speisesaal, und während ich dort aß und trank, berichtete er mir in wenigen Worten über seine letzten Erlebnisse. — Er hatte Cora in San Francisco noch einige Male gesehen, aber dort absichtlich nicht mehr von seinen Herzensangelegenheiten gesprochen, da er sich das für die Reise aufgespart. Unterwegs hatte er täglich stundenlang neben ihr gesessen, sich stundenlang ungestört mit ihr unterhalten können — aber einer Entscheidung war er nicht um einen Zoll breit näher gerückt.

„Ich habe nicht den Muth gehabt, ihr in einfacher Form einen Heirathsantrag zu machen. Ich fühlte immer, daß sie mich zurückweisen und daß ich sodann jede Aussicht auf einen Erfolg aufgegeben haben würde — aber sie hat natürlicherweise ganz wohl gewußt, daß jede, auch die geringfügigste Ermuthigung genügt haben würde, um mich zu einer unzweideutigen Erklärung

zu bringen. — Sie wollte eine solche nicht hören. Das ist ganz klar! Zwei, dreimal war ich auf dem schönsten Wege dazu. Dann brach sie die Unterhaltung plötzlich ab, indem sie von etwas ganz Anderem sprach, oder zu ihrer Mutter ging, die am andern Ende des Wagens saß. Es ist mir jetzt ganz klar. Sie mag mich nicht leiden — und doch kann ich nicht von ihr lassen, heute noch weniger als vor zwei Jahren, als ich den Muth hatte, von ihr fortzulaufen."

Da war guter Rath theuer. — Einem Verliebten sagen, er soll sich in sein Schicksal fügen, ist kein Trost für ihn, und es ist auch vergebliches Mühen, ihm begreiflich machen zu wollen, daß sein Schicksal nicht gerade etwas Unerhörtes ist, daß schon Andere gelitten haben, was er leidet, und daß sich die meisten dieser Unglücklichen, Viele sogar in kurzer Zeit, wieder erholt, wieder verliebt und schließlich ganz glücklich verheirathet haben. Ich fühlte mich übrigens durch Allen's Trauer, trotzdem ich ihm alles Gute wünschte, und es mit meinem Versprechen, ihm zu helfen, aufrichtig gemeint hatte, nicht besonders in Mitleidenschaft gezogen; ja, ich machte mir klar, daß, wenn er mir als Ergebniß der Reise die Anzeige seiner Verlobung mit Cora gemacht hätte, es mich nicht einfach überrascht, sondern geradezu enttäuscht und peinlich berührt haben würde. — Und doch hatte ich allen Bewerbungen um die Gunst des schönen Mädchens entsagt — jedenfalls glaubte ich ehrlich, es gethan zu haben.

Am nächsten Tage besuchte ich Cora. Allen hatte mich darum gebeten; aber ich hätte es wohl auch aus eigenem Antriebe gethan. — Sie war nicht allein. — Ulrich Heyden leistete ihr Gesellschaft. — Er hatte in New-York sogleich den besten Schneider gefunden und war, mit äußerster und geschmackvoller Sorgfalt gekleidet, das Vorbild eines Begleiters, wie ihn sich ein eitles, junges Mädchen zur Promenade im Central-Park, während der Stunden, wenn die „fashionable" Welt dort versammelt ist, nur wünschen konnte. — ‚Schönheit' kam mir freundlich entgegen, als sei nichts Unangenehmes zwischen uns vorgefallen, und streckte mir lächelnd die wohlgepflegte, kleine Hand entgegen. — Sobald ich einige kurze Worte der Begrüßung mit Cora gewechselt hatte, nahm er das durch mein Kommen unterbrochene Gespräch mit dieser wieder auf, und Cora schien nur für ihn Augen und Ohren zu haben. Sie sah mich kaum an, und wennschon ich mir sagte, daß dies wohl absichtlich sei, daß es eine Strafe für mein Benehmen in San Francisco bedeute, ich es demnach sogar als etwas Schmeichelhaftes für mich auffassen könnte — so fühlte ich mich doch dadurch verletzt und konnte dies, zu meinem Aerger, nicht verbergen. — Ich kürzte meinen Besuch unter dem Vorwande ab, daß ich eine Verabredung getroffen habe, die mich zu einer bestimmten Stunde nach Wall Street riefe, und empfahl mich mit frostigem Gruß. — Heyden, der gewissermaßen die „Honneurs" bei Cora machte, begleitete mich tänzelnd bis zur Thür. — Ich war in sehr schlechter Laune und schalt mich aus, es zu sein; aber das besserte meinen Zustand nicht.

Wenige Schritte vor der Hausthür begegnete ich Allen.

„Wollen Sie Miß Niel besuchen?" fragte ich ihn.

„Das war meine Absicht, wenn Sie nichts dagegen haben."

„Ich durchaus nicht; aber ich fürchte, Sie werden einen Andern stören."

„Das ist mir gleich . . . Wen?"

„‚Schönheit' hat sich oben häuslich niedergelassen. — Cora wird es Ihnen nicht Dank wissen, wenn Ihr Erscheinen seiner Liebenswürdigkeit Schranken setzt."

Allen's Gesicht verfinsterte sich. — „Wenn Herr Ulrich Heyden mich für bequemer hält als John Bradford, so werde ich ihm bald zeigen, daß er sich irrt. — Woher mag der Mensch erfahren haben, daß Cora hier ist?"

„Er wittert ein schönes und reiches Mädchen, wie ein guter Spürhund ein Stück Wild."

„Nun! Ich will ihn von der Fährte abbringen."

Ich sah Allen auf dem Wege, eine Thorheit zu begehen, und das wollte ich doch nicht zugeben.

„Warten Sie eine andere Gelegenheit ab," sagte ich. „Es liegt Ihnen doch nicht daran, es ganz mit Cora zu verderben? — Was Sie jetzt vorhaben, würde Heyden nützen und Ihnen schaden."

„Sie haben recht," antwortete Allen mürrisch. — Aber wie er die Lippen zusammenbiß und kurz nickte, da sagte ich mir, daß Heyden in dem ‚Freiwilligen' wohl einen noch bedenklicheren Gegner als in John Bradford und in Douglas finden könnte.

Während der nächsten Tage hatte ich kleine Kämpfe mit mir selbst zu bestehen, um nicht zu Cora zu gehen. Es zog mich zu ihr, und ich hatte Mühe, dem zu widerstehen. Aber ich widerstand. — Doch langweilte ich mich in New-York, wo ich eigentlich nichts zu thun fand. — Ich hatte Nachrichten aus Japan erhalten, die mir gestatteten, meine Abwesenheit von dort noch um einige Wochen zu verlängern. — Ich dachte daran, über Europa nach Yokohama zurückzukehren. — Aber ich berechnete, daß ich den größten Theil der freien Zeit, die mir zur Verfügung stand, auf Dampfschiffen zuzubringen und dieses nicht besondere Vergnügen ziemlich theuer zu bezahlen haben würde.

Ueber Dies und Jenes nachdenkend, ging ich eines Tages im Central-Park spazieren, wo ich bereits einige Male mit Allen zusammengetroffen war und Vergnügen daran fand, die Wagen der reichen Leute mit den schönen, schnellen Pferden und den geputzten Frauen und Mädchen vorüberfahren zu sehen. — Da erblickte ich Cora, neben ihrer Mutter, nachlässig hingegossen in einem gut gehaltenen Wagen. — Sie erkannte mich, nickte mir langsam zu, und gleich darauf, wenige Schritte vor mir, ließ sie anhalten, und sich aus dem offenen Wagen beugend, winkte sie mir. — Als ich an ihrer Seite war und sie und die Mutter begrüßt hatte, sagte Cora:

„Weshalb haben Sie sich nicht sehen lassen? Ich bin immer zu Hause gewesen. Die lange, langweilige Reise hatte mich ermüdet."

„Cora ist gar nicht wohl," sagte die Mutter besorgt. „Finden Sie nicht auch, daß sie leidend aussieht? Sie muß an die See. Es ist hier schon zu warm geworden." — Das junge Mädchen sah in der That noch bleicher und ernster aus als gewöhnlich. — „Cora ist nicht stark," fuhr die Mutter fort.

„Und sie muthet sich immer zu viel zu. — Wir haben eine Einladung von Freunden in Newport, und wir reisen in den nächsten Tagen — sobald Cora wohl genug ist — dorthin ab. Kennen Sie Newport schon?"

„Nein."

„Dann sollten Sie uns besuchen. Es ist ein Ort einzig in seiner Art. Ich glaube, er wird Ihnen gefallen. Sie treffen auch Bekannte dort. Herr Heyden ist bereits in Newport und schreibt ganz entzückt darüber."

Ich sagte dazu nicht „ja" und nicht „nein"; aber ich versprach meinen Besuch für den nächsten Tag.

Der Gedanke, Cora bald wiederzusehen, beschäftigte mich während des ganzen Abends. Ich sagte mir, daß, wenn sie mich im Central-Park nicht zu sich gerufen hätte, wir vielleicht überhaupt nicht mehr zusammengetroffen wären, und ich empfand an der Ungeduld, mit der ich unsere nächste Zusammenkunft erwartete, daß ihr Verschwinden aus meinem Leben mich geschmerzt haben würde. — War dies Untreue an Edgar, dem ich bei seinem Werben um Cora selbstlose Unterstützung versprochen hatte? Aber wenn Edgar's Werben vollständig aussichtslos erschien, war ich dann nicht selbstverständlich meines Versprechens entbunden? Doch nahm ich mir vor, den ‚Freiwilligen' von meinem Thun, von einer etwaigen Aenderung meiner Absichten in Bezug auf Cora ehrlich unterrichtet zu halten.

Cora empfing mich allein. Sie saß hell beleuchtet am offenen Fenster, aber sie hatte trotz des milden Wetters über die Kniee einen rothen, schottischen Shwal gebreitet, auf dem ihre feinen, weißen Hände lagen. — „Ich bin noch krank," sagte sie mit einem leisen Lächeln. — „Sehen Sie nur, wie Mama mich eingepackt hat. Sie dürfen heute nicht wieder so unfreundlich gegen mich sein."

„Unfreundlich?" wiederholte ich verwundert.

„Ja, Sie waren neulich recht unfreundlich — und seitdem haben Sie mich vollständig vernachlässigt."

Sie wußte natürlich ganz genau, daß sie Alles verdrehte, daß sie mich bei unserer letzten Zusammenkunft absichtlich unfreundlich behandelt hatte — aber gerade deshalb brauchte ich mich auch nicht zu vertheidigen. — Ich antwortete lächelnd: „War ich wirklich unfreundlich? — Dann ist es um so freundlicher von Ihnen, es mir verziehen zu haben."

„Oh, ich habe Ihnen noch nicht verziehen."

„Dann verzeihen Sie mir."

„Ja, das will ich, wenn Sie mir versprechen, uns in Newport zu besuchen. — Wollen Sie?"

Ich zauderte einige Augenblicke. — Es ging mir durch den Kopf, daß ich, wenn ich Edgar mein Versprechen halten wollte, Cora nicht nach Newport folgen konnte, ohne den ‚Freiwilligen' davon benachrichtigt zu haben.

„Ich habe eine Art Vertrag mit Edgar Allen geschlossen," sagte ich, „daß wir uns während meiner Anwesenheit in Amerika nicht verlassen wollen. Ich müßte ihn also bitten, mich nach Newport zu begleiten."

„Eine Freundschaft auf Leben und Tod, wie ich sehe. Sehr rührend! Da darf ich natürlich nichts Unverbindliches über Herrn Allen sagen, denn das würde Sie erzürnen; aber es ist mir wohl erlaubt zu bemerken, daß, nachdem ich seine Gesellschaft acht Tage lang, von früh bis spät, in nur selten gestörtem tête-à-tête genossen habe, ich nicht weiß, was wir uns vorläufig noch zu sagen haben könnten. Ich meinerseits habe mich vollständig mit ihm ausgesprochen."

„Er hat vielleicht noch Manches auf dem Herzen, was er Ihnen sagen möchte."

„Ich wünschte, er sagte es endlich, damit einmal zwischen uns von etwas Anderem die Rede sein könnte." — Sie sprach ganz gelassen, ohne einen Schimmer von Ungeduld.

„Darf ich Edgar mittheilen, daß Sie uns beide ermächtigt haben, Sie in Newport zu besuchen?"

„Das wäre nicht richtig — aber ich habe nichts dagegen."

Im weiteren Verlaufe des Gespräches erwähnte Cora, daß wir, wie ich bereits durch ihre Mutter wüßte, in Newport mit Herrn Heyden zusammentreffen würden.

„Das vergrößert den Reiz des Ortes weder für mich noch für Allen," bemerkte ich dazu.

„Ich dachte mir schon, daß Sie Herrn Heyden nicht leiden könnten," sagte Cora. „Was haben Sie gegen ihn? — Er ist einer der artigsten Männer, die ich angetroffen habe. — Unsere jungen Herren könnten viel von ihm lernen."

„Er hat es immer verstanden, sich das Wohlwollen der Frauen zu erwerben. Er hieß in Japan ‚Schönheit' und ‚der Damen-Freund'."

„Das sind aber zwei ganz hübsche Namen. — Finden Sie nicht?"

In dem Augenblicke hörte ich im Vorzimmer sprechen und erkannte Allen's Stimme. — Eine Thür wurde geschlossen, und es trat wieder Stille ein.

„Das war Ihr Freund," sagte Cora. „Ich habe mich vor ihm verleugnen lassen. Ich fühle mich nicht wohl genug, um mich mit ihm zu unterhalten. Uebrigens werde ich ja das Vergnügen haben, ihn in Newport wiederzusehen, da Sie mir versprochen haben, dorthin zu kommen, und Sie beide unzertrennlich sind." — Sie lächelte still vor sich hin. „Ich möchte wohl irgendwo verborgen mit angehört haben, welchen Bericht Allen Ihnen von unserer gemeinschaftlichen Reise abgestattet hat. — Sehr schmeichelhaft für mich wird seine Erzählung nicht gewesen sein."

„Da irren Sie sich," entgegnete ich . . . „Allen hat nur bedauert, während der langen Zeit, die er mit Ihnen zusammen gewesen ist, nicht einmal die Gelegenheit gefunden zu haben, die er suchte, sich mit Ihnen auszusprechen."

„Wissen Sie, was mir an Ihnen gefällt?"

„Nun?"

„Daß Sie so beharrlich um meine Gunst werben — für einen Anderen. Wenn ich eitel wäre — was ich nicht bin, wenn Sie auch vom Gegentheil überzeugt sein mögen — so würde mich das kränken; aber ich könnte dann Ihre Haltung als eine selbstlose, edelmüthige betrachten, sie würde mir Achtung

vor der Freundschaft unter Männern abnöthigen; aber da ich gar nicht eitel bin und mir keineswegs einbilde, daß Jedermann, der sich mir nähert, sich in mich verlieben muß — so sage ich mir einfach, Sie machen sich nichts — oder doch nur sehr wenig — aus mir und bringen durchaus kein besonderes Opfer, indem Sie als Allen's Anwalt auftreten."

„Ich bin Edgar's Anwalt geworden," sagte ich, „nachdem ich erkannt hatte, daß meine Sache eine verlorene war."

„Sie sprechen von unserer Unterhaltung in San Francisco, nach dem Frühstück, bei uns?"

„Natürlich!"

„Wie können Sie Allen's Sache für aussichtsvoller halten als die Ihrige, da ich ihn ebenso, nein, viel schlechter behandelt habe als Sie?"

Mir wurde wieder so eigenthümlich zu Muthe, wie an jenem Vormittage, an dem ich Cora von meinen Gefühlen für sie gesprochen hatte. Ich vergaß, was Allen von mir erwartete. Der unbeschreibliche Liebreiz des schönen Mädchens, dessen große, traurige Augen still und vertraulich auf mir ruhten, verwirrte mich, ließ mich Alles vergessen. — Ich stammelte einige Worte, deren ich mich nicht mehr entsinne. Cora sah mich lächelnd an.

„Sie halten sich nun für verpflichtet, mir zu sagen, daß ich Ihnen gefalle. — Die Fremden sind so artig und so liebenswürdig! Ich weiß ja, daß das nichts zu bedeuten hat — doch höre ich es gern. Das ist wahrscheinlich ein Fehler. Aber Sie zürnen mir deswegen nicht. Soll ich mich unfreundlich zeigen, wenn ich erkenne, daß Sie die Absicht haben, mir Freude zu machen?"

Die Unterhaltung nahm wieder eine Wendung, die mich schnell abkühlte. Sie erkannte dies sofort. Sie wollte mich nicht mit unfreundlichen Gedanken über sie fortgehen lassen.

„Noch ein Wort," sagte sie, als ich jetzt vor ihr stand, um mich von ihr zu verabschieden. „Habe ich etwas gesagt, daß Sie böse auf mich sind?"

„Aber Miß Cora! Wie können Sie das denken?"

„Ich denke mir so mancherlei, was mich kränkt — und ich mache mir vielleicht ganz unnütze Gedanken. — Sie sind mir nicht böse?"

„Aber Miß Cora!" wiederholte ich, schon wieder in ihren Banden.

„Sie dürfen mir auch nicht böse sein. Sehen Sie: ich bin krank, wirklich krank. Da müssen Sie mich recht gut behandeln, wenn Sie auch nur ein bißchen mein Freund sind."

Ich wagte nicht zu wiederholen, wie sehr ich ihr Freund zu sein wünschte. Sie sah es. Sie hatte mich wieder umgewandelt und konnte mich nun ruhig ziehen lassen.

„Sie wissen doch die beste Eigenschaft an einem Mann?" fragte sie.

„Nun?"

„Zuverlässigkeit! — Sie haben mir versprochen, nach Newport zu kommen. Ich verlasse mich darauf, daß Sie Ihr Versprechen halten."

„Auch wenn ich mit Allen komme?"

„Aber Allen ist mir ja sehr angenehm."

„Sehr wohl! Dann also auf Wiedersehen in Newport."

* * *

Newport ist der Mittelpunkt des vornehmsten und reichsten amerikanischen Badelebens. Die angesehensten Familien des Landes haben dort ihre „Cottages“, und die jungen Mädchen und jungen Frauen — namentlich die jungen Mädchen von Newport — regieren von dort aus die gute Gesellschaft, den Ton und die Mode von ganz Amerika. Sie bilden einen kleinen, sehr „exclusiven“ Kreis, in den dem Fremden verhältnißmäßig leicht Zutritt gestattet wird, während der Amerikaner dort nur eindringen kann, wenn er gewissen, sehr hohen Ansprüchen, die die Newporter Gesellschaft macht, zu genügen im Stande ist. Politiker gehören in der Regel nicht zur Newporter Gesellschaft; die meisten Mitglieder derselben sind reich, viele sogar sehr reich, schon weil es nicht möglich wäre, mit geringen Mitteln den Aufwand des Newporter Lebens zu bestreiten; — aber Geld allein öffnet nicht die Thüren der vornehmen Villen, und Derjenige, der sich dort heimisch fühlen, der für ein „ordentliches“ Mitglied des kleinen Kreises gelten will, muß reich, bekannt und — nach amerikanischen Begriffen — vornehm sein. — Amerikanische Vornehmheit ist in manchen Punkten anders als europäische, aber sie ist etwas sehr Angenehmes, und vornehme Amerikaner gehören zu den liebenswürdigsten Leuten, die man kennen lernen kann. Sie unterscheiden sich von dem landläufigen „Yankee“ nicht weniger, als der englische „Gentleman“ aus guter Familie von dem „Cockney-Snob“.

Ich wohnte seit acht Tagen mit Allen in Newport und befand mich dort sehr wohl. Ich war einigen Mitgliedern der Gesellschaft vorgestellt und war aller Orten auf das Gastfreundlichste empfangen worden. Ich hatte täglich die Auswahl zwischen drei, vier Häusern, wo ich — auch ohne besondere Aufforderung — frühstücken oder zu Mittag essen konnte, und auf meinem Tisch lagen zahlreiche Einladungen zu Pic-Nics, Bällen, Landpartien, Abendgesellschaften und feierlichen Mahlzeiten. — In Newport schien kein Mensch an etwas Anderes zu denken, als sich zu vergnügen. Von dem in New-York Alles beherrschenden „Geschäfte“ war dort kein Schatten zu entdecken. Die reichen Leute waren, nach allen äußeren Anzeichen, nur bemüht, ihr Geld in angenehmer Weise auszugeben. — Wie sie es verdient hatten — was sonst in Amerika ein sehr beliebtes Gesprächsthema bildet — davon hörte ich in Newport nie eine Andeutung.

Ich war, sogleich nach meiner Ankunft, zu Cora gegangen und hatte seitdem mein Leben so eingerichtet, daß ich täglich zwei oder drei Stunden mit dem schönen Mädchen zusammen sein konnte. Häufig traf ich dort mit Freundinnen Cora's, meist jungen Mädchen aus New-York, zusammen. Sie waren nicht alle so hübsch, wie die jungen Californierinnen, die ich in San Francisco kennen gelernt hatte, aber sie waren so geschmackvoll und gut angezogen, und alle von einer so liebenswürdigen Freundlichkeit, die ihnen zur zweiten Natur geworden zu sein schien, daß mir die Stunden in ihrer Gesellschaft schnell dahingingen. Cora war ohne Zweifel das schönste der hübschen, jungen Mädchen, und keine schien ihr in dieser Beziehung den Rang streitig machen zu wollen; gleichzeitig war aber leicht zu erkennen, daß einige unter ihnen, die vornehmsten und reichsten, die schöne Californierin so zu sagen

„patronisirten“. Cora war „aus dem Westen“; das gab denen „aus dem Osten“ eine unanfechtbare Ueberlegenheit über sie. Wenn sie trotzdem häufiger bei Cora erschienen, als diese zu ihnen kam, wenn Madame Niel's Haus bald ein sehr belebter Mittelpunkt der Newporter Jugend geworden war, so hatte dies seinen Grund darin, daß Cora's Gesundheitszustand ihr eine große Zurückhaltung in Bezug auf gesellschaftliche Zerstreuungen auferlegte. Sie durfte nur bei schönem, mildem Wetter ausgehen oder ausfahren, und auf die so beliebten Landpartien und Pic-Nics mußte sie ganz verzichten. Dies schien ihr aber nicht schwer zu werden, und sie hatte auch nicht über Einsamkeit und Verlassensein zu klagen, denn einige der beliebtesten, best angezogenen jungen Männer von Newport zeigten sich stets bereit, einer lustigen Landpartie zu entsagen, um der stillen Cora Gesellschaft zu leisten. — Zu ihren regelmäßigen Besuchern gehörten Allen und Heyden.

Der ‚Freiwillige‘ spielte eigentlich eine klägliche Rolle in der jungen Gesellschaft. Er sah immer verdrießlich aus: es erschien ihm unmöglich, in den heiteren Ton seiner Umgebung einzustimmen. Er saß gewöhnlich in einer Ecke, außerhalb des Kreises, den die Andern bildeten, oder er blätterte in einem Buche, oder er ging auf der offenen Veranda auf und nieder. Die jungen Mädchen hatten ihn „den lustigen Herrn aus Japan“ getauft, und auch Cora verspottete manchmal seine ungesellige Trübseligkeit. — Ich sah ohne große Verwunderung diese ungeschickte Art des Werbens um Cora's Gunst, aber es dauerte einige Zeit, ehe ich Gelegenheit fand, Allen darüber eine Bemerkung zu machen.

Heyden war das Gegentheil von Allen. Er kam wie ein Sonnenstrahl in das Zimmer: so hell und heiter. Es war leicht zu sehen, daß sich einige der jungen Mädchen mehr um ihn kümmerten, als für ihren Herzensfrieden gut war; aber Heyden schien nur Augen für zwei von ihnen zu haben: für Cora und für ein Fräulein Anny Trench. Diese stammte aus einer sehr guten und sehr reichen Familie. Ihre Voreltern, wie man mir schon am ersten Tage, als ich ihr vorgestellt worden war, erzählt hatte, waren mit der „May Flower“ nach Amerika gekommen, und ihr Vater hatte das Glück gehabt, ein großes Vermögen zu verdienen, ohne in seinem ganzen Leben mehr als ein Geschäft gemacht zu haben. Er war nämlich Erbe eines bedeutenden Grundstücks gewesen, das von seinen Vorfahren um wenige Dollars für den Acker erstanden worden war, und das er selbst, während des raschen Emporblühens von New-York, für viele Hunderte die Quadrat-Ruthe wieder verkauft hatte. Seitdem lebte er wie ein vornehmer Herr von seinen Zinsen, besaß ein schönes Haus in der Reihe des Central-Park in New-York, eine hübsche „Cottage“ in Newport, reiste jedes Jahr auf einige Monate nach Paris und brachte von dort seine Frau und seine Tochter mit den geschmackvollsten Toiletten von Worth und anderen Schneidergrößen nach Amerika zurück. Seine beiden Söhne, um einige Jahre älter als Anny, hatten studirt und waren als strebsame junge Leute angesehen, denen vielleicht noch eine große Zukunft bevorstand. — Es galt in Newport für eine besondere Ehre, zu dem kleinen Kreise des Hauses Trench zu gehören. Anny war nicht hübsch, aber sie war sehr elegant und

hatte gute Manieren; auch war sie weniger vorlaut, als die meisten ihrer Altersgenossinnen.

Heyden, wie schon gesagt, theilte seine Aufmerksamkeit zwischen Cora Niel und Anny Trench, und er verfuhr dabei streng unparteiisch, so daß es kaum möglich war, zu erkennen, wen er eigentlich bevorzugte. — In Frau Niel's Salon beschäftigte er sich fast ausschließlich mit Cora, die er durch seine Unterhaltung nicht selten ganz in Anspruch nahm, so daß sie sich um die andern Gäste kaum noch kümmern konnte; auch ließ er sich durch das Erscheinen Anny Trench's dabei nicht stören. Wenn diese sich aber erhob, um zu gehen, so konnte man ziemlich sicher sein, daß Heyden gleichzeitig mit ihr verschwinden würde, und dann traf man die Beiden, häufig noch nach geraumer Zeit, in der Bellevue-Avenue neben einander spazieren gehend.

Eines Morgens wollte ich zu Frau Niel gehen, um, wie eine allgemeine Einladung es mir gestattet, bei ihr zu frühstücken. — Es war noch früh. Meine Absicht war deshalb, zunächst noch einen Spaziergang zu machen, ohne mich dabei jedoch zu weit von Frau Niel's Wohnung zu entfernen. — Da sah ich, etwa zweihundert Schritt vor mir, Ulrich Heyden in die Villa treten. Es war eine ungewöhnliche Stunde, um einen Besuch zu machen, und mein erster Gedanke war, Heyden werde ebenfalls bei Frau Niel frühstücken wollen. — Dann verzichtete ich lieber darauf.

Heyden und ich hatten, seit der letzten Begegnung in San Francisco, wo er Douglas gegenüber eine so klägliche Rolle gespielt, nicht wieder vertraulich und freundschaftlich, wie in früheren Zeiten, mit einander verkehrt; doch war Heyden immer bemüht gewesen, wenn ich ihm in Gesellschaft begegnete, was noch ziemlich häufig vorkam, sich so zu benehmen, als ob sich unsere früheren Beziehungen nicht geändert hätten. Das verhinderte nicht, daß er mir unangenehm geworden war, und ich vermied ihn, wenn ich es in unauffälliger Weise konnte. In zahlreicher Gesellschaft störte er mich nicht — aber an einem kleinen Frühstückstisch, wo er und ich möglicherweise die einzigen fremden Gäste waren, wollte ich ihm nicht gegenübersitzen. Ich ging deshalb an Frau Niel's Villa vorüber, um meinen Spaziergang fortzusetzen und später mein Frühstück im Ocean House, dem großen Gasthof, oder bei Günther, dem kleinen Speisewirth, einzunehmen. Als ich mich auf dem Wege dorthin, nach Beendigung meiner Promenade, der Villa Niel von Neuem näherte, sah ich Heyden das Haus wieder verlassen, in das er vor einer kleinen halben Stunde eingetreten war. Das wunderte mich, denn ich sagte mir, er könnte in der kurzen Zeit nicht mit den Niel's gefrühstückt haben.

Heyden kam mir raschen Schrittes entgegen; aber er bemerkte mich nicht. Er ging, gegen seine Gewohnheit, gesenkten Hauptes; gewöhnlich beobachteten seine lebhaften Augen Alles, was um ihn her vorging. Ich war nur noch wenige Schritte von ihm entfernt, als er mich endlich erblickte. Eine unangenehme Ueberraschung zeigte sich auf seinem erhitzten Gesichte. Ohne stehen zu bleiben, wie er es unter gewöhnlichen Verhältnissen wohl auch jetzt noch, trotz des unangenehmen Vorfalles in San Francisco gethan haben würde, ging er mit förmlichem Gruße an mir vorüber.

„Was mag vorgefallen sein?“ fragte ich mich. Und sogleich kam mir der Gedanke: er hat um Cora angehalten und sich einen Korb geholt. — Ich gönnte es ihm!

Es wäre mir wohl erlaubt gewesen, meine ursprüngliche Absicht auszuführen und jetzt bei Frau Niel zu frühstücken. Ich hätte dann möglicherweise etwas Näheres über Heyden's kurzen Besuch erfahren; aber ich überwand meine Neugierde und begab mich zu Günther, wo ich Allen melancholisch und einsam damit beschäftigt fand, einen Irish Stew zu verzehren. Ich setzte mich zu ihm, und nach wenigen Minuten waren wir wieder bei dem einzigen Gesprächsthema, für das er sich nach seiner Rückkehr nach Amerika noch zu interessiren schien: wir sprachen von Cora. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um ihm zu sagen, daß er nach meiner Ansicht auf falschem Wege sei, Cora's Herz zu gewinnen, indem er ihr nie mehr ein freundliches Gesicht zeigte.

Er ballte die Serviette zusammen und warf sie mit zorniger Gebärde auf den Tisch: „Verdammt! Ich besitze nicht die Kunst, die den Fremden angeboren scheint, mit Frauen unter allen Umständen süßlich zu thun, und ich bin kein Preis-Boxer, der, nachdem ihm soeben die Nase eingeschlagen worden ist, sich zur richtigen Zeit „lächelnd“ erhebt, um den Kampf fortzusetzen. — Comes up smiling!“

Ich war kühl genug, um dem unglücklich Verliebten, den ich als einen guten und mir freundschaftlich gesinnten Menschen kannte, nicht so leicht etwas übel zu nehmen. Ich begnügte mich deshalb, Allen zu sagen, daß ich es ganz hübsch fände, wenn man in Gesellschaft im Allgemeinen und Frauen gegenüber im Besonderen ein freundliches Gesicht zeigte. Wäre man nicht im Stande, das zu thun, so handelte man vielleicht weiser und jedenfalls menschenfreundlicher, wenn man sich nicht in Gesellschaft sehen ließe. „Aber,“ schloß ich, „Sie machen es mir nicht ganz leicht, mich mit Ihnen über diese und ähnliche Fragen zu unterhalten — und streiten wollen wir uns doch nicht. Also, wenn es Ihnen recht ist, so sprechen wir von etwas Anderem.“

Er saß eine halbe Minute ruhig da; dann sagte er in mürrischem Tone: „Sie habe ich nicht gemeint, als ich von den Fremden sprach.“

Darauf antwortete ich nicht, sondern beschäftigte mich mit meinem Frühstück.

Nach einer kurzen Pause fuhr Allen fort: „Sie dürfen es den Amerikanern nicht übel nehmen, wenn sie gewissen Klassen von Fremden nicht freundlich gesinnt sind.“

„Ich nehme es ihnen nicht übel. Ich bekümmere mich überhaupt wenig um sie. — Aber was wollten Sie sagen?“

„Sie und manchen anderen Fremden, den ich gekannt habe, nehme ich aus. Das möchte ich vorausschicken.“

„Sie bereiten mich darauf vor, nichts Schmeichelhaftes von meinen Landsleuten zu hören. Aber sprechen Sie nur!“

„Wenn es Ihnen lieber ist, so behalte ich es für mich, was ich sagen wollte.“

„Nein, sprechen Sie nur. Da Sie mir sagen, daß Sie mich nicht kränken wollen, so höre ich Ihnen gerne zu. Ich erfahre vielleicht etwas Neues."

Allen besann sich wieder eine kleine Weile. Dann sagte er: „Von den Auswanderern will ich nicht sprechen. Sie treten unverhohlen mit ihrer Erwerbsgier bei uns auf. Sie konnten in ihrer Heimath nicht genug verdienen, um sich satt zu essen, und sie wollen bei uns reich werden. Die meisten Amerikaner stammen von ihresgleichen. Sie sind mir nicht gerade sympathisch — aber ich habe nichts gegen sie: ihre Kinder oder Enkel, wenn sie es zu etwas bringen, werden wahrscheinlich auf meinem Standpunkt stehen. — Aber neben der großen Einwanderung armer Arbeiter und Bauern aus Europa besteht eine andere, nach Ziffern gerechnet, ganz unbedeutende Immigration. Von der will ich sprechen, die ist mir verhaßt, der ist es zuzuschreiben, daß man überhaupt keinen Fremden in der amerikanischen Gesellschaft finden würde, wenn die Frauen dort nicht so allmächtig herrschten. — Haben Sie sich schon mit einem Amerikaner, jung oder alt, hier in Amerika befreundet?"

„Nein. Ich kenne Sie, sonst keinen."

„Und auch mich würden Sie nicht kennen gelernt haben, wenn wir nicht zuerst in Japan zusammengekommen wären."

„Schön! Und was weiter?"

„Wieviel amerikanische Mädchen und Frauen haben Sie hier und in San Francisco seit einem Monat kennen gelernt?"

„Ein Dutzend vielleicht — oder auch mehr."

„Eine liebenswürdiger, zuvorkommender als die andere. — Richtig?"

„Ganz richtig!"

„Sie hätten sich ein Schock von ihnen zu Freundinnen machen können, wenn Sie gewollt hätten. Sie sind ein Ausbund von Bescheidenheit."

„Wohin wollen Sie kommen?"

„Geduld! Einen Augenblick noch. Erinnern Sie sich noch, wie böse Lizzy auf mich wurde, als ich sagte, Herr Heyden werde wohl daran thun, sich nicht zuviel um Sophie Shorb zu bekümmern, da ihm daraus Unannehmlichkeiten mit John Bradford erwachsen könnten?"

„Ich erinnere mich dessen sehr wohl."

„Und wissen Sie noch, daß ich Ihnen in San Francisco sagte, Sie erschienen mir als ein gefährlicher Gegner bei dem Wettbewerb um Cora's Gunst; aus keinem andern Grunde, als weil Sie ein Fremder wären?"

„Auch das habe ich nicht vergessen."

„Nun schön! Alles das hängt mit dem zusammen, was ich Ihnen jetzt sagen will. — Die Dampfer aus Europa bringen uns mit jedem Jahre neben einigen Tausenden von Geschäftstreibenden und Zehntausenden mehr oder weniger armer Auswanderer, die sich Alle offenkundig Geld von uns holen wollen, eine kleine Anzahl von Herrchen, die dasselbe Geschäft im Großen, aber ganz im Geheimen betreiben möchten. Die meisten von ihnen sind jung, hübsch, wohlerzogen, sorgfältig gekleidet, viele stammen aus guten, achtbaren Familien, einige haben große Namen, alle sind gewandt, klug, in gewissen Punkten — ich bemühe mich, gerecht zu sein, indem ich diese Einschränkung mache — ge-

wissenlos, und Alle haben ein und dasselbe Ziel vor Augen: sie wollen eine reiche Heirath machen."

„Erlauben Sie . . ." unterbrach ich.

„Nein! Erlauben Sie mir, noch eine kleine Weile fortzufahren, da ich nun einmal im Gange bin. — Was suchen die hübschen Herrchen hier, wenn nicht eine reiche Heirath? Wollen Sie den Niagara-Fall oder Yosemite-Valley sehen? Wollen Sie unsere Verwaltung, unsere Finanzpolitik studiren, ethnographische, national-ökonomische Studien machen? Die Klasse ehrenwerther Touristen ist klein. Jedermann erkennt sie auf den ersten Blick und ist bereit, ihnen angenehm und nützlich zu sein. Von denen spreche ich hier ebensowenig wie von Ihnen. Ich habe gewisse Leute im Auge — Ulrich Heyden ist einer von ihnen — die mit Künsten, über die wir Amerikaner nicht gebieten, systematisch darauf ausgehen, Eroberungen zu machen und schließlich, unter allen Mädchen, die sie kennen gelernt haben, mit tödtlicher Sicherheit die reichste herausfinden, um diese, in neun Fällen unter zehnen, zu heirathen. — Ein elender Kerl wie Heyden genügt, um tausend Amerikaner gegen hundert Fremde argwöhnisch zu machen — und mit vollem Rechte. Ich wette, er verläßt Newport nicht, ohne wenigstens versucht zu haben, sich mit einem der reichsten, zur Zeit ledigen Mädchen, die ihm so bereitwillig alle Thüren hier geöffnet haben, zu verloben."

Ich hätte Allen erzählen können, daß er, nach meiner Ansicht, Heyden nicht ferner als Bewerber um Cora's Gunst zu fürchten habe; aber ich wollte keinen Gebrauch von meinem Wissen oder vielmehr von meinen Vermuthungen machen. Ich antwortete Allen vielmehr in ähnlicher Weise, wie seine Schwester es gethan hatte: warum sollte Heyden nicht das Recht haben, sich in ein hübsches amerikanisches Mädchen zu verlieben? Heyden war mir durchaus nicht sympathisch — das wußte Allen — aber er gehörte, nach meiner Ansicht, nicht jener Klasse rücksichtsloser Mitgiftjäger an, von denen Allen gesprochen. Er hatte sich in Japan durch ordentliche Arbeit ein kleines Vermögen verdient, er wollte dorthin zurückkehren. — Wenn er sich auf der Reise durch Amerika die hübschen Mädchen ansah, ja, und wenn er um ein reiches Mädchen freite, so hatte er dazu volles Recht.

„Ja, er hatte auch das Recht, um Sophie Shorb zu freien, und er hat sich doch beeilt, seine Bewerbung aufzugeben, sobald er bemerkte, daß dies John Bradford mißfiel. — Er ist ein Feigling!"

„Dann erfordert es keinen besonderen Muth, ihm entgegenzutreten," warf ich ein.

„Oh, ich hätte auch vor einem muthigen Heyden keine Furcht," antwortete Allen — und da hatte er recht — „und seine Feigheit soll ihm nicht erleichtern — wenn ich es verhindern kann — Cora's Herz zu gewinnen. Das sage ich nicht aus allgemeiner Menschenliebe. Mag er Anny Trench heimführen! Nicht etwa, daß ich sie ihm gönne, denn auch sie ist viel zu gut für ihn — aber ich bin nicht dazu da, alle amerikanischen Mädchen gegen Heyden und Consorten in Schutz zu nehmen. Das mögen die betreffenden Väter, Mütter, Brüder und Liebhaber thun. — Ich fege vor meiner Thür!"

Ich war nicht zufrieden — weder mit Allen noch mit mir selbst — als wir uns nach dem Frühstück trennten. Ich fing an, mich unbehaglich in der Rolle zu fühlen, die ich auf Allen's Gesuch übernommen hatte. Er schien es selbstverständlich zu finden, daß ich fortfuhr, für ihn zu werben; mir wurde dies täglich schwerer.

Ich hatte während der letzten Zeit nur selten Gelegenheit gehabt, mit Cora allein zu sprechen; trotzdem hatte unsere Vertraulichkeit Fortschritte gemacht, und ich erkannte, daß das junge Mädchen einen großen Platz in meinem Herzen und in meinem Leben einzunehmen anfing. Ich ging mit mir selbst gewissenhaft zu Rathe, ob ich ein Recht hätte, dies ruhig geschehen zu lassen. Ich hielt mich durch das Versprechen, das ich Allen gegeben hatte, noch immer für gebunden, aber ich fing an, mich zu fragen, ob ich verpflichtet sei, mich für ein hoffnungsloses Werben aufzuopfern. — Ich wollte versuchen, mir Klarheit über Cora's Gefühle zu verschaffen. — Neigte sie Allen zu, so wollte ich — so schwer es mir auch werden mochte — ohne Weiteres zurücktreten. Ich konnte mir das insofern leicht machen, als ich um einen Vorwand, Newport und Amerika zu verlassen, nicht verlegen zu sein brauchte. Mein Urlaub war längst zu Ende. Ich hatte ihn schon über Gebühr verlängert. Cora allein hielt mich noch in Amerika zurück, sonst hätte ich mich schon vor einigen Wochen wieder auf den Rückweg nach Japan gemacht. — Räumte Cora aber unumwunden ein, daß sie aufrichtig gewesen war, indem sie Allen's Antrag zurückwies, daß dieser keine Aussicht hatte, von ihr erhört zu werden — dann wollte ich mit Allen reden und ihn bitten, mich meines Versprechens zu entbinden.

Ich trug mich mit diesem und ähnlichen Gedanken täglich stundenlang umher, aber ich hatte noch nicht Gelegenheit gefunden, Cora die Fragen vorzulegen, die mir Klarheit verschaffen sollten. — Als ich nun, nachdem ich mich von Allen an jenem Tage getrennt hatte, etwas früher als gewöhnlich zu ihr ging und sie allein fand, da kam mir der Gedanke, dies zu benutzen, um mich endlich mit ihr auszusprechen. Ich dachte mir, ich wäre das nicht nur Allen und mir, sondern Cora selbst schuldig. — Sie saß auf der Veranda, vor der sich die von schwarzen zackigen Klippen umgürtete grüne Küste von Rhode Island ausbreitete.

Ich war so voll von dem, was ich ihr sagen wollte, daß ich das Gespräch sofort darauf lenkte. „Miß Cora," sagte ich, „ich habe etwas auf dem Herzen, was ich Ihnen seit langer Zeit schon sagen wollte; aber ich möchte es heute nur thun, wenn ich sicher sein dürfte, mich ungestört aussprechen zu können. Wollen Sie mir das gestatten und ermöglichen?"

Sie sah mich erstaunt und nachdenklich an, aber sie antwortete sogleich: „Dazu bedürfen Sie doch keiner besonderen Erlaubniß! — Sind wir nicht Freunde? — Also sprechen Sie."

„Ich möchte nicht durch Besuch unterbrochen werden", antwortete ich. „Könnten wir nicht zusammen ausfahren? Das Wetter ist milde und schön. Die freie Luft wird Ihnen wohlthun."

„Nein," sagte sie, „ich fühle mich heute recht schwach. Ich mag gar nicht vom Stuhl aufstehen. Aber seien Sie unbesorgt, Mama kommt wohl erst in einer Stunde wieder nach Hause, und fremdem Besuch will ich die Thür verbieten."

Sie klingelte und gab dem Kammermädchen, das darauf erschien, entsprechende Weisung: sie wäre nicht wohl, sie empfinge nicht. — „Nun sind wir ganz ungestört," sagte sie.

Sie saß in halbliegender Stellung auf einem langen Rohrsessel, einem sogenannten „Penang-Chair", und sie hatte, trotz des warmen Wetters, eine Decke über die Knie und Füße und ein leichtes schottisches Tuch über die Schultern geworfen. — „Nun sind wir also ganz ungestört," wiederholte sie.

Sie fuhr, wie fröstelnd, leise zusammen.

„Sind Sie nicht wohl?" fragte ich besorgt, denn ich bemerkte, daß sie schwach und elend aussah.

„Ich weiß nicht, was ich habe," sagte sie traurig. „Ich fühle mich so müde . . . so müde . . . Ich . . ."

„Nun, dann spreche ich heute natürlich nicht."

„Doch, doch!" unterbrach sie mich lebhaft. „Machen Sie mich nicht ungeduldig. Ich will hören, was Sie mir zu sagen haben."

Es that mir nun wirklich leid, die Unterredung begonnen zu haben, es war mein aufrichtiger Wunsch, sie auf einen andern Tag zu verschieben; aber Cora wollte nicht Vernunft hören.

„Bitte, sprechen Sie," wiederholte sie. Und beim zweiten Male setzte sie hinzu: „Wer weiß, ob ich Sie noch einmal allein sehen werde."

„Was soll das bedeuten?" fragte ich überrascht.

„Ach, Sie wissen nicht, wie krank ich bin." Sie sprach leise, es waren Thränen in ihrer Stimme. „Sie haben es nicht bemerkt, Sie sorgen nicht um mich, Sie haben mich ja nicht lieb. Sie kommen nur her, um eine Stunde zu verplaudern. Aber fragen Sie Mama, wie krank ich bin — nun schon seit drei Monaten. — Fragen Sie Edgar."

Es war das erste Mal, daß sie Allen in meiner Gegenwart so nannte. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Ich sah sie mitleidig an. Ein paar große, stille Thränen fielen auf ihre welken Wangen.

„Liebes Fräulein Cora," sagte ich endlich. „Wie können Sie nur so traurig und besorgt sein. Sie werden bald wieder genesen."

„Nein, nein," brachte sie hervor, und nun weinte sie bitterlich. „Ich werde nicht wieder gesund werden — ich fühle es . . . ich werde nicht wieder gesund . . . . doch, und ich lebte noch so gern!"

„Wie können Sie nur an Sterben denken . . . wie können Sie davon sprechen? Sterben . . ."

„Ich möchte ja nicht daran denken; ich fürchte mich unsäglich davor . . . aber der Gedanke verläßt mich nicht mehr . . . seit drei Tagen habe ich kaum noch einen anderen Gedanken."

Ich ergriff ihre bleiche Hand und streichelte sie wie die eines Kindes. Wie klein und leicht und kraftlos das Händchen war! „Liebe Miß Cora," sagte ich zutraulich.

Sie zog die Hand zurück und trocknete ihre Thränen — und dann sagte sie mit einem milden, traurigen Lächeln: „Sie dürfen mir nicht abschlagen, warum ich Sie bitte. Sprechen Sie!"

„Gut! Ich will also sprechen, denn was ich Ihnen sagen werde, ist wohl der beste Beweis, den ich geben könnte, daß ich Ihren traurigen Gedanken keine Bedeutung beilege — Gottlob, gar keine Bedeutung."

Ich sammelte mich einige Secunden. Sie zupfte mit ihren zarten Fingern an einer Schleife ihres Kleides und hielt die Augen niedergeschlagen. — Was für dunkle, dichte, lange Wimpern sie hatte, und wie bleich sie war! — Es hatte ursprünglich in meiner Absicht gelegen, in längerer Unterhaltung auf Umwegen zu der Frage zu kommen, die ich an sie richten wollte — aber ich überlegte mir schnell, daß Cora's Befinden dies nicht gestattete, und sprach ohne Umschweife.

„Liebes Fräulein Cora, ich möchte eine Frage an Sie richten. — Ich habe kein Recht dazu — aber ich thue es heute, weil Sie es befehlen. Sie brauchen mir ja nicht zu antworten, wenn Sie es nicht wollen." Ich stockte.

„Nun?"

„Ich kann nicht klug aus Ihnen werden: Sie behandeln mich freundlich, aber nicht freundlicher als alle Anderen . . ."

„So?" unterbrach sie mich. „Behandele ich Edgar, wie ich Sie behandele?"

„Nein, das ist richtig. Allen behandeln Sie anders . . ."

„Schlechter."

„Nun ja: Allen behandeln Sie unfreundlicher . . . Aber Ulrich Heyden zum Beispiel . . ."

„Die ‚Schönheit'? Ach, Sie scherzen! Die ‚Schönheit' behandele ich wie Sie?"

„So scheint es mir."

„Glauben Sie, daß ich mich mit ‚Schönheit' eine Stunde allein unterhalten würde? . . . Glauben Sie, daß ich vor ‚Schönheit' geweint hätte?"

„Das weiß ich nicht."

„Ach, sagen Sie das nicht. Sie glauben es ja nicht! Und wenn Sie es glaubten: wie wenig kennten Sie mich! — Vor Herrn Heyden hätte ich nicht geweint. Vor dem wäre ich ganz artig gewesen. Ich war es noch vor zwei Stunden. Da saß er, hier auf Ihrem Platze. Und ich war so müde und hatte nur einen Wunsch: er möchte gehen."

„Und Edgar?"

„Edgar? . . . Ja, der hat mich lieb! Viel mehr so als Andere, als Sie. Und weil er mich lieb hat . . . Ich weiß nicht . . . vor Edgar hätte ich vielleicht auch geweint . . . Weil er mich lieb hat . . ."

„Und haben Sie ihn lieb?"

„Ist das die Frage, die Sie an mich richten wollten?"

„Ein Theil davon."

„Und der andere Theil?"

„Haben Sie einen Andern lieb . . . Wen haben Sie lieb? . . . Ich weiß nicht, was ich glauben soll."

„Ist die Frage damit vollständig? Haben Sie nichts weiter zu reden?"

„Zuerst möchte ich wissen, was ich glauben soll: ob Sie Allen lieb haben oder einen Andren, den Sie nennen wollen — oder einen Andren, den Sie nicht nennen wollen — oder ob Sie sich um Niemanden sonderlich kümmern. — Wollen Sie mir antworten?"

„Ja. Ich will Ihnen antworten. Aber nicht heute!"

„Wann?"

Sie dachte eine Weile nach. „Geben Sie mir, bitte, die Schreibmappe, die dort auf dem Tisch liegt — und eine Bleifeder."

Ich reichte ihr beides. Sie blickte sinnend vor sich hin. Dann schrieb sie langsam und bedächtig wenige Zeilen, die sie in einen Umschlag schloß.

„Ein festes, ernstes Versprechen ist etwas Heiliges für einen Mann. Ist es nicht so?" fragte sie.

„Sicher!"

„Ich darf mich also auf ein festes Versprechen, das Sie mir geben, verlassen?"

„Das dürfen Sie."

„Nun wohl: Versprechen Sie mir, diesen Brief nicht eher zu öffnen und zu lesen, als bis ich Sie dazu ermächtige."

„Ich verspreche es Ihnen."

„Feierlich?"

„Feierlich."

„Sehr wohl! Hier ist der Brief. Er enthält die Antwort auf Ihre Frage."

„Wann darf ich ihn öffnen?"

„Wenn ich Sie dazu ermächtigen werde."

„Aber wenn Sie mich zu lange warten lassen? Wenn ich abreisen müßte?"

Dann schreibe ich Ihnen. Sie werden uns doch nicht verlassen, ohne zu sagen, wo Sie zu finden sind? . . . Also Sie wissen nicht, wen ich lieb habe, ob ich überhaupt Jemanden lieb habe?"

Ich nickte.

„Wenn ich es nun selbst nicht wüßte? Erinnern Sie sich unserer Unterhaltung in San Francisco, als Sie zum ersten Male bei uns waren? Ich erzählte Ihnen aus meinem Leben . . . von meiner Krankheit als Kind . . . Erinnern Sie sich?"

„Natürlich."

„Und daß ich seitdem immer traurig gewesen wäre . . . Und doch war Jedermann freundlich und gut gegen mich, und als ich dafür dankbar war und dies durch Freundlichkeit zeigte, so nannte man mich einen Flirt! . . . Habe ich Sie je gekränkt oder verletzt?"

„Nein . . . Nie!"

„Ich habe niemals Jemanden absichtlich gekränkt."

„Und Edgar Allen?"

„Edgar? . . . Daß Sie immer von ihm sprechen müssen! Es macht mich irre an Ihnen. — War es meine Schuld, wenn er mehr verlangte, als ich ihm geben konnte?"

„Ja . . . aber Freundlichkeit, wie Sie Allen zeigten, erweckt Hoffnungen, — und Hoffnungen erwecken, ohne die Absicht zu haben, sie in Erfüllung gehen zu lassen, das nennt man eben flirten. — Daß ich, ein Fremder, eine Amerikanerin darüber belehren soll!"

„Dann bin ich also schlecht gewesen?"

„Schlecht? Nein. Das wollte ich nicht sagen."

„Ich wollte gut sein," sagte sie nachdenklich. — „Dankbar ist doch gut! Habe ich mich Ihnen gegenüber auch schlecht benommen?"

„Das hängt davon ab, was in dem geheimen Brief steht, den ich nicht ohne Ihre Erlaubniß öffnen darf."

Ich lächelte, indem ich so sprach. Aber sie blieb ernst — ernst und nachdenklich. Und plötzlich lehnte sie sich mit einem leisen Seufzer zurück und schloß einige Secunden die Augen.

„Ich fürchte, ich habe Sie ermüdet," sagte ich, mich erhebend. „Ich will jetzt gehen. Ich hoffe, Sie morgen in besserem Befinden zu sehen."

„Also auf morgen," sagte sie zerstreut . . . „Noch ein Wort: Bin ich schlecht gewesen . . . schlecht gegen Sie?"

„Für mich waren Sie immer freundlich und gut."

„Und Sie zürnen mir nicht?"

„Wie könnte ich Ihnen zürnen!"

„Und Sie versprechen, mir ein gutes Andenken zu bewahren?"

„Aber wir trennen uns doch noch nicht! Ich habe Ihre Erlaubniß, morgen wieder zu kommen. Also auf Wiedersehen?"

„Auf Wiedersehen!"

Als ich mich an der Thür noch einmal nach ihr umwandte, sah ich, daß ihre großen traurigen Augen fest auf mich gerichtet waren. Ich winkte in vertraulicher Weise Abschied mit der Hand. — Sie nickte dazu befremdlich ernst. Ihr Blick und ihr Aussehen verfolgten mich den ganzen Tag über.

In der Nähe der kleinen Villa, die Cora und ihre Mutter bewohnten, kam mir ein mit zwei schönen Pferden bespannter offener Wagen entgegen, in dem ich Ulrich Heyden neben Fräulein Trench erblickte. Sie begrüßte mich freundlich — wie überhaupt die amerikanischen Frauen und Mädchen freundlicher grüßen als die deutschen — obgleich ich sie nur oberflächlich kannte. Von Heyden bekam ich auch diesmal nur einen kalten, förmlichen Gruß. Er zog den Hut mit einem so ernsten Gesicht, daß es mir auffiel. Aber es grämte mich nicht. — Bald darauf begegnete ich auch Allen wieder. — Newport hat nämlich eigentlich nur eine große Straße, die Bellevue-Avenue, in der man zur Promenadenzeit die ganze gute Gesellschaft des Orts antreffen kann.

„Wo kommen Sie eigentlich her?" fragte mich Allen.

„Ich habe Fräulein Riel einen Besuch gemacht."

„So?" sagte er gedehnt. „Wann?"

„Ich komme soeben von ihr."

„Ich war vor einer halben Stunde bei ihr, da wurde mir aber gesagt, sie sei krank und empfinge nicht. — Was hat dies zu bedeuten?" Er sah mich mißtrauisch an.

Mir aber war es ganz recht, meine Stellung Allen gegenüber aufzuklären. Ich erzählte ihm, ich hätte Fräulein Cora um eine Unterredung gebeten, und das sei der Grund gewesen, weshalb sie sich vor Allen habe verleugnen lassen. Und nach dieser Einleitung theilte ich Allen auch noch mit, was ich von Cora hatte erfahren wollen.

„Was geht es Sie an," fragte er mich mürrisch, „ob Cora mich lieb hat oder nicht?"

„Sie vergessen," antwortete ich kühl, „daß Sie mich gebeten hatten, Ihr Verbündeter zu sein, Ihre Bewerbungen um Cora's Hand zu unterstützen. Da habe ich ein Recht, so scheint es mir, mich danach zu erkundigen, wie Ihre Aussichten stehen."

„Und wenn sie gut stehen?"

„Dann werde ich Ihnen Glück wünschen."

„Und wenn das Gegentheil der Fall sein sollte?"

„Ja, dann weiß ich noch nicht, was ich thun werde. Sie können nicht erwarten, daß ich den Kampf für Sie fortsetze, den Sie selbst als hoffnungslos aufgeben."

„Wer sagt Ihnen, daß ich ihn als hoffnungslos aufgebe? — So lange Leben ist, ist Hoffnung."

„Handeln Sie danach. Ich werde nicht versuchen, Sie zu veranlassen, den Kampf aufzugeben; aber verlangen Sie nicht von mir, Ihnen dabei noch weiter Gesellschaft zu leisten."

„So kündigen Sie mir Bund und Freundschaft?"

„Das thue ich nicht. Aber Sie sind ungerecht. Sie verlangen zu viel. Sie wären geneigt, Unmögliches von mir zu erwarten und mir zu zürnen, wenn ich es nicht für Sie erreichte. Ich habe mich ehrlich für Sie bemüht. Aber ich kann Ihnen nicht empfehlen, unter gewissen Umständen anders zu handeln, als ich selbst handeln würde."

„Was wollen Sie sagen?"

„Wenn ich in ein Mädchen verliebt wäre, so würde ich mich bemühen, ihre Gunst zu gewinnen; aber wenn ich einmal die Gewißheit erlangt hätte, daß dies nicht möglich wäre, einfach weil das Mädchen mich nicht liebte, so würde ich aufhören, sie und mich mit neuen zwecklosen Bewerbungen zu quälen."

Allen antwortete mit tiefer Traurigkeit: „Sie wissen nicht, wie es in meinem Herzen aussieht, wie trostlos und elend mir das Leben ohne Cora erscheint. — Wie könnte ich daran denken, sie aufzugeben?"

„Ich sehe, wir sind verschieden."

„In diesem Punkte sicherlich, einfach weil ich ein Mädchen liebe und Ihr Herz frei ist."

„Was wissen Sie davon?

„Genug, um zu wissen, daß, was immer Sie empfinden mögen, Ihr Herz, im Vergleich zu dem meinen, frei ist. — Lieber Freund, ich mag recht thöricht erscheinen; aber ich sehe mehr, als Sie glauben, und bin Ihnen dankbarer, als ich es zeigen kann."

Allen hatte wohl recht. — Ich fühlte, als ich ihm zuhörte und sein ernstes Gesicht betrachtete, daß meine Gefühle für Cora arm und schwach waren im Vergleich zu den seinen, und doch sagte ich mir in demselben Augenblick, daß ich um Cora's Hand werben würde, wenn ich es thun könnte, ohne meinem Versprechen dem ‚Freiwilligen' gegenüber, untreu zu werden. — Cora war mir sehr theuer geworden. Es ist mir unmöglich, ihren Liebreiz zu beschreiben. Er lag nicht allein in ihrer großen Schönheit. Ihr stilles Wesen, ihre Traurigkeit, ihr sanftes Sprechen, ein eigenthümlicher Ausdruck ihrer Augen, wenn sie mich ansah, und den ich nicht anders deuten konnte, als daß ich ihrem Herzen nahe stände, ja näher, als alle Andern — alles dies zog mich mit großer Gewalt zu ihr. Doch verharrte ich bei meinem Entschluß, Allen nicht zu verrathen. Es war mir ein Beweis mehr, daß ich sie nicht so liebte wie Allen, und deshalb wollte ich zurücktreten, wenn sie seinen Bewerbungen Gehör schenkte. Ob sie das that, oder nicht — das wollte ich wissen und danach in Zukunft meine Haltung ihr gegenüber einrichten.

Allen und ich waren eine Weile schweigend neben einander hergegangen. Wir befanden uns nun in der Nähe der Villa Niel, die an der Bellevue-Avenue gelegen war.

„Glauben Sie, daß Cora mich empfangen würde?" unterbrach Allen die lange Pause.

„Wie soll ich das wissen? Versuchen Sie es. — Ein Wort, Allen: Wollen Sie meinen Rath?"

„Nun?"

„Seien Sie nicht verdrießlich. Traurig, so viel Sie wollen — aber nicht verdrießlich. Cora ist krank. Sie dürfen sie nicht aufregen oder gar kränken oder ärgern."

Allen nickte und trat in das Haus, das ich vor einer halben Stunde verlassen hatte.

Das Wetter war herrlich. Ich schritt rüstig auf der schönen ebenen Straße weiter. Ich hatte die letzten „Cottages" bald hinter mir gelassen. Der Weg war nun verödet. Nur in langen Zwischenräumen fuhr noch ein Wagen an mir vorüber. Von Fußgängern schien sich keiner so weit wie ich hinausgewagt zu haben. Da erblickte ich einige hundert Schritte vor mir einen offenen Wagen, der sich langsam von Newport entfernte. Und auf der einen Seite der Straße, in geringer Entfernung von dem Wagen, schritten zwei Gestalten: Heyden und Anny Trench. Sie waren augenscheinlich in tiefem Gespräch. Ich wollte das Paar nicht stören, wennschon ich mich für Heyden schämte, als ich mir dachte, er werbe wohl jetzt um Anny Trench, nachdem er vor wenig Stunden von Cora Niel abgewiesen worden war. — Ich wandte mich um und trat langsam den Heimweg an.

Die Luft war ganz still geworden: still und schwül. Der Himmel vor mir hatte sich mit dunklem Gewölk überzogen. Ich wußte, daß ich eine gute halbe Stunde zu gehen haben würde, ehe ich ein Haus erreichen könnte, und beeilte meine Schritte.

Nach einer Viertelstunde etwa, als ich schon aus der Ferne dumpfes Donnern vernahm, hörte ich hinter mir das Geräusch eines schnell herannahenden Wagens. Ich wandte mich um: Anny Trench hielt mit leichter, sicherer Hand die Zügel von zwei mächtig ausschreitenden Trabern; neben ihr, wie ich die Beiden vor einer Stunde schon einmal gesehen hatte, saß Heyden.

Ich blieb am Wege stehen, um den Wagen vorüberfahren zu lassen. Aber in dem Augenblick, als ich grüßte und Anny Trench mich erkannte, hielt sie die Pferde an.

„Springen Sie auf!" rief sie freundlich. „In einer Viertelstunde gibt es Sturm und Regen. Ich bringe Sie vorher nach Hause."

Der Diener war abgestiegen und hielt sich vor den Köpfen der ungeduldigen Pferde.

„Schnell! Schnell!" rief Anny. — Sie sah glücklich und erregt aus, wie ich sie noch nicht gesehen hatte, und ihre Augen leuchteten. Sie war in dem Augenblick beinah hübsch zu nennen. „Schnell! Schnell!" wiederholte sie.

Aber mir war es zuwider, Heyden gegenüber zu sitzen. Ich war jetzt sicher, er hatte Anny seine Liebe erklärt. Was sollte das sonst stille, ernste Mädchen plötzlich so erregt und froh gemacht haben?

„Ich danke herzlich," sagte ich. „Ich komme schon noch zur rechten Zeit nach Hause. Schlimmsten Falls werde ich etwas naß. — Das ist kein Unglück."

„Sie wollen nicht? Eins ... Sie wollen nicht? Zwei ... Sie wollen nicht? Drei! ..."

„Nein, nein, nein!" rief ich freundlich zurück.

„Nun dann: auf Wiedersehen!"

Der Diener saß schon wieder auf seinem Sitz, und der Wagen rollte schnell davon.

Nach wenigen Minuten empfand ich doch einiges Bedauern, die freundliche Einladung des jungen Mädchens nicht angenommen zu haben. Das Ungewitter brach nämlich plötzlich mit großer Gewalt los: blendende Blitze schienen vor meinen Füßen in den Boden zu fahren, ununterbrochenes Rollen und Knattern des Donners füllte die Luft, und der Regen goß in Strömen.

Nirgends eine Zufluchtsstätte! Da standen wohl ein paar vereinzelte große Bäume in der Nähe des Weges, aber sie boten nicht einladenden Schutz. Ich war bereits bis auf die Haut durchnäßt und lief so schnell ich es vermochte, um das erste Haus von Newport zu erreichen, das nicht mehr weit entfernt sein konnte. Aber plötzlich blieb ich wie angewurzelt stehen. Ein Fußgänger kam mir trägen Schrittes entgegen: Allen. — Er achtete des Unwetters nicht, und er sah mich nicht. Die Hände in den Taschen, den Kopf gesenkt, schritt er langsam vorwärts.

„Allen!" rief ich.

Er erhob die Augen und sah mich verstört an.

„Wohin wollen Sie? Kommen Sie!" Ich nahm seinen Arm und versuchte ihn mit mir fortzuziehen. Er leistete nicht etwa Widerstand; aber er folgte mir schwerfällig.

Die Sache wurde mir unheimlich. „Was ist geschehen?“ fragte ich heftig. „Nun, so antworten Sie doch!“

„Cora stirbt,“ sagte er tonlos.

„Was?“ rief ich entsetzt.

„Cora stirbt,“ wiederholte er.

„Kommen Sie schnell — nach ihrem Hause!“

Das schien ihn zu erwecken. Er schritt nun rascher neben mir einher, und damit mußte ich vorläufig zufrieden sein, denn an ein Gespräch mit ihm war bei dem Unwetter, das uns umtobte, nicht zu denken.

Als wir uns dem ersten Hause von Newport näherten, sah ich eine Droschke dort vorfahren, aus der ein Fahrgast stieg, der eiligst in die ihm geöffnete Hausthür schlüpfte. Der Kutscher hatte uns schon erblickt und machte uns Zeichen, ob er auf uns warten sollte. Ich bejahte dies natürlich. Eine Minute später saßen wir in dem verschlossenen Wagen. Ich hatte dem Kutscher Madame Niel's Adresse gegeben.

„Nun sprechen Sie! Was ist vorgefallen?“ fragte ich Allen, sobald der Wagen sich in Bewegung gesetzt hatte.

„Später,“ antwortete er.

Ich bestürmte ihn mit ungeduldigen Fragen, aber ich hatte nur wenig von ihm erfahren, als wir nach einer Viertelstunde vor Frau Niels „Cottage“ Halt machten.

Ich sprang aus dem Wagen und trat ein. Im Hausflur kam mir das Kammermädchen entgegen, das ich schon von San Francisco her kannte. Sie erzählte mir bleichen Gesichts, das gnädige Fräulein liege in tiefer Ohnmacht. Der Arzt sei bei ihr — der Arzt und ihre Mutter. Sie dürfe jetzt nicht in das Krankenzimmer eintreten, ich möchte in einer halben Stunde wiederkommen — dann könnte sie mir vielleicht Bescheid geben.

Ich stieg schnell wieder in den Wagen und fuhr nach Hause, um meine Kleider zu wechseln. Unterwegs sagte ich Allen, was ich von der Kammerfrau erfahren hatte. Er hörte aufmerksam zu, aber er erwiderte kein Wort. Ich beobachtete ihn und sagte mir, daß ich möglicherweise auch einen Kranken zu pflegen haben würde. Allen sah zum Erbarmen aus: seine Zähne schlugen im Fieberfrost zusammen. Er stieg schwerfällig aus dem Wagen, und wir begaben uns ein jeder auf sein Zimmer.

Das Unwetter ließ nach, und so plötzlich wie es gekommen, war es auf einmal wieder verschwunden. Als ich mich umgezogen hatte, tröpfelte es noch von den Bäumen und den Dächern; aber der Regen hatte aufgehört. Ich trat in Allen's Zimmer. Er hatte nicht einmal seinen durchnäßten Hut abgesetzt und saß rittlings auf einem Stuhle, stumpf vor sich hinstarrend. — Ich gab ihm eine starke Dosis des in Amerika beliebten Allheilmittels ein: ein halbes Wasserglas voll Whiskey. Er trank es aus und fuhr fröstelnd zusammen. Dann nöthigte ich ihn, sich umzuziehen, wozu er sich endlich entschloß. Als ich ihn in warmen, trocknen Kleidern sah, verließ ich ihn.

„Warten Sie auf mich,“ sagte ich. „In einer halben Stunde bin ich wieder hier.“

Im Hause von Frau Niel erfuhr ich bald von dem mir bekannten Kammermädchen, Miß Cora habe sich schon am vorhergehenden Abend sehr schwach und elend gefühlt. Sie habe aber nicht im Bett bleiben wollen und sei um elf Uhr unten im Wohnzimmer gewesen. Bald darauf habe sich Herr Heyden anmelden lassen. Sie habe ihn empfangen, und nach einer kleinen halben Stunde sei der Herr wieder fortgegangen.

„Beim Frühstück waren die beiden Damen allein," fuhr das Kammermädchen fort. „Miß Cora wollte weder essen noch sprechen. Die gnädige Frau war besorgt um sie und fragte, was ihr fehle. ‚Nichts,' antwortete Miß Cora. ‚Ich bin etwas müde — aber daran bin ich ja nun gewöhnt.' — Nach dem Frühstück bat sie ihre Mutter, sie möchte ausgehen, um einige versprochene Besuche zu machen. Die gnädige Frau wollte zuerst nicht — aber Miß Cora drang in sie. Es mache sie ängstlich, sagte sie, zu sehen, daß man so große Sorge um sie hätte. Man möchte sie nur allein lassen, sie werde dann etwas ruhen. — Darauf ging Madame Niel fort, und bald kamen Sie dann. — Ich wollte Sie zuerst gar nicht anmelden; aber gleich darauf dachte ich mir, es würde das gnädige Fräulein, das so traurig aussah, vielleicht zerstreuen, sich mit einem Freunde zu unterhalten. — Sie blieben länger, als mir eigentlich lieb war, und sobald Sie sich entfernt hatten, ging ich zum gnädigen Fräulein, um sie zu bitten, sich zu Bett zu legen. Ich weiß nicht, was Sie ihr gesagt haben mögen — es geht mich nichts an . . . ."

„Ich habe Fräulein Niel nichts gesagt, was sie hätte aufregen können," unterbrach ich das Mädchen.

„Ich weiß es nicht," fuhr diese fort, „aber als ich in das Zimmer trat, hielt das Fräulein sich ein Tuch vor die Augen und weinte bitterlich. ‚Was ist vorgefallen?' fragte ich. — ‚Ach Mary,' sagte sie, und es klang so traurig, daß ich es nicht beschreiben kann, — ‚ich fühle mich so elend und schwach: ich werde gewiß sterben.' — Ich sagte ihr, um sie zu trösten, was man einem jungen Blute, das von Sterben spricht, sagen kann. — Da wurde an der Hausthür geklingelt. ‚Wenn das Herr Allen ist,' sagte Fräulein Cora, ‚so soll er einen Augenblick warten. Sonst will ich Niemand sehen.' — Es war Herr Allen, und ich führte ihn nach fünf Minuten zu ihr. Aber ich hatte mir vorgenommen, seine Unterredung mit dem gnädigen Fräulein sollte nicht lange dauern. Sie war ruhebedürftig — das war klar. Ich blieb deshalb im Hausflur stehen und sah nach der Uhr. Ich wollte Herrn Allen eine Viertelstunde gewähren — nicht mehr. Aber schon nach zehn Minuten wurde die Thür aufgerissen, und Herr Allen trat mir entgegen — ‚Kommen Sie schnell!' rief er. — Ich trat ein. Das Fräulein lag zurückgelehnt auf dem Sessel, die Augen geschlossen, todtenbleich. ‚Laufen Sie schnell zum Doctor,' sagte ich Herrn Allen. Dann bemühte ich mich um die Ohnmächtige, und gleich darauf kam auch Madame Niel an. Wir legten das Fräulein auf ihr Bett: noch immer bewußtlos. Bald darauf kam der Doctor — Er hat sie soeben verlassen. Sie ist wieder zu sich gekommen — aber sie ist so schwach, daß sie nicht sprechen kann. Die gnädige Frau ist bei ihr. Miß Cora

soll außer ihr Niemanden sehen. Auch ich darf nur in das Zimmer treten, wenn ich gerufen werde. — Es ist schrecklich!"

„Nun, Sie glauben doch nicht, daß es gefährlich ist?"

„Ach, ich fürchte, ich fürchte, es ist sehr schlimm."

„Sie sind ein gutes, treues Mädchen," sagte ich. „Ich danke Ihnen, daß Sie mir Alles erzählt haben."

„Oh, ich weiß, daß Sie ein guter Freund des gnädigen Fräuleins sind, und daß sie viel auf Sie hält."

„Ich werde im Laufe des Abends noch einmal vorkommen."

„Kommen Sie nur! Was ich weiß, das sollen Sie erfahren. Ich fürchte, es wird nichts Gutes sein."

Als ich wieder nach Hause kam, fand ich Allen ruhig und mittheilsam, und ohne daß ich ihn aufzufordern brauchte, erzählte er mir von seiner letzten kurzen Zusammenkunft mit Cora. Sie war freundlich und milde gewesen, wie er sie noch nie gesehen hatte, und sie hatte ihn gefragt, weshalb er traurig sei. Allen hatte geantwortet, das müsse sie doch wissen — ob er es ihr wiederholen sollte? — Cora hatte den Kopf geschüttelt, und ihm nach einer Weile die Hand gereicht und gesagt: „Was würde es nützen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich Sie lieb habe, da ich ja doch bald sterben werde. Bewahren Sie mir ein gutes Andenken. Vergessen Sie mich nicht zu schnell. Sagen Sie auch Ihrem Freunde, er solle nicht schlecht von mir denken: ich hätte immer gut sein wollen." — Und gleich darauf hatte sie die Augen geschlossen, tief aufgeseufzt und war wie todt zurückgesunken.

Die Nachrichten, die wir uns im Laufe des Abends holten, lauteten nicht tröstlicher als die am Nachmittage, und als ich am nächsten Morgen zu früher Stunde wieder bei Frau Niel erschien, da flüsterte mir die bleiche Mary mit heiserer Stimme zu: „Alles ist vorbei! Sie ist vor einer Stunde gestorben."

Ich blieb noch drei Tage in Newport und folgte dem Begräbniß der armen Cora. Bei der Gelegenheit sah ich auch Frau Niel. Als sie mich erblickte, legte sie die Hand nachdenklich an die Stirn: „Cora hat mir noch am Abend vor ihrem Tode einen Auftrag für Sie gegeben. — Was war es doch? .. Ich sollte Ihnen sagen ... ja, jetzt erinnere ich mich ... Ich sollte Ihnen sagen, Sie dürften den Brief lesen."

Allen war in der Kirche und auf dem Friedhofe, wo Cora beerdigt wurde, an meiner Seite: ein Bild des Jammers! — Er kehrte mit mir nach New-York zurück, wo ich ihn mit seinem Schmerz im Hause seines Vaters am besten geborgen wußte, und nach wenigen Tagen verließ ich ihn, um allein nach Japan zurückzukehren.

Cora's Brief hatte ich schon in Newport gelesen, als ich dort von der Beerdigung nach Hause zurückgekommen war. Er war nicht klar. Er enthielt ein neues Räthsel, das mich lange Zeit beschäftigte. Ich hörte auf, daran zu denken, weil ich mir klar machte, daß ich es nie werde lösen können. Der Brief, in feiner, kraftloser Handschrift, die heute kaum noch leserlich ist, lautete:

„Glauben Sie, was Sie am liebsten glauben möchten. Wenn ich noch einmal gesund werde, will ich Ihnen sagen, ob es das Richtige war .. Cora."

* * *

Ich kam nach acht Tagen — die Reise von New-York nach San Francisco dauerte damals noch so lange — spät Abends in San Francisco an. Unterwegs hatten wir vor einer beschädigten Brücke halten müssen und dadurch eine Verspätung von zwölf Stunden gehabt. — Das Dampfboot, mit dem ich nach Japan zurückkehren wollte, hatte seine Abfahrt für den nächsten Morgen um sechs Uhr angezeigt. Ich begab mich noch in der Nacht an Bord, nachdem ich Douglas und Frau Lizzy, denen meine Ankunft telegraphisch angezeigt worden war, flüchtig begrüßt hatte. Sie wußten schon durch Briefe und Telegramme von Cora's Tode. Unser kurzes Zusammensein war ernst und traurig. Von Cora's räthselhaftem Briefe an mich sprach ich nicht.

Und dann war ich auf dem Meere, wo man einen Schmerz ruhig, ohne Bitterkeit möchte ich sagen, pflegen kann, wo alle Verluste erträglicher werden, leichter erscheinen, weil man sich selbst weniger und kleiner fühlt. — Bald lag Amerika weit hinter mir; und Alles, was ich dort erlebt hatte, wurde undeutlich in meinem Geiste, als gehörte es einer fernen Vergangenheit an. — Aber ich gedachte Cora's oftmals mit tiefer Wehmuth.

Von Japan kehrte ich, einige Monate später, über China, Indien und Aegypten nach Europa zurück. Von Allen, seiner Schwester und seinem Schwager sah und hörte ich nichts während langer Jahre.

Da, eines Tages, im Jahre 1878, erblickte ich auf der großen Ausstellung in Paris Herrn und Frau Douglas. Er hatte sich beinah gar nicht verändert. Sie war etwas gealtert, aber noch immer eine schöne Frau von vornehmem Aussehen. Ihr Anzug, Kleid, Hut, Schuhe trugen den unverkennbaren Stempel der besten Pariser Werkstätten. Ich erkannte sie auf der Stelle und begrüßte sie, und auch sie wußten sogleich, wer ich war. — Da gab es nun von beiden Seiten viel Fragen und Antworten. Sie freuten sich augenscheinlich, mich zu sehen, und baten mich, den Abend mit ihnen zu verbringen, — was ich gern annahm.

Zuerst erkundigte ich mich nach Edgar.

Er hatte sich verheirathet.

„Das dachte ich mir."

„Ja, aber er hatte lange Jahre um Cora getrauert, und er ist nie wieder der Alte geworden. Er ist in das Geschäft meines Vaters eingetreten, das er jetzt allein leitet. Papa will sich nun ausruhen. Er hat seit seinem sechzehnten Jahre nie einen Feiertag gehabt. Edgar ist ein fleißiger, tüchtiger Geschäftsmann geworden. Das hätte keiner von uns von ihm erwartet. Seine Frau ist gut für ihn und er für sie, und sie haben drei hübsche, gesunde Kinder, die sie beide zärtlich lieben. — Das ist ein großes Glück! Ich glaube, daß er, Alles in Allem, mit seiner jetzigen Frau glücklicher ist, als er mit Cora geworden wäre. Denn sie war doch recht eigenthümlich, zu eigenwillig, zu sehr an Verehrung gewöhnt. Vielleicht hätte sie sich als Frau gebessert . . ."

„Gebessert?" unterbrach ich Frau Douglas. „Was war schlecht an ihr?"

„Schlecht? — Nein! . . Schlechtes weiß ich nicht von ihr. Aber sie war ein zu großer Flirt. Ich glaube kaum, daß sie jemals im Stande gewesen wäre, irgend Jemandem, auch ihrem Manne, offen zu sagen und zu zeigen, daß

sie ihn liebte. Sie deutete an, daß sie liebte, und das deutete sie viel zu Vielen an. Aber klar verständlich sagte sie es nie. Sie war undurchsichtig. Männer wußten nie, wie sie mit ihr daran waren; auch unter den Mädchen hatte sie keine richtige Vertraute. Sie war ein einsames Wesen. Sie hatte, so glaube ich, nur ein Streben: sie wollte geliebt werden, — und es ist mir manchmal vorgekommen, als ob ihr dazu eigentlich Jeder gut genug erschien, wenn er nur nicht häßlich und thöricht war. Sicherlich hielt sie mehr auf den Einen als auf den Andern. Aber sie wollte oder sie konnte nicht lieben. — Sie wollte sich lieben lassen. Das verstand sie wie keine Zweite, und das war ein angeborenes Talent: sie brauchte sich anscheinend gar keine Mühe zu geben, um liebenswürdig zu sein. Alle Männer lagen sogleich zu ihren Füßen. Sie waren auch keine Ausnahme. — Doch habe ich ihren Tod innig betrauert. Sie war ein so schönes Mädchen, und obgleich sie immer traurig erschien, so freute sie sich doch ihres Lebens und ihrer Triumphe. — Es ist ihr recht schwer geworden, zu sterben."

Ich fragte auch nach Heyden: zunächst vorsichtig; aber ich bemerkte sogleich, daß das nicht nöthig war.

Heyden hatte Anny Trench geheirathet, sehr gegen den Willen ihrer Eltern und Geschwister, und zwar wenige Monate nach Cora's Tode. — Nach San Francisco war er nicht wieder gekommen. Er hatte sich in New-York niedergelassen und war ein bekannter, viel beschäftigter Baumeister. Er verdiente mehr Geld, als er verbrauchen konnte, und machte ein großes Haus. Mit seiner Frau, die ihn anbetete, lebte er in glücklicher Ehe. Seine Schwiegereltern und Schwager hatten sich vollständig mit ihm ausgesöhnt und ihn in die beste Gesellschaft eingeführt, in der er seinen Platz zu behaupten wußte. — Er hatte sich sehr, und nicht zu seinem Vortheil verändert. Er war kaum noch hübsch zu nennen, aber er kleidete sich noch immer mit großer Sorgfalt und galt auch noch für einen „Damen-Herrn". Mit Edgar verkehrte er nicht. Der war nicht freundlich auf ihn zu sprechen; auch Frau Douglas hatte er nur zufälligerweise in Gesellschaft und auf der Straße angetroffen, und sie hatten keine zwanzig Worte mit einander gewechselt.

„Kein großer Verlust!" sagte Douglas.

Lizzy wurde ein paar Minuten nachdenklich, und ich sah sie, in Gedanken, wieder vor mir in Cliff-House am Stillen Ocean, als junge, schöne, sorgenvolle Frau. „Ein Uebel, schnell erkannt, ist bald geheilt," hatte sie damals gesagt. — Sie war sicherlich vollständig geheilt. Sie war vielleicht nicht einmal krank gewesen, aber doch wohl in großer Gefahr, es zu werden. Doch mochte sie noch an den schönen Ulrich denken, als an den einzigen Mann wahrscheinlich, der auf einige Tage etwas wie Unordnung, Romantik und Poesie in ihr ordentliches, hausbackenes Leben gebracht hatte.

Und wie ich so an alte Zeiten dachte, da kamen meine Gedanken wieder auf Cora zurück. Hatte Frau Lizzy Recht, war Cora in der That nichts gewesen als ein Flirt; eine, die Liebe, Sehnen, Hoffen erwecken, aber selbst nichts als eitlen Triumph feiern will?

„Mrs. Douglas," sagte ich, „haben Sie vor Jahren bemerkt, daß ich mich in Cora Riel verliebt hatte?"

„Natürlich hatte ich es bemerkt. Ich sagte es Ihnen ja schon. Aber Ihr Zustand flößte mir keine Besorgniß für Ihren Seelenfrieden ein."

‚Wie kam das?'

„Nun, tief war die Wunde nicht, die Cora Ihnen geschlagen hatte. — Sie gefiel Ihnen natürlich. Welchem Manne hätte sie nicht gefallen? Aber wäre sie nicht gestorben, die Aermste, so dächten Sie schon lange nicht mehr an sie. — Sie gehörten zu den Leichtverwundeten. Wie Sie, so habe ich viele gesehen. — Edgar, der Arme, der war schwer verwundet."

„Sie irren sich," antwortete ich. „Ich war schwerer verwundet als Sie glauben. Und nur Ihr Bruder hat zwischen Cora und mir gestanden, sonst hätte ich um ihre Hand angehalten."

„Ich kenne ein halbes Dutzend, die dieselbe Absicht gehabt, zwei oder drei, die sie sogar ausgeführt haben und von Cora abgewiesen worden sind — wie Edgar. Sie sind jetzt Alle glücklich verheirathet."

„Nein, ernstlich: ich habe sie kurz vor ihrem Tode — aber ich wußte natürlich nicht, daß der so nahe war — gefragt, ob sie Edgar liebte. Hätte sie damals ‚nein' geantwortet, so hätte ich sie gefragt, ob sie mir ihr Glück anvertrauen wollte."

„Hat sie damals gesagt, sie liebte Edgar?" fragte Lizzy lebhaft.

„Nein."

„Daß sie ihn nicht liebte, also?"

„Auch das nicht."

„Nicht ‚ja' — nicht ‚nein'. ‚Vielleicht ja' — ‚vielleicht nein'. — Das war ihre Art."

„Sie konnte mir nicht mehr antworten. Am nächsten Tage war sie todt. Sie war schon sterbend, wie ich später erfahren habe, als sie noch so freundlich mit mir sprach."

Ich erzählte Frau Douglas, was vorgefallen war. Es gehörte ja jetzt einer gänzlich abgeschlossenen Vergangenheit an. Cora war todt, Edgar verheirathet.

„Nun, und was stand in dem Briefe?"

Ich wiederholte die wenigen Worte, die ich so oft gelesen hatte und auswendig wußte: „Glauben Sie, was Sie am liebsten glauben wollen. Wenn ich noch einmal gesund werde, will ich Ihnen sagen, ob es das Richtige war."

Lizzy saß eine Weile nachdenklich da. „Hat Edgar Ihnen erzählt," fragte sie endlich, „daß Cora ihn, nachdem sie Sie gesehen hatte, so freundlich empfing, ihm so liebe Worte sagte, herzlichere als er je von ihr gehört hatte, Worte, die wohl andeuten konnten, daß sie ihn geliebt habe?"

„Ja, Edgar hat es mir erzählt. Ich erinnere mich seiner Worte noch heute."

„Und sie lag auf dem Todtenbett! — Ja, sie war ein tapferes Mädchen. Sterbend kämpfte sie noch, keinen von Ihnen beiden zu verlieren. — Sie wollte ihre Eroberungen mit sich ins Grab nehmen. — Sie war ein großartiger Flirt!"

Aus meinem Leben.

Von

Eduard Hanslick.

I.[1])

Im Mai 1852 wurde ich endlich aus meiner mehr als zweijährigen provisorischen Stellung in Klagenfurt nach Wien zurück zum Finanzministerium einberufen. Diese Berufung konnte — ganz abgesehen davon, daß ich sie ersehnt und angesucht — als eine Beförderung gelten, ist ja das Finanzministerium die den Fiscalämtern vorgesetzte, oberste Behörde. Aber in meiner Besoldung mußte ich mir einen Rückschritt gefallen lassen. Die vorübergehende Klagenfurter „Remuneration" von 600 Gulden schmolz auf das systemirte Adjutum eines „Conceptspraktikanten", d. h. auf 400 Gulden jährlich herab. Ein armseliger Betrag — für das Leben in Wien! Von Hause bezog ich seit Jahren keinen Zuschuß mehr. Ich hätte verzagen müssen, aber zum Glück war meine frühere Stellung als Musikreferent bei der „Kais. Wiener Zeitung" mir aufgehoben, ja förmlich garantirt.

Das war so zugegangen. Bei meiner Abreise nach Klagenfurt drängte ich meinen Freund Eduard Schön, an meiner Statt das Musikreferat in der Wiener Zeitung zu übernehmen. Schön, als Chor- und Liedercomponist unter dem Pseudonym Engelsberg rühmlich bekannt, war ein tüchtiger Musiker, vielseitig gebildet, auch stilistisch gewandt. Meine Passion, über Musik zu schreiben, besaß er freilich nicht, aber gleich mir den stichhaltigsten Grund, ein kleines Nebeneinkommen, ein „peculium adventitium", zu wünschen. Er erhob Anfangs gegen meinen Vorschlag bedenkliche Zweifel; theils aus bescheidenem Mißtrauen in sein Kritikertalent, theils aus büreaukratischer Aengstlichkeit. Diese steckte zeitlebens tief in ihm; die Möglichkeit, sein Hofrath oder gar der Minister könnte erfahren, daß sie einen Feuilletonisten an ihrem Busen gewärmt, machte ihn schaudern. Indeß der unentbehrliche „schnöde

[1]) Man vergl. Deutsche Rundschau, 1893, Bd. LXXIV, S. 337 ff., und Bd. LXXV, S. 60 ff., 217 ff.

Mammon" siegte schließlich, und Schön nahm mein Anerbieten unter der Bedingung an, daß er in strengster Anonymität verharren und keine Seele jemals von seiner Missethat erfahren dürfe. Außer mir und dem Chefredacteur der „Wiener Zeitung" hat es auch bis heute Niemand erfahren. Freund Schön führte seine Mission als Musikkritiker friedsam und anmuthig durch länger als zwei Jahre fort; von meiner Abreise nach Klagenfurt bis zu dem Augenblick meines Wiedererscheinens in Wien. Da er darauf bestanden hatte, die Stelle nur für die Zeit meiner Abwesenheit als mein „Platzaufheber" zu übernehmen, beeilte er sich nun, sie mir wieder zu räumen und den Redacteur der Wiener Zeitung davon in Kenntniß zu setzen. Dieser Redacteur, den wir Dr. Leopold nennen wollen, war ein eigenthümlicher Kauz. Klein, schielend, unschön, mit einer heiseren, fortwährend überschlagenden Rabenstimme, machte er einen abenteuerlichen Eindruck. Er war ein gutmüthiger Mensch, aber kleine Kinder fürchteten sich vor ihm. Eine für den journalistischen Tagesbedarf praktisch geschulte, doch literarisch ganz unbedeutende Persönlichkeit, kannte er als Chefredacteur kein höheres Gesetz, als die Zufriedenheit der „maßgebenden", insbesondere hohen und höchsten Persönlichkeiten. Die Censur war seit dem März 48 aufgehoben; Dr. Leopold setzte sie aber, zumal für die Theaterkritiken, auf eigene Faust fort. Er bewahrte die Traditionen des vormärzlichen Polizeiministers Graf Sedlnitzky, welcher eigenhändig die Theaterberichte zu censuriren pflegte. Sedlnitzky's ästhetisches Princip war, daß an den Leistungen der beiden Hoftheater nicht das Allermindeste getadelt, hingegen keine Opern-Vorstellung einer Vorstadtbühne gelobt werden dürfe. Mir ist's noch lebhaft gegenwärtig, wie eines Morgens der unglückliche Musikkritiker Dr. Becher sehr aufgeregt in mein Zimmer trat und mich wegen meines Berichts über die Oper „Maritana" von Wallace zur Rede stellte. Er könne es mir allerdings nicht verwehren, daß ich an der Musik kein gutes Haar gelassen, — weshalb aber die treffliche Aufführung im Wiedner Theater und das Verdienst des deutschen Bearbeiters (es war Becher selbst) gänzlich todtschweigen? Mein Gewissen war rein, und ich konnte Becher beruhigt in die Druckerei der „Wiener Zeitung" führen, wo sich mein von Seiner Excellenz eigenhändig censurirter Bericht noch vorfand. Da sah denn Becher mit Erstaunen, daß nur der Tadel stehen geblieben, das Lob der Aufführung und der Bearbeitung jedoch gestrichen war. Ein klein wenig von dieser Passion war auch auf „unsern Leopold" übergangen. Die Vorstadttheater, deren Concurrenz im Opernfach aufgehört, ließ er unbehelligt, gerieth aber außer sich, wenn ich an einer Hofopernsängerin die geringste Ausstellung machte. Bevor er ihr diesen Schmerz zufügte, strich er lieber die Stelle in meiner Kritik. Da gab es denn zwischen uns einige sehr lebhafte Auseinandersetzungen, die schließlich zu dem Compromiß führten: wenn mir ein Satz meines Berichts besonders wichtig wäre und ich unter keiner Bedingung daran wolle rühren lassen, sollte ich denselben mit Rothstift dick anstreichen. Diese gefärbten Stellen bedeuteten also so viel wie eine Cabinetsfrage. Freilich wurden ihrer immer mehr und mehr, so daß viele meiner Kritiken sich ganz in rother Uniform präsentirten. Einen ausgiebigen Schutz gegen die Verbesserungswuth meines Zeitungschefs gewährten sie trotzdem nicht.

Die heutige Unsitte der „Nachtkritiken", diese ärgste Pein für mich, existirte damals noch nicht in Wien. Das Publicum befand sich ganz wohl, ohne schon um sechs Uhr früh zu erfahren, wie gestern der gastirende Herr X. den Masetto oder Fräulein Y. die Papagena gesungen habe. Wir konnten warten. Nur eines Ausnahmefalles erinnere ich mich, der zu einer mir unvergeßlichen komischen Scene führte. Zur Vermählungsfeier des Kaisers Franz Josef fand eine Festvorstellung im Operntheater statt, ein aus Opern- und Balletscenen zusammengestelltes und mit Gelegenheitstableaux ausgeschmücktes Pasticcio. Bei der außerordentlichen Wichtigkeit dieses Theaterabends für die Kaiserl. Wiener Zeitung mußte ich dem Dr. Leopold versprechen, nach der Vorstellung in seine Wohnung zu kommen und dort einen kurzen Bericht zu schreiben. Er lag schon im Bette und sah in seiner weißen Zipfelmütze und weißen Flanelljacke sehr geisterhaft aus. Ich schrieb schnell an dem Tischchen neben seinem Bett und mußte ihm dann das Geschriebene vorlesen. Offenbar hatte er nicht viel Vertrauen zu mir. Ich las nach einem kurzen Eingang: „Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin erschienen um sieben Uhr in der Hofloge; enthusiastischer Jubel scholl ihnen entgegen." Was? Wie? unterbricht mich der Redacteur und richtet sich mit dem Ausdrucke höchsten Entsetzens im Bette auf. Ich lese die Stelle, in der ich nichts Arges ahnte, noch einmal. „Ihnen entgegen? Ihnen?" stammelt mein Censor mit gebrochener Stimme — „*Allerhöchstdenselben!*!" Und der Zipfel der weißen Nachtmütze senkte sich in Devotion ersterbend auf seine Flanelljacke herab.

Zu diesem Manne also eilte mein gewissenhafter Eduard Schön mit der Meldung meiner Ankunft. Ganz verstört kommt er von dem Besuch zurück. „Denke Dir nur," ruft er entrüstet aus, „was dieser . . . . mir geantwortet hat: „Nein, nein! den Hanslick brauche ich nicht! *Sie* sind mir lieber!" Lachend mußte ich den Redacteur gegen meinen entrüsteten Platzaufheber in Schutz nehmen. Es war ja richtig, daß Jener sich besser mit Schön vertrug, der Niemanden tadelte, am wenigsten eine Hofopernsängerin, und mit aller Welt in Frieden bleiben wollte. Gegen die entschiedene Weigerung des Redacteurs war aber nichts zu machen. Doch, etwas! Wir wollten das Geschäft theilen. Schön, der im Creditsdepartement anstrengend beschäftigt war, empfand stets die grausamste Verlegenheit, wenn er wegen eines Mittagsconcertes das Bureau früher verlassen sollte; er hätte diesen Conflict der Pflichten kaum länger ertragen. So bat er mich denn, alle Concerte zu übernehmen; er wolle bloß die Opernvorstellungen besprechen. Das monatliche Honorar von fünfundzwanzig Gulden sollte getheilt werden, aber in einer das Lehnsverhältniß ausdrückenden Weise: dreizehn Gulden für Schön, als Lehnsherrn, zwölf Gulden mir, als seinem Vasallen. Dieses Lehnsverhältniß, das wir uns mit komischen Reminiscenzen aus dem „liber feudorum" würzten, gab uns ein Jahr lang reichlichsten Stoff zum Lachen. Und was für ein unvergleichlicher Lacher war Freund Schön! Die Wände erdröhnten unter seinem herzlichen Gelächter; bei komischen Scenen zwischen Scholz und Nestroy wendeten sich im Theater alle Köpfe nach ihm. Ich ließ aber den Stoff zur Heiterkeit auch nicht ausgehen. Redacteur Leopold durfte nicht wissen und weiß es bis heute nicht, daß die Concert-

berichte alle von mir waren; Schön mußte mein Concept eigenhändig abschreiben. Das reizte mich denn, nach einem ganz ernsthaften Anfang unmerklich und dann immer merklicher, allerhand Schabernack in meine Berichte einfließen zu lassen, worüber sich mein „Lehnsherr" beim Abschreiben halb todt lachen wollte. Waren wir doch beide so heiter und lebenslustig, — er mit seinen dreizehn, ich mit meinen zwölf Gulden Monatsgehalt! Unsere kritischen Meisterwerke schrieben wir meistens im Bureau, auf grobes Conceptpapier im Aktenformat. An den meinen hatte Schön oft mehr zu thun, als ich selbst, da er all' die Späße und Tollheiten kunstvoll ausmerzen mußte, die ich im Uebermuth hineingepackt.

Unser so ergötzliches Lehnsverhältniß sollte nicht lange dauern. Ich war doch vom Schicksal bestimmt, bald wieder die ganzen 25 Gulden einzukassiren. Es erschien nämlich eines Tages ein Erlaß des Finanzministers (und analog in den übrigen Ministerien), worin diejenigen Beamten, welche an politischen Zeitungen des In- und Auslandes mitarbeiten, die Bewilligung des Ministers einzuholen haben. Wer nicht über Politik, sondern über Kunst und Wissenschaft schrieb, hatte hiervon bloß die Anzeige an den Minister durch den vorgesetzten Bureauchef zu machen. „Lieber sterben!" meinte Schön. „Warum nicht gar!" entgegnete ich und schrieb sofort auf schönstem Canzleipapier die verlangte Anzeige, während Schön mit einer Miene bewundernden Entsetzens mir über die Schulter sah. Die gefährliche Selbstdenunciation wurde gleich eingereicht, und es hat kein Hahn jemals darnach gekräht. Dr. Leopold aber, der seinen Schön verloren hatte, nahm faute de mieux mich in Gnaden auf. Aus begründeter Furcht vor „Verbesserungen" unterzeichnete ich jedoch bloß mit einem Pseudonym, meinem Davidsbündlernamen Renatus. Nur größere Aufsätze für die von Professor Eitelberger redigirte wissenschaftliche Beilage der „Wiener Zeitung" fertigte ich mit meinem Namen.

Im Finanzministerium war ich dem Zolldepartement zugetheilt, dem ich zwar keinerlei Schaden, aber auch schwerlich erheblichen Nutzen zugefügt habe. Tröstend berührte mich die Thatsache, daß auch Grillparzer seine Anfänge im Zolldepartement gemacht hatte. Er war bei meinem Eintritt noch Archivdirector im Finanzministerium; in dieser Höhle saß er ruhig, ward wenig gestört und von uns Jüngeren niemals gesehen. Daß mich die Beschäftigung mit Zollsachen nicht gerade romantisch stimmte, bedarf keiner Versicherung, — kein anderes Departement dürfte die Phantasie so wenig aufregen. Aber ich arbeitete unter einem sehr milden, ruhigen Chef und mit freundlichen, gebildeten Collegen. Wenn ich eines Trostes bedurft hätte in dieser Stellung — einem Paradies im Vergleich mit Klagenfurt! — mir ward der allerbeste in der Nachbarschaft Eduard Schön's. Er arbeitete Thür an Thür mit mir im Creditsdepartement, einem höchst aristokratischen Ressort neben dem mehr plebejischen des Zollwesens. Ein eminent begabter und bis zur Aufopferung fleißiger Beamter ist Schön bis zum Sectionschef aufgestiegen, — leider als er im Dienste bereits seine Gesundheit eingebüßt hatte. Mein Ehrgeiz war dies keineswegs. Darum ängstigte ich mich vor dem mir persönlich sehr wohlgesinnten Chef der Creditsabtheilung, der mich häufig in Schön's Arbeits-

zimmer getroffen und ein Auge auf mich geworfen hatte. Er wollte mich in sein Departement herübernehmen, diesem Brutofen der wichtigsten und schwierigsten Arbeiten. Ich wußte, daß mir Nationalanlehen, Valuta, Bank- und Börsenwesen zeitlebens undurchdringliche Räthsel bleiben würden, und bat Schön flehentlich, mich bei seinem Hofrath so schlecht als möglich anzuschreiben, was keiner großen Uebertreibung bedurfte. So blieb ich denn unbehelligt auf dem bescheidenen Ufer des Zollwesens und brauchte mich nicht auf die stürmische hohe See der Creditoperationen zu wagen. Indeß sollte ich auch jenes Gestade bald gegen ein blühenderes vertauschen, nämlich mit dem Dienst im Unterrichtsministerium.

II.

Den Anstoß dazu gab der Kunsthistoriker Dr. Gustav Heider, der im Unterrichtsministerium angestellt und beim Minister besonders beliebt war. Bei wem wäre er nicht beliebt gewesen, der stattliche Mann mit dem schönen Kopf, dem treuen Herzen und dem unerschöpflichen Humor! Seine Aufrichtigkeit hatte ihm ein förmliches Privilegium errungen, Allen Alles gerad' heraus zu sagen, mit oder ohne Grobheit. Dieser Mann, der durch sein Wissen und seinen energischen Geist dem Unterrichtsministerium die werthvollsten Dienste geleistet hat, sah sich als Sectionschef eines Tags plötzlich pensionirt. Seine unverblümt liberale und deutsche Gesinnung soll dem Clerus und den „interessanten Nationalitäten" unbequem geworden sein. Man hat ihn in den Freiherrenstand erhoben und in die Unthätigkeit hinabgetaucht. Ich hatte Heider durch Professor Eitelberger kennen gelernt, an dessen „Literaturblatt" zur „Wiener Zeitung" wir beide mitarbeiteten. Zu Heider von allem Anfang sympathisch hingezogen, ergriff ich mit Freude seinen Vorschlag, ins Unterrichtsministerium überzutreten. Er stellte mich dem Minister, Graf Leo Thun vor, der in einer kurzen Audienz mich in Universitätsangelegenheiten nicht uneingeweiht fand, und die Sache war abgethan. Ich wurde ins Unterrichtsministerium berufen und dem Universitäts-Departement zugetheilt.

Das war ein anderes Leben, als im Finanzministerium! Schon dadurch, daß die Aufgabe der Unterrichtsverwaltung eine idealere ist und bei ihren Beamten ein wissenschaftliches, literarisches, künstlerisches Interesse voraussetzt, fühlten wir uns Alle einander nähergerückt. Auch der weniger zahlreiche Personalstand befördert ein gemüthliches Zusammenwirken. Nächst Heider ragten zwei jüngere Beamte, beide Tiroler, durch Talent und umfassende Bildung hervor: Rudolf Kink und Vincenz von Ehrhart. Ersterer hat im Auftrage des Ministers die erste aktenmäßige Geschichte der Wiener Universität geschrieben. Letzterer gehörte dem Innsbrucker Dichterkreise an, der — mit Adolf Pichler und Hermann von Gilm an der Spitze — im Vormärz das poetisch-freisinnige „Jung-Tirol" repräsentirte. Ehrhart, von dem wir ein Bändchen sinniger, edelgeformter Gedichte besitzen, war als hochgebildeter Beamter und guter Stilist eine Zierde des Ministeriums. Von seiner strenggläubigen tiroler Erziehung und Umgebung war ihm nichts confessionell Beschränktes, nichts Pfäffisches zurückgeblieben, wohl aber eine Reinheit des Gemüths und eine sittlich strenge Lebensführung, wie ich sie häufig an Tirolern

wahrgenommen habe. Mit Heider und Ehrhart verband mich schnell die herzlichste Freundschaft, von allen Collegen im Ministerium standen sie mir am nächsten. Erst mehrere Jahre später trat Dr. August von Honstetter ins Ministerium ein, heute ein werthvolles Directionsmitglied der „Wiener Künstlergenossenschaft" und einer der sehr wenigen guten Freunde, die mir von so vielen noch geblieben sind. Ehrhart ist im Jahre 1873 im rüstigsten Alter als Ministerialrath gestorben. Nicht nur mit meinen Collegen, auch mit meinen Vorgesetzten konnte ich zufrieden sein, in der Regel ein seltener Fall. Ich war dem Ministerialrath Eduard Tomaschek zugetheilt, der 1847 mein Professor gewesen und der als Mitredacteur der „Kaiserl. Wiener Zeitung" mich bei diesem Blatt installirt hatte. Er war eine zaghafte, aber freundliche Natur, großer Musikfreund und deshalb auch nachsichtig gegen meine musikalische Nebenbeschäftigung.

Endlich der Minister selbst, Graf Leo Thun! Von dem Manne ging ein eigener Zauber aus, dem sich Niemand entziehen konnte. Auf der hohen, edlen Gestalt saß ein höchst ausdrucksvoller Kopf, aus dem zwei etwas tiefliegende, von buschigen Brauen beschattete schwarze Augen leuchteten. Sein Blick hatte für den ersten Eindruck etwas Finsteres, konnte sich aber gar wohlwollend und liebenswürdig erhellen. Mit dem ernsten dunklen Blick harmonirte die ernste, dunkle Stimme, ein Baß von seltener Tiefe, aber weichem Wohllaut. Gerade aus diesen Augen und aus dieser Stimme, deren düsterer Ernst so Viele abschreckte, quoll die fascinirende Macht, von welcher ich früher sprach. Ich hätte Leo Thun immer ansehen, seiner Stimme immer lauschen mögen. Darum war ich glücklich, wenn er mich in einer Amtsangelegenheit rufen ließ, selbst wenn ich argwöhnte, er werde mir eine Ausstellung machen. Denn er las und prüfte jeden Akt aufs Genaueste. Von seiner Thätigkeit als Minister zu sprechen, ist hier nicht meine Sache. Die Reformen, die das österreichische Schulwesen in seiner verworrensten, hülfsbedürftigsten Zeit ihm verdankt, sind unschätzbar und unvergessen. In seiner ersten Ministerperiode trat auch Thun's ultramontaner Standpunkt keineswegs hemmend hervor; berief er doch eine Reihe der ausgezeichnetsten protestantischen Professoren aus dem Deutschen Reich nach Oesterreich. Mit der Zeit nahm aber seine religiöse Strenge und seine Deferenz vor den Bischöfen in unheilvoller Weise zu und kreuzte nicht selten die Interessen des Unterrichts und der Wissenschaft. Ein treffendes Witzwort Unger's verglich den Grafen Thun mit Penelope: was er Tags über als Unterrichtsminister geschaffen, trennte er Nachts als Cultusminister wieder auf. Aus einem ähnlichen Gedanken entsprang das Epigramm Grillparzer's:

„Ihr Herren laßt euch sagen!
Der Cultus hat den Unterricht erschlagen!"

III.

Der Selbstbiograph hat gegen eine harte Versuchung zu kämpfen: er soll seine Leser mit Dingen verschonen, die sie nicht interessiren, und welche doch ihm selbst theuer und unvergeßlich sind. Schmerzliche Kämpfe, traurige Erlebnisse zu verschweigen, das fällt weniger schwer; es ist, ich möchte sagen, ein

Gebot der Höflichkeit, eine natürliche Rücksicht. Hingegen so viel Liebes, Heiteres, Gutes, das wir erlebt, das Beste vollends, was das Leben uns bietet — Männerfreundschaft! Ich hatte das Glück, in Wien vortreffliche Freunde zu besitzen. Wie viele von ihnen auch das Interesse des Lesers erwecken mögen, steht freilich dahin. Von Robert Zimmermann und Eduard Schön habe ich schon gesprochen; ihre Freundschaft verblieb mir ungeschmälert; nur der tägliche Verkehr, die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Gemeinschaft nahm ein Ende mit ihrer Verheirathung. Das ist immer so, wenn auch die jungen Ehemänner sich und ihre im Cölibat zurückbleibenden Freunde gern darüber täuschen möchten. „Es wird ja gerade so sein, ja noch schöner, wenn ich ein Heim habe und euch bei mir sehen kann, statt im Gasthaus.“ Welche Illusion! Der verheirathete Freund gehört den alten Kameraden, nach denen er sich wohl manchmal sehnen mag, nur noch zum kleinsten Theil, so nebenbei, ausnahmsweise; er gehört seiner Frau und seiner Familie. Darum hat das dauerhafteste Band und der stetigste Verkehr mich mit zwei später gewonnenen Freunden bis an ihr Lebensende verknüpft, — weil sie unverheirathet geblieben sind: Vincenz von Ehrhart und Josef von Walther.

Letzterer, auch ein Tiroler, war Ministerialrath im Justizministerium und intimer Freund der Minister Unger und Glaser. An mich knüpfte ihn persönliche Sympathie und seine Musikliebe. Jahre lang hat er fast regelmäßig mich in die Concerte begleitet, wenn sie ihn interessirten und — mir zulieb — auch wenn sie ihn nicht interessirten. Die Künstler waren schließlich so daran gewöhnt, ihn neben mir zu sehen, lebhaft gesticulirend, beifällig nickend oder kopfschüttelnd, daß sie ihn auch für einen Musikreferenten, mindestens für meinen Stellvertreter hielten. Mehr als eine Wiener Pianistin hat mich gebeten: „Wenn Sie wirklich nicht mein Concert besuchen können, schicken Sie wenigstens Herrn von Walther hin!“ Dazu war er freilich nicht zu haben. Aber musikalische Proben hatte er doch schon abgelegt. Er war in jüngeren Jahren Gerichtsadjunct in Ragusa gewesen; wenn man dort den Genuß einer italienischen Opernstagione sich verschaffen wollte, mußten die Dilettanten der Stadt im Orchester aushelfen. Walther hat dort zu allen italienischen Opern im Orchester die zweite Violine gespielt, regelmäßig, unfehlbar, wie ein bezahlter Geiger. Das Ableiern derselben zwei bis drei Opern mit ihrer armseligen Orchesterbegleitung wurde ihm so langweilig, daß er oft mitten im Geigen einschlief und erst durch ein unvermuthetes Fortissimo mit Paukenschlag aufgeweckt wurde.

Eines Abends feierten wir mein Avancement zum Ministerialconcipisten in heiterem Freundeskreise. Da wird durch das Anklingen der Gläser ein tiefer Seufzer Walther's bemerkbar. „Was ist Dir?“ — „Oh, ein verdrießliches Datum! Heute ist mein vierzigster Geburtstag!“ Ich hatte die Empfindung, als bräche ein Jubelruf aus meinem Innern hervor, eine wahre Triumphfanfare, daß ich noch nicht so alt sei! Vierzig Jahre! das kam mir wie ein Unglück vor, und ich gottlob noch weit davon. Ich bekam nur zu bald Anlaß, mich an jenen Abend zu erinnern, und kein Jahr vergeht, ohne daß ich jetzt noch daran denken muß. Kaum hatte ich mich ein paar Mal im Bette um-

gedreht — so kam es mir vor —, da war ich auch schon vierzig Jahre alt. Der verschiedene Maßstab, den wir bei fortschreitenden Jahren an das Alter Anderer anlegen, ist geradezu ein psychologisches Curiosum. Mit fünfzig Jahren hält man schon einen Vierziger für einen passabel jungen Mann und einen Zwanzigjährigen für eine Art Säugling. —

Nie habe ich einen discreteren, mitfühlenderen Freund gekannt als diesen Walther. Im anstrengendsten Bureaudienst aufgerieben, ging er endlich in Pension und verlebte seine letzten Jahre in seiner Heimathstadt Bozen, bei seinen drei unverheiratheten Schwestern, braven, alten Damen, die sich bekreuzten, als Walther „das Leben Jesu" von Renan ins Haus brachte. In ihrem Hause besuchte ich ihn noch einige Male, zuletzt bei der Denkmalsfeier für Walther von der Vogelweide. Herzleidend und abgezehrt, machte er mir damals einen sorgenvoll schmerzlichen Eindruck. „Walther von der Trauerweide!" Ich sollte meinen treuen Eckart nicht wiedersehen; er starb im Jahre 1890. Ein anderer guter Kamerad war der Sectionsrath im Justizministerium, Dr. Franz Wagner, ein zarter, kleiner Mann mit dichtem, blondem Kraushaar, lichtem Teint und feinstem Profil, — eine wahre Porzellanfigur, aber kräftig an Geist und Gesinnung. Dann Victor von Pozzi (jetzt Sectionschef a. D.), ein Mailänder von Geburt, mit den feurigsten braunen Augen, beweglichstem Geist und dem ganzen Zauber italienischen Temperaments. Endlich Dr. Heinrich Vitorelli (jetzt Gewerbe-Inspector in Linz), ein stattlicher Mann, lebensfroh, voll Humor und bis ins Alter von ungeschwächter Empfänglichkeit für alles Bedeutende und Schöne.

Diese kleine Gesellschaft pflegte sich nach den Bureaustunden in demselben Gasthaus unweit des Ministeriums zum Mittagessen zusammenzufinden. Abends erweiterte sich unser Kreis bedeutend in dem Speisesaal des Hotels zur „Ungarischen Krone". Nicht nur fast alle Tiroler von Bedeutung, insbesondere die Reichstagsabgeordneten kamen hin, als Freunde Ehrhart's und Walther's, auch mich suchten Musiker und Schriftsteller häufig dort auf. Sie wußten, daß ich Abends in der „Ungarischen Krone" bequemer zu sprechen sei als im Unterrichtsministerium oder in meiner kleinen Wohnung. Da gab es denn heitere, anregende Abende, und oft langte der große Tisch nicht aus für den unerwarteten Zuwachs. Wir sahen ausgezeichnete Männer an unserem Tisch; ich nenne, wie sie mir in bunter Reihe einfallen: Billroth, Brahms, Nicolaus Dumba, Ambros, die Sänger Sontheim und Niemann, Dingelstedt, Gounod (nach der Première von „Romeo und Julie"), Mosenthal, Herbeck, Dessoff, Max Maria Weber, der Statthalter von Steiermark Baron Kübeck, Graf Albrecht Wickenburg, der Landeshauptmann Graf Belrupt aus Bregenz, die Professoren Wildauer, Adam Wolf, Hlasiwetz, von Lützow, Josef Bayer, der Afrikareisende Miani u. A. Unsere schöne Tafelrunde ist längst verödet. Sie hat schon mit dem Tode Ehrhart's, der nie in eine Soirée ging und darum der unwandelbare feste Mittelpunkt unserer Versammlung blieb, sich aufgelöst. Die Wenigen, die dann noch übrig geblieben, sind gestorben oder haben sich zerstreut oder verheirathet.

IV.

So oft und gerne ich auch unsere Tafelrunde in der „Ungarischen Krone" aufsuchte, sie bildete nicht meine einzige Geselligkeit. Im Allgemeinen kein Freund von Soiréen, habe ich doch zeitweilig mit Vergnügen in einigen ausgezeichneten Häusern verkehrt. Ich nenne vor Allem die Familien Todesco, Wertheimstein und Ladenburg. Sie gehörten zur Finanzaristokratie Wiens. Bedeutende Schriftsteller, Künstler, Politiker fühlten sich dort heimisch. Die Anziehungskraft ging natürlich von den Frauen aus. Man hat wohl nicht bloß in Wien die Wahrnehmung gemacht, daß in den Familien der jüdischen großen Banquiers die Frauen und Töchter feingebildet, von anmuthigem Benehmen und für alles Schöne empfänglich sind, während die Herren ihren Geist meistens nur für die Börse geschult haben und ausschließlich dort verwenden. Dies galt auch von den oben genannten Familien, deren Salons zu den gewähltesten und umworbensten in Wien gehörten. Die Herren des Hauses störten nicht; genug, wenn sie freundlich gelaunt waren und sich nicht viel einmischten. Auf einen von ihnen ist Bauernfeld's Epigramm gemünzt: „Jedes Licht hat seinen Schatten, — jede Frau hat ihren Gatten." Für besonders unbedeutend galt Einer davon, Baron X., von dem alljährlich Dutzende von Anekdoten circulirten, insbesondere großartige Verwechslungen von Fremdwörtern. Die Frau, welche bereits drei Aerzte „insultirt" hatte; der Sohn, dem die „Maternitätsprüfung" bevorstand, auch der Ausruf: „Bin ich denn ein Vogel, daß ich an zwei Orten zugleich sein kann?" haben uns oft erheitert. Ich meinte, der Mann müsse trotzdem doch Verstand haben, da er ja durch seine Speculationen zu so großem Reichthum gelangt sei. „Ja wohl," antwortete mir Unger, „er hat den Verstand des Indianers: er legt sich mit dem Ohr auf die Erde und hört von Weitem die Kurse traben." Der spätere Minister, damals junge Professor Josef Unger und die beiden alten Hausfreunde Bauernfeld und Dessauer gehörten zu den Intimen bei Josefine von Wertheimstein. Sie schwärmten für die schöne, liebenswürdige Frau und mit ihnen Jeder, der in die Nähe der „Fee" kam, wie sie in diesem Kreise hieß. Ihre Schönheit war von jenem sanften, milden Licht, welches nicht blendet, sondern warm ins Herz dringt. Sie suchte nicht zu glänzen, sondern lediglich ihr Haus und ihre Geselligkeit in schöner Harmonie zu erhalten und es Andern gemüthlich zu machen. Es waren nicht bloß flüchtige Besuche, zu denen sich ausgezeichnete Männer ins Wertheimstein'sche Haus gezogen fühlten; Adolf Wilbrandt, Ferdinand von Saar, wenn ich nicht irre auch Hans Hopfen, haben wochenlang die Gastfreundschaft der Villa in Oberdöbling genossen; Bauernfeld that, von treuester Pflege umgeben, dort seinen letzten Athemzug. Ich wurde durch Freund Unger, von dem ich später mehr zu erzählen habe, bei Frau von Wertheimstein und bei ihrer Schwester, der Baronin Todesko, eingeführt. Manches Diner in interessantem Kreise, manchen anregenden Abend habe ich in beiden Familien genossen. In besonders lebhafter Erinnerung stehen mir einige Familienfeste, für welche Dessauer und Bauernfeld die ergötzlichsten Vorbereitungen getroffen hatten. Allerlei komische Verkleidungsscenen, witzige „Schnaderhüpfel", von Dessauer in böhmisch-deutschem Dialekt vorgetragen — seine Specialität —,

heitere Vorträge der Kinder, die — eins schöner als das andere — in stattlicher Anzahl vorhanden waren, einmal sogar eine von Bauernfeld und Dessauer verfaßte Parodie der „Schöpfung" von Haydn!

Zu den stets willkommenen Freunden dieser Familien gehörte Mosenthal, der Dichter der „Deborah". Ueber seine Dramen zu urtheilen, ist nicht meines Amtes und hier am wenigsten der Ort. In der „Deborah" steckt gewiß ein starker, dramatischer Kern, ein packendes, echt menschliches Grundmotiv, sonst wäre der anhaltende Erfolg dieses Stückes nicht zu erklären. Aber hier, und noch mehr in seinen späteren Stücken liebte es Mosenthal, durch falsche melodramatische Effecte und Aeußerlichkeiten zu wirken. Bei der ersten Aufführung eines Mosenthal'schen Dramas saß ich im Burgtheater neben Emil Kuh, dem Anhänger Hebbel's und fanatischen Gegner aller auf das Galeriepublicum berechneten Effekte. So oft ein Sonnenuntergang in Mosenthal's Stück vorkam, knirschte mein Nachbar empört: „Niederträchtiger Kerl!", — ein Glockengeläute: „Niederträchtiger Kerl!", ein Abendgebet: „Niederträchtiger Kerl!" Ich glaubte vor Lachen zu ersticken, habe mich also jedenfalls gut unterhalten. Den Dichter konnte ich nicht sehr hoch stellen, aber der liebenswürdige, heitere und anhängliche Freund war mir werth geworden. Abgesehen von den Kritikern hat Mosenthal in Wien nur Freundschaft und Zuneigung in reichem Maß genossen. Sein rothblondgelockter Kopf mit dem zarten Teint und den gutherzigen blauen Augen war überall gern gesehen, sein heiteres, anregendes Gespräch überall gerne gehört. Es wurde ihm nicht ohne Grund Eitelkeit vorgeworfen. Schriftstellern und Künstlern verzeihen wir diese Schwäche, so lange sie nur nicht pathetisch und aggressiv wird. Jene Eitelkeit, die aus einem Frohgefühl über errungene Erfolge fließt, also den Charakter des Dankbaren, nicht des Begehrenden hat, wird selten verletzen. So erschien sie, in kindlichster Form, auch bei Berthold Auerbach. Widerwärtig ist nur die arrogante Eitelkeit, welche mit gierigem Blick nach Lobsprüchen jagt, Anerkennung erpressen will, und wo diese Erpressung mißlingt, empfindlich und rachsüchtig wird. Daß Mosenthal's Eitelkeit nichts von dieser häßlichen Empfindlichkeit hatte, beweist folgender Zug: Mosenthal hatte ein dramatisches Gedicht geschrieben, „Das gefangene Bild", das ihn von viel tieferem poetischen Gehalt als seine anderen Stücke dünkte. Er mochte die ihm ungünstige Wiener Kritik fürchten und bat mich, etwas über das Stück zu schreiben. Ich las es und lehnte ab. „Warum?" fragte Mosenthal. „Weil es mir gar nicht gefällt." Ich denke wirklich, daß wenige Dichter existiren, die mir eine so runde Weigerung nicht nachgetragen hätten. Mosenthal hat nie die leiseste Anspielung darauf gemacht und ist in langem freundschaftlichen Verkehr unverändert herzlich gegen mich geblieben. Ich erwähne und schätze einen solchen Zug, weil er selten ist. „Das gefangene Bild" hätte ich freilich mit aller Anstrengung nicht loben können. Es ist dasselbe Stück, von dem Gutzkow mit schneidender Bosheit schrieb: „Wenn Herr Mosenthal eine solche Anbetung für augenverdrehende Madonnenbilder hat, warum läßt er sich nicht lieber taufen?"

Mosenthal, der aus Kassel nach Wien eingewandert war, hat sich aus kümmerlichen Verhältnissen heraufgearbeitet. Er war eine Zeit lang Hauslehrer

bei einem der berühmtesten Wiener Banquiers. Im Sommer begleitete er manchmal den wunderlichen alten Baron nach Ischl und leistete ihm da Sekretärdienste. Beim Frühstück las er ihm die eingelaufenen Briefe vor. Eines Tages war ein Brief einer ungarischen Gräfin darunter, welche das Ersuchen um ein bedeutendes Darlehen stellte. „Das ist mir sehr ärgerlich, sehr ärgerlich," brummte der alte Herr, „ich kann's doch dieser Dame nicht so rundweg abschlagen ... Lieber Mosenthal, antworten Sie der Gräfin sehr artig, ausweichend — Ihrer Feder wird das gewiß prächtig gelingen! Abends lesen Sie mir Ihre Antwort vor." Mosenthal bringt mit allem Aufwand lieblichster Redeblumen ein langes „schönes" Antwortschreiben zu Stande und liest es dem Baron vor, der bei der Lectüre immer ungeduldiger auf seinem Fauteuil herumrückt. „Nein, nein," ruft er endlich, „Sie machen zu viel Phrasen. Das heißt alles nichts. Schreiben Sie der Gräfin: Weil ich nicht will!" Mosenthal konnte die Scene sehr drastisch erzählen.

Eine Seite von Mosenthal's Thätigkeit streifte übrigens auch das musikalische Gebiet und interessirte mich näher. Er war in Deutschland so ziemlich der einzige namhafte Bühnendichter, der Operntexte schrieb. Er und immer nur er hat auf diesem unentbehrlichen und trotzdem in Deutschland so verödeten Gebiete producirt, fruchtbar und erfolgreich producirt. Er hatte nicht Musik gelernt, spielte kein Instrument, aber das musikalische Talent steckte in ihm. Er hörte gut. Seine klangvollen Verse kamen dem Componisten auf halbem Wege entgegen. Ich erinnere an „Die lustigen Weiber von Windsor" und „Das goldene Kreuz", zwei Opern, die einen großen Theil ihres starken und anhaltenden Erfolges dem guten Libretto verdanken. Eines Tages war ich mit Mosenthal und Herbeck bei Minnie Hauk, einer trefflichen Sängerin von munterem Geist und besonders glücklichem Erfolge in komischen Opern. „Mein sehnlichster Wunsch," sagte sie, „ist, daß Jemand aus Shakespeare's Bezähmter Widerspenstigen eine Oper mache; das könnte meine Rolle werden. Sie, lieber Mosenthal, sollten das Libretto schreiben! Thun Sie es doch!" Mosenthal fand den Vorschlag ausgezeichnet und versprach, die Sache zu überlegen, sobald man ihm einen geeigneten Componisten nennen würde. Er ist nicht dazu gekommen. Aber Minnie Hauk war die Erste, welche den wirksamen Opernstoff in Shakespeare's Lustspiel erkannt hat, — zehn Jahre vor Widmann und Hermann Götz, deren „Bezähmte Widerspenstige" jetzt so erfolgreich die deutsche Opernbühne beherrscht.

Mosenthal saß auch in der Direction der „Gesellschaft der Musikfreunde", der er mit dem idealen Eifer des Liebhabers angehörte. Hier waren seine Ansichten und Vorschläge durchaus nicht phantasievoll, sondern praktisch und sachgemäß, erfüllt vom „bon sens", den er auch mit klarer Beredtsamkeit zu vertheidigen wußte. Mit ihm habe ich damals fast alle wichtigeren Musikangelegenheiten Wiens mit Nutzen und Vergnügen durchgesprochen. Rührend war seine zärtliche Liebe für seine Frau. Als diese, ein hochbegabtes, liebenswürdiges Wesen, ihm nach kurzer glücklicher Ehe entrissen wurde, nahm ein tiefer bleibender Kummer Besitz von ihm. Er klagte nicht, hing aber lebenslang mit schmerzlichem Erinnern an der Abgeschiedenen. Eine einzige neue,

sehr harmlose Neigung hat er nach ihrem Tode gefaßt: die Liebe zur Cigarrette. Bis in sein vierzigstes Jahr hatte er nie geraucht; nun gewöhnte er sich in seiner Verlassenheit die Cigarre an, mehr als Trösterin, denn als Leckerbissen. Er überredete mich eifrig zu demselben Versuch und reichte mir Anfangs Widerstrebendem in Marienbad die erste Cigarrette. Er wußte so hübsch dazu zu überreden: „Man ist nicht allein, man hat eine Gesellschaft!“ Ein noch stattlicher Mann in Amt und Würden, ward er das Ziel mancher Heirathsbestrebungen. Warum er nicht wieder heirathe? „Wer meine Frau gekannt hat,“ antwortete er, „wird begreifen, daß ich nach ihr an keine zweite denken kann.“ Auch in diesem Punkt habe ich bei gleich edlen und wahrhaften Charakteren das entgegengesetzte Gefühl erlebt. Als mein College, Professor Eitelberger, in seinem vierzigsten Jahr seine vortreffliche Frau verlor, drängte es ihn nach Jahresfrist wieder zu heirathen. „Sie haben meine Frau gekannt und unser inniges Zusammenleben,“ sagte er mir, „und werden deshalb begreifen, daß es mir nicht mehr möglich ist, allein zu leben.“ Freilich hatte er das Glück, eine der ausgezeichnetsten Frauen Wiens, Jeanette Lott, in zweiter Ehe heimzuführen. So ist denn Alles subjectiv im Gefühlsleben, kein Fall dem anderen gleich, und ein Wittwer ebenso wenig zu bekritteln, weil er wieder heirathet, als weil er es unterläßt.

Josef Dessauer, dessen ich schon gelegentlich meines ersten Wiener Ausflugs gedacht habe, besaß den beweglichen Geist und zugleich den Stoffreichthum, der den „guten Gesellschafter“ macht. Er kannte alle musikalischen Berühmtheiten und war in Paris, Mailand und Neapel zu Hause wie in Wien. Den Sommer brachte er meistens in den österreichischen Alpen zu, mit Alexander Baumann und der Sängerin Mathilde Wildauer. War auch sein vielseitigeres Talent keineswegs wie Baumann's an das Ländchen gebannt, so hatte er doch mit besonderer Liebe dessen kunstlose Melodien aufgefaßt und wiedergegeben. Eine feine Empfänglichkeit und Reproductionskraft für nationale Charakteristik gehörte überhaupt zu Dessauer's hervorstechenden Eigenschaften; seine französischen Romanzen, spanischen Boleros, die „Slawischen Melodien“, endlich der reizende Ländlerkranz „Aus den Alpen“ bezeugen es vollauf. Durch das Zusammenwirken zweier in die Gebirgswelt so warm eingelebter Künstler wie Baumann und Dessauer konnte eine österreichische komische Oper entstehen, ganz einzig in ihrer Art. Der Titel „Dominga“, welcher am 5. Mai 1860 zum ersten Male auf dem Anschlagszettel des Kärnthnerthor-Theaters prangte, belehrte uns, daß die beiden Freunde es vorgezogen hatten, sich weit weg von ihrem Lieblingsland auf spanisches Gebiet zu begeben. Leider! Baumann's Talent wurzelte in österreichischem Grund und Boden. Seine spanische „Dominga“ war gänzlich mißrathen, ein Libretto ohne Handlung, ein zähes Fortspinnen von lauter verbrauchten Situationen. Mit bangem Vorgefühl sah Dessauer die erste Aufführung herannahen. „Leben Sie wohl,“ schrieb er mir am Morgen des 5. Mai, „und weinen Sie mir eine Thräne! Falle ich heute Abend, so geschieht es wenigstens an einem bedeutenden Tage — dem Todestage Napoleon's I.“ Von einem „Fall“ war allerdings keine Rede; die Oper erlebte noch einige Wiederholungen. Weiter jedoch reichte ihre Lebens-

kraft nicht. „Dominga" blieb die letzte Oper Dessauer's, welcher, niedergeschlagen durch die halben Erfolge seiner dramatischen Werke, fortan auf die Bühne verzichtete. Seine überaus sensitive Natur empfand zudem auf das Peinlichste all die kleinen Widerwärtigkeiten, Intriguen und Hemmnisse, welche von einer ersten Opernaufführung unzertrennlich sind. Mit welcher Kraft und philosophischen Resignation Dessauer große Schicksalsschläge, unabwendbares Unheil zu ertragen wußte, hat er, alt, krank und erblindend in seinen letzten Leidensjahren gezeigt.

Immer seltener verließ er seine einsame Hagestolzenwohnung. Er war Hypochonder aus Princip und aus Neigung; das hatte ihm, dem häufig Verstimmten, in dem Bauernfeld-Baumann'schen Kreise den Beinamen „Raunzeander" zugezogen. Der eigenthümlich weiche, klagende Accent seiner Rede ließ diese Ausbrüche von Hypochondrie oft noch tragischer erscheinen, als sie gemeint waren. „Was fehlt eigentlich unserm Dessauer?" fragte man eines Tages Liszt, der eben von dort kam. „Das weiß er selbst nicht recht," erwiderte Liszt; „ich glaube, wenn er den „Don Juan" componirt hätte, er wäre der gesündeste Mensch." In dieser scherzhaften Antwort liegt etwas schlagend Wahres und Ernsthaftes nicht bloß für Dessauer allein. Den „Don Juan" componirt zu haben, wäre noch für manchen Andern eine sehr gesunde Medicin; sie verlängert ganz unglaublich das Leben — und gar nach dem Tode!

Lange vor seinem Hinscheiden war er als Componist so gut wie verschollen. Da geschah es, daß eines Abends in dem Salon der Frau von Ladenburg die Rede auf Dessauer kam. „Morgen ist sein siebzigster Geburtstag," bemerkt die Hausfrau, zu deren ältesten Freunden Dessauer zählte. — „Da sollte doch dem Manne eine kleine Huldigung erwiesen und das Publicum darauf aufmerksam gemacht werden," ruft Unger. — „Hanslick soll es thun!" — „Sehr gern. Ich schreibe den Artikel, und Du verschaffst Dessauer einen Orden!" — Ich erhob mich sofort, um im Redactionsbureau, wo ich Wurzbach's Lexikon um biographische Daten befragen konnte, einen kleinen Jubiläumsaufsatz zu schreiben und gleich in Druck zu befördern. Der Aufsatz erschien richtig am nächsten Morgen und hatte wenigstens das Gute, dem kranken alten Herrn eine unverhoffte Freude zu machen und ihm eine Menge Gratulationen zuzuführen. Unger, damals Minister, hatte auch nicht gezögert und beantragte beim Kaiser die Decorirung Dessauer's. Als ich Dessauer zu dem Franz Josefsorden gratulirte, meinte er schmerzlich lächelnd: „la moutarde après le diner!" Er hatte Recht; in jungen Jahren hätte ihm diese Auszeichnung die größte Genugthuung gewährt; jetzt ließ sie ihn kalt. Jeder junge Mensch, jeder, freut sich an einem Orden: insbesondere an dem ersten, den er bekommt. Der erste Orden, das ist für einen Mann, was der erste Ball für ein Mädchen. Spätere Kreuzchen und Bändchen machen schon weniger Spaß und die letzten gar keinen. Man müßte denn eine krankhafte Passion dafür haben, wie — um einen bedeutenden Mann zu nennen — Dingelstedt.

V.

Ich habe früher Frau Julie von Ladenburg genannt. Sie war die Tochter des hochgeachteten Banquiers Leopold von Lämmel in Prag und von Jugend auf befreundet mit meiner Schwester Lotti, deren ernstes Streben nach Bildung und lebhaften Sinn für Musik und Literatur sie theilte. Anna Bamberger, die Schwester des berühmten Klinikers Prof. Heinrich Bamberger, war die Dritte in diesem Kleeblatt. Ein glänzender Kinderball bei Lämmel gehört noch zu meinen vergnügtesten Prager Erinnerungen. Da hieß es: ein Bräutigam für Julie sei angekommen. Es war ein reicher junger Herr von Ladenburg aus Mannheim. Sie hatte ihn nie früher gesehen; trotzdem fand die von den Vätern geschäftlich vereinbarte Verlobung und Vermählung unverweilt statt. Eine jener Heirathen, die Unger mit den Worten charakterisirte: „100 Stück Nordbahn heirathen 100 Stück Südbahn." Der beiderseitige Reichthum gilt in gewissen Gesellschaftsklassen als die einzige und völlig ausreichende Garantie für das Glück der Brautleute. Ladenburg, aus einer angesehenen Banquierdynastie stammend, war ein geschickter Finanzmann und gar kein übler Mensch. Aber für den hohen Geist, die Bildung und den seltenen Charakter seiner Frau besaß er wenig Verständniß. Die Beiden lebten ohne Zank und ohne Zärtlichkeit nebeneinander her. Julie von Ladenburg war durchaus nicht schön; ihr edler Kopf saß auf einem zu kleinen und vollen Körper; sie erinnerte mich an Fanny Lewald. Was ihren Umgang so angenehm machte, war der unwandelbare Ausdruck von ruhiger Güte und Milde, der Hauch feiner Geistes- und Herzensbildung. Sie prunkte nie mit ihrem Geist, liebte aber den freundschaftlichen Verkehr mit Männern, deren Gespräch ihr Anregung und Belehrung bot. Josef Unger, Josef von Walther, der Chemiker Professor Hlasiwetz, der junge Rechtsgelehrte Professor Adolf Exner, Dessauer, Leopold von Hasner und einige ältere Prager Freunde bildeten ihren intimeren Kreis, der sich im Sommer auch gern auf ihrer herrlichen Villa in Pötzleinsdorf versammelte. Sie klagte in den letzten Jahren über anhaltend quälenden Kopfschmerz. Die Aerzte konnten ihrem Leiden nicht auf den Grund kommen, glaubten vielleicht nicht einmal recht daran und empfahlen ihr Luftveränderung. Die arme Frau reiste nach Florenz und starb dort wenige Tage nach ihrer Ankunft. Es war eine tief schmerzliche Nachricht für uns Alle. Ihr Gatte, Ludwig von Ladenburg, ist ihr bald im Tode nachgefolgt.

In einer Gesellschaft bei der Baronin Todesko machte ich auch die persönliche Bekanntschaft zweier dramatischer Künstler, die ich im Burgtheater oft bewundert hatte: Karl La Roche und Frau Julie Rettich. Als ich La Roche von einigen Rollen sprach, in welchen er mir einen tiefen Eindruck gemacht, nannte ich auch den König Lear. „Das ist nicht möglich," entgegnet er etwas heftig, „ich bin nie als König Lear aufgetreten!" — „Entschuldigen Sie, es war im Sommer 43 oder 44 in Prag." „Ja, da haben Sie wirklich Recht, es ist so," und mit einer gewissen Verschämtheit, welche dem alten Herrn unendlich liebenswürdig zu Gesicht stand, bekannte er, daß es stets sein Herzenswunsch gewesen, den König Lear zu spielen; in Wien habe er es aber wegen

Anschütz nie gewagt und sich nur in der Provinz einmal diese Freude bereitet. König Lear wurde damals in Prag noch mit „gutem Ausgang" gespielt: Cordelia bleibt am Leben und zieht mit ihrem überglücklichen alten Vater in die Heimath. Eine andere großartige Leistung von La Roche war sein Franz Moor, und auch diesen hat das Burgtheater nie zu sehen bekommen. In dem vormärzlichen Wien und noch eine zeitlang später galten Schiller's „Räuber" für revolutionär und nicht burgtheaterwürdig. Einige Schritte weiter, im Leopoldstädter oder Wiedner Theater durften sie aber gegeben werden, — auch ein echt Metternich'scher Zug! — und hier war es La Roche erlaubt, „zu wohlthätigem Zweck" als Gast den Franz Moor zu spielen. Als Laube den Eintritt der „Räuber" ins Burgtheater durchsetzte, war La Roche schon zu alt, um den Franz zu spielen. Die Rolle begründete den Ruf und die Carriere des damals dreiundzwanzigjährigen Lewinsky.

Julie Rettich, auch im bürgerlichen Leben ein idealer Charakter von angeborener Hoheit, las an dem Abend einige ihr besonders liebe Gedichte von Lenau. Ich freute mich an ihrem Gespräch und noch mehr an ihrer Einladung, sie an einem der nächsten Abende zu besuchen, wo ich Bekannte treffen würde. Es war ein nicht großer, aber auserlesener Kreis, in dem man sich auf das Ungezwungenste bewegte. Minister Schmerling, Friedrich Halm, der Haus- und Hofpoet der Rettich, Bauernfeld, Dessauer, zwei liebenswürdige junge Sängerinnen: Caroline Bettelheim und Friederike Fischer, endlich — Fanny Elsler. Die berühmte, von ganz Europa vergötterte Tänzerin war damals eine Frau von etwa sechzig Jahren, machte aber noch immer den Eindruck des Lieblichen, beinahe Jugendlichen. Ihr Gesicht, ein regelmäßiges Oval, war faltenlos und ihre vollen weißen Schultern und Arme wurden überall bewundert, wo sie decolletirt erschien. Ich hatte Fanny Elsler, die seit lange der Bühne nicht mehr angehörte, niemals tanzen sehen. Dieses Bekenntniß brachte mir von dem älteren Theil der Rettich'schen Gesellschaft Aeußerungen des tiefsten Mitleids ein. Namentlich die beiden Senioren, Minister Schmerling und Dessauer, konnten nicht genug erzählen, mit welch unbeschreiblicher Grazie Fanny die Cachucha getanzt habe, mehr mit den Bewegungen der Arme, des Oberleibs, des Kopfes, als der Füße. Von dieser begeisterten Schilderung war nur ein Schritt zu der flehentlichen Bitte, sie selbst möchte uns Jüngeren einen Begriff von ihrer Kunst geben. „Aber hier — im schwarzen Seidenkleid — als alte Frau!" Sie deprecirte ein Weilchen in liebenswürdigster Bescheidenheit. Es half nichts, die Herrin des Hauses unterstützte die Bitten der Freunde, und Fanny Elsler erhob sich von ihrem Fauteuil. Sie bat mich ans Klavier, wo sie mir das Tempo der Cachucha angab, viel langsamer, als man es gewöhnlich hört. Es war mein Glück, daß diese einfache Musik nicht zu verfehlen ist, denn ich mußte sie, um keine Bewegung der Elsler zu verlieren, mit vom Klavier weit abgewendeten Kopfe spielen. Aber es war ein Anblick, den ich nicht vergesse. Fanny Elsler hatte ihr Kleid ein wenig geschürzt und tanzte, oder vielmehr schwebte zwei- bis dreimal den geräumigen Saal auf und nieder mit so graziösem, ausdrucksvollen Beugen und Neigen des Hauptes und Oberkörpers, mit so runden, welligen

Bewegungen der Arme, daß mir zum erstenmal klar wurde, was ein idealer Tanz sei. Unsere Ballettänzerinnen tanzen doch alle nur mit den Beinen. Bei einem Besuch, den ich ihr mit Dessauer in ihrer Wohnung machte, ward sie mir vollends sympathisch. Sie traf es vollkommen und ohne die mindeste Anstrengung, was oft den gescheitesten Frauen so schwer wird: nicht jugendlicher scheinen zu wollen, als sie war. Niemand hätte es dieser feinen, alten Dame angesehen, daß sie von früher Jugend auf als Ballettänzerin die unerhörtesten Triumphe gefeiert hatte. Sie ist erst im Jahre 1884 gestorben und hat unsere liebenswürdige Wirthin von jenem Cachucha-Abend, Julie Rettich, fast um zwanzig Jahre überlebt. Diese ist in rüstigstem Alter einem furchtbaren, krebsartigen Leiden erlegen, das mit grausamer Langsamkeit zollweise ihren Leib zerstörte. Die gefeierte Tragödin hat sich auch in dem Trauerspiel ihres eigenen Lebens als bewunderungswürdige Heldin erwiesen.

Zu den Familien, in denen echt Wienerische prunklose Gemüthlichkeit mit echter Bildung und anregendstem Geist verbunden herrschte, gehörte das Haus Hornbostel. Theodor von Hornbostel, ein hochbegabter Mann und bedeutender Industrieller, war im Jahre 48 zum Handelsminister ernannt worden. Einen liebenswürdigeren und freisinnigeren hat es schwerlich gegeben, — wie alle Märzminister regierte er nicht lange und hat es leicht verschmerzt. Er fühlte sich am wohlsten und war am angenehmsten im Kreise seiner zahlreichen Familie. Seine Gattin, eine Frau von hellem, munterm Verstand, war ihm geistig ebenbürtig. Nichts Hübscheres, als wenn dieses Elternpaar vergnügt im Kreise seiner Kinder mittanzte, auf den zwanglosen Tanzabenden, die dort unter dem Titel „Adolescentenbälle" hauptsächlich der reiferen Jugend gewidmet, aber auch von uns Erwachsenen eifrig mitgenossen wurden. Dort hörte ich noch einmal Frau von Dingelstedt singen, die ich 25 Jahre früher als Gymnasiast in Prag bewundert hatte. Auf der damals vortrefflichen Prager Opernbühne war sie die erste Norma, die erste Adina, die erste Jessonda, die erste Isabella (in Robert der Teufel) gewesen. Jetzt hatte ihre Stimme freilich den Silberklang von ehemals völlig verloren.

Noch eines geselligen Abends möchte ich hier erwähnen, auf welchen die Musik ein überaus komisches Streiflicht warf. Es war bei Hofrath Vesque von Püttlingen, dessen ich schon früher erwähnte. In seinem Hause, das eine heitere Kinderschar belebte, herrschte die anmuthigste Ungezwungenheit. Keine „hochgestellten Herren", lauter Künstler und Schriftsteller. Musik nahm stets ein ziemliches Stück des Abends in Beschlag. Es ist wahr, daß Vesque den Gästen fast immer nur die Lieder von „J. Hoven", also seine eigenen, vorsang, aber ebenso gewiß, daß kein Andrer sie so gut vorzutragen verstand. Der geistreiche, leicht pointirende, fast französisch angehauchte Ton, welchen er in den Vortrag, namentlich seiner humoristischen Lieder, zu legen wußte, war ganz einzig. Er war ein geschulter Sänger mit bereits stark abwelkender Stimme und der französische Ausdruck „dire un couplet" wie geschaffen für seine Vortragsweise. Vesque hat die ganze „Heimkehr" von Heine vollständig componirt, — achtundachtzig Lieder! Diese „Heimkehr" hat eigentlich keinen inneren Zusammenhang; sie bietet in buntem Wechsel lyrische, beschreibende

und epigrammatische Gedichte, tollen Scherz und tiefes Leid. Viele Gedichte darin sind Erzeugnisse des Witzes und der Ironie. Die specifisch Heine'sche Mischung von Naivetät und sich selbst überspringendem Bewußtsein, die ironische Selbstvernichtung edler Gefühle liegt so weit ab vom Wesen des Musikalischen, daß sie kaum fähig scheint, ein melodisches Spiegelbild hervorzurufen. Auch Schumann hat mit dem Liede „Ein Jüngling liebt' ein Mädchen" nach meiner Empfindung eine musikalische Mesalliance gemacht; das Gedicht will von der Musik nichts wissen, es wirft sie ab. Vesque sah sich, bei geringerer musikalischer Kraft, durch seinen scharfen Verstand und seine Bildung wesentlich unterstützt gerade für solche gewagte Aufgaben; er hat sie nicht selten überraschend gelöst. Manche dieser Compositionen „uncomponirbarer Gedichte" werden stets ästhetische Curiosa bleiben; bei Hoven sind es wenigstens geistreiche Curiosa.

Ich komme nun zu meiner Geschichte. Vesque hatte eine musikalische Soirée für den berühmten Geiger Henri Vieuxtemps veranstaltet. Ein wunderbarer Künstler mit der Violine in der Hand, — ohne die Violine ein wahres Kind, naiv, unerfahren, ungeschickt, begriffstützig. Ich sitze neben ihm, als Vesque sich ans Klavier setzt, sich räuspert und zu präludiren beginnt. — „Singt Mr. Vesque auch?" fragt mich Vieuxtemps. — „Ja." — „Componirt er vielleicht selbst?" — Mir ward angst und bang bei dieser Frage; ich sah Unheil voraus und soufflirte rasch meinem erstaunt lächelnden Nachbar, Vesque werde einige von seinen Heine'schen Liedern singen, und zwar zuerst (wie er in der Regel that) die humoristischen, auf die er besondern Werth lege. Wider alles Erwarten begann aber Vesque mit dem „todten Pfarrer", der mit warnendem Finger an das Fenster klopft. Mit dem letzten Accord beginnt Vieuxtemps lachend in die Hände zu klatschen: „Ah, c'est drôle! comme cela est drôle!" und schüttelt sich vor Heiterkeit. Er verstand kein Wort deutsch und hatte in blindem Vertrauen auf mich, den „todten Pfarrer" für ein humoristisches Lied gehalten. Ich trete ihm heftig auf den Fuß: „Taisez-vous, malheureux; cela n'est pas drôle, c'est triste." Wie er nun sein Gesicht langsam in condolirende Falten legte und gerührt zu Boden blickte, — es war unbeschreiblich und ich habe die Scene nie vergessen. Zum Glück intonirte Vesque sehr schnell ein anderes Lied und zwar wirklich ein heiteres; ich wischte mir den Angstschweiß von der Stirne und konnte dem guten Vieuxtemps zuflüstern: „So, jetzt dürfen Sie lachen."

Vieuxtemps, der im praktischen Leben wirklich einen Vormund brauchte, hatte auch einen: seine Frau; eine gescheite, kalte, kerzengerade Dame, die ihn unerbittlich regierte. „Was werden Sie in Ihrem nächsten Concert spielen?" fragte ich ihn. Er wendet sich gegen seine Gestrenge und gibt die Frage weiter: „Ma chère, was werde ich spielen?" Madame Vieuxtemps machte nämlich die Programme. Wenn Vieuxtemps in seiner kindischen Naivetät zu laut lachte oder etwas Ungeschicktes sagte, traf ihn sofort ein fürchterlicher Blick seiner Gebieterin, — und Henri krümmte sich zusammen, wie ein gescholtenes Hündchen. Madame Vieuxtemps begleitete ihn in seinen Concerten auch ganz gut auf dem Klavier. In einem Concertbericht erlaubte ich mir die unschuldige

Bosheit, ihr Zusammenspiel als das Abbild einer Musterehe zu rühmen, wo der Mann den Ton angibt, und die Frau sich verständnißvoll und bescheiden unterordnet. Da in den Wiener Gesellschaftskreisen Vieuxtemps' Pantoffelheldenthum bekannt war, so verstand man den Spaß und lachte herzlich. Aber Madame hatte ihn auch verstanden und schenkte mir nie mehr einen Blick.

VI.

In Gutzkow's Arbeitszimmer trat eines Tages ein orientalisch aussehendes Männchen, der Dichter des Schauspiels „Anne-Lise", mit den Worten: „Ich heiße Hersch." — „Das sehe ich," erwiderte mit boshaftem Lächeln Gutzkow. Daran mußte ich denken, als sich eines Morgens ein kleiner, verwachsener, schwarzbrauner Kobold mir mit den Worten vorstellte: „Ich heiße Hirsch." Das glaubte ich ihm auch aufs Wort und frug nach seinem Begehr. Julius Hirsch, übrigens ein im nationalökonomischen Fach sehr tüchtiger Journalist und durchaus ehrenwerther Charakter, war eine Art Secretär des Herausgebers der „Presse", des mächtigen August Zang. Von diesem überbrachte er mir die Einladung, als ständiger Musikreferent in die „Presse" einzutreten und betonte die Bedeutung dieses Blattes wiederholt mit dem sonderbaren Ausruf: „Wir sind kein Kreuzerblatt, wir kosten acht Gulden!" Unnöthige Versicherung; die „Presse" war als die gelesenste und einflußreichste politische Zeitung Wiens anerkannt. Ich nahm den Vorschlag bereitwillig an; war mir doch der Abschied von dem ewig censurirenden, bureaukratisch ängstlichen Redacteur der „Kaiserlichen Wiener Zeitung" nicht schwer. In der „Presse" konnte ich zu einem viel größeren Leserkreis sprechen und mit vollständigster Unabhängigkeit. Die materiellen Vortheile waren nicht bedeutend. Als ein Beispiel, welcher Unterschied zwischen den Honoraren von damals und den heutigen bestand, sei erwähnt, daß mir die „Presse" keinerlei fixen Gehalt, sondern bloß zwölf Gulden österreichischer Währung für jedes Feuilleton auszahlte. Und doch war diese Zeitung die wichtigste und einträglichste in Oesterreich. Freilich ihr Eigenthümer auch der geizigste von Allen. August Zang, ein offener Kopf und energischer Charakter, aber ohne gründliche literarische Vorbildung hatte früher in Paris eine Bäckerei nach Wiener Art („Boulangerie Viennoise") gegründet. Er benützte einen glücklichen Zeitpunkt in dem neu erwachenden politischen Leben Oesterreichs, um heimzukehren und statt des Bäckerladens eine Zeitung aufzumachen. Der außerordentliche Aufschwung seiner „Presse" bewies zur Genüge das seltene administrative und finanzielle Talent, die zielbewußte rastlose Arbeitskraft Zang's. Die politische Aufgabe des Blattes vertrat er mit unerschrockenem Muth, die finanzielle mit ebenso großem und erfolgreichem Talent. Dabei war er eine ganz realistische Natur; Kunst, Wissenschaft und schöne Literatur existirten nicht für ihn. Seine gänzliche Gleichgültigkeit gegen Musik und Theater hatte wenigstens die eine gute Folge, daß es ihm nicht beifiel, die Unbefangenheit seiner Kritiker, durch Protection dieser oder jener Künstlerin, im mindesten zu beeinflussen. Das galt damals keineswegs von allen Wiener Journalen. Es gab hier eitle Zeitungspaschas, in deren Soiréen die berühmtesten Künstler singen, spielen,

declamiren mußten. Thaten sie es nicht, so hatten sie sehr ungnädige Recensionen zu erwarten. Die Kritiker schrieben häufig unter dem moralischen Druck der persönlichen Gunst oder Ungunst, womit ihr Principal den betreffenden Künstler beehrte. Solchen Dingen war man bei Zang nicht ausgesetzt. Es fiel ihm nicht ein, für Künstler Soiréen zu geben; meines Wissens gab er überhaupt keine. Er war ganz Geschäft. Sein einziger Ehrgeiz, sein einziger Stolz war seine Zeitung, von deren Einfluß und Unentbehrlichkeit er eine großartige Vorstellung hatte. „Es muß noch dahin kommen, daß die Königin von England ihre Thronrede als Inserat in die „Presse" gibt." Das war ein Scherz, aber ein sehr charakteristischer.

Einmal ließ er mich zu einer wichtigen Unterredung bitten. Er finde es nothwendig, daß alle Künstler, die in der „Presse" besprochen sein wollen, ihre Concertanzeigen inseriren lassen. „Wer das nicht thut, über den wird nicht geschrieben. Wir sind nicht da, um die Geschäfte dieser Leute zu machen." — Ich stellte ihm das Unpassende, ja Unmögliche einer solchen Maßregel vor. Während man die Concerte der kläglichsten Anfänger zu besprechen hätte, falls sie dieselben nur inseriren, müßte man über die größten Künstler, wie Joachim, Rubinstein, Clara Schumann, Jenny Lind consequent schweigen, weil gerade diese keiner Zeitungsannoncen bedürfen, um ein volles Concert zu erzielen. Eigensinnig, wie er war, ließ aber Zang von seiner Idee nicht ab. „Es steht in Ihrer Macht," erwiderte ich, „eine so merkwürdige Neuerung in Ihrem Blatt einzuführen, aber ich werde es nicht sein, der sie ausführt. Von heute an bitte ich, mich als ausgetreten zu betrachten." Mit einem verdrießlichen Brummen entlassen, ging ich nebenan in die Redactionszimmer und nahm Abschied von den mir persönlich bekannten Mitarbeitern Friedrich Uhl, Etienne und Max Friedlaender. Diese gaben mir Recht, prophezeiten aber, Zang würde von seinem Vorhaben von selbst abstehen. So geschah es auch. „Ich heiße Hirsch" kam einige Tage später im Auftrage Zang's zu mir mit der Erklärung, es solle Alles beim Alten bleiben.

Ich hatte drei bis vier Jahre für Zang gearbeitet, als einige ihm näherstehende Herren seiner Redaction ihm aus freiem Antrieb zuredeten, er möge mein doch gar zu armseliges Honorar erhöhen. Nach langem Sträuben entschloß er sich, mir anstatt zwölf Gulden, fünfzehn Gulden für das Feuilleton zu bewilligen. Ueber dieses Honorar bin ich während der neun Jahre meiner Thätigkeit bei der Presse nicht hinausgekommen. Zang's Geiz ist zuletzt sein Unglück geworden. Als er seinen beiden unersetzlichen Hauptmitarbeitern, Etienne und Friedlaender, welche die Seele des Blattes waren, eine Erhöhung ihrer Bezüge verweigerte, traten sie, sammt dem ausgezeichneten Chef der Administration, Adolf Werthner, aus und gründeten 1864 ein eigenes Batt, die „Neue freie Presse", welche bald die Zang'sche alte „Presse" weit überflügelte. Friedlaender's Wunsch, ich möchte diesen Exodus mitmachen, habe ich mit Freuden sofort erfüllt. Es war keineswegs Zang's Knauserei, was mir den Mann geradezu widerwärtig machte, sondern seine ganze Natur, die keine Ideale kannte, noch anerkannte, und die Publicistik lediglich von der geschäftlichen Seite begriff. Er hatte ein hochfahrendes, trockenes, brüskes Wesen, das mich abstieß wie sein

Aeußeres. Die kleine aufgestülpte Nase mit den runden Nasenlöchern gab dem Kopf einen Ausdruck trotziger Gemeinheit; nie fiel aus den brillenbewehrten grauen Augen ein freundlicher Blick, nie von den sinnlich aufgeworfenen Lippen ein gemüthvolles Wort. Mir war der ganze Mann so antipathisch, daß ich es vermied, mit ihm zusammenzutreffen, und ich habe ihn während der ganzen Jahre auch nur drei- bis viermal gesprochen. Zang hat sehr viel Geld und äußerst wenig Freunde hinterlassen.

VII.

Wäre ich Beamter von Beruf und Neigung gewesen, ich hätte mir keinen angenehmeren Dienst wünschen können, als den im Unterrichtsministerium. Aber unter dieser ruhigen Seefläche rumorte in mir immer stärker eine revolutionäre Unterströmung: die Musik, die allein mir inneres Genügen bot. Des Oefteren wurde ich gefragt, weshalb ich denn nicht die kleine Beamtenstelle aufgebe und mir auf Grundlage meiner musikalischen Kenntnisse eine unabhängige Stellung schaffe als Journalist, als Lehrer oder Redacteur einer Musikzeitung? Ich hatte aber nie den Wagemuth zu solch' eingreifendem Entschluß, nie so viel Zutrauen in meine Fähigkeiten und in mein Glück. Mit lebhaftestem, staunendem Mitgefühl las ich kürzlich Ludwig Pietsch's autobiographische Skizze „Wie ich Schriftsteller wurde". Dieser hochbegabte Mann hat den Muth, ohne das kleinste sichere Einkommen zu heirathen; er arbeitet frisch und fröhlich als Familienvater, ohne zu wissen, womit er den nächsten Vierteljahrszins bezahlen, ja wovon er mit Frau und Kindern die nächste Woche leben werde. Er nimmt die geringfügigste Arbeit an, von Fall zu Fall, als Zeichner, als Schriftsteller: mit dem erledigten Pensum steht er immer wieder in derselben Ungewißheit. Zu solchem Heroismus habe ich stets mit Bewunderung aufgeblickt. Mir wäre es unmöglich gewesen, eine, wenngleich sehr bescheidene, aber sichere Anstellung aufzugeben für etwas Unsicheres. „Vierhundert Gulden fix," pflegte einer meiner Collegen zu sagen, „macht achthundert Gulden." War es angeboren, oder mehr noch Einfluß der Erziehung, ich hielt stets auf strenge wirthschaftliche Solidität, kannte keinen schrecklicheren Gedanken als „Schulden" und habe auch nie welche gehabt. Ich sehe jetzt wohl ein, daß meine Genauigkeit in jungen Jahren ans Pedantische grenzte. Träumte ich doch kein größeres Glück als Reisen, und konnte in den Jahren der schönsten Empfänglichkeit so gut wie Andere Frankreich, Italien, Griechenland sehen, wäre ich nur so muthig gewesen, mir ein paar hundert Gulden auszuborgen. Aber der Gedanke, Schulden zu haben — nein, der hätte mir die schönste Reise vergällt. So dachte ich denn auch keinen Augenblick daran, meine Beamtenstellung aufzugeben, so wenig sie mir innere Befriedigung gewährte. Wenigstens ließ sie mir freie Zeit genug, mein Lieblingsstudium weiterzutreiben. Ich that dies mit allem Ernste und kannte kein höheres Streben, als meine musikalischen Kenntnisse zu vermehren und zu vertiefen. Zu diesem Behufe ging ich durch Monate fast regelmäßig vom Essen in die Hofbibliothek und las da Partituren und Bücher, bis man uns zum Fortgehen läutete. Partituren größtentheils von alten Opern, die mich stets am meisten interessirten.

An Büchern hauptsächlich Aesthetik und Geschichte der Musik. Himmel, was habe ich da Alles zusammengelesen und excerpirt! Bei diesem Studium war ich ganz allein auf mich angewiesen, hatte Niemand, bei dem ich mir Raths erholen konnte. Die Abende, bis auf zwei oder drei, welche Geselligkeit oder Theater in Anspruch nahmen, verbrachte ich regelmäßig studirend zu Hause, bei einem Glas Bier, oder wenn sich Schläfrigkeit einzustellen drohte, bei einer Tasse Thee. Die Studien kamen meinen Musikkritiken zu gute und diese wiederum den ersteren. Ich darf mir wenigstens das Zeugniß geben, nicht unfleißig gewesen zu sein.

Die Lectüre so vieler Bücher musik-ästhetischen Inhalts, die alle das Wesen der Musik in die durch sie erregten „Gefühle" setzten, und ihr eine sehr bestimmte Ausdrucksfähigkeit zuschrieben, hatten längst Zweifel und Opposition in mir wach gerufen. Gleichzeitig erhoben sich lärmend die ersten enthusiastischen Stimmen für Wagner's Opern und Liszt's Programm-Musiken. Ich ließ meine eigenen Ideen über die Sache in mir arbeiten und reifen, bis sie sich zu der bekannten Abhandlung „Vom Musikalisch-Schönen" gestalteten. Mit Bemerkungen über den Inhalt dieses vielcitirten und vielgeschmähten Büchleins will ich meine Leser nicht behelligen, aber Einiges von den Schicksalen desselben dürfte sie interessiren. Ich trug das Manuskript den beiden größten Buchhändlerfirmen Wiens zum Verlage an. Obwohl mein Name durch mehrjährige journalistische Thätigkeit in Wien bekannt war, und trotzdem ich auf jedes Honorar verzichtete, lehnten doch beide Buchhandlungen den Verlag rundweg ab. Sie müßten dabei sicheren Schaden leiden, denn wer sollte eine wissenschaftliche Abhandlung über Musik kaufen? Und doch betrug das ganze Büchlein nicht über sieben Druckbogen! Aufs Tiefste herabgemuntert, erzählte ich mein trauriges Erlebniß dem mir sehr wohlgesinnten Rudolf von Eitelberger, der als Redacteur des „Literaturblattes der Wiener Zeitung" mehrere Aufsätze von mir veröffentlicht hatte. — „Ihre Abhandlung muß gedruckt werden!" rief er lebhaft. „Schicken Sie das Manuskript an den Verleger Rudolf Weigel nach Leipzig; ich werde ihm gleich darüber schreiben." — Ich that so und erwartete ziemlich hoffnungslos die Antwort. Sie kam nach geraumer Zeit. Weigel begann mit der Erklärung, daß er zwar ausschließlich Werke über bildende Kunst verlege, — daher seine Verbindung mit Eitelberger, — und für mein Buch schwerlich Käufer finden werde. Indeß, die Lectüre habe ihn persönlich lebhaft angesprochen, und deshalb wolle er, selbst mit Aussicht auf geschäftlichen Verlust, den Verlag übernehmen. Er bot mir hundert Thaler für das Ganze, und „falls es dazu kommen sollte", für jede weitere Auflage die Hälfte. Ich war überglücklich. Der brave Weigel hat übrigens sein Wagstück nicht zu bereuen gehabt, denn das im Jahr 1854 erschienene Buch hat seither acht Auflagen erlebt, also, bei der Geringfügigkeit des Honorars, dem Verleger ein artiges Sümmchen abgeworfen. Fast in alle europäischen Sprachen übersetzt, dürfte das Büchlein, mit all' seinen Mängeln, manchen Nutzen, oder nach Auffassung der Wagnerianer, vielen Schaden gestiftet haben. Mit welcher Aufregung erwartete ich das erste gedruckte Exemplar und drückte das Kindchen zärtlich ans Herz! Am glücklichsten machte mich die Freude meines Vaters an

diesem „ersten Buch“ und an den lobenden Recensionen, die ich ihm brühwarm nach Prag schickte. Auch machte es mich nicht wenig stolz, daß Männer wie Th. Vischer, David Strauß, Lotze, M. Schleiden, A. B. Marx, Ferdinand Hiller — zwar nicht durchweg einverstanden, aber warm und herzlich anerkennend mir darüber schrieben. Ihre Worte, sowie ein Satz in Helmholtz' epochemachendem Werk[1]) trösteten mich über die gegnerischen Broschüren meines Freundes Graf Laurencin, der Herren A. Kullak, Lobe u. A.

Einige Zeit nach dem Erscheinen meiner Abhandlung drangen Emil Kuh und der Componist Karl Debrois van Bruyck in mich, ein Exemplar Hebbel zu überreichen. Ich zögerte anfangs, da meine zweijährige Abwesenheit von Wien und hierauf meine Ueberbürdung mit Studium und Arbeiten den Verkehr mit Hebbel unterbrochen hatten. Auch wußte ich, daß Hebbel sich für musikalische Fragen nicht interessire. Die Freunde betonten jedoch, Hebbel sehe es gern, wenn man ihm eine literarische „Huldigung“ darbringe. So ging ich denn hin und wurde von Hebbel etwas förmlich, aber nicht unfreundlich empfangen. Ich war damals zu sehr beschäftigt, um meinen Besuch bald wiederholen zu können, freute mich jedoch, Hebbel eines Abends in einer Gesellschaft bei Prof. Bonitz zu begegnen. Ich gehe auf ihn zu und spreche ihn an. Er sagt kurz „Guten Abend“, wendet sich ab und würdigt mich weiter keines Blickes. Höchst befremdet von diesem Benehmen, für das ich mir keine Erklärung wußte, schrieb ich nächsten Tags an Debrois, ob er mich darüber aufklären könne? Die gewünschte Aufklärung liegt jetzt vor Augen des ganzen Publicums in dem soeben (1892) von Felix Bamberg veröffentlichten zweiten Band von „Hebbel's Briefwechsel“. Hebbel's höchst charakteristischer Brief an Debrois lautet: „Der Brief des Herrn Dr. Hanslick, den Sie die Güte hatten, mir mitzutheilen, gibt mir Gelegenheit, mich über einen Punkt zu äußern, von dem ich lange Zeit glaubte, daß er sich von selbst verstände, der jedoch, wie mannigfache Erfahrungen mich belehren, wenigstens in Wien einer Beleuchtung bedarf. Es begegnet mir nicht selten, daß junge Männer sich in meinem Hause einführen lassen, und nach längerer oder kürzerer Frist, nachdem sie alle möglichen gesellschaftlichen Aufmerksamkeiten genossen, zuweilen sogar Beweise besonderen Vertrauens erfahren haben, plötzlich ohne allen Grund wieder verschwinden. Zu diesen jungen Männern gehört auch Dr. Hanslick.... Dasselbe Benehmen gestatten sich aber im gegenwärtigen Moment abermals ein paar Personen; soll ich es etwa nicht bemerken und, als ob ich auf die allgemeinen Menschenrechte keinen Anspruch hätte, ein ewiges Lächeln entgegensetzen?.... Sie selbst haben dies Alles hundertmal aus meinem Munde gehört und wissen, daß es sogar schon vor Jahren direct auf den Dr. Hanslick an-

[1]) „Inzwischen hat die Aesthetik der Musik in denjenigen Fragen, deren Entscheidung mehr auf psychologischen als auf sinnlichen Momenten beruht, unverkennbare Fortschritte gemacht, namentlich dadurch, daß man den Begriff der Bewegung bei der Untersuchung der musikalischen Kunstwerke betont hat. Eduard Hanslick hat in seinem Buche „Ueber das Musikalisch-Schöne“ mit schlagender Kritik den falschen Standpunkt überschwänglicher Sentimentalität, von dem aus man über Musik zu theoretisiren liebte, angegriffen und zurückgewiesen auf die einfachen Elemente der melodischen Bewegung“ (Helmholtz, „Tonempfindungen“. 4. Auflage 1877. S. 3).

gewendet wurde, als er mir sein Buch über Musik brachte und sich nach Entgegennahme meines Urtheils abermals für immer unsichtbar gemacht hatte. Sie waren daher auch ohne diesen Brief im Stande, ihn über das Motiv meines Benehmens bei unserem zufälligen Zusammentreffen aufzuklären; ich habe ihn aber gern geschrieben, um ein gründliches Wahrheitszeugniß in Ihre Hände niederzulegen. Ich ersuche Sie nicht, zunächst in dem vorliegenden Fall, davon Gebrauch zu machen, denn das sind Sie mir schuldig, aber ich bitte Sie, sich dieses Blattes überall zu bedienen, wo ich etwa einer Schroffheit angeklagt werde, die meiner Natur und meiner Bildungsstufe gleich fern liegt, wenn man sich nicht zuerst gegen mich vergißt, und ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir eine Abschrift davon zukommen lassen möchten."

Merkwürdig, nur ein paar Seiten weiter in diesem Bande (S. 446) steht ein Brief desselben Debrois, welcher am 4. Juni 1860 an Hebbel schreibt: „Sie haben selbst neulich bemerkt, ich würde mich endlich doch entscheiden müssen. Diese Stunde ist gekommen und die Erkenntniß, die sie mir bringt und gegen die ich mich lange aufs Aeußerste sträubte, ist — daß ich von Ihnen Abschied nehmen muß"! Aus Debrois' langer Epistel geht ein deutliches Motiv des Bruches nicht hervor, nur die Andeutung, „daß ich auf wahrste, innerste Achtung meiner Persönlichkeit durchaus Anspruch mache und die ich bei Ihnen nicht genieße." Hebbel antwortet darauf mit Entgegnungen und Vorwürfen und schließt mit den Worten: „Daß unsere Correspondenz hiermit geschlossen ist, wie unser Verkehr, brauche ich nicht erst zu bemerken." Debrois hatte in diesem Briefe zugleich im Namen Emil Kuh's gesprochen, dessen Bruch mit Hebbel kurz vorangegangen war. Dieses Schicksal der beiden wärmsten und ergebensten Verehrer Hebbel's beruhigte mich einigermaßen über die Selbstvorwürfe, die in mir züngelten, ob ich mich nicht vielleicht doch gegen den verehrten Mann, wenn auch nur passiv, vergangen hätte? Der Exodus Emil Kuh's und Debrois', so schnell nach jenem Manifest, dessen Abschrift sich Hebbel erbeten hatte, sprach mich frei.

Ich hatte natürlich die Absicht, meine Abhandlung „vom Musikalisch-Schönen" mit der Zeit zu einer eigentlichen Aesthetik der Tonkunst zu erweitern und auszuführen. Daß jene Schrift nur eine Art Skizze oder Unterbau bedeute, war mir ebenso klar, als daß ihr negativer, polemischer Theil den positiven, systematischen an Umfang und Schärfe überrage. Aber eine vollständige, systematische Aesthetik der Musik, — das ist ein Unternehmen, welches ungetheilte Arbeitskraft und unzersplitterte Concentration des Denkens erfordert. In den ersten Jahren war daran nicht zu denken. Wem die erste, bessere Hälfte des Tages vom Staatsdienst in Beschlag genommen ist, der kann in der zweiten allenfalls den in Wien gar nicht bequemen Beruf eines Musikkritikers ausfüllen und Journalartikel schreiben, nicht aber ein systematisches philosophisches Werk. Als ich dann im Herbst 1861 meine Anstellung als Ministerialbeamter mit der eines außerordentlichen Professors vertauschte, da gewann ich allerdings freiere Zeit für meine Studien, aber diese selbst hatten allmälig eine andere Richtung genommen. Ich hatte ein paar Jahre lang so viele „Aesthetiken" studirt, so viele Abhandlungen über das Wesen der

Musik, zuletzt über meine eigene Schrift gelesen, daß ich übersättigt war von diesem Philosophiren über Musik, müde des Arbeitens mit abstracten Begriffen. Ich fand dagegen eine Rettung und einen unerschöpflichen Genuß in der Geschichte der Musik. Dieses Studium brachte mir die Ueberzeugung, daß eine wirkliche fruchtbare Aesthetik der Musik nur auf Grundlage eindringender geschichtlicher Erkenntniß, oder doch nur Hand in Hand mit dieser möglich sei. Was ist schön in der Musik? Ja, das haben verschiedene Zeiten, verschiedene Völker, verschiedene Schulen ganz verschieden beantwortet. Je mehr ich mich in historisches Musikstudium vertiefte, desto vager, luftiger zerflatterte die abstracte Musikästhetik, fast wie eine Luftspiegelung, vor meinen Augen. Es wollte mir scheinen, daß eine diesen Namen verdienende „Aesthetik der Tonkunst" derzeit noch unausführbar sei. Leicht möglich, daß meine bis zum Widerwillen gesteigerte Uebersättigung mit systematischer Philosophie meinen Blick trübte und ich schlechthin für unerreichbar ansah, was eben nur meinen Kräften unerreichbar gewesen. Aber ein ganz ähnliches inneres Erlebniß meines Freundes Eitelberger bestärkte mich noch in meinen Anschauungen. Eitelberger, meines Wissens der erste Privatdocent in Wien (1848), vertrat mit glänzendem Geist und reicher Gelehrsamkeit die Geschichte und Aesthetik der bildenden Künste. Von der Aesthetik hatte es ihn jedoch immer entschiedener abgedrängt zur historischen Erforschung. Als er einmal im Eifer recht geringschätzig über das Werk des von mir verehrten Vischer sprach, wendete ich ein, es sei doch die erste Aesthetik, die ihren Namen verdiene. „Ja," erwiderte Eitelberger, „aber sie wird auch überhaupt die letzte sein." Das Wesen der Musik ist aber noch schwerer in philosophische Kategorien zu bannen, als das der Malerei, weil die entscheidenden Begriffe „Form" und „Inhalt" in der Musik nicht standhalten wollen, der Trennung sich widersetzen. Will man der reinen Instrumentalmusik einen bestimmten Inhalt vindiciren (— in der Vokalmusik liefert ihn das Gedicht und nicht die Musik —) so müßte man die kostbarsten Perlen der Tonkunst über Bord werfen, denen Niemand einen von der Form trennbaren „Inhalt" nachzuweisen oder auch nur herauszufühlen vermag. Andrerseits ist es, wie ich wohl einsehe, ein mißverständlich Ding, schlechtweg von der „Inhaltlosigkeit" der Instrumentalmusik zu sprechen, was auch meiner Schrift die meisten Gegner erweckt hat. Wie ist in der Musik beseelte Form von leerer Form wissenschaftlich zu unterscheiden? Ich hatte die erstere im Auge, meine Gegner warfen mir die letztere vor. Vischer selbst, in seiner „Selbstkritik" bekennt die außerordentliche Schwierigkeit, mit den Begriffen „Form" und „Inhalt", deren Harmonie ja das Schöne begründet, aufs Reine zu kommen, in der Aesthetik überhaupt, ganz besonders aber in der Musik. „Die Form ist nichts Anderes, als die Form des Inhalts, das Aeußere des Innern; man kann sie nicht trennen, denn man hat schon dieses in jener, diesen in jener, man muß sie mitwägen; es sind nicht zwei Werthe, sondern es ist nur ein Werth." Dieser von Vischer (im letzten Band seiner „Kritischen Gänge") allgemein ausgesprochene Satz stimmt vollkommen zu dem, was ich mehrere Jahre früher speciell von Form und Inhalt in der Musik gesagt. Es hat aber meine Gegner, welche auf bestimmte Scheidung

von Inhalt und Form drangen, nicht befriedigt und konnte sie, streng genommen, nicht befriedigen. Es ist dies eine der allerschwierigsten ästhetischen Fragen, und ich ließ ab, mir daran den Kopf zu zerbrechen, als mich musikgeschichtliche Studien vollauf zu beschäftigen begannen. Diese gewährten mir den größten Genuß und nicht bloß in ihren großen entscheidenden Entwicklungsphasen, sondern auch in ihrem kleineren culturhistorischen Detail. Letzteres ist vorherrschend in meiner „Geschichte des Concertwesens in Wien" (1869), einem Buch, welches trotzdem über das locale Interesse hinausreicht, indem es überall die Entwicklung des Concertlebens, der Dilettantenconcerte, der Gesangvereine, der Orchester- und Quartettproductionen, endlich des Virtuosenthums auch im Auslande einbezieht. Als zweiter (übrigens vom ersten unabhängiger) Band erschien ein Jahr später: „Aus dem Concertsaal", eine Auswahl meiner Concertkritiken aus den Jahren 1848 bis 1868. Diesmal war ich so glücklich, einen österreichischen Verleger zu finden, den Hofbuchhändler W. Braumüller. Aber eine schlimme Erfahrung ist mir dabei doch nicht erspart geblieben. Nach einem Decennium und später wurde ich von Freunden wiederholt aufgefordert, diese Auswahl von Kritiken fortzusetzen, gleichsam als eine lebendige Geschichte des neueren Wiener Concertwesens. Ich stellte eine chronologische Auswahl meiner Kritiken von 1870 bis 1885 zusammen und bot das Manuskript natürlich dem früheren Verleger wieder an, gegen ein sehr mäßiges Honorar. Seine Antwort lautete ziemlich barsch: er wolle mein Buch unter gar keiner Bedingung drucken, da noch viele Exemplare der „Concertgeschichte" unverkauft bei ihm lägen. Gut. Ich fragte bei Dr. Hermann Paetel in Berlin an, welcher mein Manuskript sofort annahm und mir das Doppelte des Herrn Braumüller vorgeschlagenen Honorars anbot. Das Buch erschien (Berlin 1886) in dem „Allgemeinen Verein für deutsche Literatur" unter dem Titel „Concerte, Componisten und Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre" und hat rasch die zweite Auflage erlebt. Ich erzähle diesen Zwischenfall nur als einen Beweis dafür, daß es nicht immer die Schuld des Autors ist, wenn ein Buch nicht „geht".

VIII.

Einen vierwöchentlichen Urlaub und das Honorar für mein „Musikalisch-Schönes" — zwei Dinge, die mir den Mai erst recht zum „wunderschönen" machten — verwendete ich für einen Ausflug nach Berlin (1855). Mein Reisekamerad war Dr. Josef Unger, der nachmalige Minister im Bürgerministerium. Erst sechsundzwanzig Jahre alt, zählte Unger damals schon zu den Notabilitäten der deutschen Rechtswissenschaft. Seine außerordentliche geistige Begabung stieg überraschend schnell und glänzend wie ein Meteor in die Höhe —, gottlob, nicht um zu erlöschen. Mit zwanzig Jahren saß Unger während der Märzrevolution in dem vielgenannten Wiener Studentencomité. Was haben da die jungen Leute, und auch ältere, in enthusiastischem Eifer Alles debattirt und resolvirt! Alle wollten das Wort haben, und Jeder das erste, womöglich auch das letzte. Aber nachdem Unger gesprochen hatte, sprach Keiner mehr. Da war Alles erledigt und schlechterdings nichts mehr zu sagen.

Sein in den bestechendsten Einfällen funkelnder Geist ruhte auf der Basis reichen Wissens und einer unüberwindlichen Logik. Am bewunderungswürdigsten ist mir stets seine Schlagfertigkeit erschienen, das Augenblickliche seiner witzigen Replik. Noch nicht dreißigjährig, war er ordentlicher Professor an der Prager, dann an der Wiener Universität, nicht viel später Minister und Führer der liberalen Partei im Herrenhause. Fremde, welche den Minister aufsuchten, glaubten an einen Irrthum in der Person, wenn sie die jugendlich schlanke, bewegliche Figur mit dem von langem, dichtem Blondhaar eingerahmten schmalen Gesicht erblickten. Autorität in juristischen Dingen und zu Hause in allen übrigen, war Unger überdies ein hochgebildeter Musiker[1]). Als Knabe mußte er sich eines Tags vor Liszt produciren, der ihm eine glänzende Virtuosenlaufbahn in Aussicht stellte. Zu seinem und unserem Glück hat Unger eine andere eingeschlagen. Wir haben manchmal zusammen vierhändig gespielt, und da war es charakteristisch für Unger's lebhafte und nervöse Natur, daß er im Allegro wie ein feuriger Renner dahinflog, im Adagio hingegen zu keinem tief athmenden Behagen kam, sondern von innerer Unruhe vorwärts getrieben wurde, gleichsam ungeduldig nach dem, was weiter kommt. Wie er seine musikalische Seite hervorgekehrt hat, als es sich um meine Ernennung zum Professor handelte, werde ich später zu erzählen haben. Auf unserer gemeinschaftlichen Berliner Reise hatte ich, zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben, den Jungberühmten, um den sich gleicherweise Gelehrte und Damen stritten, vierzehn Tage lang ganz für mich allein und genoß ihn von seiner nicht allgemein bekannten, gemüthlichen Seite.

Berlin, das wir beide zum ersten Male sahen, hat uns damals wenig entzückt. Ein kalter regnerischer Maianfang machte Alles über die Maßen verdrießlich. Gegen die heutige, so riesig entwickelte Hauptstadt des Deutschen Reichs erschien das Berlin von 1855 wie eine behäbig schlummernde Provinzialstadt. Welche Oede in diesen langen, langen, breiten Straßen! Nirgends drängendes Leben, Luxus, Fröhlichkeit. Ein kühler Sonntagnachmittag führte uns in einen beliebten öffentlichen Garten; da ruderten einige Handlungscommis langweilig auf dem Teich herum, und mehrere stumme Personen sahen ihnen fröstelnd zu. Das Theater bot wenig Anlockendes. Wir sahen Taglioni's neues Ballet „Ballanda", das durch die imposante Massenentfaltung und durch die Anmuth der beiden Solotänzerinnen Marie Taglioni und Forti glänzte; im Uebrigen von derselben geisttödtenden Langweiligkeit wie dieses ganze Genre unter allen Himmelsstrichen. In der Oper (Cherubini's „Wasserträger") hatte ich wenigstens die Freude, Frau Louise Köster wieder zu hören, die ich von ihrem Wiener Gastspiel kannte und als eine der edelsten, seelenvollsten deutschen Sängerinnen verehrte. In der Aufführung des „Hamlet" vermochte nur Döring als Polonius uns stärker zu interessiren. Auffallend war uns im Königlichen Schauspielhaus der schlechte Besuch und die allzu bescheidene Toilette (mitunter Küchen- und Kinderstubentoilette) der Damen. Das ist jetzt

[1]) Gregorovius notirt 1861 in seinem Römischen Tagebuche: „Herr Unger, ein noch junger und geistreicher Mann, Virtuos auf dem Klavier."

Alles anders. Unger, verwöhnter als ich, hatte sich eine vorzügliche Restauration empfehlen lassen, in der wir nach dem Theater uns stärken wollten. Da saßen wir denn in einem großen eleganten Saal (bei Mäder) so gut wie allein. „Wer nie sein Brod mit Thränen aß," — scherzte Unger jeden Morgen, wenn er, in seinen Plaid gewickelt, beim Frühstück den „Vergnügungsanzeiger" studirte, in welchem Anpreisungen von schmerzlosen Zahnoperationen u. dgl. den größten Raum einnahmen.

Besser als mit den „Vergnügungen" ging es uns mit den Besuchen. Fanny Lewald und ihr Gatte Adolf Stahr empfingen uns sehr artig und geistreich, ohne uns einen besonders sympathischen Eindruck zu machen. Sie bewunderten einander gegenseitig und außerdem Jedes auch sich selbst auf eigene Rechnung. Während Unger Juristenbesuche machte, suchte ich einige musikalische Persönlichkeiten auf. Da war zuerst der Musikkritiker Ernst Kossak, ein langer, dürrer, kränklicher Mann, in welchem ich nur schwer den witzigen Humoristen wiederfand, dessen Schilderungen mich so oft unterhalten hatten. Dann der musikalische Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek, Professor Dehn, dessen ergötzliche Urtheile über verschiedene Theoretiker sich leider nicht mittheilen lassen in ihrer kräftigen Ungenirtheit.

In dem Musikschriftsteller A. B. Marx fand ich einen aufrechten Sechziger von vornehmer Haltung und feiner, geistreicher Conversation. Als ich über die unverändert jugendliche Wärme seines Stils eine Bemerkung machte, rief er: „Oh, ich werde immer jünger!" In Wahrheit ist Marx in seinen späteren Büchern nur redseliger und phrasenhafter geworden; sein Buch über Gluck (für welches ich ihm werthvolle Behelfe aus der Wiener Hofbibliothek verschaffen konnte) und das über Beethoven, vergällen uns manche geistreiche Ausführung durch eine Schönrednerei, die nur im ungünstigen Sinne „jugendlich" heißen kann. Marx war ein Mann von ungewöhnlicher, aber vielfach zersplitterter und durchkreuzter Begabung. Schon als Knabe hat er alles Mögliche durcheinander gelesen und gelernt, auch gezeichnet und gemalt. Sein Klavierunterricht war ganz mangelhaft und gerieth bald ins Stocken. Die erste Beethoven'sche Sonate, die ihm in die Hand fiel, fachte die Lust wieder an, und Marx half sich als Autodidakt weiter, so gut es eben ging. Musiker von Fach wollte er trotz seiner Liebe zur Tonkunst nicht werden; er wählte das Rechtsstudium. Als „Auscultator" beim Kammergericht in Berlin lebte er Anfangs in kümmerlichen Verhältnissen; ideale Träume und Bestrebungen halfen ihm, sich darüber zu erheben. Er experimentirt mit großen Compositionen, bringt es aber in dieser Richtung niemals zu einem Erfolg. Endlich gelingt es ihm, das Joch des Beamtenthums abzuschütteln und in Berlin sich eine künstlerische Stellung zu gründen, durch Unterrichtgeben, dann durch die Begründung der „Berliner Allgemeinen Musikzeitung". Er hat viel und intim mit Mendelssohn verkehrt. Zu dessen „Paulus" hatte er gar kein Vertrauen, mußte es aber bald erleben, daß dieses Werk mit unerhörtem Erfolg die Runde durch Europa machte, während sein eigenes Oratorium „Mose" nur einen vorübergehenden Achtungserfolg errang. Darin ist wohl der tiefste, heimliche Grund von Marx' späterer Abneigung gegen Mendelssohn zu suchen. In diese Verhältnisse nicht

eingeweiht, erschrak ich beinahe, wie plötzlich Marx das Gespräch wendete, als ich auf Mendelssohn's Oratorium zu sprechen kam. Marx hat sich erst spät „mit bittern Schmerzen" entschlossen, seine Thätigkeit als Componist vollständig mit der eines Musikschriftstellers und Lehrers zu vertauschen. Deutschland konnte dabei nur gewinnen, denn Marx' Lehrbücher (insbesondere der vortreffliche dritte Band seiner „Compositionslehre") haben überall großen Nutzen gestiftet und dem Verfasser selbst eine sichere und ehrenvolle Stellung in Berlin verschafft. — Das intime Mittagsmahl, zu dem mich Marx einlud, war durch den wetteifernden Geist dreier lebhafter Sprecher gewürzt: Marx, seine Frau und der junge Hans von Bülow. Die Belesenheit, welche Letzterer in der französischen Literatur entwickelte, setzte mich in Erstaunen. Ich kann heute noch nicht begreifen, wie man den ganzen Lamartine und Chateaubriand gelesen haben kann.

Mit gewohnter Artigkeit empfing mich Meyerbeer, dessen Bekanntschaft ich schon in Wien gemacht hatte. Im Gespräch über den „Nordstern" konnte ich mein Bedauern nicht verschweigen, daß in dieser Pariser Ueberarbeitung seines „Feldlagers in Schlesien" (das ich in Wien mit Jenny Lind als „Vielka" gehört) viele schöne Stellen des Originals verloren gegangen seien. Meyerbeer wollte das nicht zugeben. Ich trat an das offene Klavier und spielte ihm mehrere dieser Stellen, namentlich aus der Partie der Vielka. „Sie kennen ja meine Oper besser als ich!" rief Meyerbeer, und sein Ton wurde mit einem Male viel wärmer. Ich habe niemals den schlechten und unverschämten Geschmack gehabt, berühmten Männern Schmeicheleien zu sagen. Es ist immer etwas Verletzendes, ein Insgesichtwerfen, wenn auch mit Blumen. Von feiner empfindenden Naturen verträgt dies weder der Beworfene noch der Werfer. Aber daß man seine Werke genau kenne, das freut jeden Autor, jeden ohne Ausnahme. Und uns hebt es in seinen Augen. Ich habe deshalb die Gelegenheit stets gerne wahrgenommen, mich vor verehrten Meistern bibelfest zu zeigen. Als der kalte und förmliche Auber sich nach dem Erfolg einer seiner schwächeren Opern (ich weiß nicht mehr „Zanetta" oder „Duc d'Olonne") in Deutschland erkundigte, konnte ich ihm am Klavier leicht an einzelnen Beispielen aus seiner Oper deutlich machen, wie schwer sich manche im Original so zierlich klingende Stelle im Deutschen singe und ausnehme. Auber wurde sofort freier und zutraulicher. Ebenso erfreut schien Verdi, der mir in Paris (1875) von seiner Umarbeitung der „Forza del destino" sprach, als ich ihm die kurze, unvergleichlich stimmungsvolle Einleitung dieser in Deutschland ganz unbekannten Oper spielte. Wie hat endlich mein heißgeliebter Gottfried Keller mich angebrummt, als ich es zum ersten Male wagte, mich an seinem Wirthshaustisch in Zürich ihm vorzustellen! Er erklärte sich für einen musikalischen Halbbarbaren. Das konnte ich nicht so ohne Weiteres gelten lassen und erinnerte ihn an eine schöne Stelle aus dem „Grünen Heinrich", wo für einen Augenblick Musik mächtig in die Handlung und Stimmung eingreift. Da hellte sich das Gesicht des trefflichen Mannes auf: „Ja so, — das ist mir wirklich selbst entfallen!"

Meyerbeer, um auf diesen zurückzukommen, war durch meine bescheidene musikalische Diplomatie mittheilsamer gestimmt. Nur über R. Wagner war ihm kein Wort zu entlocken. „Seine Opern haben viel Erfolg," sagte Meyerbeer trocken und ging rasch auf ein anderes Thema über. Er war zu nobel, um je ein Wort gegen Wagner zu äußern, so viel Ursache er dazu hatte. Wagner hat sich bekanntlich ganz anders benommen. Meyerbeer bedauerte, mir in dieser Woche keine Aufführung der „Hügenotten" verschaffen zu können (er sprach das Wort immer mit dem französischen Umlaut aus); doch wolle er mich zu einer Production des königlichen Domchors führen, dem seine größte Bewunderung gehöre. Er verrieth in diesem Gespräch eine erstaunliche Kenntniß der alten italienischen und deutschen Kirchenmusiken, eine tiefe musikalische Bildung und classischen Geschmack. Davon scheinen die neuesten Verächter und Verunglimpfer Meyerbeer's so wenig eine richtige Vorstellung zu haben, als von seinem Talent.

Die vollkommenste Erscheinung im Berliner Musikwesen ist, oder war wenigstens damals der königliche Domchor. Aus sechzig bis achtzig Sängern bestehend, wovon über die Hälfte Knaben, hat er die geistlichen Gesänge beim Gottesdienst in der Domkirche auszuführen. Der Berliner Domchor, dem an Schönheit der Stimmen und Präcision des Zusammenwirkens in Deutschland kein zweiter an die Seite zu setzen ist, kann seine staunenswerthe Perfection begreiflicherweise nur durch unermüdliche Schulung erlangen und bewahren. Musikdirector Neidhardt, der verdienstvolle Leiter dieses Instituts, übte täglich durch mehrere Stunden mit den Knaben und einzelnen Sängern; zu Gesangsübungen versammelte er sie an einem oder zwei Tagen der Woche. Unglücklicherweise versäumte ich den festgesetzten Uebungstag und hätte Berlin ohne die Kenntniß seines berühmtesten Musikinstituts verlassen müssen, wäre nicht die Güte des Grafen Redern, Intendanten der königlichen Hofmusik, und die Liebenswürdigkeit Meyerbeer's meinen Wünschen durch Veranstaltung einer ausnahmsweisen Production hülfreich entgegengekommen. Während diese beiden Herren vor unserem „Hôtel Petersburg" vorfuhren, hielt bereits die Equipage des großen Rechtshistorikers von Savigny am Thore, um Unger zu einem Diner abzuholen, mit welchem die angesehensten Juristen Berlins den Wiener Kritiker des „Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für Sachsen" feierten. Gar oft neckten wir uns lachend wegen dieser beiden Equipagen und ihrer illustren Insassen. Unger freute sich kameradschaftlich, wenn neben seinem Ruhm auch ein kleines Rühmchen für mich abfiel.

Das Uebungslokal des Domchors befand sich in einer Kaserne und bestand aus einem niedrigen schmucklosen Saal, der sich nur durch zwei gekreuzte Fahnen von jedem andern Schulzimmer unterscheidet. Auf hölzernen Schulbänken sitzen die Sänger. — die Knaben voran — mit dem Notenheft in der Hand, vor ihnen dirigirt an einem Pult Director Neidhardt. Für ein Publicum ist dabei nicht vorgesorgt; werden Gäste erwartet, so stellt man einige Stühle dem Capellmeister gegenüber. In dieser bescheidenen Räumlichkeit wurde mir der Genuß, Motetten von S. Bach und den alten italienischen Meistern in nie gekannter Vollendung zu hören. Das Anschwellen oder Ab-

nehmen des Tons, geschehe es plötzlich oder langsam heranziehend, ertönt aus diesen siebzig Kehlen mit einer so feinen und sichern Uebereinstimmung, daß man auf die Vorstellung irgend eines fabelhaften Riesensängers geräth, dem die Zauberkraft der Vielstimmigkeit verliehen ward. „Es ist, als wenn man auf der Orgel spielte," rief Meyerbeer wiederholt aus, der seinen patriotischen Stolz auf den Domchor nicht verhehlte. Er hatte mit diesem Vergleich den reinen fülligen Klang und die unfehlbare Dynamik des Domchors treffend bezeichnet, wenngleich eben dieser höchste Grad von Uniformität einer großen, beseelten Menschenmenge ihr manchmal etwas leblos Instrumentales verleiht. Am Schluß der Production gab Musikdirector Reidhardt uns eine Probe von der seltenen Schulung seiner Sänger, indem er sie alle unisono die schwierigsten Intervalle, die er nach Belieben dictirte, frei anschlagen ließ. Die jungen Helden trafen die disparatesten übermäßigen und verminderten Tonverhältnisse mit einer Sicherheit, als handelte es sich um den harten Dreiklang. Ich schied von dem Sängerchore mit dem Gefühle aufrichtiger Hochachtung, — nebenbei, daß ich's nur gestehe, mit einer Regung patriotischen Neides.

In den Morgenstunden besuchten wir auch, als Gäste, einige Vorlesungen an der Universität. Am begierigsten waren wir, den großen Historiker Ranke zu hören. Auf einen überfüllten Hörsaal gefaßt, staunten wir nicht wenig, nur die ersten drei bis vier Bänke besetzt zu sehen. Bald löste sich uns das Räthsel. Auch die Hörer in den vordersten Reihen konnten nur durch längere Gewohnheit und peinliche Anstrengung dazu gelangt sein, den Meister zu verstehen. Das war kein Vortrag, sondern ein in willkürlichen Unterbrechungen gemurmelter, gelispelter, geächzter Monolog, von dem wir immer nur einzelne Worte verstanden. Interessant war nur die Mimik des alten Herrn. Ohne einen Blick auf die Zuhörer, ganz versunken in sein halblautes Denken, begleitete Ranke jeden Satz, mitunter jedes einzelne Wort mit der beweglichsten Mimik. Wir sahen ihn lächeln, schmunzeln, die Augen aufreißen oder verächtlich zudrücken, die Stirne runzeln, dazwischen wie im Traum, abgebrochene Sätze hervorstoßen, deren Zusammenhang nicht zu fassen war. —

Alexander von Humboldt bekamen wir eines Morgens sehr bequem zu sehen. Es war eine Stunde vor der feierlichen Enthüllung der Monumente von Gneisenau und York. Humboldt, der in seinem tabakbraunen Rock jedem kleinen pensionirten Kanzleibeamten ähnlicher sah, als einem der ersten Geister des Jahrhunderts, betrachtete die Standbilder aufmerksam von allen Seiten und entfernte sich erst, als die Cavallerie herangeritten kam. Prachtvoll sahen die Gardekürassiere aus mit ihren blanken Küraſſen und dem silbernen Adler auf dem Helm. Mir fiel das feierliche Tempo der Cavalleriemärsche auf und der majestätische lange Vorhalt jedesmal vor der Schlußnote, ähnlich wie bei der Polonaise. Schön für Auge und Ohr sind die aus alter Zeit beibehaltenen Heerpauken rechts und links vom Sattel des Reiters. Ihr dumpfer Klang gibt der Blechmusik erst Fülle und feierlichen Glanz. Auch das „Glockenspiel" der Artillerie ist eine historische Reminiscenz aus alten Zeiten. —

Nach acht Tagen verabschiedete ich mich von Unger, um mir Hamburg anzusehen. Die malerische, lebensvolle Stadt! „Das Schönste von Berlin ist doch Hamburg," pflegte ich scherzend Bekannten einzuschärfen, die sich zur Reise nach Berlin anschickten. In Hamburg fand ich, was wir in Berlin vermissen, den alten Adel der Geschichte, den Hauch einer mächtigen Vergangenheit in den alten Stadttheilen, neben der modernsten Eleganz der neuen Straßen und Gartenanlagen. Der bezaubernde Blick aus dem Fenster eines der großen Hôtels über das Alsterbassin des Abends, wenn Hunderte von Lichtern in gleichem Abstand den kleinen See umsäumen, und beleuchtete Schifflein hin und wiedergleiten! Und die köstliche Elbefahrt nach Blankenese!

Von Hamburg fuhr ich nach Düsseldorf. Ferdinand Hiller, damals als Schumann's Nachfolger Musikdirector in Düsseldorf, hatte seinem überaus freundlichen Schreiben über meine Broschüre eine Einladung zu dem Niederrheinischen Musikfest beigefügt, das zu Pfingsten unter seiner Leitung stattfinden sollte. Ich war niemals am Rhein gewesen. Die Aussicht auf Naturschwelgerei in neuen Landschaften, auf treffliche Musik und geselligen Verkehr mit den besten Musikern erfüllte mich mit jugendlichem Glücksgefühl. In Düsseldorf angelangt, eilte ich gleich in die „Tonhalle", wo Hiller eben die Generalprobe zur „Schöpfung" abhielt. Aus seinen musikalischen Aufsätzen schloß ich auf eine erfreuliche Bekanntschaft und fand mich nicht enttäuscht. Hiller, damals fünfundvierzig Jahre alt, strotzte im Vollbesitz seiner Kraft und Thätigkeit. Eine mittelgroße, gedrungene Gestalt, Haar und Bart noch dunkel, geistvolles Auge, sinnlich geschwellter Mund. Die zunehmende Körperfülle gab ihm etwas behaglich Ruhiges, als willkommenen Dämpfer seiner geistigen Lebhaftigkeit. Hiller gehörte zu jenen, jetzt sehr selten gewordenen Musikern, die nicht bloß durch ihre Werke, sondern auch durch ihre Persönlichkeit bedeutend wirken. Sein liebenswürdiges, tüchtiges, geistvoll anregendes Wesen hat durch ein halbes Jahrhundert das deutsche Musikleben bewegt und befruchtet. Vertrauter Freund Mendelssohn's und Schumann's, Chopin's, Rossini's, Berlioz', Liszt's; in Frankreich und Italien heimisch wie in Deutschland, — was hatte er nicht Alles erlebt, und wie wußte er's zu erzählen! Der vielgereiste, feingebildete Weltmann war in einer Person vortrefflicher Dirigent, virtuoser Pianist, gediegener Lehrer, geistvoller Schriftsteller und vielseitig fruchtbarer Componist. Ein hübscher Zug ist mir von dem Musikfest in Erinnerung geblieben. In der zweiten Sitzreihe, dicht hinter dem Prinzen Friedrich von Preußen, saß ein junger Lieutenant von der Suite, der, unbekümmert um Beethoven's C-moll-Sinfonie, seine Nachbarin, eine allerliebste muntere Prinzessin, angelegentlich unterhielt. Hiller, der durch diese Conversation gestört, schon unruhig geworden war, legte nach dem ersten Satz der Sinfonie den Taktstock nieder und lehnte sich, den Prinzen fest anblickend, weit über die Balustrade vor. Der Prinz stand sofort vom Sitze auf und trat gegen Hiller zu. Sie flüsterten einige Worte, der Prinz kehrte zurück und — von dem Moment an hielt unser Pärchen so still und andächtig, daß es ein Vergnügen war. Ich habe in späteren Jahren noch einigemal die Freude gehabt, mit Hiller zusammenzutreffen. Er war 1879 nach Wien gekommen, um einen

Vortrag zu halten, und seine Tochter Toni, ein geistvolles Mädchen und lebhafte, pikante Schauspielerin, im Stadttheater spielen zu sehen. Dabei ging es nicht ohne einige väterliche Thränen der Rührung ab. Toni, sein erklärter Liebling und dem Vater in vielen Charakterzügen nachgerathen, hat das Theater bald verlassen und den Klavierprofessor J. Kwast in Frankfurt geheirathet. Hiller's Briefe, in welchen die anmuthig geschwungene Handschrift so schön mit dem leichten und feinen Stil harmonirte, waren mir stets eine willkommene Gabe. Er schrieb stets heiter; nur über Eins klagte er, daß ich „immer seine Bücher lobe und nie seine Compositionen". Das war richtig, aber mit bestem Willen nicht zu ändern. Hiller's Compositionen, die ich keineswegs unterschätze, haben mir eben nicht entfernt so viel Freude bereitet, wie seine Bücher. Sehr hübsch lautet der Schluß eines seiner Briefe: „Obschon ich von Ihnen über meine Schriftstellerei viel mehr Schönes gesagt bekommen als über meine Componiererei, so bleibt letztere doch immer mein Lieblingsgeschäft, — auch gebe ich die Hoffnung keineswegs auf, daß meinen Tonwerken noch eine allgemeinere Anerkennung zu Theil werde. Indeß, wie dem auch sei — es ist ein lustig Metier und gar nicht theuer!"

Das Eigenthümliche, besonders Erfreuliche an den Niederrheinischen Musikfesten liegt in der Verbindung auserlesener Musikgenüsse mit einer lebensvollen, heitern Geselligkeit. Abwechselnd bei Hiller, bei dem Maler Professor Sohn, bei Notar Euler, dessen schöne Tochter Bertha, jetzt die Gattin Vautier's, den Maitrank so anmuthig kredenzte, fanden sich Mittags oder Abends nach den Conzerten die interessantesten Leute in zwangloser Geselligkeit zusammen. Wen lernte ich da nicht Alles kennen! Professor Otto Jahn aus Bonn, Stephen Heller aus Paris, Franz Lachner, Mangold, Reinecke, Ferdinand David, Rheinthaler, Roderich Benedix, Wolfgang Müller von Königswinter u. A. In „Jacobi's Garten" (Pempelfort), mir durch Goethe's Aufenthalt bei Jacobi ein geweihter Ort, traf ich des Morgens Joachim und Brahms, „zwei geniale Burschen", wie Schumann schrieb. Der dreiundzwanzigjährige Brahms mit seinem langen blonden Haar, seinen Vergißmeinnichtaugen und einer Gesichtsfarbe wie Milch und Blut glich irgend einem Jean Paul'schen Idealjüngling. Kurz vorher waren seine ersten Werke erschienen und begannen Aufsehen zu erregen, vorläufig noch ohne tiefere Wirkung. Von ihm und Clara Schumann erhielt ich die „zuverlässige Nachricht," daß Robert Schumann völlig hergestellt sei; er lese, schreibe und componire abwechselnd, klaren Geistes. Nur um sein aufgeregtes Nervensystem noch eine Zeitlang zu schonen, werde (in der Heilanstalt Endenich bei Bonn) jeder Besuch von ihm ferngehalten. Diese tröstende Täuschung, welche Frau Schumann festhielt und weitergab, sollte nur zu bald verrinnen. Ein Jahr später, und der theure Mann hatte ausgeathmet, ohne die Freiheit seines Geistes wiedererlangt zu haben. Clara hat ihn nicht lebendig wiedergesehen.

Nach dem letzten Concert beschloß ein Bankett im „Rittersaal" diese fröhlichen Pfingsttage. Die Plätze waren vom Comité angewiesen. Obenan saß Jenny Lind, die Königin dieses Musikfestes. Wie entzückend hatte sie die Sopranpartie in Haydn's „Schöpfung" und in der „Peri" von Schumann

gesungen! Jeder Ton klingt mir heute noch im Ohre. Am dritten Abend (dem „Künstlerconcert") sang sie unter Anderem eine Arie aus Bellini's „Beatrice de Tenda" (mit der zauberhaften, aus verminderten Septimaccorden geflochtenen Cadenz). Einem „classischen" Fanatiker, welcher diese Wahl ärgerlich bekrittelte, konnte ich nur antworten: „Was Jenny Lind singt, ist Alles schön!" Mein Tischnachbar zur Rechten war Liszt, der sich mir gleich als principiellen Gegner aufführte, ohne den liebenswürdigen, geistreichen Weltmann zu verleugnen. Das Gesicht konnte noch schön heißen, die langen Haare waren seit unserer letzten Begegnung grau geworden. Zur Linken hatte ich Otto Jahn, gerade gegenüber Stephen Heller und Ferdinand Hiller. Sie sind alle todt. Unser Leben ist wie die „Abschiedssinfonie" von Haydn: Einer nach dem Andern löscht sein Licht aus und schleicht sich davon.

Die Heimfahrt von Düsseldorf wußte ich prächtig zu verwerthen und auszunützen. Ich durchwanderte die schönsten Strecken zu Fuß und machte an jeder verlockenden Station Halt. Dem Himmel danke ich die glückliche Gabe, jeden schönen Eindruck, jede frohe Stunde voll auszugenießen; sie hat mir diese Reise zu einem unerschöpflichen Freudenborn gemacht. In Köln führte mich Roderich Benedix, der heitere Lustspieldichter und wackere, gemüthvolle Mann, im Kölner Dom und oben auf dessen Gesimsen umher; er kannte jedes architektonische Detail desselben, es war sein Studium und seine Liebhaberei. In Bonn hatte ich ein Rendezvous mit Otto Jahn verabredet; er würzte mir das Nachtmahl mit seinem inhaltreichen Gespräch und führte mich noch spät Abends zur Beethovenstatue. Sie mißfiel mir gründlich; in Wien hat uns jetzt Zumbusch einen ganz andern, einen echten großen Beethoven gemeißelt, welchem man die Eroica zutraut und alle Liebe und alles Leid der Erde. Am andern Morgen nach Königswinter; den Drachenfels und die Ruine Godesberg erklettert; zu Fuß nach Bonn zurück, an fliederduftenden Gärten und zierlichen Villen vorbei. Mit dem Dampfschiff nach Coblenz; kaum gelandet, hinauf nach Stolzenfels und Abends auf den Ehrenbreitstein. Ein Tag schöner als der andre! Am andern Morgen früh mit dem Postwagen nach Ems und zu Fuß zurück durch das herrliche Lahnthal, durch Buchen- und Föhrenwald, dann an tiefen Abgründen vorbei und über Ehrenbreitstein wieder herab nach Coblenz. Dann Mainz, Frankfurt, Baden-Baden, Rastatt.

Die Bundesfestung Rastatt zeigte mir noch leibhaftig den „Deutschen Bund," dessen Tage bereits gezählt waren, den Deutschen Bund in Uniform. Oesterreichische und preußische Truppen hielten gemeinschaftlich die Bundesfestung besetzt. Mein Aufenthalt daselbst galt meiner Schwester Lotti, die an den österreichischen Major Moritz von Fialka verheirathet, hier eine ihrer vielen Militärstationen gefunden hatte. Die armen Officiersfrauen! Wandern und immer wandern ist ihr Schicksal. Bald nach ihrer Heirath nach Theresienstadt, nach Imst in Tirol, nach Rastatt, nach Trient, nach Mantua und von da wieder hoch hinauf nach Krakau versetzt, mußte sie mit ihrem Mann und einer zahlreichen Kinderschar fortwährend den Aufenthalt wechseln. Da sie frischen Muthes war und voll zärtlicher Liebe für die Ihrigen, befanden sie sich Alle überall wohlauf und glücklich. Ich habe meine Schwester, mit der mich die

innigste Seelenharmonie und unbeschränktes gegenseitiges Vertrauen verband, im Laufe der Jahre in jeder dieser Stationen aufgesucht. In Rastatt zeigte sich mir eine gute Seite der Bundesverfassung wenigstens in dem echt kameradschaftlichen, freundlichen Einvernehmen unserer Officiere und Officiersfrauen mit den preußischen. Zehn Jahre später standen Oesterreicher und Preußen einander als Feinde gegenüber, und der Bundestag lag in Trümmern.

Von Rastatt ging's nach Heidelberg. Wen hätte diese Stadt, in herrlicher Lage nach Salzburg und Prag wohl die schönste in Deutschland, nicht entzückt! Ich darf mich nicht in Reiseschilderungen verlieren. Genug, daß ich den lieblichsten Theil von Thüringen zu Fuß durchstreifte, Eisenach, Wilhelmsthal, Liebenstein, Ruhla, das Drusenthal. Mein Kofferchen hatte ich nach Weimar vorausgeschickt. Wie könnte ich den Sturm von Gefühlen beschreiben, der in der Fürstengruft, in Schiller's Zimmer, mich bewegte! Und vollends in dem herrlichen, durch zahllose Erinnerungen an Goethe geweihten Park! Ich war nie dort gewesen und kannte doch jede Stelle darin und jede Aufschrift von Goethe's Hand. In einem Rausche von Glück und Rührung durcheilte ich immer und immer wieder diese Alleen bis nach Belvedere und wieder zurück. Keinen Eindruck, nicht den des Colosseums und der Peterskirche, kann ich diesem vergleichen. Hier in Weimar schien mir's, als hätte ich mein geistiges Vaterland gefunden. War ich doch in Weimar's classischer Zeit vollkommen zu Hause, mit all ihren Personen und Oertlichkeiten vertraut und hing an Goethe und Schiller, als an den Führern und Idealen meiner Jugend mit meinem ganzen Herzen, — weit inniger als an Mozart und Beethoven!

Verwehrt blieb mir leider der Eintritt in Goethe's Haus. Schon in Wien hatte ich Walther von Goethe gebeten, mir durch eine Empfehlungskarte die Besichtigung der Goethezimmer zu erwirken. — „Ja, da müssen Sie trachten, an einem Freitag in Weimar zu sein," antwortete der kleine Componist und Enkel des großen Dichters, „Freitags sind die Sammlungen dem Publicum geöffnet." — „Dazu hätte ich Sie nicht gebraucht," erwiderte ich. Und wirklich war mir an den Mineralien, den Pflanzen und den Gypsabdrücken Goethe's wenig gelegen; nach den Räumen hatte ich mich gesehnt, in welchen Er gewohnt und gewaltet. Diese waren damals streng verschlossen; ein kränkend aristokratischer Gegensatz zu dem allgemein zugänglichen Schillerzimmer, in welchem Tausende Rührung und Erbauung wie in einer Kirche gefunden haben. Jetzt ist das anders geworden, und man muß es dem Enkel wenigstens nachrühmen, daß er das Goethehaus mit all' seinen kostbaren Reliquien treu bewahrt und behütet hat bis zu dem Augenblick, wo es als Erbschaft in die Hände der Großherzogin überging. Ich hatte die beiden Enkel Goethe's, Wolfgang und Walther, in Wien kennen gelernt und einen Abend mit ihnen bei Hofrath Vesque zugebracht. Mit welcher Spannung von Neugierde und Sympathie sah ich ihnen entgegen! Traurige Enttäuschung. Das Aeußere der beiden jungen Leute stimmte fast zum Mitleid. Nicht bloß, daß der Name Goethe auf ihnen lastete, sie beinahe physisch niederzudrücken schien; nicht einen Zug, nicht einen Blick, nicht einen Tonfall konnte ich ihnen ablauschen, der von Weitem an Goethe erinnert hätte! Sie hatten beide, der

größer gewachsene Wolfgang und der kleine Walther, so merkwürdig alte, langgezogene, faltige Gesichter, wie man sonst an Kindern alter Eltern beobachtet. Und das war hier nicht der Fall. August von Goethe hat mit achtundzwanzig Jahren geheirathet; er und seine Frau Ottilie, die ich als eine geistreiche, liebenswürdige alte Dame in Wien kennen gelernt, durften auf stattlichere Söhne hoffen. Unbegabt war keiner von beiden, wenngleich ihr Talent den Maßstab nicht vertrug, den ihr Name uns unwillkürlich aufzwang. Die Gedichte Wolfgang's, die Compositionen Walther's sind spurlos vergessen; der Name des Letzteren lebt nur auf dem Titelblatt der „Davidsbündlertänze" fort, welche Robert Schumann ihm gewidmet hat.

Auf der Heimreise von Weimar rastete ich bloß einen Tag in Leipzig. Ich besuchte Vormittags Dr. Julian Schmidt, der meiner Schrift eine längere Besprechung in den „Grenzboten" gewidmet hatte. In Pantoffeln, Hemd und Unterhosen stand das schmächtige Männchen vor einem kleinen Felleisen und packte es voll zu einem Ausflug nach dem Harz. Während er seine Siebensachen (es waren wirklich kaum mehr) hineinstopfte, sprachen wir über Musik. Sein Gespräch verrieth trotz aller Lebendigkeit und Sicherheit doch recht bescheidene musikalische Kenntnisse. Ueberhaupt schien seine auf scharfe Kritik angelegte Verstandesnatur nur wenig empfänglich für musikalische Wirkungen. Das konnte meinen Respect vor dem geistreichen Manne nicht mindern, dessen „Deutsche Literaturgeschichte" mir Vergnügen und Belehrung in so reichem Maße gewährt hat. Ich begleitete ihn auf den Bahnhof. Wie er da, sein Kofferchen in einer Hand tragend, mit der andern einen Ziegenhainer schwingend, unausgesetzt sprechend, einherlief, sah er einem sächsischen Schneidergesellen viel ähnlicher, als einem berühmten Literaturhistoriker.

Sympathischer berührte mich die ruhige, gediegene Persönlichkeit Moriz Hauptmann's, des Cantors an der Thomasschule und ausgezeichneten Musiktheoretikers. Er schickte bei meinem Eintritt zwei Schüler fort, um ungestört mit mir zu plaudern. Stimmte er doch von ganzem Herzen meinen Ansichten über Liszt und Wagner zu, Ansichten, die aus seinem Munde freilich ungleich stärker instrumentirt herauskamen.

Nach Tische besuchte ich Moscheles, der ziemlich weit abseits vom Centrum der Stadt wohnte. Es herrschte eine sengende Hitze, und obgleich ich zuvor ein kaltes Flußbad genommen — vor meiner Badelust blieb kein Fluß, kein See verschont — langte ich doch äußerst ermattet, fast sprachlos in Moscheles' Wohnung an. Der alte Herr hielt im Nebenzimmer seine Siesta; von Frau Moscheles mit der Frage begrüßt, womit sie mir dienen könne, stöhnte ich nur: „Mit einem Glas Wasser! Alles Weitere hernach!" Die gute Frau brachte mir schnell einen Syphon mit Sodawasser. Mit dieser Maschinerie nicht vertraut, drückte ich heftig auf den Hebel und verursachte eine fürchterliche Ueberschwemmung über den ganzen Tisch. Das war mein nicht beneidenswerthes Entree in dem fremden Hause. Die beschwichtigende Freundlichkeit der Hausfrau machte meiner Verlegenheit bald ein Ende, und ich konnte ihr die von Freund Unger mir aufgetragenen Grüße bestellen. Nicht umsonst hatte er mich auf diese durch Geist und echte Bildung ausgezeichnete Frau so

nachdrücklich aufmerksam gemacht. Moscheles war bei Gelegenheit eines Concertes, das er 1825 in Hamburg gab, mit Charlotte Embden, der Tochter eines dortigen Banquiers, bekannt geworden. Wenige Tage nach ihrer ersten Bekanntschaft verlobten sie sich, vier Wochen später feierten sie ihre Vermählung. Moscheles verdankte ihr das reinste häusliche Glück während einer durch volle fünfundvierzig Jahre ungetrübten Musterehe. Ihren ersten Knaben, Felix, hat Mendelssohn aus der Taufe gehoben. Als Moscheles von seinem Schläfchen gestärkt eintrat, überraschte mich die Rüstigkeit und Frische, mit welcher der alte Herr von seinen englischen und französischen Concertreisen, von seinen alten Wiener Erinnerungen, vor Allem von Beethoven erzählte. Der Ausruf „Sie sollten doch Memoiren schreiben!" drängte sich mir auf die Lippen. — „Ich selbst nicht mehr," erwiderte Moscheles, „aber ein Anderer wird nach meinem Tode wohl Etwas zusammenstellen können aus den Tagebüchern, die ich mit größter Regelmäßigkeit seit dem Anfang meiner Künstlerlaufbahn bis heute fortführe." — Nach Moscheles' Wunsch hat seine Frau diese Arbeit übernommen und im Jahre 1872 veröffentlicht. Moscheles war so liebenswürdig, mir einige seiner neuesten Compositionen vorzuspielen. In derselben Täuschung, die so viele ältere Künstler tröstend befängt, hielt er seine neuesten Sachen für weit besser, als die früheren, welche den Ruhm seiner Jugend- und Mannesjahre gründeten. Moderner, wenn man will, klangen diese neuesten Werke mit ihrer absichtlichen, verspäteten Hinneigung zu Mendelssohn-Schumann'schem Stil, — besser waren sie nicht als seine reizenden Etüden aus früherer Zeit; im Gegentheil. Doch lauschte ich mit Freuden dem berühmten Altmeister, der schon graues Haar gehabt, als ich ihn in meinen Knabenjahren in Prag gehört. Bei etwas steiferem Anschlag liefen seine Finger noch immer merkwürdig behend über die Tasten. Als er, etwas ermüdet, schweißtriefend schloß, plauderten wir noch eine Weile über seine berühmten Freunde. Warum Heine, der doch über alle namhaften Componisten seiner Bekanntschaft geschrieben hat, nie den Namen Moscheles nannte? Frau Moscheles löste mir das Räthsel. Heine war in London gern und häufig in ihr Haus gekommen, meist ungebeten zu Tisch. Sie verschaffte ihm dort zu allen Privatgalerien, Parks und Palästen die Einlaßkarten, bat sich aber dafür aus, daß Heine in seinem Buch über England Moscheles nicht nenne. „Moscheles' Fach," erklärte sie dem erstaunten Dichter, „ist die Musik, für die haben Sie doch kein besonderes Verständniß. Hingegen könnten Sie leicht irgend einen Stoff für Ihre geniale Satire an ihm finden und ausführen; das möchte ich nicht." Heine gab ihr lachend seine Hand darauf. Ein hübscher, echt weiblicher Zug. —

Noch am selben Nachmittag fuhr ich, die Nacht durch, nach Prag, um meinem Vater von der Reise zu erzählen. Mit welcher selbstlosen Freude lauschte er meinen Erzählungen, insbesondere von Weimar, wohin er sich so oft gewünscht, ohne daß es ihm vergönnt war, es je zu sehen. Ja, was die Väter in der Jugend sich gewünscht, das haben im Alter — die Söhne in Fülle.

Ueber die gegenwärtige Bedeutung der Inschriften als Quellen für die griechische Geschichte.

Von
G. Busolt.

Von dem unter den Auspicien der Berliner Akademie in Angriff genommenen neuen „Corpus der griechischen Inschriften" sind nunmehr zwei stattliche Folio-Bände herausgekommen, welche die außerordentliche Vermehrung des urkundlichen Quellenstoffes für das griechische Alterthum seit Böckh deutlich vor Augen führen. Die überraschenden Papyrusfunde, namentlich die aristotelische Schrift vom Staat der Athener, erregen gegenwärtig auch das lebhafte Interesse weiterer Kreise; der stetige Zufluß an neuen Inschriften beschäftigt dagegen naturgemäß nur die gelehrte Forschung. Selbst wenn letztere aus der Fülle neuer Einzelheiten, die in den Inschriften nach und nach zu Tage treten, zusammenfassendere Ergebnisse erzielt hat, welche wichtige Gebiete des privaten und öffentlichen Lebens in wesentlich verändertem oder deutlicherem Lichte zeigen, richtet sich das Interesse nicht sowohl auf die Quellen, als auf jene Ergebnisse selbst. Unter diesen Umständen dürfte es zeitgemäß sein, nach einem kurzen Rückblicke auf die bisherige epigraphische Sammelarbeit auf die Bedeutung hinzuweisen, welche die Inschriften als Quellen der griechischen Geschichte bereits gewonnen haben und voraussichtlich noch gewinnen werden.

Auf dem nahe verwandten Gebiete der römischen Geschichte eröffnete die durch Mommsen's bahnbrechende Arbeiten geförderte epigraphische Forschung eine neue Epoche. Niebuhr hatte für die Inschriften, deren Hauptmasse in die Kaiserzeit fällt, kein Interesse. Er lebte wesentlich in der älteren Republik und suchte die auf dem schwankenden Boden der annalistischen Ueberlieferung beruhende Geschichte derselben mit kühnem Scharfsinne aufzuhellen. Sein Einfluß war zunächst für die Forschung maßgebend. Schlug sie auch theilweise andere Wege ein, so behielt sie doch vorwiegend die von ihm gewiesenen Ziele im Auge. Der Ertrag ihrer Arbeit konnte indessen kein befriedigender sein. Erst in den vierziger Jahren erschloß die mehr in den Vordergrund tretende Inschriftenkunde der römischen Geschichte neue, weite Gebiete, auf denen man mit größerer Sicherheit und

besserem Erfolg vorgehen konnte. Durch das Studium der italischen Dialektinschriften gewann Mommsen eine breitere Grundlage für die römische Geschichte; sie erweiterte sich von einer Stadtgeschichte zu einer Geschichte des unter Roms Oberherrschaft geeinigten Italiens. Da die Zahl der Inschriften aus der Zeit der Republik vor Caesar eine sehr geringe ist und die meisten der Kaiserzeit angehören, so zog die Geschichte der letzteren aus der Epigraphik den größten Nutzen. Erst aus den Inschriften gewann man eine richtige Erkenntniß der culturgeschichtlichen Bedeutung dieser Zeit, ihrer lebendigen Kräfte, ihrer administrativen und civilisatorischen Leistungsfähigkeit. Mit der besseren Erkenntniß wuchs auch das geschichtliche Interesse. Der Schwerpunkt der Forschung verschob sich allmälig von der Republik nach der Kaiserzeit. Man betrachtete letztere nicht mehr mit Niebuhr als unerfreuliche Epoche eines langsam, aber stetig fortschreitenden Verwesungsprocesses, sondern als die eigentliche Vollendung der römischen Geschichte und deren weltgeschichtlich bedeutungsvollste Frucht. Hatte der Blick der früheren Geschichtschreiber, durch die literarische Ueberlieferung geleitet, vornehmlich auf der Hauptstadt, dem Hoftreiben und den dynastischen Wechselfällen geruht, so wandte sich Mommsen, an der Hand der Inschriften, mehr den Provinzen zu, dem Gebiete, wo das Kaiserreich durch die Ausbildung der städtischen Gemeindeverfassung und der Durchführung der griechisch-römischen Civilisation wirksam gearbeitet und Großes geleistet hat.

Im Hinblick auf diesen tief eingreifenden Einfluß der Inschriftenkunde auf die Behandlung der römischen Geschichte drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob eine ähnliche Wirkung in Bezug auf die griechische Geschichte zu beobachten oder noch zu erwarten ist. Doch wenden wir uns zunächst der Vergangenheit zu.

Bereits im Alterthum, seit dem Ende des vierten Jahrhunderts, als die staatliche Freiheit und Blüthe des hellenischen Bürgerthums dahinwelkte, haben mehrfach Archäologen Steininschriften, die unmittelbaren Zeugen einer besseren Vergangenheit, aus antiquarischem Interesse abgeschrieben und gesammelt. Aber diese Sammlungen sind verloren gegangen, und auch die Zerstörung und Verschüttung der Monumente selbst machte mit dem Falle der antiken Welt bis zur Gegenwart unaufhaltsame Fortschritte. Von der außerordentlichen Fülle und Mannigfaltigkeit der epigraphischen Denkmäler kann man sich kaum eine übertriebene Vorstellung machen. Wenn wir von Attika, wo die Akropolis und die öffentlichen Plätze der Landeshauptstadt mit Inschriften-Steinen dicht besetzt waren, und jedes Dorf sein steinernes Archiv hatte, ganz absehen und nur die reiche epigraphische Ausbeute aus dem Asklepios-Tempel zu Epidauros und dem Apollon-Heiligthum zu Delos: die langen Rechnungsurkunden und Inventare, die Erzählungen der Wunderkuren, die zahllosen Weih- und Ehreninschriften betrachten, so meinen wir ein die kleinste Einzelheit und den intimsten Zug getreu wiedergebendes Gepräge des antiken Lebens vor Augen zu haben.

Von diesem „lapidarischen Alterthum" ging Vieles in den Stürmen der Völkerwanderung zu Grunde, Anderes fiel dem religiösen Fanatismus zum Opfer; indessen verheerender wirkte noch die viele Jahrhunderte hindurch alltäglich betriebene Zerstörung durch die tief gesunkenen Bewohner des Landes selbst. Man be-

nutzte die Steine als Baumaterial und zerschlug dabei vielfach größere in kleinere Stücke oder zerrieb sie gar völlig zu Kitt und Anwurf. Mit der Türkenherrschaft begann für diese Monumente die Epoche rücksichtslosester Verwüstung, aber zugleich wandte sich das durch die Renaissance erweckte Interesse für die aus dem Alterthum erhaltenen Inschriften auch den in Griechenland vorhandenen zu. Die erste größere Sammlung legte in dem zweiten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts der Kaufmann und Forschungsreisende Kyriacus von Ancona an, doch ging er dabei ohne Kritik und Gewissenhaftigkeit zu Werke. Nach und nach entstanden dann andere Sammlungen, unter denen die des Grafen von Arundel hervorzuheben ist. Sie erschien im Jahre 1628 unter dem Titel „Marmora Arundelia sive Oxoniensia“ und umfaßte die nach unseren Begriffen überaus bescheidene Zahl von neunundzwanzig griechischen Inschriften; darunter befand sich aber die wichtige parische Marmorchronik, eine chronologische Tabelle mythischer und historischer Begebenheiten von dem attischen Urkönig Kekrops bis zum Jahre 263 v. Chr.

Erheblich vermehrt wurde die Zahl der bekannten Inschriften durch die Forschungsreisen, zu denen die in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gestiftete Londoner Gesellschaft der Dilettanti die Anregung gab. Im Jahre 1728 begab sich im Auftrage der Pariser Akademie Michel Fourmont nach Griechenland, um möglichst viele antike Inschriften abzuschreiben. Leider führte er seinen Auftrag in höchst unbefriedigender Weise aus, indem er nicht nur in seinen Abschriften Buchstaben ausließ oder willkürlich hinzufügte, sondern sich auch Fälschungen ganzer Inschriften zu Schulden kommen ließ.

Mit der Zeit speicherte sich in zahlreichen Reisebeschreibungen und Einzelsammlungen ein umfangreiches, aber schwer übersichtliches Material auf. Eine kritische, systematisch geordnete Zusammenfassung desselben in einem großen Thesaurus wurde bereits im achtzehnten Jahrhundert wiederholt von Italienern ins Auge gefaßt; erst Böckh brachte indessen das Vorhaben zur Ausführung. Durch die Vorarbeiten zu seiner „Staatshaushaltung der Athener“ war er zu einer eingehenden Beschäftigung mit den griechischen Inschriften veranlaßt worden und hatte dabei ebenso das Bedürfniß nach einer methodischen Sammlung derselben empfunden, wie ihren Quellenwerth in vollem Maße schätzen gelernt. Nachdem die Berliner Akademie den von ihm vorgelegten Plan zu einem Corpus der griechischen Inschriften gleich nach Beendigung der Freiheitskriege genehmigt hatte, begann er die Arbeit im Auftrage der Akademie und mit Unterstützung mehrerer hervorragender Gelehrter.

Nur ein Mann von Böckh's erstaunlicher Arbeitskraft, außerordentlicher Gelehrsamkeit und allseitiger Kenntniß des Alterthums, nur ein Mann ferner mit seinem sicheren Scharfblick für das Echte und das Unechte und seiner kritischen Divinationsgabe bei der Ergänzung verstümmelter Inschriften konnte es wagen, die Riesenaufgabe zu übernehmen. Böckh's Arbeiten sind für die moderne, wissenschaftliche Behandlung der griechischen Inschriften von grundlegender Bedeutung geworden. Wenn man erwägt, daß Böckh auf diesem Gebiete eigentlich nur an dem Italiener Corsini und dem Engländer Chandler nennenswerthe Vorgänger hatte, und daß ihm genaue, von Sachverständigen her-

gestellte Abklatsche der Originale nicht zur Verfügung standen, so wird man sein Werk, trotz der ihm anhaftenden Mängel, als eine nach dem damaligen Stande der Forschung bewundernswerthe Leistung bezeichnen müssen.

Die ersten beiden Bände des Corpus hat Böckh heftweise zwischen 1825 und 1843 allein herausgegeben; im Jahre 1853 erschien auf Grund des von ihm gesammelten Materials der dritte Band in der Bearbeitung von Joh. Franz; den Schlußband gaben 1856 und 1859 E. Curtius und Ad. Kirchhoff heraus. Die ganze Sammlung enthält 9926 Inschriften, deren Benutzung durch die werthvollen, von H. Röhl im Jahre 1877 vollendeten Indices wesentlich erleichtert wird.

Beim Abschlusse des großartigen Werkes entsprachen aber besonders die beiden ersten Bände nicht mehr dem Stande der Forschung. Einerseits hatte die Inschriftenkunde und epigraphische Kritik auf der von Böckh gelegten Grundlage, namentlich auch durch Kirchhoff's „Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets" (1863), erhebliche Fortschritte gemacht, andererseits waren inzwischen zahlreiche neue Inschriften durch gelehrte Reisende bekannt geworden. Nachdem bereits im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts die Engländer Dodwell, Gell und Leake verschiedene Theile Griechenlands besucht hatten, begann für die Durchforschung des Landes mit der Befreiung vom Türkenjoche eine neue Epoche. Newton sagt in seinem von Imelmann (1881) übersetzten Aufsatze über die griechischen Inschriften: „Die Funde der älteren Reisenden erscheinen nur wie eine Aehrenlese; die Schnitter kamen erst mit der Generation, die die Errichtung des Königreichs Griechenland und die Niederreißung der Schranken sah, welche Reisen in der Türkei für Europäer so schwierig gemacht hatten." Gelehrte aus England, Deutschland und Frankreich, sowie auch einheimische Archäologen bereisten Griechenland und Kleinasien und copirten Inschriften, so Fr. Thiersch, Ludwig Roß, Forchhammer, Joh. Franz, H. N. Ulrichs, K. O. Müller, E. Curtius, Prokesch-Osten, W. Vischer, Philipp Le Bas, Ch. Wescher, Leon Heuzey, Alex. Conze, Charles Thomas Newton, Rhangabis, Pittakis, Oikonomides, Stamatakis, Kumanudis u. A. Dann wurden die systematischen Ausgrabungen begonnen. Abgesehen von den Ausgrabungen, die Schliemann in Troja-Hissarlik, Mykenae und Tiryns veranstaltet und dann im Bereiche der mykenischen Cultur, namentlich die griechische archäologische Gesellschaft mit großem Erfolg weiter geführt hat, setzte man den Spaten vorwiegend an den großen Kultstätten an, wo die ergiebigste Ausbeute zu erwarten war. Die Deutschen deckten Olympia auf, die Franzosen gruben in Delphi, Delos und beim Heiligthume des ptoischen Apollon zu Akraiphia in Böotien, die griechische archäologische Gesellschaft räumte die Akropolis auf und veranstaltete Ausgrabungen in den Heilgthümern zu Eleusis, Epidauros und Oropos. Dazu kamen die Ausgrabungen von Karapanos in Dodona, die von O. Rayet und Thomas im Heiligthume des didymäischen Apollon bei Milet, von Wood im Artemision zu Ephesos, von Hermann und Conze in Pergamon, von Clarke zu Assos, von Petrie in Naukratis, von Federico Halbherr und E. Fabricius im kretischen Gortyn, endlich von der amerikanischen Schule zu Athen beim Heraion in Argolis. Aus diesen Ausgrabungen zog die Epigraphik reichen Gewinn. Zweifellos wird bei

der fortgesetzten Durchwühlung des griechischen Bodens, auf dem einst Hunderte von selbständigen Städten blühten, der Zufluß an Inschriften noch lange in unverminderter Stärke fortdauern. Schon hört man von außerordentlich wichtigen Inschriften, welche die in Delphi wieder aufgenommenen Ausgrabungen der Franzosen zu Tage gefördert haben.

Unter den obwaltenden Umständen mußte es unthunlich erscheinen, die große Masse neuer Inschriften nach dem Plane Böckh's in Supplementen zum Corpus zu veröffentlichen. Vielmehr ging die Berliner Akademie an die Herstellung eines vollständig neuen Thesaurus heran, und zwar zunächst an die eines Corpus der attischen Inschriften, das den Haupttheil des ersten Bandes des Böckh'schen Werkes ersetzen sollte. Im Jahre 1873 erschien der erste von A. Kirchhoff herausgegebene Band des „Corpus inscriptionum Atticarum", welcher die älteren attischen Inschriften bis zum Archontenjahre des Eukleides (403 v. Chr.) umfaßt. Außer dem Material Böckh's standen dem Herausgeber sorgfältige Abschriften und Abklatsche von L. Roß, A. v. Velsen, Waddington, U. Köhler u. A. zur Verfügung. Namentlich hat U. Köhler mit geübtem Kennerblick die Steine geprüft und den Text sichergestellt. In der zeitlichen Anordnung, sachlichen Erläuterung und Ergänzung der Inschriften zeigt sich Kirchhoff's Scharfsinn in glänzender Weise. Auch die durch Typen und Holzschnitte in verkleinertem Maßstabe erfolgte Reproduction der Inschriften gibt zwar kein mathematisch treues Abbild derselben, hat jedoch durchweg eine billigen Ansprüchen genügende Aehnlichkeit erzielt. Nur durch einen erheblichen, die Verbreitung des Werkes beeinträchtigenden Mehraufwand hätte sich eine bessere Reproduction erzielen lassen.

Dem ersten Bande reihen sich ebenbürtig die beiden folgenden an. Der zweite, von U. Köhler bearbeitete, umfaßt in drei 1877 bis 1888 erschienenen Theilen die attischen Inschriften bis zur Zeit des Augustus, der dritte, von W. Dittenberger herausgegebene, enthält in zwei Theilen (1878 und 1882) die Inschriften aus der römischen Kaiserzeit. Diese Sammlung vereinigt über achttausend attische Inschriiten, aber bereits sind bedeutende Supplemente erforderlich geworden und drei Ergänzungshefte zum ersten Bande erschienen.

Zwei andere Theile des neuen Thesaurus bilden die von Kaibel gesammelten Inschriften des westgriechischen Culturgebietes (Inscriptiones gr. Italiae et Siciliae, Berlin 1890) und das von Dittenberger bearbeitete Corpus der nordgriechischen Inschriften, von dem der die megarischen, oropischen und böotischen umfassende erste Band im letzten Jahre erschienen ist. Die Inschriften der übrigen Theile der hellenischen Welt sind noch in Einzelsammlungen und Zeitschriften weithin zerstreut und daher schwer zu übersehen. Zu den hervorragendsten Sammlungen gehört die von H. Röhl herausgegebene der ältesten, nicht-attischen Inschriften (1882), dann die unter der Leitung von H. Collitz von mehreren Gelehrten veranstaltete Sammlung der Dialekt-Inschriften (seit 1883), ferner die von C. T. Newton und E. L. Hicks besorgte Collection der Inschriften des Britisch Museum (1886—1890) und die von Latychen bearbeitete Zusammenstellung der Inschriften von der Nordküste des schwarzen Meeres (1885—1890). Schließlich darf Dittenberger's treffliche Auswahl wichtiger Inschriften (1883) nicht unerwähnt bleiben.

Die Gesammtzahl der gegenwärtig veröffentlichten Inschriften läßt sich mit einiger Genauigkeit kaum bestimmen. Schon die Zahl der attischen kommt etwa gleich der im ganzen Böckh'schen Corpus veröffentlichten. Kaibel's westgriechische Inschriften zählen über 2500 Nummern, der erste Band der nordgriechischen weist 4269 auf. Bei Böckh stehen 124 böotische Inschriften, bei Dittenberger gegen 900, außerdem gegen 3000 oropische. Böckh hatte eine Sammlung von etwa 120 delphischen Inschriften; in der Sammlung der Dialekt-Inschriften sind allein 403 delphische Freilassungsurkunden veröffentlicht. Das British Museum besitzt 785 Inschriften von Ephesos. Die Inschriften der Insel Kos haben Paton und Hicks in einem eigenen kleinen Corpus von nicht weniger als 437 Nummern bearbeitet.

Der Umfang dieser epigraphischen Denkmäler ist allerdings in einem erheblichen Theile ein sehr geringer. Abgesehen von den Aufschriften auf Vasen und Münzen, begegnen uns zahlreiche Inschriften auf Grabsteinen, Grenzmarken, Weihgeschenken, Basen von Statuen u. s. w., die nur wenige Worte oder Namen enthalten. Aber andererseits gibt es Rechnungsurkunden und amtliche Inventare, die große Aktenstücke darstellen. Die von den Verwaltern des delischen Apollon-Tempels bei der Uebergabe ihres Amtes an die Amtsnachfolger jährlich veröffentlichten Abrechnungen über ihre Kassenverwaltung und die damit verbundenen Verzeichnisse der Tempelgeräthe umfassen mehrere Hundert Zeilen. Im Jahre 180 vor Chr. erreichen die betreffenden Urkunden eine Länge von nicht weniger als 510 Zeilen mit 60 000 Buchstaben. Die etwa in den Beginn des vierten Jahrhunderts fallende Baurechnung des Asklepios-Tempels in Epidauros ist 305 Zeilen lang. Zwei- bis dreihundert in mehrere Spalten getheilte Zeilen füllen die Uebergabe-Urkunden der athenischen Werftvorsteher. Auch manche Volksbeschlüsse und Gesetze haben einen beträchtlichen Umfang. Die aus dem fünften Jahrhundert stammende Novelle zum Familien- und Sclavenrecht von Gortyn zählt in zwölf Columnen etwa 17 000 Buchstaben.

Ebenso mannigfaltig wie der Umfang der Inschriften ist ihr Inhalt. Sie umfassen alle Gebiete des privaten, religiösen und staatlichen Lebens. Da haben wir Gesetze, Staatsverträge, Volks- und Rathsbeschlüsse, Beschlüsse von Communen, Verbänden und Genossenschaften, ferner zahlreiche, an griechische Städte gerichtete Sendschreiben hellenistischer Könige und römischer Kaiser. Eine andere Kategorie bilden die amtlichen Aufzeichnungen von Behörden, als Abrechnungen von Schatzmeistern, Rechnungsbeamten, Bauvorstehern, Vollziehungsbeamten, Tempelverwaltern, ferner Inventare von Tempelgeräthen und Werftbeständen. Daran schließen sich seit dem vierten Jahrhundert Verzeichnisse von Archonten, Prytanen, Richtern, Schiedsmännern, Trierarchen, Staatsgastfreunden, Choregen, Siegern in den Wettspielen, dramatischen Aufführungen, tragischen und komischen Dichtern und Schauspielern, von Epheben und Vereinsgenossen. In das Gebiet des Privatrechts führen uns dann die Hunderte von Freilassungsurkunden, die Kauf-, Pacht- und Miethskontrakte, die Hypothekensteine und Bau-Urkunden mit den Bauplänen und Submissionsbedingungen. Dann kommen die zahllosen öffentlichen und privaten Weih-, Ehren- und Grabinschriften, die Aufschriften auf Richtertäfelchen, Grenzsteinen, Altären, Theaterplätzen, Kunstwerken und Geräthen, schließlich die

Orakelanfragen, die Opfervorschriften, Opferkalender und andere sacrale Verordnungen.

Diese Fülle von Inschriften bildet bereits eine feste Grundlage im ganzen Bereiche der griechischen Alterthumskunde, aber auch die Geschichte im engern Sinne, die Erforschung und Darstellung der politischen Entwicklung des hellenischen Volkes, hat an ihnen in weitem Umfange einen überaus werthvollen Quellenstoff gewonnen. Die Inschriften ermöglichen es nicht nur, vielfach die chronologische Folge und den Zusammenhang von Ereignissen genauer, als es die literarische Ueberlieferung gestattete, mit urkundlicher Sicherheit festzustellen, sondern liefern auch eine Menge neuer historischer Thatsachen und geben wichtige Aufschlüsse über die Gründe und Ziele des politischen Handelns. Bei dem engen Zusammenhange der inneren Lage eines Staates mit seiner Wirksamkeit und Leistungsfähigkeit nach außen hin eröffnet die durch die Inschriften erweiterte oder überhaupt erst begründete Kenntniß der Verfassung, der Staatsverwaltung und des Finanzwesens oft genug neue Gesichtspunkte hinsichtlich der auswärtigen Politik und Kriegsführung.

Bei den Vorzügen des Urkundlichen und Unmittelbaren, welche den inschriftlichen Quellenstoff vor der literarischen Ueberlieferung auszeichnen, wird jede griechische Geschichte die Inschriften so weit wie möglich als Grundsteine für ihren Aufbau benutzen müssen. Aber ein für die Geschichte sehr wesentliches Moment kommt in den das Staatsleben betreffenden Inschriften wenig oder gar nicht zur Geltung, nämlich die einzelne historische Persönlichkeit als solche mit ihren charakteristischen Eigenschaften und den ihr Handeln bestimmenden psychologischen Motiven und Leidenschaften. In den Inschriften redet nicht die Persönlichkeit, sondern das Amt, das staatliche Organ oder die Gemeinde. Auch bei der Formulirung der Volksbeschlüsse ist die Individualität des Antragstellers gebunden durch die feststehende Form und den conventionellen Stil. Wohl treten beispielsweise in den von einem politischen Freunde des Perikles beantragten Volksbeschlüssen über die Bildung eines Centralschatzes „der andern Götter" und die Verwaltung des Tempelvermögens die leitenden Grundsätze der perikleischen Politik deutlich hervor, wenn sie bei möglichster Berücksichtigung der künstlerischen Ausschmückung der Burg doch im Hinblick auf den als unvermeidlich erkannten Entscheidungskampf mit Sparta vor Allem die Sammlung der finanziellen Mittel des Staates, sowie die Verstärkung der Mauern und Flotte ins Auge fassen. Aber selbst wenn uns Dutzende von Volksbeschlüssen, die Perikles persönlich beantragt hätte, vorlägen, so würden wir von seinem eigenartigen Charakter und seiner ganzen Sinnesart noch lange nicht das klare Bild erhalten, das uns Thukydides von ihm entworfen hat. Mag auch die Auffassung und Darstellung des großen Historikers durch Zuneigung und Abneigung, durch Einwirkung der Phantasie und unzureichende Kenntniß vielfach gefärbt, getrübt und lückenhaft sein, so führt er uns doch in seiner Geschichte des gewaltigen Kampfes um die Vorherrschaft über Griechenland die handelnden und redenden Persönlichkeiten, die Land- und Seekämpfe, das Wüthen der Pest und die Ausbrüche der Parteileidenschaft, das politische Intriguenspiel und die wechselnden Volksstimmungen lebendig wie in einem Drama vor Augen. Eine solche Quelle kann durch die größte Fülle von In-

schriften nicht ersetzt, sondern nur ergänzt und berichtigt werden. Man wird daher niemals den Versuch machen dürfen, eine griechische Geschichte unter Hintansetzung der Historiker, Dichter und Redner wesentlich nach den Inschriften zu schreiben.

Aus der Zeit vor den Perserkriegen sind im Vergleich mit der späteren verhältnißmäßig wenige Inschriften erhalten, und zwar sind es meist kurze Grab-, Weih- und Künstlerinschriften. Das liegt zum großen Theil daran, daß damals überhaupt nicht so viele Staatsinschriften vorhanden waren. Denn einerseits entwickelte sich erst im fünften Jahrhundert, unter dem Einflusse der in vielen Städten zur Herrschaft gelangenden Demokratie, das Bedürfniß nach allseitiger Oeffentlichkeit der Staatsverwaltung, andererseits wird der Umfang der öffentlichen Aufzeichnungen naturgemäß immer geringer, je mehr man sich der Zeit nähert, wo es noch an allgemeinerer Kenntniß der Schrift und an Leuten fehlte, die Schriftzeichen in Stein und Bronce einzugraben geübt waren Die Anwendung der Schrift bei den Griechen, insbesondere bei den Joniern, reicht allerdings wohl in das neunte oder zehnte Jahrhundert zurück, aber erst als sich im siebenten Jahrhundert Aegypten dem griechischen Handel erschloß, und die Griechen reichlicher und billiger als durch den Zwischenhandel im Papyrus in bequemes Schreibmaterial erhielten, dürfte der Schriftgebrauch allgemeiner in Aufnahme gekommen sein.

Obschon die bisher geltende Ansicht, daß die gleichzeitige, amtliche Aufzeichnung der olympischen Sieger bereits in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts begann, durch J. P. Mahaffy erschüttert worden ist, so hat man doch im achten und siebenten Jahrhundert an verschiedenen Orten Priester-, Beamten- und Siegerlisten anzulegen angefangen. Daran schlossen sich zur Sicherung der Rechtspflege und der Beziehungen zu den Nachbarstaaten Aufzeichnungen von Stadtrechten, Gesetzen und Verträgen. Das erste schriftlich fixirte Stadtrecht soll das des Zaleukos von Lokroi gewesen sein, der etwa um die Mitte des siebenten Jahrhunderts lebte. Jedenfalls wurde um 620 vor Chr. in Athen Drakon's Blutrecht aufgezeichnet.

Die ältesten uns erhaltenen Inschriften, namentlich einige von der Insel Thera und eine attische Gefäßinschrift, reichen bis in die zweite Hälfte des siebenten Jahrhunderts zurück. Ein sehr wichtiges epigraphisches Denkmal haben einige ionische und karische Söldner hinterlassen, die mit dem ägyptischen Könige Psammetichos den Nil aufwärts nach Aethiopien gezogen waren und ihre Namen auf den Kolossen des Tempels von Abu-Simbel einkratzten. Wahrscheinlich geschah das gegen Ende der Regierung des ersten Psammetichos, d. h. vor dem Jahre 610. Um 600 sind die ältesten milesischen Inschriften anzusetzen; die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts erreichen die von Flinders Petrie in Naukratis gefundenen und einige von Melos.

In dieselbe Zeit fällt die aus Delos stammende, für die Kunstgeschichte bedeutungsvolle Weihinschrift auf einer Statue, die ein Werk des Achermos aus Chios war, des ersten namhaften griechischen Bildhauers, von dem sich eine Kunde erhalten hatte. Um 580 ist ferner das in Olympia gefundene, elische Gesetz erlassen worden, welches dem Einzelnen und seinem Geschlechte die Ahndung der Zauberei entzieht und ein bemerkenswerthes Glied in der Reihe von Gesetzen

bildet, durch welche damals in Griechenland die auf Grund größerer Centralisation in den einzelnen Landschaften erstarkte Staatsgewalt die Selbsthülfe einschränkte. Mehrere andere auf olympischen Broncen erhaltene Gesetze und Verträge, die uns einen Einblick in die Zustände und Verfassungsverhältnisse von Elis gewähren, gehören ebenfalls noch der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts an. Etwas jünger sind die Bruchstücke der ältesten auf den Wänden eines öffentlichen Gebäudes eingegrabenen Gesetze der kretischen Stadt Gortyn.

Man hatte früher Zweifel hegen können, ob in Athen vor den Perserkriegen Volksbeschlüsse in Stein eingegraben und veröffentlicht wurden. Die Gesetze Drakon's und Solon's waren auf drehbaren, der Verwitterung leicht ausgesetzten Holzpfeilern oder Axones aufgezeichnet. Vor einigen Jahren fand man indessen bei der Aufräumung der Akropolis ein Bruchstück eines im sechsten Jahrhundert gefaßten Volksbeschlusses, der die staatsrechtliche Stellung derjenigen Bürger regelt, die als Kleruchen (Colonisten) auf der den Megariern entrissenen Insel Salamis zu deren dauernder Sicherung angesiedelt werden sollten. Dazu kamen dann zahlreiche kleine Bruchstücke einer aus der Zeit vor den Perserkriegen stammenden Verordnung über die Verwaltung des Hekatompedon, des alten Athena-Tempels. Die Gewißheit, daß Steine mit Volksbeschlüssen aus dem sechsten Jahrhundert in Athen vorhanden waren, und daß also die attischen Chronisten die Möglichkeit hatten, für diese frühe Zeit auch urkundliche Quellen zu benutzen, ist für die Beurtheilung des geschichtlichen Werthes der literarischen Ueberlieferung von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Umfangreicher wird der inschriftliche Quellenstoff um die Mitte des fünften Jahrhunderts. Die Geschichte Athen's in der Zeit des Perikles und des peloponnesischen Krieges hat aus ihm unschätzbaren Gewinn gezogen. Die Organisation und Verwaltung des attischen Seereiches ist erst durch Inschriften, namentlich durch die sogenannten Tributlisten und mehrere Volksbeschlüsse über einzelne Bundesstädte näher bekannt geworden. Eine richtige Anschauung vom attischen Finanzwesen erhielten wir erst durch die Volksbeschlüsse über die Bildung eines Schatzes „der andern Götter" und die Verwaltung der Tempelgelder, durch die Uebergabe-Urkunden und Abrechnungen der Schatzmeister der Athena, durch die Zinsabrechnungen der Logisten für die vom Staate während des Krieges aus den Tempelschätzen geliehenen Summen und durch verschiedene andere Urkunden. Zugleich ließ sich aus jenen Abrechnungen die Chronologie des peloponnesischen Krieges und der attische Kalender sicherer feststellen. Unsere Kenntniß der perikleischen Bauten wurde vielfach bereichert durch die Ueberreste von Abrechnungen, welche die Bauvorsteher des Parthenon, der Propyläen und des Erechtheions ablegten. Das kleine Bruchstück eines um 450 über Verhandlungen mit Segesta gefaßten Volksbeschlusses und die den Abschluß von Bündnissen mit Rhegion und Leontinoi betreffenden Volksbeschlüsse aus dem Jahre 433/2 warfen auf die politischen Beziehungen Athens zu Sicilien mancherlei neues Licht. Die Auffindung eines Bruchstückes der von Thukydides copirten und in sein Werk aufgenommenen Urkunde des im Jahre 420 zwischen den Athenern, Argivern, Mantineern und Eleern abgeschlossenen Bündnisses ist von Wichtigkeit für die Frage der Textüberlieferung und zeigt uns zugleich die Art, wie Thukydides die

Urkunden benutzt hat. Vielfach fällt auch ein Lichtstrahl auf die von der literarischen Ueberlieferung wenig oder gar nicht berührten Verhältnisse in anderen Städten und Landschaften. So gewährt die bereits erwähnte, umfassende Rechtsaufzeichnung von Gortyn höchst interessante Einblicke in das damalige kretische Familien-, Erb- und Sklavenrecht, in das Gerichtsverfahren und auch in die staatliche Ordnung. Diese Rechtsaufzeichnung war das Ergebniß einer Revision einzelner Abschnitte des Stadtrechtes, wobei der Gesetzgeber deutlich die Einschränkung der faustrechtlichen Selbsthülfe und die Verbesserung der rechtlichen Stellung der Frauen im Auge hatte. Das primitive Beweisrecht kennt keine Urkunden, sondern nur Zeugen und Eid; die Schrift spielt in dem Verfahren noch gar keine Rolle. Eine andere Urkunde aus dem fünften Jahrhundert erregte wegen gewisser Beziehungen zum Leben Herodot's besondere Aufmerksamkeit. Sie enthält ein auf Grund eines zwischen den Schwesterstädten Halikarnassos und Salmakis und dem vertriebenen Tyrannen Lygdamis getroffenen Uebereinkommens erlassenes Gesetz, das die in Folge der politischen Umwälzung gestörten Besitzverhältnisse regelt.

Der breite Strom der epigraphischen Quellen setzt jedoch erst im vierten Jahrhundert ein, erreicht in makedonischer Zeit seine volle Mächtigkeit und verliert sich dann allmälig in der römischen Kaiserzeit mit dem Verfalle der antiken Welt. Obwohl wir für das vierte Jahrhundert, namentlich an den Rednern und den gleichzeitigen, mittel- oder unmittelbar erhaltenen Historikern, einen umfangreichen literarischen Quellenstoff besitzen, so verdanken wir doch den Inschriften bedeutungsvolle Aufschlüsse über die föderativen Bestrebungen Athens nach der Schlacht bei Knidos (394), die genauere Kenntniß der Verfassung des zweiten athenischen Seebundes und die Kunde von so wichtigen Thatsachen, wie von der Bildung eines böotischen Einheitsstaates nach der Befreiung Thebens von der spartanischen Herrschaft. Im dritten Jahrhundert vollends wird das Dunkel, in das wir bei der Dürftigkeit der literarischen Ueberlieferung bis zum Beginne des polybianischen Werkes vielfach versetzt sind, erst durch die Inschriften mehr und mehr aufgehellt. Für die Geschichte Athens, für die Entwicklung und Verfassung der delphischen Amphiktyonie, des ätolischen und achäischen Bundes, für die Organisation der zahlreichen, auf eine Landschaft beschränkten Stammbünde, für das Eingreifen der hellenistischen Fürsten in Griechenland und vieles Andere bieten sie ein werthvolles Material. Die Organisation des Bundes der thessalischen Magneten in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ist fast nur durch Inschriften bekannt. Am meisten hat in Folge der französischen Ausgrabungen Delos gewonnen, das mit seinem ehrwürdigen Apollon-Heiligthume als sacraler und theilweise auch politischer Mittelpunkt der es umgebenden Inselwelt weit über diese hinaus in Griechenland Ansehen und Einfluß besaß. Ueber die Geschichte von Delos waren wir für die Zeit von 315 bis 166, wo das Heiligthum unter der eigenen, selbständigen Verwaltung der Delier stand, fast gar nicht unterrichtet. Gerade für diese Zeit haben die Ausgrabungen die reichhaltigsten Inschriften, im Ganzen etwa 450 vollständige und fragmentarische, zu Tage gefördert. Die langen Jahresabrechnungen und Inventare der delischen Tempelverwalter bieten uns bis in die kleinsten Einzelheiten, bis zu den Aus-

gaben für Fichtenreisig und den Erlösen für Taubendünger, eine urkundlich gesicherte Kenntniß des ganzen Getriebes der Tempelverwaltung, sowie der in ihren Bereich fallenden socialen und ökonomischen Verhältnisse.

Angesichts des bereits vorhandenen Bestandes an Inschriften und der mit Sicherheit noch zu erwartenden starken Vermehrung derselben darf man wohl die Frage aufwerfen, ob nicht eine zukünftige griechische Geschichte sich nicht nur durch bessere Kenntniß einzelner Ereignisse und Epochen von den uns vorliegenden Darstellungen unterscheiden wird, sondern auch durch einen wesentlich erweiterten Rahmen und einen zum Theil anders gearteten Inhalt.

In Grote's, für die gegenwärtige Auffassung der griechischen Geschichte bahnbrechendem Werke, das sich auf breiter Grundlage aufbaut und ebenso durch die umfassendste Quellenkenntniß, wie durch verständnißvolle und lebendige Anschauung der politischen und socialen Zustände des griechischen Alterthums auszeichnet, treten die Inschriften noch ganz zurück. In vielen wesentlichen Punkten ist daher dieses Meisterwerk leider veraltet. So hat, um ein Beispiel anzuführen, Grote von dem attischen Seereiche, in dem die politische Größe und Leistungsfähigkeit des perikleischen Athen wurzelte, eine durchaus mangelhafte Kenntniß, weil wir über dasselbe hauptsächlich durch die später zu Tage getretenen Inschriften unterrichtet sind. Im Jahre 1855 erschien der letzte Band von Grote's Geschichte, im Jahre 1869 veröffentliche U. Köhler in den Abhandlungen der Berliner Akademie seine grundlegenden „Urkunden und Untersuchungen zur Geschichte des delisch-attischen Bundes". Bei E. Curtius, namentlich in den späteren Auflagen, bei Duncker und Ad. Holm sind die Inschriften bereits in umfassender Weise verwerthet, indem mit Hülfe derselben die Thatsachen, welche den hergebrachten Inhalt einer griechischen Geschichte bilden, theils sicherer begründet oder richtiger dargestellt, theils durch neue gleichartige vermehrt werden.

In Zukunft wird jedoch der inschriftliche Quellenstoff voraussichtlich eine tiefer greifende Wirkung ausüben. Freilich einer so weit gehenden Umgestaltung, wie sie die älteste Epoche durch die Aufdeckung der mykenischen Cultur erfahren hat, wird die ganze Geschichte Griechenlands nie unterliegen, da für die eigentlich historische Zeit ein starkes Gefüge von Thatsachen feststeht. Doch läßt sich schon voraussehen, daß das halb geschichtliche Dunkel der großen Wanderung der Stämme, welche den Zusammenbruch jener Cultur herbeiführte und den Grund für die uns bekannte Geschichte Griechenlands legte, durch Inschriften in Verbindung mit archäologischen Funden und kritischer Mythenforschung erheblich aufgehellt werden wird. Fortwährend erweitert sich die Kenntniß der Culte, Monatsnamen, Geschlechter, Bürgereintheilungen, Ortsnamen und dialektischen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Städte und Stämme. Aus diesem Quellenstoffe ergeben sich vielfach wichtige Schlüsse für den Verlauf der Wanderung. Man darf z. B. aus dem Umstande, daß der local-lakonische Cultus des amykläischen Apollon auf Kypros vorkommt, und daß die griechische Bevölkerung dieser Insel einen mit dem Arkadischen nahe verwandten Dialekt sprach, den Schluß ziehen, daß jener Cultus von Auswanderern, die in Lakonien zu Hause und mit den Arkadern verwandt waren, nach Kypros gebracht wurde. Durch Inschriften bekannt gewordene Eigenthümlichkeiten des Dialekts, Orts- und

Geschlechtsnamen machen es ferner, um noch einen Fall anzuführen, höchst wahrscheinlich, daß die Insel Chios zunächst von Auswanderern aus Euböa, Böotien und Thessalien besiedelt und erst später ionisirt wurde. Bei der Verwerthung des inschriftlichen Quellenstoffes für die Geschichte der Wanderung handelt es sich auch nur um die Klärung eines Theiles des üblichen Inhaltes einer griechischen Geschichte, indessen nach zwei Richtungen hin dürfte dieser Inhalt eine wesentliche Veränderung erfahren.

Die bisherigen Darstellungen behandeln neben der politischen Entwicklung und der Kriegsgeschichte in einzelnen Abschnitten Wissenschaft und Kunst, Religion und Philosophie, gehen auch wohl auf die Handelsbeziehungen und das Münzwesen ein, allein auf die wirthschaftliche Lage und die materielle Existenz der Bevölkerung richten sie ihren Blick nur gelegentlich, namentlich bei Verfassungsveränderungen und Staatsumwälzungen, die durch sociale Nothstände mitbedingt wurden. Es fehlt an einer eingehenderen, zusammenhängenden Berücksichtigung des wirthschaftlichen und socialen Lebens im Zusammenhange mit der politischen Entwicklung. Bei der fortwährend sich steigernden Bedeutung der socialen Verhältnisse und Fragen für den modernen Staat und die moderne Cultur kann es nicht ausbleiben, daß auch in der Geschichte diese Dinge mehr als bisher in den Vordergrund treten werden. Das zeigt bereits die Behandlung der deutschen Geschichte durch K. W. Nitzsch und jetzt durch Lamprecht. Für die griechische Geschichte mangelte es in dieser Hinsicht früher durchaus an genügendem Quellenstoff; auch gegenwärtig ist derselbe noch unzureichend, aber die Inschriften bieten doch bereits eine Fülle werthvoller Angaben über Löhne, Miethen, Pachtgelder, Verpflegungskosten, über Preise von Handwerkerarbeiten, von Getreide, Oel, Vieh und Geflügel, von Kleidungsstücken, Baumaterial und allen möglichen anderen Dingen. Die Ephebenkataloge geben hier und da Aufschlüsse über die Bevölkerungszahl, die attischen Prytanenkataloge über die Vertheilung der Bürgerschaft auf die einzelnen Gemeinden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Material noch einen sehr erheblichen Zuwachs erhalten und ein näheres Eingehen auf die Entwicklung der wirthschaftlichen Zustände ermöglichen wird. Den erforderlichen Raum wird man dadurch gewinnen, daß man die wesentlich nur vom militärischen Gesichtspunkte aus wichtigen Thatsachen der Kriegsgeschichte in die Kriegsalterthümer verweist.

Was die andere Richtung betrifft, so hat vor einem Jahrzehnt ein geistvoller Alterthumsforscher geäußert: „Kommen muß, kommen wird der Tag, wo attisches Staatsrecht und attische Geschichte die gestaltlosen Schatten der griechischen Alterthümer und der griechischen Geschichte verscheuchen wird." Wir erwarten im Gegentheil, daß vielmehr die Inschriften zwar nicht durch die Verkörperung einzelner Persönlichkeiten, wohl aber durch die zahlreicher Gemeinwesen der griechischen Geschichte lebendige Gestalten zuführen werden. Wohl trieb in Athen das Hellenenthum seine edelste Blüthe, aber nicht seine einzige. Gerade die außerordentliche Mannigfaltigkeit der unabhängigen und auf ihre Autonomie eifersüchtigen Gemeinwesen, die man wegen ihrer schlimmen Einwirkung auf die politische Gesammtentwicklung des hellenischen Volkes beklagen mag, verleiht der

griechischen Geschichte im Gegensatze zu der römischen ihr charakteristisches Gepräge und ihren eigenen Reiz.

Mit vollem Rechte ruht der Blick des Historikers in erster Linie auf Athen, in zweiter auf Sparta. Wie das hundertjährige Ringen beider Städte um die Hegemonie den Höhepunkt des politischen Lebens der Griechen beherrscht, so wurzelt auch die uns aus jener Zeit erhaltene Literatur wesentlich in Athen. Neben diesen Hauptstaaten berücksichtigt man dann die Städte zweiten Ranges, wie Theben, Korinth, Argos und im Westen Syrakus, je nachdem sie an der großen Politik einen erheblichen Antheil nehmen oder sonst irgendwie in geschichtlich bedeutsamer Weise hervortreten. Der nach Hunderten zählenden Masse der übrigen Städte wird im Ganzen nur eine gelegentliche Erwähnung zu Theil, namentlich in der Kriegs- und Colonialgeschichte oder bei der Besprechung von Bundesverhältnissen. So lange es nur wenig gab, was den Verlust der 158 aristotelischen Verfassungsbeschreibungen auch nur einigermaßen ersetzen konnte, und wir bloß das Staatswesen Athen's und Sparta's genauer kannten, waren die anderen griechischen Staaten in der That nicht viel mehr als „schattenlose Gestalten". Aber die Inschriften gewähren nun bereits einen tieferen Einblick in das innere Leben einer ganzen Anzahl von städtischen Gemeinwesen. Abgesehen von Delos, hat beispielsweise aus Inschriften Holleaux die Verfassung des kleinen böotischen Landstädtchens Akraiphia bis ins Einzelne darstellen können, Latyschew von den staatlichen Einrichtungen der an der Peripherie der hellenischen Welt belegenen Stadt Chersonasos in der Krim ein klares Bild zu entwerfen vermocht. Man ist auch schon im Stande, nicht bloß über athenische, sondern über griechische Volksbeschlüsse, Behörden und Rechtsverhältnisse Untersuchungen anzustellen. Denn bei aller Mannigfaltigkeit zeigt doch die Organisation der meisten griechischen Staatswesen gewisse gleichartige Grundzüge. Es wird in Zukunft gewiß die Möglichkeit gegeben sein, bei vielen Städten für die einzelnen Epochen neben den Besonderheiten das Gemeinsame in der Entwicklung der Verfassung und des Gemeindelebens festzustellen und damit das Material zu einer Geschichte nicht bloß der hervorragendsten Stadtgemeinden, sondern des griechischen Bürgerthums zu gewinnen. Es verhält sich mit dem Anblicke der hellenischen Welt wie mit dem des bestirnten Himmels: nicht eine kleine Zahl hellglänzender Sterne, sondern das Sternenheer in seiner Gesammtheit verleiht ihm seinen vollen, wunderbaren Reiz.

Ein Staatsmann der alten Schule.

Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen.

Nach Staatsacten und Correspondenzen
von
Ludwig von Hirschfeld.

II.

Nach der Einnahme Lübecks am 5. December rückten die Mecklenburger als Theil der Division Vegesack in Holstein ein und folgten den abziehenden Dänen bis in die Gegend von Kiel. Die Division gehörte zu dem Corps des General Wallmoden. In dem Treffen von Seheſtedt (10. December) griffen die beiden Jägerregimenter unter Müller und Osten-Sacken thatkräftig ein und erlitten bedeutende Verluste. Prinz Gustav, der dritte Sohn des Herzogs, attaquirte an der Spitze einer Schwadron reitender Jäger, verlor in heißem Gefecht sein Pferd und zwei Finger, gerieth auch auf kurze Zeit in Gefangenschaft, wurde aber wieder herausgehauen. Das Treffen ging verloren, und die Dänen setzten ihren Rückzug auf Rendsburg fort. Auf den am 15. December geschlossenen Waffenstillstand folgte am 15. Januar der Friede zwischen Schweden und Dänemark. Die in Holstein verwendeten Corps wurden nun für eine andere Bestimmung frei. Die Landesvertheidigung fiel dem activen Landsturm zu, welcher durch ein Aufgebot vom 12. October 1813 in der Stärke von 4000 Mann ausgehoben und zu sechs Bataillonen formirt worden war.

Während so Alt und Jung an dem Befreiungswerk theilnahm, und die ganze Bevölkerung durch persönliche Opfer und freiwillige Spenden in patriotischer Hingabe wetteiferte, fiel der Regierung zu den vielen finanziellen Sorgen noch die schwierige Aufgabe zu, ihr Verhältniß zu den alliirten Mächten in befriedigender Weise zu regeln. Die Beziehungen zum Verwaltungsrath waren noch immer gespannt. Hierzu gesellte sich ein peinliches Gefühl der Unsicherheit über die Zukunft Deutschlands, ja selbst über den eigenen Besitzstand. Gebietsaustauschungen und Mediatisirungen waren damals an der Tagesordnung. Um so erhebender ist es, den Blick des Herzogs und seiner Räthe

in dieser unruhigen Zeit auf die künftige Gestaltung des Deutschen Reiches gerichtet zu sehen. Größer, als um die eigene Sicherheit, war ihre Besorgniß, die Frucht so vieler Anstrengungen und Opfer möchte in dem Kampf selbstsüchtiger Interessen wieder verloren und Deutschland nicht geeint und gekräftigt aus der Krisis hervorgehen. Genährt wurde diese Befürchtung durch vertrauliche, nach Schwerin gelangte Mittheilungen, wonach bei den Hauptmächten der Plan einer Trennung Deutschlands in einen norddeutschen und einen süddeutschen Staatenbund zu bestehen schien. „Namentlich soll Oesterreich," so schrieb der Minister eines befreundeten Staates, „sein Protectorat über die süddeutschen Staaten fast wie eine ausgemachte Sache ansehen." Herzog Friedrich Franz war über ein solches Theilungsproject in hohem Grade entrüstet, und Herr von Plessen mußte auf sein Geheiß eine Vertragsacte entwerfen, durch welche sich die mindermächtigen deutschen Fürsten verbinden und einander geloben sollten: „sich von allen einseitigen und selbstsüchtigen Interessen loszusagen und die Einheit und Selbständigkeit des gemeinsamen deutschen Vaterlandes zum Hauptaugenmerk zu nehmen." In einer Reihe von Artikeln wurden die Grundzüge der künftigen Reichsverfassung klar und entschieden bezeichnet. Deutschland sei in seinen geographischen Grenzen zwar nicht genau wieder herzustellen, müsse aber „in Zukunft ein Reich bilden, welches nicht eine Verbindung einzelner Staaten darstelle, sondern in Bezug auf äußere Politik und Militärkraft als ein einziges, ungetrenntes Ganze" erscheine. Jede Theilung in ein südliches oder nördliches oder in ein katholisches und protestantisches Deutschland sei entschieden zu bekämpfen. Der Kaiser als Reichsoberhaupt solle die Leitung der äußeren Politik und die höchste Militärgewalt als Oberfeldherr innehaben und die Kaiserwürde zwischen Oesterreich und Preußen alterniren. In ihrem Landesregiment sollten die Fürsten selbständig sein; „doch wollen Wir," hieß es, „als deutsche Männer dem Geiste der Deutschen folgen, welche nicht neuerungssüchtig sind, an dem Angeerbten und Herkömmlichen hängen und vor allen Dingen von dem angesprochen werden, was einfach und wahr und gerecht ist. Wir wollen demnach dahin streben, daß bei der künftigen Gestaltung Deutschlands die Erfahrungen und strengen Lehren der letzten Jahre vorurtheilsfrei und redlich benutzt werden." Dieses merkwürdige Actenstück, das von einem Hauch deutschpatriotischer Gesinnung durchweht ist, sollte als Grundlage zu einem Fürstenbund dienen. Es wurde den Herzögen von Oldenburg und Sachsen-Weimar vorgelegt. Beide zeigten sich zur Unterschrift bereit. Doch kam der Fürstenbund nicht zu Stande, weil der rasche Gang der Ereignisse die Vorschläge des mecklenburgischen Herzogs gegenstandslos machte. Die Acte war kaum abgegangen, als, am 17. November 1813, in Schwerin ein Schreiben des Herrn von Alopëus eintraf, welches, im Gegensatz zu den früheren, sehr verbindlich abgefaßt war und Andeutungen einer Convention enthielt, welche die drei alliirten Großmächte mit den mindermächtigen Bundesgenossen abzuschließen geneigt wären. Solche Tractate kamen denn auch mit einer Reihe deutscher Fürsten zu Stande, und Herzog Friedrich Franz hielt es für angemessen, seine Bundesgenossenschaft, wenngleich dieselbe factisch längst bestand, durch ein formelles Vertragsverhältniß

zu regeln. Er beauftragte Herrn von Plessen, über Frankfurt ins Hauptquartier der Verbündeten zu gehen, um mit jedem der Monarchen besonders einen Allianzvertrag abzuschließen.

In Plessen's Instruction wurden seine Aufträge dahin formulirt:

1. Die „bündigste Garantie für Unsere Souveränetät und Unsere Besitzungen" zu erwirken, 2. dafür einzutreten, daß „die von Uns verlangt werdenden Leistungen nicht Unsere und Unseres jetzt so sehr bedrückten Landes Kräfte übersteigen", daß diese durch angemessene Vergütungen später ausgeglichen werden, „wobei Wir unter Anderem auch dasjenige angerechnet zu sehen hoffen, was Wir schon lange vor dem Beitritt Anderer und vor dem 1. November 1813 seit dem letzten Winter gethan und geleistet haben." 3. „Endlich wünschen Wir, daß ihr euren dortigen Aufenthalt dazu mit benutzen möget, um zu erforschen, was für Pläne über die künftige Organisation des deutschen Reichs im Werke sind, und daß ihr, so viel ihr Einfluß werdet erhalten können, dazu mitwirket, daß ein festes Band unter sämmtlichen deutschen Fürsten entstehe, welches Einheit und die nur dadurch mögliche Kraft und Sicherheit gewähre."

Mit diesen Instructionen versehen, trat Plessen am 7. Januar 1814 von Ludwigslust seine Reise an. Nach der Stellung der Armeen konnte er noch hoffen, die Monarchen in Basel oder doch in der Nähe dieser Stadt anzutreffen. Auch auf dieser Reise begleitete ihn sein Schwager Campenhausen als Privatsecretär. In Frankfurt a. M. schloß sich ihm späterhin der Legationsrath Gumpelzhaimer an, sein einstiger Regensburger Kanzleivorstand. Plessen begab sich zunächst nach Hannover, wo er mit den dortigen Ministern, den Grafen Münster und Bremer eine Unterredung hatte, die ihm wichtige Aufschlüsse über die Lage und über die nächsten Pläne der Alliirten gab. Er erfuhr, daß die Friedensverhandlungen zwischen Schweden und Dänemark auf Schwierigkeiten stießen. Dänemark hatte als Entschädigung Holland gefordert, was aber die Verbündeten ablehnten. Dagegen war, wie Graf Münster mittheilte, von England die Abtretung Schwedisch-Pommerns nebst einer Million Reichsthaler und die Herausgabe der von England weggenommenen dänischen Flotte vorgeschlagen worden. Man glaubte aber nicht, daß Dänemark sich damit begnügen werde, und vermuthete eine Fortsetzung des Krieges. In diesem Falle sollte das Corps Wallmoden mit den Mecklenburgern in Holstein verbleiben (der Friede kam indessen, wie schon erwähnt, am 15. Januar zu Stande). Weiter erfuhr Plessen, daß die hannöverischen Lande unbedingt dem neuen deutschen Bunde einverleibt werden sollten und Graf Münster auf Befehl des Prinz-Regenten von England sich gleichfalls ins Hauptquartier der Alliirten begeben werde, um dies Verhältniß zu regeln. Einer Zweitheilung Deutschlands mit Zugrundelegung der Mainlinie war England, wie Plessen mit großer Freude constatirte, entschieden abgeneigt. „Alles ist hier" — so schließt der Plessen'sche Bericht — „voll vom Lobe des russischen Kaisers. Der englische General Sir Charles Stuart, der kürzlich hier durchgegangen, hat dem Minister Bremer gesagt, daß der Kaiser von Rußland eigentlich die Seele der ganzen Coalition wäre und durch seine Persönlichkeit die verschiedenartigen Theile zusammen und in Bewegung zu halten, sowie die Zwistigkeiten, die zuweilen zwischen den Ministern oder den Generälen entstünden, zu beseitigen wüßte."

In Frankfurt, wo Plessen einige Tage verweilte, ereignete sich der eigenthümliche Vorfall, daß einer seiner Berichte an den Herzog dadurch verloren ging, daß der als Estafette reitende Postillon den Brief bald hinter der Stadt in einen Graben geworfen, trotzdem aber auf der nächsten Station einen Empfangsschein darüber erhalten hatte. Die Angelegenheit veranlaßte später noch langwierige Schreibereien mit der Thurn- und Taxis'schen Post und die Bestrafung der überführten Individuen. In Basel, welches am 21. erreicht wurde, traf Plessen mit seinem Strelitzer Collegen, dem Minister von Oertzen, zusammen, dem eine gleiche Mission zu den alliirten Monarchen von seinem Herrn übertragen war. Die beiden mecklenburgischen Diplomaten beschlossen nun, ihre Reise gemeinschaftlich fortzusetzen und sich auch bei den Verhandlungen zu gemeinsamem Vorgehen zu verbinden. Die Monarchen von Rußland und Preußen hatten Basel bereits verlassen und sich nach Vesoul begeben, wohin auch Kaiser Franz am 22. aufbrach. Die Minister und ihre Kanzleien blieben aber einen Tag länger in Basel zurück, und so hatte Plessen noch Gelegenheit mit Fürst Metternich und den preußischen Staatsmännern die Verhandlungen einzuleiten. Mit Metternich hatte er eine, durch mancherlei Unterbrechungen gestörte, aber doch ziemlich eingehende Unterredung, in welcher er auf den Unterschied hinwies, der zwischen dem Herzog und den andern Rheinbundsfürsten wegen des ungleich früheren Beitritts Mecklenburgs zur Allianz bestehe. Thatsächlich sei dasselbe durch Stellung der Truppen, Lieferungen und Beiträge schon seit dem März mit den Großmächten verbündet und der Tractat nur noch eine Formalität. Der Herzog könne deshalb nicht, wie die später beigetretenen Fürsten zu einem Beitrag von sechs Procent der Brutto-Einnahme aus den Landesrevenüen herangezogen werden. Mindestens müßten davon die vom März bis November 1813 geleisteten und noch unbezahlten Lieferungen in Abzug kommen. Metternich erklärte sich hierüber nicht bestimmt, versprach aber, daß Alles nach Recht und Billigkeit geregelt werden solle.

In gleicher Weise äußerte sich Hardenberg, bei dem Plessen Mittags speiste. Wegen der Verhandlungen wurden die beiden Mecklenburger an den Chef der österreichischen Staatskanzlei, Freiherrn von Binder, und den preußischen Minister von Humboldt verwiesen, welche für diesen Zweck von ihren Monarchen generell bevollmächtigt waren. Humboldt wünschte eine schriftliche Erklärung, und die mecklenburgischen Gesandten reichten eine solche noch an demselben Tage in Form gleichlautender Noten ein.

Am 23. folgten auch die Kanzleien der Minister ihren Hauptquartieren. Vor seiner Abreise hatte Fürst Metternich den in Basel versammelten deutschen Diplomaten sagen lassen, er werde sie benachrichtigen, sobald die Hauptquartiere an einem größern Ort Rast machen würden. Plessen und Oertzen blieben also vorläufig in Basel. Von den Fenstern des Hotels „Zu den drei Königen", das sie bewohnten, konnte man sehen, wie Schanzarbeiten bei der Festung Hüningen von den Batterien der Verbündeten beschossen wurden. Von anderen Gesandten befanden sich in Basel noch der neapolitanische, Carcati, der holländische, von Span, der kurhessische, Graf Keller und der hannöversche, von Ompteda. Erwartet wurden noch Graf Münster von Hannover und

Baron Türkheim von Darmstadt. Lord Castlereagh war bereits den Hauptquartieren gefolgt.

Am 29. Januar erfuhr Plessen, daß letztere in Langres vereinigt seien, und ohne erst die von Metternich versprochene Benachrichtigung abzuwarten, bestimmte er seinen Collegen Oertzen zur sofortigen Abreise, welche denn auch in der Frühe des 30. erfolgte. Die nun beginnende Fahrt war äußerst beschwerlich, die Witterung rauh, der Weg oft von nachrückenden Colonnen besetzt. In den tief ausgefahrenen Geleisen drohten die Wagen zu brechen; nur mit Mühe gelang es, die Pferde zu erhalten. Am 3. Februar trafen die Reisenden in Langres ein. Das Städtchen von ca. 8000 Einwohnern war überfüllt, das Quartier äußerst mäßig. Die Monarchen hatten inzwischen ihren Vormarsch fortgesetzt und sich wieder getrennt. Kaiser Alexander befand sich mit dem Hauptquartier Schwarzenberg's in Chatillon, Kaiser Franz in Bar-sur-Aube, der König in Chaumont. Einige Tage später vereinigten sich das österreichische und preußische Hauptquartier in Troyes. Die Mecklenburger folgten am 10. dorthin. Hier erst konnten die Unterhandlungen wieder aufgenommen werden. Da Humboldt und Anstett inzwischen zu dem in Chatillon eingeleiteten Friedenscongreß abgegangen waren, wandte sich Plessen zunächst an den österreichischen Bevollmächtigten von Binder. Mit diesem wäre eine Verständigung leicht gewesen. Metternich hatte aber die Unterhändler auch an den Herrn vom Stein verwiesen und dessen Gutachten über die Regelung der Lieferungsverträge als maßgebend bezeichnet.

Hierbei traten nun erhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Plessen betonte abermals, daß sein Landesherr nicht auf gleiche Stufe mit den anderen Rheinbundfürsten gestellt werden könne, und verlangte eine Anrechnung der geleisteten Naturallieferungen. Herr vom Stein wollte anfangs nichts davon hören.

„Er behauptete wieder," so heißt es in dem Plessen'schen Bericht, „daß Mecklenburg nicht zu viel oder mehr als andere Länder beigetragen habe und citirte die sächsischen Lande als Beweis für das, was andere Gebiete zu ertragen und aufzubringen vermöchten. Wir sind in sehr genaue Erörterungen über die so bedeutenden Anstrengungen Mecklenburgs eingegangen, so daß der Minister vom Stein am Ende nichts dagegen einzuwenden wußte; indessen darf ich nicht unbemerkt lassen, wie uns bei alledem es sehr ersichtlich ward, daß der Minister eine vorgefaßte ungünstige Meinung gegen Mecklenburg hatte und sich überhaupt in seinen Aeußerungen und Benehmen unfreundlich zeigte.

„Wir sahen nun sehr wohl, durch Vermittelung des Herrn vom Stein selbst würde nichts Günstiges zu erreichen sein und hatten Mühe genug, allen widrigen Einwirkungen seinerseits zu begegnen. Wir wandten uns, nach gehörig getroffener Einleitung, zu dem Ende an den Kaiserlich Oesterreichischen Bevollmächtigten, Freiherrn v. Binder und suchten die Unterhandlung mit demselben so zu betreiben, daß ein Tractat zum Abschluß gebracht würde, welcher nachher zur Norm für die beiden anderen Tractate dienen könnte. Nachdem wir dem Herrn v. Binder die Lage, das besondere Verhältniß und die vielfachen Anstrengungen Mecklenburgs vollkommen auseinandergesetzt hatten, gestand er uns die Berücksichtigung davon bei dem abzuschließenden Tractate als recht und billig zu."

Dennoch bedurfte es noch vieler vergeblicher Gänge, langer Conferenzen und scharfer Erörterungen mit Herrn v. Stein, ehe der Vertrag mit Oesterreich zu stande kam. Die Unterhandlungen waren naturgemäß erschwert durch das

rege militärische Treiben in den Hauptquartieren und das Wechselvolle eines Lagerlebens im feindlichen Lande. Die Friedensverhandlungen mit Napoleon geriethen ins Stocken; größere Gefechte fanden statt und absorbirten das allgemeine Interesse. Am 21. Februar wurde wegen einer drohenden Bewegung des feindlichen rechten Flügels das Hauptquartier zurückverlegt, und allen in Troyes anwesenden Diplomaten gerathen, sich nach Chaumont zu begeben. Herr v. Binder sollte ebenfalls abreisen und seinem Kaiserlichen Herrn nach Bar-sur-Aube folgen.

„Es kam nun darauf an," berichtet Plessen, „mitten in diesen stürmischen Bewegungen noch den Moment festzuhalten und die Sache schnell abzumachen. Es gelang. Herr v. Binder ließ sich bewegen, noch am 22. früh Morgens um 8 Uhr die Verträge mit uns zu unterzeichnen. Wir hatten nun eine Norm für die beiden anderen Tractate und gingen damit, statt nach Chaumont, wo sicher nichts zu thun war, nach Châtillon-sur-Seine."

Dort trafen die Gesandten noch die Herren v. Humboldt und v. Anstett an, überwanden deren anfängliche Bedenken und schlossen schon am nächsten Tage gleichlautende Verträge mit Preußen und Rußland ab. Das Vortheilhafte dieser Abmachungen lag vor Allem in der Regelung der Entschädigung für geleistete Naturallieferungen. Anstatt eines festen Beitrages von 6 Procent der Brutto-Revenüen des Landes, zu welchem sich die anderen Rheinbundsfürsten hatten verstehen müssen, wurde den mecklenburgischen Herzögen der Unterhalt ihres im Felde stehenden Contingents zugewiesen, dagegen aber die Verrechnung der an andere Bundestruppen geleisteten Lieferungen zugestanden. Da diese Lieferungen an das vor Hamburg stehende Belagerungscorps sehr bedeutend waren, so erwies sich dieser Berechnungsmodus als günstiger. Nur für die Lieferungen an schwedische und in englischem Sold stehende Truppenkörper wurde Mecklenburg auf directe Verständigung mit Schweden und Großbritannien verwiesen. Plessen verhandelte darüber noch in Chatillon mit Lord Castlereagh.

Bei den Monarchen von Oesterreich und Preußen hatte er mehrere Audienzen. Er fand dabei Gelegenheit, sich eines vertraulichen Auftrags zu entledigen, den ihm der Herzog bei seiner Abreise ertheilt hatte. Derselbe betraf die Regelung des Rangverhältnisses Mecklenburgs in dem neuen deutschen Gemeinwesen. Anknüpfend an die dem Herzog einst in Aussicht gestellte Verleihung des Kurhutes, — wegen deren Plessen 1803 in Wien verhandelt hatte, — und im Hinblick darauf, daß den Regenten kleinerer Landesgebiete inzwischen Titel und Rang eines Großherzogs zugefallen war, glaubte der Herzog nunmehr auch die gleiche Würde beanspruchen zu können. Plessen sollte unter gleichzeitiger Vertretung auch des Strelitzer Hauses die Stimmung der alliirten Monarchen sondiren. Er fand sie äußerst günstig. Kaiser Franz sagte ihm, er werde den Wünschen der herzoglichen Häuser gern entgegenkommen, „da ihm deren Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich seit Langem bemerklich gewesen." Auch der König von Preußen zeigte sich wohlwollend, ohne indeß bestimmte Zusicherungen zu geben. Bei der nahen Verwandtschaft mit dem Strelitzer Hause war es begreiflich, daß er diesem besondere Berücksichtigung zuwandte, und blieb das gemeinsame Vorgehen der beiden Gesandten daher nicht ohne

Rückwirkung auf die Schweriner Ansprüche. Kaiser Alexander war nicht zugänglich gewesen. Sein Interesse blieb zur Zeit ausschließlich auf die militärischen Vorgänge gerichtet. Indessen nahm Graf Nesselrode ein die mecklenburgischen Wünsche und Ansprüche erläuterndes Memoire aus Plessen's Händen entgegen und versprach es in geeigneter Stunde vorzulegen. Nach einem späteren Schreiben des russischen Ministers hatte der Zar diese Ansprüche als billig anerkannt.

Bei einer Unterredung mit dem Kaiser Franz nahm Plessen Gelegenheit, die seinem Herrn so sehr am Herzen liegende Einigung Deutschlands zur Sprache zu bringen. Der Kaiser bemerkte, daß er die Würde eines Reichsoberhauptes nicht wieder annehmen, aber für eine föderative Gestaltung Deutschlands gleich nach Abschluß des Friedens Sorge tragen werde. Von einer Spaltung des Reiches in zwei oder mehrere Staatengruppen könne ernstlich nicht die Rede sein.

Die Mission Plessen's war damit beendet und ihr Ergebniß ein durchaus befriedigendes. Er verließ den Kriegsschauplatz und traf am 28. Februar wieder in Basel ein, von wo aus er dem Herzog ausführlich berichtete. Für eine günstige Regelung des Rangverhältnisses waren die einflußreichen Mächte gewonnen. Eine Gebietsvergrößerung lag nicht in den Wünschen des Herzogs. Angesichts der schon damals in den Hauptquartieren durch die Abgesandten vieler kleinen Höfe kundgegebenen Begehrlichkeiten hatte Plessen es für nöthig erachtet, sich über diejenigen Gebietsaustauschungen zu informiren, welche die Nachbarländer Mecklenburgs oder gar dieses selbst betreffen konnten. Er hatte dabei constatirt, daß Preußen Lauenburg zu erwerben wünschte, um dieses gegen Schwedisch-Pommern eintauschen zu können, und daß der Kaiser Alexander den Gesandten Hamburgs und Lübecks die Selbständigkeit dieser Städte zugesichert hatte.

„Besondere Absichten zur Austauschung von Ew. Durchlaucht Landen, entweder ganz oder zum Theil, sind mir bei allen diesen Unterhandlungen keineswegs vorgekommen, und wenn ich mich allerdings gehütet habe, hierüber auch nur die mindeste Besorgniß blicken zu lassen, so habe ich doch auch nirgend dergleichen merken können, oder sonst davon etwas in Erfahrung gebracht. Ueberhaupt erlaube ich mir in diesem Betracht nur die Bemerkung, daß bei jetzigem Zustand der Dinge wohl solche Zumuthungen von der Convenienz eines Dritten gemacht werden könnten, um zu sehen, wie man sich dabei benimmt, und wie weit dergleichen durchzusetzen sein dürfte, daß aber eine Vertauschung alter Länder, bei gehörigem Widerspruch und energischer Behauptung, doch nicht förmlich aufgedrungen werden kann."

Sehr interessant ist ein Bericht Plessen's vom 28. Februar über die damalige politische Lage und die Friedensverhandlungen. Er recapitulirt zunächst die letzten Vorgänge:

„Es ist bekannt, wie zuerst die Alliirten, durch ihre Militäroperationen an den Rhein unerwartet schnell geführt, diesen Strom nicht überschreiten wollten, und durch den Herrn von St. Aignan dem Kaiser Napoleon einen Frieden antrugen, wonach der Rhein, die Alpen und Pyrenäen die Grenzen des französischen Reichs ausmachen sollten. Zögerungen von beiden Seiten machten, daß diesen Anträgen keine rechte Folge gegeben ward, und die Alliirten inzwischen zu Ende December vorigen Jahres über den Rhein ins altfranzösische Gebiet gingen. Da der geringe Widerstand, welchen sie fanden, sie dabei schnelle Fortschritte machen ließ, so kamen die verbündeten Souverains in Langres zusammen, und setzten unter sich fest, daß der Zustand von Frankreich beim Ausbruch der Revolution, insbesondere die Grenzen des französischen Reichs im Jahre 1792 die Basis des gemeinschaftlich abzuschließenden Friedens sein sollten. Hieraus ent-

stand nun die zweite Periode der Unterhandlungen. Der Friedenscongreß ward zu Châtillon-sur-Seine im Februar dieses Jahres förmlich etablirt. Als Bevollmächtigte erschienen darauf von Oesterreich der Graf Stadion, von Rußland Graf Rasumowsky und als Gehülfe desselben der Geheimrath von Anstett, von Preußen Minister Baron Humboldt, von England Lord Cathcart, Lord Aberdeen und General Stuart, von französischer Seite Monsieur Caulaincourt, Duc de Vicenze. Napoleon stellte sich Anfangs gewaltig an und tobte darüber, daß man mit ihm Frieden schließen wolle, und inzwischen in seine alten Länder eingerückt wäre und solche verheere. Er erklärte auch, nicht eher Frieden schließen zu wollen, als bis jene Provinzen vom Feinde geräumt wären. Die Fortschritte der Alliirten und seine Verlegenheit machten jedoch bald, daß er andere Saiten aufzog. Unter wiederholten Versicherungen, daß er die größtmöglichsten Aufopferungen zur Herbeiführung des Friedens machen wolle, waren die Unterhandlungen zu Châtillon von seiner Seite nur auf die Feststellung eines Waffenstillstandes gerichtet, und die Alliirten zeigten sich dazu auch bereit, wenn ihnen die bedeutendsten Festungen, welche sie im Rücken hatten, dagegen überliefert würden. Die glücklichen Gefechte, die Napoleon inzwischen gegen den Feldmarschall Blücher, den General Wintzingerode und den Kronprinzen von Württemberg schnell hintereinander ausführte, bewogen ihn sogleich, die Antwort hierüber auszusetzen und die Unterhandlungen dadurch ins Stocken gerathen zu lassen, welche ohnedem nur sehr zögerlich betrieben wurden, da bis zum 23. Februar, wie ich mich dort befand, überhaupt nur drei wirkliche Conferenzen unter den Bevollmächtigten gewesen waren. — Die dritte Periode der Friedensunterhandlungen fängt hiermit an, indem die Alliirten gewahr wurden, daß mit Napoleon kein dauerhafter Friede zu schließen sein würde, und sie bei dem Zusammentreffen in Troyes den Gedanken und die Möglichkeit ins Auge faßten, der ganzen Regierung Napoleon's ein Ende machen zu können, wenn sie mit irgend einer anderen Autorität des französischen Reiches Frieden tractiren und abschließen könnten. Nur in der Ansicht und in der Art dieses auszuführen, herrschten noch merkwürdige Verschiedenheiten in den Cabinetten der Alliirten. Der Kaiser von Rußland hatte den sehr entschiedenen Wunsch und die Hoffnung, Napoleon vom Throne stürzen zu können, und er ist es, der in dieser Hinsicht auch vorzüglich die Schnelle der Militäroperationen und ihre Richtung gegen Paris betrieb. England war jedoch noch mehr für einen Frieden mit Napoleon, weil dieser Friede jetzt so große Vortheile an England gewähren konnte, und das jetzige Ministerium wohl bei irgend einem Mißlingen die laute Stimme der Opposition im Parlamente zu fürchten hatte, welche unter den bisherigen glücklichen Umständen ganz geschwiegen hatte. Oesterreich und Preußen neigten auch mehr zum Friedensabschluß mit Napoleon, weil für sie damit der unerwartet große Vortheil ihrer Wiederherstellung in den vorigen Stand verbunden war. Eigentlich aber traute keine von diesen Mächten der französischen Nation. Es ist nicht möglich, einem großen Volke einen Monarchen geben oder aufdringen zu können. Man wollte also, daß die Nation sich vorher einigermaßen prononciren sollte, und die Franzosen trugen, nicht mit Unrecht, hierbei Bedenken, indem sie auf den Congreß von Châtillon blickten, wo eben die Alliirten noch mit Napoleon tractirten. Sonst kann man wohl annehmen, daß der größere Theil der Nation Napoleon abgeneigt ist, und sich bei einem zweckmäßigen Schritt der Alliirten gegen ihn erklären möchte. Die Bourbons sind bei dem größeren Theile der Nation in dem Zeitraume von mehr als zwanzig Jahren seit ihrer Auswanderung fast ganz vergessen: sie würden sich aber baldigen Anhang verschaffen können, wenn durch sie und ihre Einsetzung der Friede an Frankreich gegeben würde. Indessen war in Ansehung ihrer bei meiner Abreise noch kein fester Entschluß von den Alliirten gefaßt, und besonders stand die Familienverbindung Oesterreichs dabei im Wege, welches nicht undeutlich den Wunsch zu erkennen gegeben haben soll, daß, im Falle Napoleon's Sturz bewirkt werden könne, die Kaiserin Marie Luise als Regentin für den König von Rom proclamirt werden möchte."

Nicht ohne Besorgniß blickt Plessen auf die nach dem Frieden einzuleitenden Ausgleichs-Unterhandlungen, durch welche so viele und so widerstrebende Interessen befriedigt werden sollten. Wenn Rußland die einzig mögliche Acquisition in Preußisch-Polen mache und Preußen dafür am Rhein entschädigt werde, so würde dies eine Menge anderer Compensationen nach sich ziehen.

Oesterreich scheine die deutsche Kaiserwürde nur deshalb abzulehnen, weil es besorge, daß ihm dieselbe besonders hoch angerechnet, und ihm deshalb weniger Gebietszuwachs bei der Ausgleichung zugewiesen werden würde. Bemerkenswerth ist endlich, daß, wie Plessen in den Hauptquartieren erfahren hatte, eine Combination bestand, nach welcher der neue deutsche Bund mit Ausschluß von Oesterreich und Preußen gebildet werden, nur die übrigen Staaten umfassen und unter die Garantie der vier verbündeten Großmächte gestellt werden sollte. Ueberhaupt traten schon damals, noch ehe der Feind besiegt und die Unabhängigkeit Deutschlands wiederhergestellt war, alle jene unlauteren, selbstsüchtigen Bestrebungen hervor, die sich später auf dem Wiener Congreß in so unwürdiger Weise geltend machten.

Die mecklenburgischen Unterhändler kehrten nun nach der Heimath zurück. Herzog Friedrich Franz war sehr erfreut über die günstigen Bedingungen, welche Mecklenburg hinsichtlich der Kriegslasten eine bevorzugte Stellung gewährten, wie sie bisher nur Bayern, Württemberg und Hannover eingeräumt worden war. Plessen schätzte die durch das Abkommen gewonnene, finanzielle Erleichterung auf mindestens $1\frac{1}{2}$ Millionen Reichsthaler. Ein Erlaß des Herzogs an die Stände, welcher die Uebersendung der Tractate begleitete, wies darauf hin, daß die erzielten Vortheile den „geschickten und eifrigen Bemühungen" seines Gesandten zu danken seien. Der Engere Ausschuß bezeichnete es in seiner Erwiderung vom 5. April als eine „angenehme Pflicht, das große Verdienst des abgeordneten Ministers anzuerkennen," und gab diesen Empfindungen auch noch in einem anderen, an Plessen gerichteten Schreiben Ausdruck, welches mit den ehrenvollen Worten schloß: „Wohl dem Lande, wo der vaterländisch gesinnte Minister mit dem Zutrauen seines gnädigsten Fürsten auch die Liebe und das Vertrauen aller Einwohner vereinigt!" —

Während der Verhandlungen mit den alliirten Mächten hatte die mecklenburgische Brigade unter beschwerlichen Märschen in dem tiefen Schnee Holstein verlassen und sich unter dem Commando des Erbprinzen über Lüneburg, Hannover und Minden auf den westlichen Kriegsschauplatz begeben. In und um Aachen wurden für einige Wochen Cantonnements bezogen. Am 24. März löste die Brigade das Lützow'sche Corps in der Belagerung von Jülich ab, blieb in dieser Stellung bis zum 22. April und marschirte dann über Aachen in die Gegend von Verviers, wo sie nach erfolgtem Friedensschluß bis zum 7. Juni in ihren Quartieren verblieb, um alsdann den Rückmarsch nach Mecklenburg anzutreten.

Der Erbprinz benutzte diese Ruhezeit zu einem Ausflug nach Paris, wo er sich den Monarchen vorstellte und insbesondere mit seinem Schwager, dem Kaiser Alexander, häufig verkehrte. Er begab sich von dort direct nach der Heimath zurück, weil der Gesundheitszustand seiner zweiten Gemahlin Besorgnisse einflößte. Seit dem 1. Juli 1810 war er mit Caroline Luise, einzigen Tochter des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar, vermählt. Am 24. Januar hatte dieselbe einer Tochter das Leben gegeben. Die Schicksale dieser Prinzessin, deren erste Lebenstage mit den heißen Kämpfen auf den französischen Schlachtfeldern zusammenfielen, sollten dereinst mit der Geschichte

Frankreichs eng verflochten werden. Dreiundzwanzig Jahre später betrat Herzogin Helene als Braut des französischen Thronerben den Boden des neuen Vaterlandes, welches ihr viel Glück, aber auch viel Thränen bringen sollte. Plessen, der dem erbprinzlichen Paar sehr nahe stand, fand bei seiner Rückkehr nach Ludwigslust die junge Mutter noch in einem leidenden Zustande. Man befürchtete, daß die Folgen des Wochenbetts den Grund zu einer auszehrenden Krankheit legen würden. In der That blieb die Erbprinzessin seit jener Zeit kränklich und starb schon nach zwei Jahren. — —

Der Krieg war beendet, der Mann, der unsägliches Elend über Deutschland gebracht, besiegt und verbannt. Es galt nun die Früchte des Sieges zu pflücken und den Grund zu einem dauerhaften Frieden zu legen. Aber schon die Pariser Maiverhandlungen ließen den Unterschied des Standpunktes, den die einzelnen Mächte der neuen Regierung Frankreich gegenüber einnahmen, deutlich erkennen, und der Bourbonenhof verstand es, diesen Zwiespalt geschickt auszunutzen. Preußen wurde mit seiner Forderung einer Kriegsentschädigung abgewiesen, und wenn dies einer deutschen Vormacht widerfuhr, was durften da die kleineren Staaten erwarten? Selbst mit dem billigen Verlangen einer Rückgabe aller geraubten Kunstschätze vermochte Hardenberg nicht durchzudringen. Die Quadriga des Brandenburger Thors, der Degen Friedrich's des Großen und einige Bücher waren Alles, was die siegreichen Preußen zurückführen durften. Natürlich blieben auch die werthvollen Gemälde und Skulpturen, welche aus den mecklenburgischen Schlössern und Galerien fortgeschleppt waren, im Besitz der Franzosen. Es bedurfte eines zweiten Feldzugs, um sie zurückzuerlangen. Bei der allgemeinen Ermattung, die sich nach den jahrelangen Kämpfen und nach den Anstrengungen der letzten Campagne aller Volksstämme Europa's, insbesondere der Deutschen, bemächtigt hatte, wurde der Verzicht auf das, was man gerechterweise als Frucht des Sieges hätte beanspruchen dürfen, nicht einmal besonders schmerzlich empfunden. Das Ruhebedürfniß war zu allgemein, zu intensiv. Auch an die Verhandlungen des Wiener Congresses, dessen Eröffnung im Herbst bevorstand, knüpften weiterblickende Fürsten, insofern es sich um Erlangung materieller Vortheile handelte, nur geringe Erwartungen. Herzog Friedrich Franz sah voraus, daß bei dem dort zu gewärtigenden Kampf der Interessen und Begehrlichkeiten nur die Großen und die von ihnen unterstützten Cabinette ihre Ansprüche durchsetzen würden. In der Instruction, welche er seinem Bevollmächtigten dahin mitgab, war auf die Verfechtung der Entschädigungsansprüche zwar auch hingewiesen, das Hauptgewicht aber auf die Neuorganisation des deutschen Staatenverbands gelegt. Die Regelung dieser Frage lag dem alten Herrn ganz besonders am Herzen.

Zum Congreßgesandten war begreiflicherweise Minister von Plessen ausersehen worden. Für diese Wahl war neben dem Vertrauen des Fürsten und der neuerdings wieder bewiesenen, diplomatischen Geschicklichkeit Plessen's auch der Umstand entscheidend gewesen, daß derselbe den Monarchen Oesterreichs und Preußens, sowie den einflußreichen Staatsmännern der Alliirten persönlich bekannt, auch vom Regensburger Reichstage her mit dem bisherigen Gang der deutschen Verfassungsfrage vertraut war. Gerade dieser Gang aber hatte

dem Herzog und seinen Ministern, — denn auch Brandenstein theilte in diesem Punkt ganz die Ansichten Plessen's, — die Ueberzeugung gewährt, daß der Bau des Reiches auf einer durchaus veränderten, neuen Grundlage aufgeführt werden müsse. Wir kennen die Anschauungen des Herzogs und seine entschiedene Vorliebe für ein festes Gefüge der Reichseinheit schon aus den oben erwähnten Propositionen zu einem Fürstenbund. Dieselben finden sich nun auch in der Instruction, welche Plessen für Wien erhielt, nur sind sie noch schärfer bestimmt, näher begründet und entschiedener betont. Dieses höchst merkwürdige und in seiner Art damals vielleicht einzige Actenstück enthält in einundzwanzig Artikeln die Grundzüge zu einer deutschen Reichsverfassung, die der heute bestehenden sehr ähnlich ist. Verlangt werden darin: ein erbliches Reichsoberhaupt, ein ständiger Fürstenrath, ausgestattet mit Befugnissen, wie sie etwa heute dem Bundesrath zustehen, ein Reichsgericht, eine einheitliche Heeresverfassung mit centralisirter Leitung, Gleichmäßigkeit der Verfassungen in den Einzelstaaten, Einheit von Münze, Maß und Gewicht, ja sogar, was im heutigen Reich noch nicht zur Anwendung gelangt ist, eine Reichseinkommensteuer zur Unterhaltung der militärischen und sonstigen Reichsinstitutionen. Ein Reichstag, aus Abgeordneten der Einzelstaaten gebildet, sollte nur periodisch zusammentreten, um über Abänderungen der Verfassung oder außerordentliche Reichsbedürfnisse zu berathen, und bei dem Recurs eines Reichsstandes gegen Verfügungen des Fürstenrathes mit zu entscheiden. In allen diesen Vorschlägen spricht sich der Wunsch aus, das Reich centralistisch zu einen und eine starke, unter die ausschließliche Führung des Reichsoberhauptes gestellte Wehrkraft zu erzielen. „Alles, was dazu führen kann," heißt es wörtlich, „die Machtstellung des Reiches zu fördern, wird Uns angenehm sein." In den folgenden Artikeln weist der Herzog auf die Nothwendigkeit hin, die Territorialverfassungen den Erfahrungen der jüngsten Zeit entsprechend zu modificiren. Er verlangt eine gleichmäßige Vertheilung der Militärlast und der Steuern auf alle, selbst auf die bisher privilegirten Stände, Ersetzung der Virilstimmen durch Collectivstimmen in den Landtagsversammlungen und, was für die vorurtheilsfreie Denkart des Herzogs bezeichnend ist, Vertretung der Bauernschaft, soweit sie freies Eigenthum besitzt. Bei diesen letzteren Vorschlägen ging Friedrich Franz von der Verfassung seines eigenen Landes aus, die er zwar hochhielt, aber doch einiger Modificationen bedürftig erachtete. Namentlich sollten die Landessteuern gerechter vertheilt, und zu den außerordentlichen Contributionen alle Stände ausnahmslos herangezogen werden, was bisher nicht der Fall war. „Hierbei muß den Wirkungen des Egoismus, welcher sich in den Landesversammlungen bei einzelnen Individuen oder einzelnen Classen regen könnte, vorgebaut werden, und es muß keinem Stande erlaubt sein und einfallen können, solchen Steuern sich zu entziehen." Am Schluß der Instruction erklärt sich der Herzog mit der Wiederherstellung und Dotirung des deutschen Ordens, falls dies auf dem Congreß angeregt werde, einverstanden. Doch müßte der Orden alsdann aufhören, eine bloße Versorgungsanstalt für den Adel darzustellen und dahin reformirt werden, daß er in Zukunft auch an der Vertheidigung des Reichs gegen äußere Feinde theilnehme.

Der Versuch des Congresses hat, wie wir näher sehen werden, den vom Herzog gehegten Erwartungen keineswegs entsprochen. Auch haben nur wenige der in diesem Schriftstück niedergelegten Grundgedanken in der Bundes-Acte Eingang gefunden. Immerhin spricht sich in demselben eine bei den Regenten jener Zeit so seltene, humane wie patriotische Gesinnung aus, daß ein kurzes Eingehen auf jene Urkunde angemessen erschien, umsomehr als der Herzog und sein Gesandter auch später während der langen Zeit ihres Zusammenwirkens und in den verschiedenen Phasen, welche die deutsche Bundespolitik durchlief, den hohen, selbstlosen Standpunkt und weitschauenden Blick treu bewahrt haben, den die Grundzüge des vorstehenden Verfassungsentwurfs deutlich erkennen lassen.

Am 7. September traf Plessen von Teplitz aus, wo er eine vierwöchentliche Kur gebraucht hatte, in Wien ein. Er hatte den zweiundvierzig Meilen langen Weg in drei Tagen zurückgelegt. Das Wetter war regnerisch und selbst die anmuthige Gegend, die er durchfuhr, erschien in einem trüben Licht. Die ersten Tage vergingen mit der Installation, dem Miethen einer Equipage, Besuchen und Erkundigungen. Noch waren wenige Congreßmitglieder angekommen. Aber die Stadt war schon von Fremden überfüllt, die von allen Theilen Europas herbeiströmten, um dem seltenen Schauspiel beizuwohnen. Neugier, Schaulust, die Hoffnung auf Entschädigung oder Gewinn, Ehrgeiz oder Vergnügungssucht trieb sie herbei. Abenteurer und Intriganten, Hochstapler und professionelle Spieler mischten sich unter die Zahl vornehmer Müßiggänger, welche die Erwartung glänzender Feste und der Zusammenfluß so vieler Berühmtheiten anlockte. Man hat die Zahl der während des nächsten Winters in Wien anwesenden Fremden auf ca. hunderttausend veranschlagt. Bereits im September waren alle Gasthöfe besetzt, die besseren Privatquartiere für die Fürsten, ihr Gefolge und die Gesandtschaften in Beschlag genommen. Die Wohnungspreise waren exorbitant; Lord Castlereagh z. B. zahlte für sein am Minoritenplatz 50 gelegenes Appartement fünfhundert £ (zehntausend Mark) monatlich. Viele Gesandte mußten zufrieden sein, in den entlegenen Vorstädten ein bescheidenes Unterkommen zu finden. Plessen's Wohnung befand sich Hohe Brücke 151, also noch in verhältnißmäßig guter Gegend.

„Mit meinem Quartiere," schrieb er am 14. September an seine Frau, „bin ich sehr zufrieden; es war wohl gut, daß ich es schon lange im Voraus bestellt hatte. Denn abgesehen davon, daß die Wohnungen seitdem um das Dreifache gestiegen sind, kann man derselben selbst zu den übermäßigen Preisen kaum noch habhaft werden. Mein Quartier besteht außer einem Bedientenvorzimmer, aus einem Wohnzimmer, einem Putzzimmer (es ist mit weißer Seide tapezirt und elegant möblirt) und meinem Schlafzimmer, zusammen fünf Fenster vorn heraus und zwei Bedienten-Stuben nebst Küche nach hinten; Alles ganz abgesondert. Ich habe auch einige Verbesserungen angebracht (denn es stand ein sehr elegantes Bett in dem Putzzimmer, welches ich herausgeschafft) und wohne nun durchaus bequem und anständig. Ich denke oft daran, wenn Du mich hier so sehen könntest. Wegen meiner Equipage habe ich vorsichtig für jeden Tag accordirt und zahle mit dem Trinkgeld für den Kutscher monatlich 500 fl. dafür.

„Da die Königin von Sicilien in der Nacht vor meiner Ankunft hier plötzlich am Schlagfluß starb, so haben wir nun sechs Wochen Hoftrauer, zur Hälfte tief; die andere Hälfte wird den Hoffesten aber wohl Platz geben. Ich habe mir hier noch etwas Trauerzeug machen und eine neue Uniform etwas reicher sticken lassen, auch sonst noch allerlei Anschaffungen gemacht.

Die Preise der meisten Dinge sind aber hier sehr hoch und, was ärger ist, sehr schwankend und ungewiß wegen des Papiergeldes im jetzigen Zustande.

„Unter den Geschäftsmännern hier habe ich schon sehr viele Bekannte von den letzten und auch von früheren Zeiten angetroffen und habe mich schon etwas in Train und Zusammenhang gesetzt. Wenn nachher die Festivitäten anfangen, wird dazu wenig Zeit sein."

Dies sollte sich bald bewahrheiten. Schon in seinem nächsten Briefe vom 23. September klagte Plessen über die Unruhe, Hast und Zerstreuung des Wiener Treibens.

„Um Jemanden zu Hause zu treffen, muß man schon des Morgens um neun Uhr ausgehen. Um zehn Uhr ist Alles unterwegs, treibt sich herum, ohne viel oder nur etwas zu thun, und so ist man genöthigt, sich auch in das allgemeine Getreibe zu stürzen, aus dem man Abends müde und ziemlich leer heim kommt. So bin ich denn zumeist von zehn Uhr Vormittags bis elf Uhr Abends unterwegs gewesen, Mittags nur eine halbe Stunde eingekehrt und habe mich Abends angetrieben gefühlt, noch eine gute Stunde zu lesen, um doch nicht so leer zu Bette zu gehen. Soviel ich kann, thue ich Einhalt und suche mich zu sammeln. Mancherlei wirkliche Unterhaltungen kommen bei alledem doch auch vor; man macht interessante Bekanntschaften. Das Schauspiel ist gut, ganz gut. Ich besuche es häufig, so lange die großen Abendgesellschaften noch Zeit dazu lassen.

„Es sammelt sich jetzt immer mehr mit jedem Tage. In den Straßen ist die Zahl der Fremden sehr auffallend. Ich war schon zu verschiedenen Diners geladen; man speist hier überall sehr gut. Die österreichischen Familien haben ihre Salons noch nicht geöffnet. Ich bringe die Abende öfters bei der Fürstin Taxis zu, wo man immer Leute antrifft. Meine Gesundheit ist hier immer vollkommen gut."

Bei Plessens Ankunft war von den Bevollmächtigten der Großmächte nur erst der preußische Minister von Humboldt zugegen. Plessen besuchte ihn sogleich. Auch dem Fürsten Metternich, welcher noch in Baden weilte, aber häufig in die Stadt kam, konnte er sich vorstellen. Als Ergebniß dieser Unterredungen berichtete er, daß die Vorarbeiten für den Congreß noch sehr mangelhaft seien und man sich ebenso über dessen Organisation und Geschäftsordnung, als über die der Versammlung vorzulegenden Materien in völliger Unklarheit befände. Man hoffe indessen den Congreß in den ersten Tagen des October eröffnen und nach etwa vier Wochen schließen zu können. (!) Die Annahme einer Erledigung so wichtiger Arbeiten in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum ist ziemlich auffallend, findet sich aber in späteren Berichten noch oft wiederholt. Ja, selbst im November hegte Plessen noch die bestimmte Erwartung, die Versammlung werde Mitte December auseinander gehen, denn Kaiser Alexander habe es sehr eilig und wolle nach vorherigem Besuch verschiedener, deutscher Höfe jedenfalls zum russischen Weihnachtsfest wieder in Petersburg sein. Man zog damals augenscheinlich noch nicht die Störungen in Betracht, welche die Anwesenheit so vieler Fürsten und so vieler — schöner Frauen veranlassen sollte.

Plessen war übrigens, seiner Gewohnheit gemäß, schon in den ersten Tagen seines Wiener Aufenthaltes überaus rührig. Er besuchte die ihm bereits bekannten Bevollmächtigten, so die Grafen Christian Bernstorff und Münster, welche Dänemark und Hannover vertraten, die Gesandten Graf Rechberg und von Bildt, die in Regensburg seine Collegen gewesen, knüpfte neue Bekanntschaften an und suchte sich vor Allem über die ihm am nächsten liegenden Fragen der neuen Bundesverfassung und der Entschädigungen zu orientiren.

In letzterer Hinsicht berichtete er schon am 12. September, daß keine Kriegserleidungen zum Ersatz und zur Schadloshaltung würden gebracht werden können, da es, wenn die Conventionen der Großmächte gehalten werden sollten, nicht nur an Stoff mangle, sondern auch die sogenannte, allgemeine Kriegsoperationskasse, welche durch Beisteuern der alliirten Staaten gebildet sei, sich in bankerottem Zustande befände. Nur die Hälfte der contrahirten Lieferungen würde daraus bezahlt werden können; dieselbe sei also vielmehr noch zu ergänzen. Auch zu einer Gebietsentschädigung für Mecklenburg sei wenig Aussicht, da in dem kürzlich ratificirten Tractat zwischen Preußen und Dänemark, letzteres die Abtretung Schwedisch-Pommerns eventualiter ausdrücklich zugesagt habe und Hannover seinerseits von einem Austausch Lauenburgs gegen Entschädigungen in Westfalen nichts hören wolle. Plessen meinte, daß ohne besondere Fürsprache einer der vier Großmächte hierin nichts zu erreichen und auf eine solche Fürsprache schwerlich zu rechnen sein werde.

Um so eifriger suchte er nun den Intentionen seines Herrn in der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse Geltung zu verschaffen. Aber auch hierin begegnete er überall Bedenken und Schwierigkeiten. Metternich hatte ihm gesagt, Oesterreich werde die Kaiserwürde nur dann wieder annehmen, wenn sie für erblich erklärt werde. Geradezu beunruhigt aber wurde der mecklenburgische Gesandte durch das Gerücht, daß Preußen in der zweiten geheimen Conferenz, welche die sogenannte deutsche Deputation abhielt, ein Verfassungsproject vorgelegt habe, das in allen Artikeln eine Majorisirung der mindermächtigen Staaten zum Ausdruck bringe. Schon in der spontanen Bildung dieser Deputation, welche aus Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Württemberg bestand, erblickte er einen bedenklichen Act von Eigenmächtigkeit der größern Staaten und ein gefährliches Präjudiz für die Zukunft. Wenn im Schoß dieser engern Versammlung, in welcher drei Großmächte saßen, ein Verfassungsproject für Deutschland ausgearbeitet und alsdann dem Plenum vorgelegt werde, so sei es später überaus schwierig, die Grundlagen dieses Projects abzuändern, und auf diese Grundlagen komme es eben an.

Aber nicht nur in der deutschen, sondern auch in den andern europäischen Fragen trat das Bestreben der vier alliirten Mächte, die Angelegenheiten in ihrem Sinne zu ordnen und die Vertreter der Mindermächtigen von den Berathungen möglichst auszuschließen, sehr deutlich zu Tage. Selbst Frankreich, Spanien und die europäischen Mächte zweiten Ranges sollten daran nicht Theil nehmen. Allerdings war nach dem geheimen Artikel des zwischen den Alliirten geschlossenen Vertrags der Bourbonenhof von allen Gebietsverhandlungen ausgeschlossen. Erst der Geschicklichkeit Talleyrand's blieb es vorbehalten, die Theilnahme des französischen Vertreters an den Berathungen durchzusetzen. Vor seiner Ankunft, die am 23. September erfolgte, hatten sich die Alliirten durch vorbereitende Conferenzen bereits über die Geschäftsvertheilung verständigt. Es war nicht leicht, in das Chaos der nebeneinander laufenden und sich vielfach durchkreuzenden Fragen Ordnung und System zu bringen. Eine von Humboldt entworfene Geschäftsordnung, welche die Materien nach ihrer lokalen oder internationalen Bedeutung gliederte, stieß bei Oesterreich

und England auf Widerspruch, und es kam schließlich zu einem Compromiß, nach welchem eine aus den Großmächten, Spanien, Schweden und Portugal bestehende Commission die europäisch-politischen, der vorhin erwähnte Fünferausschuß die deutschen Verfassungsangelegenheiten bearbeiten sollte. Von Berathungen im Plenum war gar nicht die Rede, nicht einmal von einer rein formalen Eröffnungssitzung. Der einzige Act, der den Bestand des Congresses nach außen hin documentirte, war die Declaration vom 8. October, durch welche die Eröffnung des Congresses auf den 1. November vertagt wurde.

Der Ausschuß der acht Signatarmächte trat übrigens nur pro forma zusammen; er hielt während der nächsten Monate nur ganz vereinzelt Conferenzen ab, und diese bezogen sich auf allgemeine Fragen, wie Sclavenhandel, Seerecht und Fluß-Schiffahrtszölle. In den brennenderen Fragen, zu welchen in erster Linie die sächsische und polnische gehörten, verhandelten die Großmächte unter sich, theils durch Notenaustausch, theils in vertraulichen Besprechungen. Durch den Eintritt Frankreichs erhielten diese freilich sehr bald einen veränderten Charakter. Schon in der ersten Sitzung vom 30. September, welcher Talleyrand beiwohnte, — Metternich und Nesselrode hatten die Einladung veranlaßt, — trat er mit einer Sicherheit und Entschiedenheit auf, welche seine Collegen aus der Fassung brachte. Er beanstandete die Anwesenheit Humboldt's, der den Fürsten Hardenberg wegen dessen bekannter Schwerhörigkeit in die Sitzungen begleitete, verlangte die Heranziehung des portugiesischen und des schwedischen Vertreters, und als er in dem Protokoll der vorangegangenen Sitzungen den Ausdruck „Verbündete" fand, fragte er, ob man sich noch in Chaumont befände, ob noch Krieg bestehe, wozu man verbündet sei und gegen wen? „Wenn es hier noch verbündete Mächte gibt," rief er aus, „dann bin ich hier zu viel, und dennoch, wäre ich nicht hier, würde ich Ihnen sicherlich fehlen. Meine Herren, ich bin vielleicht der Einzige, der nichts verlangt. Ich bitte nur um große Rücksichten für Frankreich, damit Sie es nicht unterschätzen!" Auch in den nächsten Sitzungen kam es noch zu stürmischen Scenen. Talleyrand sprach viel von Völkerrecht und dem geheiligten Princip der Legitimität. Der Entthronung des Königs von Sachsen und der Einverleibung dessen Landes in das preußische Gebiet erklärte er niemals zustimmen zu können. Es mochte seltsam erscheinen, einen Mann, der allen Regierungen Frankreichs gedient, stets den Mantel nach dem Winde getragen hatte, diesen diplomatischen Proteus, den „parjure de deux siècles", wie der Fürst Ligne ihn nannte, mit dem Ausdruck der Ueberzeugung seine Grundsätze betheuern zu hören. Aber der Umstand, daß Frankreich in der That auf dem Congreß keine Gebietserwerbungen verlangte, während die anderen Mächte um Länderstrecken haderten, gewährte dem schlauen Franzosen einen Vortheil, den er geschickt zu benutzen und soweit auszudehnen verstand, daß er nach einigen Wochen nicht nur die Allianz der vier Mächte sprengte, sondern eine ausschlaggebende Vermittlerrolle errang und damit seine Forderungen fast in allen Punkten durchsetzte. Sein erster Erfolg war, daß die Protokolle der von den vier Mächten im September abgehaltenen Sitzungen zerrissen wurden und man in einer zweiten Declaration wenigstens die Prüfung der Vollmachten aller zum Congreß entsandten Bevollmächtigten ansetzte.

War bei den Abmachungen der Großen die Mitwirkung der kleinstaatlichen Gesandten selbstverständlich ausgeschlossen, so wurde deren Interesse um so mehr von dem Gang der deutschen Verhandlungen in Anspruch genommen, und dieser war nicht derart, große Hoffnungen zu erwecken. Plessen berichtete darüber eingehend. Er bemerkte sehr bald, daß auf ein Zusammenhalten der süddeutschen Mittelstaaten mit dem Gros der Kleinstaaten gegenüber den Herrschergelüsten der beiden Vormächte nicht zu rechnen sei. Bayern wollte selbst die Großmacht spielen, trat äußerst selbstbewußt auf; hatte doch Fürst Wrede offen erklärt, es läge Bayern nichts an dem Eintritt in den deutschen Bund. Auch Württemberg und Baden verhielten sich gegen die Annäherung der Mindermächtigen kühl und ablehnend. Nach Plessen's Ansicht konnte einem Vertreter der letzteren nur die Aufgabe zufallen,

1. dahin zu wirken, daß dem Reich ein möglichst einheitliches, nach außen kräftiges Gefüge gegeben werde, und dazu müsse ein Jeder Opfer bringen,
2. gegen eine Theilung Deutschlands in zwei oder gar mehrere Herrschafts-Sphären energisch zu protestiren.

Deshalb erschien ihm der in der Separatconferenz vorgelegte preußische Entwurf höchst bedenklich. Derselbe war von Humboldt verfaßt und wurde noch streng geheim gehalten. Durch seine guten Verbindungen hatte sich aber Plessen eine Abschrift zu verschaffen gewußt und nach Schwerin eingesandt. Nach diesem Entwurf sollte Deutschland in sieben Kreise eingetheilt werden: den Oesterreichischen, Bayerischen und Württembergischen, bestehend aus den betreffenden Ländern, dem oberrheinischen, worin Oesterreich, dem niederrheinisch-westfälischen und obersächsischen, worin Preußen Dirigent wäre, und dem niedersächsischen, dessen Directorium Hannover zufiel. Diese Dirigenten, Kreisobersten genannt, sollten nicht nur in Militärsachen, sondern auch im Polizeiwesen eine ausgedehnte Gewalt innerhalb der Kreise ausüben und nebst ihren Assistenten (Hessen und Baden) einen executiven Ausschuß bilden. Jeder Kreis würde auch ein oberstes Gericht haben. In dem stehenden Executivausschuß, der alle Bundesangelegenheiten zu ordnen hätte, würde Oesterreich das Directorium und Preußen die Assistenz erhalten. Das Uebergewicht auch der Mittelstaaten über die kleineren trat in allen ferneren Bestimmungen deutlich hervor, so daß Plessen entrüstet schrieb, er könne nicht glauben, daß ein solcher Plan ernst gemeint sei. „Doch weiß ich gewiß," setzte er hinzu, „daß weder Ew. Herzogliche Durchlaucht noch irgend ein freier, deutscher Fürst eine solche unterdrückende Verbindung eingehen können noch dürfen!" —

Auf Plessen's Anregung traten nun die Bevollmächtigten der in dem Fünfer-Ausschuß nicht vertretenen Staaten zusammen, um sich über ihre gemeinsamen Interessen zu berathen. Alle, mit Ausnahme Badens, waren zugegen. Man kam überein, ein Mitglied an den Fürsten Metternich zu deputiren mit der Erklärung, daß die Versammlung sich durch die Bestellung des Fünfer-Ausschusses „zurückgesetzt und zu Besorgnissen veranlaßt" fühle und die Zuziehung mindermächtiger Staaten beantrage. Die Wahl fiel auf Plessen. Dieser aber lehnte mit dem Hinweis ab, daß es die Sache fördern könnte, wenn der Gesandte eines vormaligen Kurfürsten hierbei das Wort führe.

Auch sei es besser, daß, nachdem er selbst bereits mit den Ministern der Großstaaten Unterredungen über diesen Punkt gehabt, nun auch noch ein anderes Mitglied der Versammlung mit ihnen in directe Verbindung träte. Er schlug den kurhessischen Gesandten, Grafen Keller, vor. Dieser ward deputirt und von Metternich empfangen. Derselbe erklärte zwar, daß die Heranziehung anderer Vertreter zu den confidentiellen Sitzungen nicht mehr thunlich sei, gab aber beruhigende Zusicherungen und stellte eine schriftliche Mittheilung über die Berathungen des Ausschusses in nahe Aussicht. Uebrigens wurde bald bekannt, daß Oesterreich den preußischen Vorschlag einer Kreiseintheilung abgewiesen habe.

Inzwischen hatte Plessen seine Audienzen am kaiserlichen Hofe gehabt und dem Kaiser Franz ein Handschreiben des Herzogs übergeben, in welchem es unter Anderem hieß:

„Sehr lebhaft ist in mir die Erinnerung aller der Verdienste, welche das erhabene, österreichische Kaiserhaus durch eine lange Reihe von Jahren um die deutschen Fürsten sich erworben und des ausgezeichneten Ruhmes, womit dieses Kaiserhaus die Würde eines Reichsoberhauptes bekleidet hat. Ich kann daher den gegenwärtigen, so wichtigen Moment nicht vorübergehen lassen, ohne Ew. Kaiserl. Majestät meine dankbaren Gesinnungen zu bezeugen, und ich hege nach der mir erklärten Gewogenheit und stets erwiesenen Gunst die unbedingte Zuversicht, daß Allerhöchstdieselben, bei der bevorstehenden Einrichtung des deutschen Vaterlandes und Gebietes ebenfalls für mich, für meine Hoheits-Rechte und mein Land Alles wohlwollend lenken und mir Allerhöchst Ihren Schutz und gerechte Unterstützung in allen begründeten Ansprüchen und Gerechtsamen gnädigst angedeihen lassen werden."

Kaiser Franz äußerte sich diesen Erwartungen gegenüber sehr wohlwollend, bemerkte aber dem Gesandten, daß die deutschen Angelegenheiten nicht eher vorgenommen werden könnten, als bis andere politische Fragen wie die betreffs Polens und Sachsens erledigt wären. Hinsichtlich des Königs von Sachsen setzte er noch sehr ausdrucksvoll hinzu: „Wenn man nicht sein Land haben wollte, so würde man auch das, worin er etwa gefehlt, nicht so hoch anrechnen können."

Inzwischen waren nun auch die Monarchen eingetroffen. Am 22. September kamen die Könige von Württemberg und von Dänemark, am 25. der Kaiser Alexander und der König von Preußen. Eine große Schar souveräner und mediatisirter deutscher Fürsten fand sich in der Hauptstadt ein, ebenso verschiedene hohe Damen, wie die Fürstinnen von Thurn und Taxis und Ysenburg, welche die Interessen ihrer Häuser besser als ihre Männer zu vertreten glaubten.

„Man scheint hier," schrieb Plessen, „gar nicht sehr davon erbaut, daß so viele Fürsten in Person hierher kommen und sich selbst angesagt haben, wenigstens hat man mich versichert, daß keiner derselben mit Ausnahme der großen Verbündeten, von hier aus eingeladen worden. Auch hat man mir heute bestimmt gesagt, Se. Heiligkeit der Papst habe Neigung bezeigt, zum Congreß hierher kommen zu wollen; die Antwort sei aber gewesen, wie man nicht wisse, daß hier Gegenstände auf dem Congresse verhandelt würden, welche die Kirche und das Seelenheil der Völker angehen."

Den Glanzpunkt der zahlreichen Empfangsfeierlichkeiten bildete zweifellos der Einzug der drei verbündeten Monarchen, welche soeben den glänzenden Feldzug beendet hatten und nun zu gemeinsamem Friedenswerk in die festlich

geschmückte Stadt einritten. Kaiser Franz empfing seine Verbündeten am unteren Ende der Taborbrücke, welche auf das linke Donauufer führt. Man begrüßte sich mit herzlichen Umarmungen und stieg zu Pferde. Oesterreichische Truppen, sämmtlich in neuer Ausrüstung, bildeten Spalier. In der glänzenden Suite, welche den Monarchen folgte, schimmerten die Uniformen aller europäischen Armeen, ritten die Träger der berühmtesten Namen. Eine unabsehbare Volksmenge bedeckte die Ufer des Stromes und drängte sich in den Straßen der Stadt. Alles wollte den Festzug sehen, den man nach einer fast zwanzigjährigen Kriegszeit nun als das Symbol einer beginnenden Friedensära mit jubelndem Zuruf begrüßte. Am nächsten Tage folgte der Einzug der Kaiserin von Rußland. Die Kaiserin von Oesterreich, gefolgt von ihrem ganzen Hofstaat, fuhr ihr bis zur Kirche von Maria-Brunn entgegen. Dorthin begaben sich auch die Kaiser. Die beiden fürstlichen Paare bestiegen sechsspännige, offene Kaleschen und fuhren, umgeben von berittenen Pagen, der ungarischen Edelgarde, den militärischen Stäben und Cavalleriedetachements, im Schritt nach der Hofburg, woselbst für das russische Kaiserpaar, die vier Könige, die Königin von Bayern, die Großfürstinnen Marie und Katharina und einen Theil der Angehörigen und des Gefolges dieser Fürstlichkeiten Wohnungen hergerichtet waren. Es bedurfte in der That weitläufiger Räume, wie sie das österreichische Kaiserschloß enthielt, um eine so große Zahl vornehmer Gäste beherbergen zu können. Mit dem König von Preußen waren auch die Prinzen Wilhelm und August eingetroffen. Es würde zu weit führen, die Namen der sonst interessanten und größtentheils berühmten Persönlichkeiten aufzuzählen, welche theils im Gefolge der Monarchen, theils als Abgesandte ihrer Höfe während dieser Zeit in Wien weilten. Nur einige mögen Erwähnung finden und zwar auf Grund einer Liste, welche Namen, Rang und Wohnung aller officiellen Personen enthielt und einem der Plessen'schen Berichte als Anlage beigefügt war. Im Gefolge des Kaisers von Rußland befanden sich die Minister Grafen Rasumowski, Stackelberg, Capo d'Istria, Nesselrode und Frhr. vom Stein, die Fürsten Galizin, Dolgorucky, Ypsilanti, Narischkin, Repnin, Trubetzkoy, Wolkonsky I und II, von bekannteren Diplomaten Pozzo di Borgo und Anstett, unter den sieben Generalen Jomini und Uwaroff; im Gefolge der Kaiserin die Fürstinnen Prosorowski und Suwarow und die Hofdamen Strudzka und Walujeff. Die Liste der preußischen Herren führte dreiundvierzig Namen auf, unter ihnen den Fürsten Hardenberg, die Minister Fürst Wittgenstein und Baron Humboldt, den Generalpostmeister von Mann, Oberstallmeister von Jagow, die Generale von dem Knesebeck und von Schöler, die Geheimen Räthe der Staatskanzlei, Stägemann, Jordan und Hoffmann, die Grafen von Schladen und von Schlitz, den Fürsten Radziwill ꝛc. In der Begleitung des bayerischen Königspaares befanden sich, außer dem Kronprinzen und dem Prinzen Karl, der Marschall Fürst Wrede, die Minister Grafen Montgelas und Rechberg, der Hofmarschall Baron Washington, die Hofdamen Gräfinnen Taxis und Minuci, der Oberstallmeister Baron Kesling, General Graf Rechberg, die Kammerherren Graf Törring und von Freyberg und ein zahlreicher, militärischer Stab. Der König von Württemberg war gleichfalls von seinem

Sohn, dem Kronprinzen begleitet, außerdem von den Ministern, Grafen Berol-dingen und Wintzingerode, dem Oberstallmeister Grafen Görlitz, den Generalen von Breuning und Graf Tillen, den Adjutanten Prinzen Hohenlohe und Taxis. In dem Gefolge des Königs von Dänemark und seiner Gesandtschaft nimmt das bekannte Brüderpaar Joachim und Christian v. Bernstorff unbedingt den vornehmsten Platz ein. Neben ihnen verdient der Minister Baron Rosenkranz, früher lange Gesandter in Petersburg, gleichfalls Erwähnung. Die Stellung des unglücklichen Königs, über dessen Gebiet hier verfügt wurde, war eine überaus peinliche, und nur die Gewandtheit und Klugheit seiner Räthe, welche in der diplomatischen Welt allgemeiner Achtung und Anerkennung genossen, machte dieselbe einigermaßen erträglich.

Wir brechen mit den königlichen Höfen ab. Eine Fortsetzung dieser Nomenclatur würde ermüden. Wir müssen indessen noch der Vertretung der beiden bisher nicht erwähnten Großmächte England und Frankreich unsere Aufmerksamkeit zuwenden, weil ihre Staatsmänner auf den Gang der Verhandlungen bald einen entscheidenden Einfluß ausübten. Im eminenten Sinne war dies beim Fürsten Talleyrand der Fall. Sehr auffallend war der Umschwung, der sein öffentliches Auftreten begleitete. In den ersten vierzehn Tagen seines Wiener Aufenthaltes begegnete er sowohl bei seinen Collegen als in der Gesellschaft einem unverhohlenen Mißtrauen. Die Monarchen waren kühl gegen ihn; am 1. October hatte er mit dem Kaiser Alexander eine erregte Scene. Der Zar war barsch und heftig, und die Verstimmung, die er auch sonst gegen Talleyrand bekundete, wirkte natürlich auf das Verhalten der diplomatischen Welt zurück. Der Botschafter lebte daher sehr eingezogen, wich den Einladungen aus und verkehrte fast nur mit dem Personal der französischen Mission. Aber sehr bald sollte sich dies ändern. Mit dem Einfluß auf die diplomatischen Verhandlungen wuchs auch seine sociale Stellung. Man drängte sich an ihn; seine geistreiche Unterhaltung ward nicht minder gesucht, wie seine vorzügliche Tafel, und bald war sein Salon im Palais Kaunitz (Johannesgasse 1029), wo seine liebenswürdige und schöne Nichte, Gräfin Edmond Perigord, die Honneurs machte, der Mittelpunkt der vornehmen Kreise. Auch Plessen fand sich häufig dort ein. Er war früher mit dem Fürsten nicht in persönliche Berührung gekommen. War aber der Ruf des französischen Staatsmanns, der als der gewandteste Diplomat seiner Zeit galt, an sich schon geeignet, sein Interesse zu wecken, so wurde dasselbe jetzt, wo Talleyrands Einfluß auf die Congreßverhandlungen auch den Fernerstehenden bald ersichtlich wurde, noch besonders gefesselt. Dabei mahnte das sichtliche Bemühen des Botschafters, die ehemaligen Rheinbundstaaten an sich zu ziehen und gewissermaßen ihre Sache zu der seinigen zu machen, zu Wachsamkeit und Vorsicht. Plessen traute der Redlichkeit dieser im Verkehr mit den kleinen Gesandten oft geäußerten Absicht keineswegs und that recht daran. Talleyrand wollte die Gefolgschaft der Mittel- und Kleinstaaten nur benutzen, um den Zwiespalt im deutschen Lager zu verschärfen und eventuell einen Druck auf Oesterreich und Preußen ausüben zu können. Die Einheitsbestrebungen der patriotisch gesinnten Höfe war er keineswegs geneigt zu unterstützen, und ihr Ringen nach

einer relativen Selbständigkeit erregte nur seinen Spott. Am 17. October schrieb er an Ludwig XVIII.:

„Die kleinen Potentaten sind durch Auflösung des deutschen Reiches und die Errichtung des Rheinbundes von ihrer Würde als Dynasten herabgestürzt und zu gewöhnlichen Unterthanen geworden, die es nur widerwillig ertragen, Herren über sich zu sehen, denen sie sich gleich achten. Sie streben daher eine Aenderung dieser Zustände an und suchen die vielen kleinen Regierungen durch eine große zu ersetzen. Wie sie, denken namentlich die Universitäten und die von ihren Theorieen völlig eingenommene Jugend, kurz Alle, die der Zersplitterung Deutschlands in kleine Staaten die Noth und das Elend zuschreiben, das die vielen Kriege über seine Länder gebracht haben. Die Einheit des deutschen Vaterlandes ist ihre Loosung und der erste Satz ihres Glaubensbekenntnisses, ja ihre ganze, bis zum Fanatismus gesteigerte Religion, und dieser Fanatismus hat selbst regierende Häuser ergriffen. Die Einheit, von der wir nichts zu befürchten hätten, wenn wir das linke Rheinufer und Belgien besäßen, könnte doch früher oder später für Frankreich von schwerwiegender Bedeutung sein. Denn wer kann die Folgen nationaler Erhebung eines so gewaltigen Staatskörpers voraussehen, wenn seine zerstreuten Elemente einmal in Bewegung gerathen und sich fest miteinander vereinigen?“

Was Talleyrand besorgte, sollte allerdings erst sechsundfünfzig Jahre später zur That werden. Wie weit man damals noch von diesem Ziel entfernt war, erfuhr Plessen täglich in seinem Verkehr mit den deutschen Gesandten. Für die Erfüllung der Wünsche, welche die Instruction seines Herrn formulirt hatte, war dort wenig Boden, und er mußte es mit Schmerz wiederholt berichten. Nur mit dem weimarischen Gesandten von Gersdorff und dem Vertreter Hollands, dem ewig rastlosen, vielredenden, aber wohldenkenden Gagern, fand er Berührungspunkte, und die drei Männer vereinten sich oft zu gemeinsamem Vorgehen. Plessen übernahm dabei, obwohl er sich dessen in seinen Berichten nie rühmte, die führende Rolle. Seine überlegene Ruhe, geschäftliche Gewandtheit und die guten Verbindungen, die er überall, wohin er kam, zu knüpfen wußte, erwarben ihm sehr bald in den diplomatischen Kreisen ein Ansehen, eine Stellung, die weit über das hinausging, was der Bevollmächtigte eines Herzogthums beanspruchen oder erwarten konnte. Metternich wurde sehr bald auf ihn aufmerksam, zeichnete ihn wiederholt aus und bediente sich gelegentlich auch seiner Feder. Bei allen Congressen pflegen die großen Acteurs gern die Vermittlung solcher Personen zu benutzen, die, ihrem Range und der Machtstellung ihres Landes nach zu selbständigem Eingreifen in die Verhandlungen nicht berufen, durch taktvolles Benehmen und geschäftliche Routine aber dazu befähigt sind. Eine solche Vermittlerrolle fiel diesmal Plessen zu. Er genoß das Vertrauen sowohl der österreichischen wie der preußischen Staatsmänner, und wir werden weiter unten sehen, welche glänzenden Anerbietungen ihm später von beiden Seiten gemacht wurden.

Indessen machten ihn die Vertraulichkeiten des österreichischen Staatskanzlers keineswegs blind gegen dessen Fehler und Schwächen. Schon in seinen ersten Berichten aus Wien klagte er über dessen vornehme Indifferenz gegenüber den deutschen Angelegenheiten. Auch Metternich's Unzuverlässigkeit und Neigung zur Intrigue entgingen seiner Kritik nicht. Ebenso wenig allerdings das schwankende Verhalten Hardenberg's, der ihm den Ränken Metternich's gegenüber bald zu vertrauensselig, bald zu steif und hartnäckig erschien.

Während Talleyrand's Benehmen sich durch würdevolles Phlegma und eine bald salbungsvolle, bald kaustische Redeweise kennzeichnete, gefiel sich der jüngere Metternich, namentlich während der ersten Zeit des Congresses, in einem frivol-nachlässigen Ton, der von seinem französischen Collegen sehr abfällig beurtheilt wurde. So schrieb derselbe u. A. an König Ludwig XVIII.:

„Der Mann, der in Oesterreich an der Spitze der Geschäfte steht und sich anmaßt, die Geschicke von ganz Europa zu lenken, betrachtet es unglücklicherweise als das sicherste Zeichen eines überlegenen Geistes, eine Leichtfertigkeit zur Schau zu tragen, die er oft bis ins Lächerliche steigert, die aber bei dem ersten Minister eines großen Staates und unter den hiesigen Verhältnissen ein wahres Unglück ist."

Es war gut, daß dem Staatskanzler geschickte und fleißige Hände zur Verfügung standen. Wessenberg und Gentz waren in dieser Hinsicht Kräfte ersten Ranges. Ihre Geschäftsroutine und redactionelle Gewandtheit kam nicht nur der Staatskanzlei, sondern auch dem Congreß zu statten. Von den österreichischen Ministern Choteck, Ugarte, Wallis, Zichy und Stadion trat nur noch der letztere als gewiegter Diplomat und ehemaliger Leiter der auswärtigen Politik neben Metternich hervor.

Im Mittelpunkt des Interesses stand Kaiser Alexander. Auch Plessen theilte die Bewunderung der Zeitgenossen für den jugendlichen Monarchen. Er hatte sich bald nach dessen Ankunft zur Audienz gemeldet und war von derselben sehr befriedigt. Zum russischen Hof war ein intimeres Verhältniß durch die zwischen den beiden Fürstenhäusern bestehende Verwandtschaft längst angebahnt. Kaiser Alexander, der Schwager des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin hatte, wie wir wissen, im Tilsiter Frieden die Wiedereinsetzung des Herzogs durchgesetzt und demselben auch später bei jeder Gelegenheit sein persönliches Wohlwollen bekundet.

Der Zar stand damals im siebenunddreißigsten Lebensjahre. Seine vornehme, glänzende Erscheinung, ein gewinnendes Wesen, große Gewandtheit in den Umgangsformen machten ihn bald zum Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Sein Auftreten, wenngleich nicht ganz frei von theatralischem Pathos, ermangelte doch nicht der Würde und wirkte namentlich bei festlichen Anlässen bestrickend auf die Menge. Die Damenwelt Wiens stand völlig unter dem Zauber seiner einnehmenden Persönlichkeit, und die Huldigungen, die ihm aus ihrer Mitte entgegengebracht wurden, hätten auch einen festeren Charakter erschüttern können. Man sah ihn am Tage häufig allein oder mit nur einem Begleiter durch die Straßen Wiens oder die Alleen des Praters wandeln. Abends erschien er regelmäßig in einem Salon oder einer größeren Gesellschaft, wo er eine ungezwungene Unterhaltung liebte und die Schwerhörigkeit auf dem linken Ohr sehr geschickt zu verbergen wußte. Nur wenn er — was das Ceremoniell öfters mit sich brachte — auf der rechten Seite der Kaiserin von Oesterreich saß, wurde die Unterhaltung schwierig, weil diese Fürstin mit demselben Leiden, und zwar auf dem rechten Ohr behaftet war.

Plessen war dem Kaiser und ebenso auch dem Grafen Nesselrode, schon von seiner Reise nach Kalisch her persönlich bekannt; mit dem russischen Minister hatte er außerdem noch in den Tagen von Langres und Troyes ge-

schäftlich verkehrt und freundschaftliche Beziehungen angeknüpft. Von den gleichfalls anwesenden Großfürstinnen Katharine und Marie war die letztere seit 1804 mit dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar vermählt und dadurch auch mit der zweiten Gemahlin des mecklenburgischen Erbprinzen verschwägert. Sie stand mit dieser in einem regen, brieflichen Verkehr, den Plessen zu vermitteln hatte, und der ihm Gelegenheit gab, die Verbindung mit den russischen Herrschaften und Würdenträgern zu pflegen. Er erfuhr dort Manches von dem, was hinter den Coulissen des Congresses vorging.

Auch mit dem ersten Vertreter Frankreichs fanden sich bald Berührungspunkte. Als der Erbprinz Friedrich Ludwig im Herbste 1807 nach Paris gekommen war, um dort über den Beitritt Mecklenburgs zum Rheinbund zu verhandeln, hatte ihm Talleyrand — der damals zwar nicht mehr Minister, aber doch immerhin eine sehr maßgebende Persönlichkeit war — viel Wohlwollen bezeigt und für sein Benehmen am Hofe Napoleon's öfters nützliche Rathschläge ertheilt. Dasselbe hatte sich auf dem Erfurter Fürstencongreß wiederholt, wo der Erbprinz seinen Vater vertrat. Es bestanden also schon Beziehungen zwischen dem französischen Staatsmann und dem Schweriner Fürstenhaus, und an diese anknüpfend, wußte Plessen sich bald mit Talleyrand auf einen freundschaftlich vertrauten Fuß zu setzen, dem er die Kenntniß mancher sonst geheim gehaltenen Vorgänge verdankte.

Die französische Gesandtschaft war überaus zahlreich. Zu den Bevollmächtigten gehörten noch der Herzog von Dalberg, die Grafen von Noailles und von Latour du Pin. Als Chef der Kanzlei fungirte Herr de la Besnardiere, welcher unter Napoleon lange den Bureaus des Auswärtigen Ministeriums vorgestanden hatte und auch jetzt während des Congresses die amtlichen Berichte an das Pariser Cabinet verfaßte. Noailles war ein umsichtiger, gewandter Geschäftsmann. Dalberg hatte als Deutscher in französischen Diensten keine glückliche Stellung; er mochte dies fühlen und trat wenig hervor. Talleyrand war in Allem die Seele der Mission.

Von den englischen Bevollmächtigten war Lord Castlereagh mit Plessen aus den Tagen von Langres und Troyes bekannt. Dem Mecklenburgischen Gesandten war schon damals aufgefallen, wie wenig der britische Staatsmann mit den deutschen Verhältnissen vertraut war, und er betonte diesen Umstand auch jetzt wiederholt in seinen Berichten. Er bedauerte, daß diese Unkenntniß der allergewöhnlichsten Thatsachen sich oft fühlbar mache, und daß trotzdem ein mit diesem Mangel behafteter Mann eine ausschlaggebende Stimme in wichtigen Fragen habe. Dabei litt Castlereagh an starker Selbstüberschätzung, trat mit großem, echt britischen Aplomb auf, war aber in den Geschäften schwankend und unbeständig, bald eigensinnig, bald den oberflächlichen Einflüssen zugänglich. Die mangelhafte Beherrschung der französischen Sprache machte ihn unbeholfen, führte auch Mißverständnisse herbei. Auf dem Congreß war es, wo die englische Regierung zuerst anfing, ihre Noten in englischer Sprache zu verfassen und eine officielle, französische Uebersetzung beizufügen, deren entsetzlicher Stil der Schrecken der europäischen Kanzleien wurde. Mehr noch als Castlereagh fiel dessen Bruder, Lord Stewart, durch gespreiztes, an-

maßendes Wesen auf. Durch excentrische Tracht und gesuchte Originalität wurde er eine der lächerlichen Figuren des Congresses, und als er einmal im Foyer des Opernhauses wegen einer in der guten Gesellschaft nicht üblichen Galanterie von einer „schlagfertigen" Comtesse hörbar abgefertigt, ein anderes Mal von einem Fiakerkutscher, mit dem er in Streit gerathen, mit dem Peitschenstiel übel zugerichtet wurde, war alle Welt über diese drastische Abwehr britischen Dünkels entzückt.

Lord Castlereagh führte sich am kaiserlichen Hofe gleich durch einen feierlichen Akt ein: die Investitur des Kaisers Franz mit dem Hosenband-Orden. Die Feier wurde mit dem üblichen Pomp in Scene gesetzt; der erste Herold des Ordens, Sir Isaac Heart, der eigens zu diesem Zweck von London gekommen war, vollzog die Einkleidung. Der Dank des Kaisers für diese Auszeichnung bestand in der Verleihung der Feldmarschallswürde an den Prinzregenten von England und dessen Bruder, den Herzog von York. Auch unter den in Wien versammelten Monarchen fand ein allgemeiner Austausch von Decorationen und Regimentsinhaber-Stellen statt. Kaiser Alexander, dem das Regiment Hiller verliehen war, übergab demselben eigenhändig die neue Fahne, auf welche Kaiserin Elisabeth die Inschrift gestickt hatte: „Unauflösliches Bündniß zwischen den Kaisern Alexander und Franz." Auffallend muß es uns heute erscheinen, wenn der bisherige Inhaber, General von Hiller, als Entschädigung für den Verlust seiner Stelle vom Zaren ein Geschenk von 50 000 fl. erhielt.

Während der ersten Wochen seines Wiener Aufenthalts hatte Plessen Mühe, sich in dem großstädtischen Treiben zurechtzufinden und sich über die officiellen Persönlichkeiten zu orientiren. Die zahlreichen Audienzen bei den Souveränen und den Mitgliedern des österreichischen Kaiserhauses mußten in einem umständlichen Verfahren nachgesucht werden. Und zu den Fürstlichkeiten, den gros bonnets der Höfe und der Diplomatie, gesellte sich nun noch die Schar der Diplomaten zweiten Ranges, der Ministerialbeamten, der hohen Militärs, Mitglieder des einheimischen Adels und vornehmer Fremden. Mit Allen mußten Besuche ausgetauscht werden. Das Auffinden ihrer Wohnungen war schwierig und zeitraubend. Einem an ernste Beschäftigung gewöhnten Mann wie Plessen waren diese ermüdenden Aeußerlichkeiten sehr lästig. Indessen suchte er sich schnell an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen, und es ward ihm dies um so leichter, als er bald Gelegenheit finden sollte, seine geistigen Kräfte und Fähigkeiten an wichtigen politischen Arbeiten zu erproben.

(Wird fortgesetzt.)

Ilmenau[1]).

Von

Bernhard Suphan.

I.

Goethe's Gedicht „Ilmenau" ist ein Gelegenheitsgedicht zunächst in dem einfachen Sinne des Wortes, das heißt ein Gedicht zu festlichem Anlaß. Die alte Ueberschrift, mit der es uns in einem Sammelbuche des Fräuleins v. Göchhausen erhalten ist, lautet: „Dem Herzog von Weimar zum Geburts Tage. Ilmenau d. 3. Sept. 1783." Und so sollte auch jetzt noch, der Verständlichkeit wegen, das Gedicht bezeichnet sein. Am 3. September 1783 trat Carl August ins siebenundzwanzigste Lebensjahr. Ein Gelegenheitsgedicht ist aber „Ilmenau" überdies dem höheren Sinne nach, in dem Goethe alle seine Dichtungen so benannt hat: einem innerlichen Bedürfniß entsprungen, durch wirkliche Verhältnisse hervorgerufen und somit das getreue Bild einer durch Ort, Zeit und Erlebniß bedingten Seelenlage und Stimmung. In dieser Eigenschaft hauptsächlich sollen die folgenden Betrachtungen das köstliche Gedicht dem Leser näher bringen.

Der Dichter spricht zu Thal, Hain und Berg wie zu seinen Vertrauten, zu alten Bekannten, und diese Stimmung theilt sich uns mit, so wie nur die ersten Verse erklingen. „Mir wieder selbst, von allen Menschen fern, Wie bad' ich mich in euren Düften gern." Wir sprechen das mit aus, wie ein eigenes Gefühl, und empfinden wie der Dichter das Eins von Gemüth und Natur. Er vertraut den alten Freunden die Geheimnisse seiner Brust. Dies Thal, diese „sachten Höhen" hatte er gesehen in Sonnenschein und Ungewitter, hier war er einhergeritten „dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen", und auf dem „erhabenen Berge" hatte ihn, nach der Mühsal des Tages, die Ruhe umfangen, die sich mit dem Abend über allen Wipfeln lagert. Auch im

[1]) Beitrag zu der als Manuscript gedruckten „Festschrift der Redactoren und des Verlegers der Weimarer Goethe-Ausgabe Zum 8. October 1892". Die Veröffentlichung an dieser Stelle erfolgt mit höchster Genehmigung Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen.

weiteren Umkreis ist ihm diese Gegend lieb und vertraut. Da hatte er seine Höhle mit dem geheimnißvollen S, dem Initial seiner Charlotte, der Andern ein todtes Zeichen, ihm das Denkmal beglückenden Liebesbundes war. Auf diesen Höhen und in diesen Gründen hatte er für die geliebte Frau gezeichnet, in dem Häuschen am Schwalbenstein, ihr Bild im Herzen, an seiner Iphigenia gedichtet. Hier hatte er mit dem fürstlichen Freunde geschwärmt, und „in dieser engen, kleinen Welt" wiederum sich mit ihm eingeschlossen und eingeschränkt. Hier ist er eingefahren in die Tiefen. Er hat mit diesem Boden einen Bund errichtet und hat ihm die Treue gehalten. Als Greis steht er dann noch einmal auf der Höhe des Berges und schaut über die ruhenden Wipfel hin mit der Ahnung: „Balde ruhest du auch." In dem rein Menschlichen der einleitenden Begrüßung liegt das traulich Einladende des Gedichts. Keinem ist dies Gefühl fremd. Ein Rest von dem, was wir Naturzustand nennen, liegt verborgen in jeder Menschenseele. Auch der cultivirteste Mensch setzt sich zu dem (mit Recht oder Unrecht so genannten) Leblosen, das ihn umgibt, in eine Art von persönlichem Verhältniß. Alles, wozu wir zurückkehren „mit wechselndem Geschicke", wären es auch nur die stillen Zeugen einer lieb gewonnenen Thätigkeit, zu der wir einmal nach langer Unterbrechung uns wenden dürfen, redet zu uns, und wir halten mit ihm geheime Zwiesprache.

Ich hab' es wohl auch mit um euch verdienet;
Ich sorge still, indeß ihr ruhig grünet.

Hier klingt nun sofort das Andere an, was dem Gedicht seelenhaft eigen ist und in unsere Stimmung unmittelbar überfließt. Eine der schönsten Manifestationen von Goethe's Humanität, steht es recht inmitten jener Periode, die durch die Ode „Edel sei der Mensch" bezeichnet ist.

Bescheiden redet der Dichter von seiner Fürsorge für den Ort, und erst am Schluß deutet er an, indem er zugleich des erfreulichen Wandels der Dinge gedenkt, was ihm die schwerste Sorge verursacht hat:

Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
Es folgt Gedeihn und festes ird'sches Glück.

Man weiß jetzt, wie das gemeint war. Mißliche Zustände hatten in der kleinen Gebirgsstadt geherrscht von den Zeiten her, als für den unmündigen Ernst August Constantin, den Vater Carl Augusts, die nächsten Agnaten das Land verwalteten. Steuerwesen und Kämmerei waren in arger Unordnung, und der Eigennutz Einzelner gab diesen verrotteten Zuständen Dauer. Die kleinen Leute, mühselig und beladen, waren verdrossen und zur Selbsthülfe unfähig. Abhülfe konnte nur von oben kommen. Bekannt ist es, wie Goethe, von den ersten Zeiten seiner Verwaltung an, im Einvernehmen mit dem Herzog für die Erneuerung des alten Ilmenauer Bergbaues gearbeitet hat. Damals, nach Jahre langen emsigen Bemühungen, schien ein dauerndes Gelingen gesichert, darauf deuten die Verse: „Und Seil und Kübel wird in längrer Ruh' Nicht am verbrochnen Schafte stocken." Im Februar des folgenden Jahres hielt Goethe die Rede zur Eröffnung des Ilmenauer Bergwerkes. Aber schon Jahre lang war er zuvor bemüht gewesen, die heimlichen Uebel, an denen das kleine Gemeinwesen krankte, abzustellen. Es handelte sich zunächst darum, sie

genau kennen zu lernen. Hierzu hat sich Goethe in der Stille eines Mannes bedient, der so zugleich das Werkzeug und der Gegenstand seiner menschenfreundlichen Bemühungen wurde. „Ein durch verwickelte Schicksale nicht ohne seine Schuld verarmter Mann" — so äußert sich Goethe selbst darüber — „hielt sich durch meine Unterstützung in Ilmenau unter fremdem Namen auf." Goethe hat diesen unglücklichen, hypochondrischen Mann, der als ein Schiffbrüchiger sich an ihn gewandt hatte, eine Reihe von Jahren unterstützt und aufrecht gehalten; Kraft — dies ist der angenommene Name — ist in Jena im Sommer 1785 gestorben. Während der Ilmenauer Jahre erstattete er, wozu ihn sein Bildungsgrad und seine frühere Stellung befähigte, ausführlichen Bericht über die städtischen Zustände, d. h. Uebelstände. Diese Berichte sind vor einigen Jahren durch Schenkung ins Goethe-Archiv gekommen. Aufsätze, weitschweifig, säuerlich, nörgelnd, aber ehrlich und von den besten Gesinnungen eingegeben. Auch diesen Mittellosen, Hülfsbedürftigen durchdringt der Zeitgeist der Humanität. „Wie vielfältig" — unterbricht er einmal seinen Bericht — „wäre mir all' mein ausgestandenes Leiden bezahlt, wenn ich ein geringes Werkzeug geworden wäre, dem Herzog eine bessere Stadt zu schaffen, und so vielen Leuten zu helfen." Und Goethe erwidert ihm auf diese Aeußerung oder eine ähnliche: „Der Wunsch, Gutes zu thun, ist ein kühner, stolzer Wunsch, man muß schon sehr dankbar sein, wenn einem ein kleiner Theil davon gewährt wird." In seinem ersten Bericht will Kraft, wie er sagt, einen „kurzen Begriff der Beschaffenheit von Ilmenau" geben, und er fängt so an: „Die Stadt besteht mehr aus armen als bemittelten Einwohnern. Den Armen fehlt es an hinlänglichen Nahrungszweigen. Jetzo treibt der eine Theil Ackerbau, aber nur so viel, als er selbst zu seinem Unterhalt nöthig hat. Das Erdreich hier herum ist nicht sehr ergiebig. Ein Theil nährt sich mit kleiner Handelschaft. Der größte Theil lebt von Holzmachen." Da haben wir in armer Prosa, was der Dichter sagt und weiß, und was er, damit es ihm leicht ums Herz werde, für eine Stunde vergessen möchte:

Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt
So manch Geschöpf in Erdefesseln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut,
Der Knappe karges Brot in Klüften sucht,
Der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.

Das Mitgefühl mit den kleinen Leuten, „mit der Classe (sagt Goethe), die wir die niedere nennen, die aber gewiß vor Gott die höchste ist," muthet uns mit wohlthuender Wärme an, und diese Stimmung begleitet uns bis zu jenen Versen, in welche die Dichtung ausklingt, den Erfolg jedes redlich-beständigen Bemühens eines Höhergestellten zum Wohl seiner Brüder verkündend. „Segen Gottes und der Unterthanen" — hat der arme Kraft einmal in seiner Klause geschrieben — „würde dann das Werkzeug, das dies in Stand setzt (er meint Goethe), würde den Regenten selbst beglücken." Und so klingt von ungefähr bei dem gleichen Gedanken seine Sprache mit der des Gedichts zusammen. Die Figur dieses vom Schicksal Niedergedrückten, armen

Verschollenen gehört in den sittlich-gemüthlichen Bereich unseres Gedichts. Auch hat ihn der Dichter nicht vergessen, als er die Dichtung abschloß. „Es ist für Ihren Gemüthszustand besser" — schreibt er an Kraft, bevor er Ilmenau am 3. September verläßt — „daß Sie in der Stille leben. Keine Gnade habe ich auszutheilen, und meine Gunst ist nicht so wandelbar. Leben Sie wohl und genießen des Wenigen in Frieden." Dieses Lebewohl an den Armen gibt uns einen Einblick in des Dichters Gemüth, wie jener sein hoffnungs- und verheißungsvoller Gruß an den Mächtigsten im Lande:

Dann laß es ruhn. Die Ernte wird erscheinen
Und dich beglücken und die Deinen.

II.

Wir nähern uns der Mitte des Gedichts, dem, was Goethe die Episode (Einschaltung) genannt hat. Goethe hat sich ausführlich darüber ausgelassen in einem Vortrage (so darf man sagen), den er seinem Secretär Eckermann im Jahre 1828 gehalten hat: fünfundvierzig Jahre also nach dem Entstehen des Gedichts, und über ein halbes Jahrhundert, nachdem sich begeben hatte, was Goethe eben als Episode bezeichnet. „Es ist darin eine nächtliche Scene vorgeführt, etwa nach einer halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felsens kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern gedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer, und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem schon damals die Tabakspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerlei trockenen Späßen . . . Seckendorf, der schlanke mit den langen, feinen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamme eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches. Abseits, in einer ähnlichen kleinen Hütte, lag der Herzog im tiefen Schlaf. Ich selber saß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken." Nun citirt Goethe die Verse selbst, die den Fürsten schildern in dem düstern Ungestüm seines zwanzigsten Jahres, fast wie den jungen Helden Teuerdank, dem die „Hauptleute" Fürwittig, Unfalo und Neydelhart nach dem Leben trachten — an die Gestalten des Rittergedichts erinnern die ersten Zeilen:

Der Fürwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein. —

Es gilt, die Folge von Empfindungen und Bildern zu wiederholen, zu entwickeln, welche poetisch diese Gestalt angenommen haben. Die Gestalt der

Vision, sagen die Erklärer. Aber damit ist wenig gewonnen, wenn man sich nicht klar macht: wie wird hier der Dichter zum Visionär?

Mit Gedanken der Liebe ist, am Tage der Lieb' und Lust, der Dichter dort eingetreten, wo seine Seele heimisch ist. Er hofft und wünscht, daß diese Gedanken zur Wirklichkeit werden. Er sehnt sich nach der Erquickung, welche dem strebenden Geiste in den Momenten zu Theil wird, wo das Erstrebte ihm als etwas Erreichtes, wo das Ziel ganz nahe gerückt erscheint. Kein dauerndes Streben wäre möglich ohne Momente eines solchen vorausnehmenden Genusses, ohne die Fähigkeit der Seele, das Ideal sich zur Wirklichkeit zu dichten.

Hoffnung aber ist verschwistert mit der Erinnerung. Beide sind Aeußerungen Einer Seelenkraft, einer dichterischen Kraft; denn auch die Erinnerung schafft ein Idealbild, und der Wirklichkeit entrücken sie uns beide. In Hoffnungen träumen wir und in Erinnerungen. Und der Traum, der wirkliche, schwebt ja so oft an uns heran aus dem Lande der Erinnerung.

Träumend wandelt der Dichter im Dämmerlicht. Ein holdes Bild, hofft er, soll sich ihm zeigen, ein Zukunftsbild, ein Bild verjüngten Lebens. Aber der Traum führt ihm Bilder der Erinnerung herauf aus einer anderen Pforte. Der Nebel drückt ins Thal, und wie ein drückender Nebel legen sich auf seine Seele Erinnerungen, die ungerufen kamen. Erinnerungen an jene ersten Zeiten des sogenannten tollen Treibens, wo man in abenteuerlichen Ritten und Jagden, auf dem Tanzboden und in allerhand ausgelassenen Streichen Lebenskräfte einsetzend, Lebensgenuß gesucht, erbeutet hatte. Gerade an dieses Ilmenauer Revier hefteten sich solche Erinnerungen, sie haben den Dichter schon früher eben hier heimgesucht — und je mehr sein Wesen in der Menschlichkeit wurzelte, desto peinlicher berührten sie ihn. In solcher Stimmung schreibt er einmal von Ilmenau aus im Sommer 1781 an seine Freundin: „Die Geister der alten Zeit lassen mir hier keine frohe Stunde, ich habe keinen Berg besteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen halten Alles befleckt." Und er fügt nachdenklich hinzu: „Wie gut ist's, daß der Mensch sterbe, um nur die Eindrücke auszulöschen und gebadet wieder zu kommen." Das Erinnerungsbild jener längst überwundenen, durch leidenschaftliche Lustbarkeit und Wirrung getrübten Zeiten tritt ihm noch einmal nahe mit dem Scheine unmittelbarer Gegenwart. Alles erscheint ihm leibhaftig in der nebligen Dämmerung und Alles wieder geisterhaft. Sind es die gespenstischen Gestalten der wilden Jagd, oder ist's ein Geisterspuk der Berge, was er sieht, dort wo das Waldthal sich aufthut und wieder schließt? Ist es flüchtiges Zigeunergelichter? Sind's dichterische Schemen, Bilder, die sich losgelöst haben von Shakespeare's Zaubertafel? Ihnen, den Genossen des vertriebenen Herzogs im Ardennerwald, gleichen sie zumeist, wie Brüder sich untereinander gleichen. Phantastisch, leidenschaftlich, urkräftig. Er erkennt sie, mit Namen möchte er sie ansprechen. Und der, den er anspricht, der Einsame vor der Jagdhütte, in welcher der anscheinend Geehrteste von dieser Gesellschaft schlummert, dieser Einsame ist — er selbst. Ein Gespräch entspinnt sich, ein Zwiegespräch, das ein Selbstgespräch ist.

Wer wollte hier von Einkleidung, von Vision als einer poetischen Form reden. Jedes laute Selbstgespräch hat ja ein dichterisches Element, es

beruht auf der Imagination, die aus einem Wesen zwei macht. Dem Dichter aber wird das Imaginirte anders zur Wirklichkeit, als einem gewöhnlichen Sterblichen. Goethe besaß eine wunderbare Gabe. Er erzählt uns davon in seiner Lebensgeschichte. Er hat in Sesenheim Abschied genommen von Friederike, wie er glauben mußte, für immer. „Nun ritt ich," fährt er fort, „auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens" — schließt er — „mit diesen Dingen, wie es will, verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung." Es mag sich, wie es will, damit verhalten: etwas Erlebtes ist es jedenfalls, was Goethe darstellt. Er dichtete nichts, was er nicht erlebt hatte, nichts aber auch schlechthin so, wie es erlebt war. Das gilt auch hier. Das äußerlich Erlebte, wenigstens ein realer Kern, läßt sich geschichtlich nachweisen — „Abends Pirschen aufm Gabelbach, Nachts bey den Köhlern," lautet der Tagebucheintrag vom 28. Juli 1776 — das Abenteuer dieser Nacht, und was sich in der Erinnerung dazu gesellte, ist einmal, auf einsamer Waldwanderung, zu dem geworden, was in unsrer Dichtung Gestalt angenommen hat. Wolken, Nebel, Sonne haben mitgewirkt, dies innere Erlebniß zu Stande zu bringen. Merkwürdig ist es, welchen Einfluß zumal der wogende, wallende Nebel auf den Seelenzustand unseres Dichters, auf sein Schaffen selbst gehabt hat. Er hat selbst darüber Beobachtungen angestellt. In dem Tagebuche seiner letzten Reise in die Schweiz (1797) notirt er mit wenigen Worten, wie er, am Fall des Rheins stehend, das Schauspiel betrachtet, das ihm die aufsteigenden Dünste bieten, die sich mit dem auf den Höhen lagernden Nebel vereinigen. Er bemerkt dazu, wie bei heftigen inneren Empfindungen „Liebe zum Nebel" vorhanden sei, und so zwischen dem Vorgang in der Natur und dem Seelenzustande eine innerliche Beziehung obwalte. Das Phänomen, „wie die Geister der Luft sich zu streiten schienen," hat er auf der zweiten Schweizer Reise, beim Aufstieg zum Col de Balme, beobachtet. „Dieser wundersame Streit wiederholte sich öfter," heißt es in den „Briefen aus der Schweiz", und man erinnert sich bei diesen Worten, wie die Vision, die den Inhalt der „Zueignung" bildet, mit dem „luftigen Kampfe" zusammenhängt, dem Nebel, der den Dichter „wechselnd weichend" umfließt. Der „Zueignung", dem Anfange des großen Humanus-Gedichts, der „Geheimnisse", gelten denn auch die Worte, die Goethe aus Jena (12. December 1785) an Frau v. Stein schreibt: „Die Tage sind sehr schön, wie der Nebel fiel, dachte ich an den Anfang meines Gedichts. Die Idee dazu habe ich hier im Thale gefunden." Phantasie und Gemüth unseres Dichters stehen mit der Natur in einem innigen Bunde; und wie er als Forscher den Reiz natürlicher Geheimnisse lebendig

empfand, so war er als Künstler dazu organisirt, geheimnißvolle Wirkungen der Natur zu empfinden und wiederzugeben; sie gehören mit zu dem Wirklichen, was seine Dichtung im höchsten Sinne zur Gelegenheitsdichtung macht.

Ein Traum ist, was der Dichter uns darstellt: natürlich in Beginn, Verlauf und Ende. In die Düsterniß des Waldes ist er eingetreten. Die Wipfel der Tannen säuseln ihm, der Wasserfall in der Ferne rauscht ihm ein Schlummerlied. In dieser dämmernden Ruhe befindet er sich schon, als das Nebelthal ihn aufnimmt. Und auf das Natürlichste löst sich der Traum und schwindet. Die Wolke flieht, der Nebel fällt — das ängstliche Gesicht zerrinnt in die Luft. Wie begibt sich das? —

Indessen ich hier still und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre
Und, halb erwacht und halb im schweren Traum,
Mich kaum des schweren Traums erwehre —

so redet der ernste, sorgenvolle, vor der Jagdhütte abseits Wachende, in welchem der Dichter, der Träumende, ein Bild seines Ich von Vormals erschaut — und in diesem Augenblick wird er inne, daß er es zu sich selbst redet, daß er selbst es ist, der Halbwache, in schwerem Traum Befangene — befangen Gewesene. Der Traum hat ein Ende in dem Moment, wo der Träumende sich auf sich selbst besinnt und sich, wie es oben hieß, „aufschüttelt". So ist nun auch hier „die Gestalt ganz hinweg", indem der Dichter ihr sein „Verschwinde!" zuruft. Mit diesem „Verschwinde Traum!" nimmt der Träumende sich zusammen, ich meine das ganz buchstäblich: er nimmt die Zwei wieder in Einen zusammen.

So kennen wir nun die seelische Grundlage des Gedichts. Eingang und Schluß, zwischen denen die große Episode, die Vision, sich ausdehnt, schließen sich um dieselbe zu einem Kranze zusammen. Sie antworten einander, wie Wunsch und Erfüllung, in Gedanken und Bildern. Dem sehnlichen: „Verjüngt e' ch mir . . . als fing ich heut' ein neues Leben an" des Eingangs antwortet das bestätigende: Ein neues Leben ist's, es ist schon längst begonnen." Das Eden, das der Dichter zu sehen wünscht, thut sich ihm wirklich auf in dem Winkel des Landes, wo ein fleißiges Volk seines bescheidenen Wohlstandes froh wird. Unfriede und Furcht früher, Behagen und Zuversicht jetzt, stehen als Nacht- und Tagesbilder sich gegenüber. Und der Fürst selbst, ein rastloser Waidmann ehemals, steht in dem Schlußbilde als Säemann vor uns, mit stäter Hand den Segen ausstreuend. Von der Gegenwart durch das Nebelreich der Vergangenheit hindurch wieder zur Gegenwart: zu einer Gegenwart, die ein Vorbild der Zukunft ist, das heißt ein Bild, in dessen Jetzt man das Künftige erschaut. So ist der Kreis der Bilder und Gedanken geschlossen.

III.

Es hat sich bisher darum gehandelt, die Bedingungen darzustellen, aus denen heraus das Gedicht sich zu seiner individuellen Gestalt gebildet hat; jetzt wende ich mich ausschließlich seinem geschichtlichen Inhalte zu. Es umfaßt Erlebnisse und Verhältnisse der acht ersten Jahre, die Goethe in Weimar

zugebracht hat; genau betrachtet, geht es noch weiter zurück, in die Vorjahre der Weimarer Zeit, bis 1773. Goethe zog in Weimar ein als ein freier Poet. Als der Dichter des Götz, des Werther, der Stella und — wie die Freunde wußten — des Faust, des Prometheus, des Ewigen Juden. Wenn er selbst sich dichtend von dem, was Götzischen und Wertherischen Wesens in ihm war, befreit hatte, so hatten auch diese Dichtungen hinwieder ein selbständiges Dasein gewonnen, lebten und wirkten sozusagen auf eigene Hand. Es half ihm nichts, daß er sich von seinen poetischen Geschöpfen lossagte, man fuhr fort, sein eigenstes Wesen in ihnen zu finden. Mochte der Dichter selbst sich immer mehr fassen und mäßigen: des Berlichingers urwüchsige Derbheit und Libertät gab doch in dem Kreise der übermüthigen Reiter und Jäger den Ton an. Der junge Fürst redete mit Vorliebe Götzens Kraftsprache; die Losung zu einem freien ungebundenen Leben ward so immer von Neuem und viel zu oft ausgegeben. Für diese Wirkungen fühlt der Dichter sich selbst verantwortlich: er fühlt, daß er dazu beigetragen, wenn eine Bahn eingeschlagen wurde, welche von Ordnung und Herkommen entfernte — und er will diese Verantwortung auf sich behalten. Für seine Person schwankt er nicht, er hat die rechte Richtung in sich. So hat er auch, im Bewußtsein reiner menschlicher Absichten, den Muth, sich zu verdammen, das heißt sich selbst haftbar zu erklären für das Schädliche, als dessen ideellen Urheber er sich betrachten will.

Und wenn ich unklug Muth und Freiheit sang
Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst.
Doch ach! ein Gott versagte mir die Kunst,
Die arme Kunst, mich künstlich zu betragen. —
Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Gluth und die Gefahr,
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Menschliche Wahrhaftigkeit und Wahrheit der Kunst stehen hier einander gleich. Als Goethe die Verse, die den jungen Fürsten schildern, in jener Unterhaltung mit Eckermann wiederholte, setzte er hinzu: „So war er ganz und gar. Es ist darin nicht der kleinste Zug übertrieben.' Und dieses glaubhafte individuelle Leben, diese Porträtwahrheit haben auch die anderen Bilder, die uns aus dem Rauch der nächtlichen Feuer entgegentreten. „Wie nennt ihr ihn?" mit dieser Frage treten wir, wie der Dichter selbst, zu den Einzelnen; denn nach Namen verlangen wir, wo wir individuelles Leben spüren. Aber vor Allem ist doch das Bild, das Goethe von sich selbst entwirft, von einer überzeugenden Wahrheit: „So war er ganz und gar," muß man da erst recht bekennen.

O frage nicht! Denn ich bin nicht bereit
Des Fremden Neugier leicht zu stillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.

So entgegnet dem Fragenden der bei der Hütte des Fürsten einsam Wachende. Und Alles, was er weiter redet, redet er — wir müssen die Illusion des

Zwiegesprächs festhalten — zu sich selbst, es ist als ob er den Fragenden nur zu Anfang einmal angeblickt hätte und dieser nun (wie es ja eben der Wirklichkeit entspricht) für ihn gar nicht weiter vorhanden wäre. „Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit." Ganz das Wesen Goethe's im Ausgang der siebziger Jahre. „Sonst war meine Seele" — bekennt er da seiner Freundin — „wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine Citadelle auf dem Berge hat. Das Schloß bewacht' ich, und die Stadt ließ ich in Frieden und Krieg wehrlos; nun fang' ich an, auch die zu befestigen." Gern erinnert er sich und andere an das biblische Wort „Wenn du stille bist, wird dir geholfen" (Jes. 30, 15). Daher das „Und ich bin stille", „ich bin fleißig und stille" in den Briefen dieser Zeit. „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt." Seine ernste Schweigsamkeit fiel den Nahestehenden auf, sie war gar nicht nach dem Sinne des fürstlichen Freundes. Dazwischen dann die Momente von Muthlosigkeit und Unmuth, durch Eigensinn und Unart, Ungestüm und Unstetigkeit des Herzogs verursacht, in denen ihm das Gefühl kam, seine Kraft in der Fremde zwecklos aufzubrauchen, das dann wiederum durch herzliche Neigung zum Fürsten überwunden wurde —

Von fremden Zonen bin ich her verschlagen
Und durch die Freundschaft festgebannt.

„Sein Herz hat einen tiefen Ton der Freundschaft" ist das schönste Lob, das die Freunde ihm damals ertheilt haben. Schließlich aber, was den Nerv seines Daseins bildete, damals und fortan: „Schwerer Dienste tägliche Bewahrung." Das Losungswort dieser Zeit ist „Einschränkung". Wie sich das heilkräftig und nachhaltig auch an dem jungen Fürsten bewährt hat, verkündet der Schluß:

Du kennest lang' die Pflichten deines Standes
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.

Die Summe seiner menschlichen Philosophie faßt Goethe in diesem Worte zusammen, so wie er in den „Geheimnissen" als höchste Bethätigung der sittlichen Natur die Sebstüberwindung feiert.

Denn alle Kraft strebt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort,
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt, und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Menschen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Mit dieser Ueberzeugung hängt sein „Schweigen und Leiden" zusammen, und auch sein „Schweigen und Handeln". „Niemand als wer sich ganz verleugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen" hat er am 2. Mai 1780 in sein Tagebuch geschrieben, und an demselben Tage: „Was ich trage an mir und an andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können." Nach oben wie nach unten wendet er die Formel an, die er für sein Sittengesetz gefunden hat. Seinem Ilmenauer

Pflegebefohlenen (Kraft) hält er mit mildem Ernst vor, daß er sich nicht gewöhnt habe, „seine Seele in den Gränzen der Nothwendigkeit zu halten.“ „Schränken Sie sich ein“ — redet er ihm zu — „das Muß ist hart; aber beim Muß kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm steht.“ Und in dem Ton jener Tagebuch-Einzeichnung ruft unser Gedicht dem Fürsten zu:

Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Einschränkung — der Katechismus der Pflichten des Herrschers ist in dies Wort gefaßt, und so bezeichnet es das Ziel der Erziehung, die an seinem fürstlichen Freunde zu vollbringen Goethe sich vorgesetzt hatte, über deren Gang und Erfolg er in unserem Gedichte — wenn das trockene Wort erlaubt ist — Bericht erstattet. Durch dies schöne persönliche Verhältniß ist es gegeben, daß unser Gedicht zu einer edelfreien Confession hat werden können. Wenn ich das Wort Erziehung und ähnliche gebrauche, so geschieht es in der freiesten Bedeutung. Von einer Leitung durch Vorbild und That ist die Rede. Denn ein bedeutender Charakter wird nicht erzogen, er erzieht sich selbst.

IV.

Goethe sagt uns, wie er den jungen Fürsten vorgefunden hat, und deutet so zugleich die Aufgabe des Erziehers an. „Ein edles Herz, vom Wege der Natur durch enges Schicksal abgeleitet.“ Enger als anderen Menschenkindern liegen den Großen dieser Erde die Fesseln des Standes und Herkommens an, und wenn es ihnen auch heute noch erschwert ist, das Leben nach individueller Anlage zu gestalten, so erschien das jener Zeit fast als ein Ding der Unmöglichkeit. Man erinnere sich des Rousseau'schen Satzes: „Hätte ich das Unglück, als Fürst geboren zu sein.“ Die Zeit war von Rousseau's erzieherischen Ideen beherrscht. Retournons à la nature. So dachte auch Goethe, und dieser Weg entsprach in der That der Eigenart des jungen Helden. „Ein Herzogthum geerbt zu haben, war ihm nichts, aber hätte er sich eins erringen, erjagen und erstürmen dürfen, das wäre ihm etwas gewesen.“ So beschreibt ihn Goethe. Dieser Jüngling konnte nicht anders als durch Freiheit zur Beschränkung geführt werden. Er mußte sich die Reife selbst erwirken, erkämpfen.

Ein ganz gesundes Menschengewächs! „Er war achtzehn Jahre alt, als ich nach Weimar kam“ — erzählt Goethe weiter in jenen Erinnerungen — „aber schon damals zeigten seine Keime und Knospen, was einst der Baum sein würde.“ In Goethe's Munde ist dies mehr als ein Gleichniß. Goethe hat für sein eigenes Wachsen und Werden, wie er es in seiner Biographie darstellen wollte, sich einen Entwurf angelegt, dem die Phasen des Pflanzenwachsthums zu Grunde liegen. Er betrachtet da seine Entwicklung ähnlich dem, was wir mit seinen Worten die Metamorphose der Pflanze nennen. In unserem Gedicht erscheint, wiederum nicht als Gleichniß, sondern als ein völliges Analogon der Organisation, die sinnenfälligste Metamorphose im Thierreich:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die im Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittichen der Rose in den Schoß.

Die Verse aber, die sich sogleich anschließen, zeigen uns, wiewohl das Bild nicht wörtlich auftritt, den in gesunder Kraft aufstrebenden Sproß:

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.

Durch die Idee organischen Wachsthums hat sich Goethe überhaupt als Erzieher leiten lassen. Wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen — sagt die verständige Mutter, Frau Elisabeth, die Wirthin zum goldenen Löwen — so dachte Goethe's eigene Mutter, und so er selbst. Erziehen, das hieß ihm: die angeborene Art, Kraft und Strebensrichtung beobachten, pflegen, fördern und so zum Heilsamen hinlenken. Ueberall, wo der Keim gesund ist, ist dies die rechte Methode. Jedenfalls aber war es die einzige, welche Erfolg versprach bei diesem Fürstensproß. Eine willensstarke Natur war er und daher in den Zeiten der Unklarheit und Gährung eigensinnig bis zu leidenschaftlicher Verkennung des Rechten. Wer auf ihn einwirken wollte, mußte ihn gewähren lassen und auf sein Wesen eingehen in vollem Freundesvertrauen auf dessen eingeborene Tüchtigkeit. Vertrauen mußte er vor Allem, es werde sich die natürliche Regung zum Wahren und Guten, die Stimme sich im Innern geltend machen, die jeder Gesunde vernimmt, Jeder — sagt Iphigenia — „dem des Lebens Quelle durch den Busen rein und ungehindert fließt." Den Plan einer zurückhaltend unmerkbaren Leitung ahnte man schon in jenen ersten Zeiten, deren gewaltsame Ausschreitungen Goethe selbst so streng verurtheilt. Wir besitzen Aufzeichnungen über jene Zeit von einem Manne, der an dem übermüthigen Treiben besonnen theilgenommen und es mit klarem Blicke beobachtet hat. Darin über Goethe das Urtheil: „Sein Zweck war, durch einen in überspannter Lustigkeit mitgemachten halben Schritt sich in die Möglichkeit zu bringen, von der anderen Hälfte desto gewisser den heranreifenden mächtigen Freund abzuhalten, und so aus dem dicken Nebel der Zerstreuung, im Unfug der Leidenschaft, zum lichten Sonnenstrahl der Besonnenheit, zum Genuß wahren und nutzbringenden Vergnügens zu führen." Ein solcher Plan aber ist dann unverkennbar bei der Reise in die Schweiz, die Goethe mit dem Herzog am Ende des Jahres 1779 unternahm — Wieland hat sie mit treffendem Witz für eins seiner besten Dramata erklärt. Den gewöhnlichen Zerstreuungen entrückt, sollte der Fürst Eindrücke des Großen und Erhabenen, wie sie seiner heroischen Natur gemäß waren, in sich aufnehmen. Dem Verlauf der Entwicklung ist Goethe, eben wegen seiner innigen Anhänglichkeit, mit getheilten Empfindungen gefolgt. Solange der Ausgang im Ungewissen blieb, beruhte auf diesem persönlichen Verhältniß all' sein Glück und all' sein Ungemach, und bis die volle Klarheit darüber gewonnen war, daß das ungebundene Kraftleben nicht Selbstzweck war, sondern Mittel zum Zwecke, mußte zeitweilig wenigstens ein Gefühl der Mitschuld den Leiter und Rathgeber be-

fallen. Dieses Hin und Wider von Empfindungen, dieser unausgeglichene Gemüthszustand spricht sich aus in den Versen:

Nun sitz' ich hier zugleich erhoben und gedrückt,
Unschuldig und gestraft, und schuldig und beglückt.

In dieser Gestalt, mit der doppelten Kreuzung der Gegensätze: Unschuld und Schuld, Strafe und Glück, hat erst die Handschrift uns dies Bekenntniß dargeboten. In den Drucken las man bis zur Veröffentlichung der Handschrift (im Goethe-Jahrbuch 1886) und bis zur Weimarer Ausgabe die letzte Halbzeile: „unschuldig und beglückt," und faßte den Sinn der Zeilen etwa in die Worte: „trotz meiner Unschuld bestraft, im Gefühl meiner Unschuld beglückt." Allein um ein ausschließliches Betonen der Unschuld, der guten Absicht kann es dem nicht zu thun gewesen sein, der eben erklärt hat: „Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme." Die Worte, die uns in deutlichen Zügen von Goethe's Hand vorliegen, sagen mehr als jene gedruckte Fassung, mit der man sich abfand, weil sie auch einen Sinn gibt. Aufrichtiger und nachdrucksvoller ist die echte Lesart.

V.

Es braucht heute nicht mehr dargethan zu werden, welchen Werth es hat, eine Dichtung in der Gestalt zu kennen, wie sie aus des Dichters Schreibrohr geflossen, zu wissen ferner, unter welchen Umständen sie erwachsen und zum Abschluß gelangt ist. Die philologisch-historische Betrachtung ist nicht das vornehmste, geschweige einzige Mittel, in den Sinn einer Dichtung einzudringen; aber sie leistet, richtig ausgeübt, treffliche Dienste dazu, und richtig übt man sie aus, wenn man im Einzelnen das Ganze sucht, über dem Einzelnen wenigstens das Ganze nicht vergißt. So benutzt, ist eine „Lesart" weit mehr, als ein Gegenstand spitzfindig kritischer Erörterung.

Treten wir noch einmal an jenen Angelpunkt des Gedichts, wo der Dichter sein „Verschwinde, Traum!" ruft und dann (wie die Drucke geben) fortfährt:

Wie dank' ich, Musen, euch,
Daß ihr mich heut' auf einen Pfad gestellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum schönsten Tage sich erhellet!
Die Wolke flieht, der Nebel fällt,
Die Schatten sind hinweg. Ihr Götter, Preis und Wonne!

In der Handschrift sind, sehr bezeichnend, die Worte „Verschwinde Traum!" (zuerst: „Verschwinde du!") von dem Vorangehenden und Folgenden durch doppelte Striche abgetrennt. Die nächste Zeile lautete ursprünglich

Und o wie danck ich euch,

die endgültige Fassung aber hat der Dichter nachträglich durch Bleistiftcorrectur hergestellt; und zwar nicht aus eigener Eingebung, sondern unter fremdem Einfluß. Unter „euch" nämlich sind von einer anderen Hand Punkte gesetzt, und hinter einem Strichlein steht daneben am Rande (mit rother Tinte Alles) in zarter Schrift die Frage: wem? als ob es gegolten hätte, eine Stilübung zu corrigiren. Von derselben Hand ist an vielen Stellen die Interpunction eingetragen und ein paar Mal die Schreibung „gebessert". Goethe schrieb

(V. 140) Fürwitz, der Corrector: Vorwiz. Der Corrector ist Herder, der ja, wie bekannt, an mancher anderen Handschrift des Freundes eine derartige Durchsicht geübt und ihm für das Formale manchen guten Wink gegeben hat. An dieser Stelle aber ist meines Erachtens sein Eingriff kein glücklicher gewesen, und seine Randfrage beweist (was ihm sonst wohl selten zum Vorwurf gemacht werden kann) mehr Sinn für grammatische Richtigkeit als für poetische Schönheit. Wenn Iphigenia in dem Moment, wo sie sich zu dem entscheidungsvollen Entschlusse, die Wahrheit zu bekennen, durchringt, in die Worte ausbricht:

Allein euch leg' ich's auf die Kniee! Wenn
Ihr wahrhaft seid, wie ihr gepriesen werdet,
So zeigt's durch euren Beistand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit!

so fragen wir nicht: Wem legt sie's auf die Kniee? So auch nicht an unserer Stelle, an wen sich der Dichter, froh bestürzt, mit dankbarem Anruf wende. Sagt er es doch alsbald selbst: „Ihr Götter, Preis und Wonne!" Alles bloß Mythologische liegt hier fern ab; der Dichter benennt so, als Polytheist aus Ueberzeugung, das Göttliche, das ihn in der Natur umgibt, und dieser andächtige Anruf erweckt wiederum das Gefühl des Persönlichen, was Höhen und Hain und Thal für ihn haben, wie jene Verse im Eingang: „Verjüngt euch mir . . ." „Ihr seid mir hold." Die Götter, die ihn umschweben, sind die „Geister des Hains" und der Höhen. Die Göttinnen, die ihn zu diesem Gedichte begeistert haben, sind Freundschaft, Treue, Menschenliebe. Die Musen aber, als mythologische Gestalten, scheinen mir in diesem Thüringer Waldgedicht Mädchen aus der Fremde.

So macht das Gedicht in einer auf den ersten Blick wohl nebensächlich erscheinenden Eigenheit seiner ursprünglichen Fassung den Eindruck, den man vom Ganzen, so oft man es liest, empfängt; nämlich daß es aus Einem Guß, durchgehends der Ausdruck Einer poetischen Intuition ist. Dem entspricht nun auch, was wir von seiner Entstehung und künstlerischen Ausbildung wissen. Wir haben nur wenige Data dazu.

Am 30. August 1783 sendet Goethe an Frau v. Stein, ehe er Weimar verläßt, die Zeilen: „Ich bin noch nicht weg und sehne mich schon wieder zu Dir . . . Wenn es möglich ist, schreibe ich dem Herzog ein Gedicht auf seinen Geburtstag." Die Widmungsüberschrift läßt in der Fassung, wie sie Luise v. Göchhausen copirt hat, keinen Zweifel darüber, daß das Gedicht „Ilmenau d. 3. Sept. 1783" abgeschlossen worden ist. Der Wortlaut der Göchhausen'schen Copie aber stimmt (bis auf Kleinigkeiten und ein paar Versehen) mit dem jener eigenhändigen Niederschrift, die jetzt im Goethe-Archiv aufbewahrt wird. Drei in der Zurückgezogenheit verlebte Tage also haben ausgereicht zur Conception und Ausführung, und ich glaube, auch darauf mit beruht die Wohlgestalt der Dichtung und die vollkommene Harmonie ihrer Glieder. Dem widerspräche, richtig verstanden, nicht im mindesten eine eigene Aeußerung Goethe's, die man, wie ich glaube, mit gutem Grunde auf unser Gedicht bezogen hat. In einem undatirten Briefe, den ich nach sicheren Kennzeichen in den December

1783 gesetzt habe, schreibt Goethe an Herder: „Hier schick ich Dir, was Du wohl noch nicht gesehen hast. Ich konnte es nicht einmal endigen, geschweige durcharbeiten, deswegen fehlt den Versen noch hier und da das Runde und Glatte. Du nimmst vorlieb.“ An Denselben am 25. März 1784: „Ich bitte zugleich um das Gedicht auf des Herzogs Geburtstag.“ Welches Gedicht hätte Goethe wohl dem „Freunde Humanus“ in dieser Zeit ihres innigsten Einverständnisses lieber mittheilen mögen als „Ilmenau“? Besteht jene Annahme zu Recht, so hätte freilich Goethe selbst, ein Vierteljahr noch nach des Herzogs Geburtstag, das Gedicht als „nicht geendigt“ bezeichnet. Es verhält sich aber in der That so: in der Gestalt, wie es dem Herzog übergeben wurde, ist es nicht fertig gewesen. Nicht so ist das gemeint, als habe etwa noch das letzte Viertel gefehlt. Von Goethe's größeren Dichtungen ist keine in einem äußerlichen Progreß entstanden; er dichtete nicht, so zu sagen, die Reihe herab. Das Ganze, mit Anfang und Ende, und die Folge der Theile ist ihm völlig gegenwärtig, und nach innerem Antrieb und Behagen bildet er das Einzelne aus, vielmehr er läßt es sich ausbilden: wie an den Faden, der durch mineralische Lösung gezogen ist, die Krystalle hier und da und dort anschießen, und so das Gebilde sich vollendet. Anfang und Schluß unseres Gedichts waren durch Eine Intuition gegeben, hier konnte nichts hinzu- und nichts hinweggethan werden. Der Mitte aber — dies zeigt uns jetzt die handschriftliche Gestalt — war an einer Stelle eine weitere Ausführung zugedacht.

In Goethe's Handschrift und ebenso in der Abschrift des Fräuleins v. Göchhausen ist nach der Stelle, die den ekstatisch faulen Schwärmer schildert, ein Raum gelassen, in welchen Fortsetzungszeichen „p p p p“ eingetragen sind. Darunter stehen zwei Zeilen, die im Druck fehlen:

Indeß ein Alter äussre Weisheit zeigt
Bedächtig lächelt und bescheiden schweigt.

Es sollten also offenbar noch mehrere Bildnisse von Genossen des nächtlichen Gelages gegeben werden, und die beiden angeführten Verse waren dazu bestimmt, den Abschluß zu bilden. Davon würde man nichts ahnen, wenn es nicht die Handschrift verriethe. Vermissen aber wird man auch jetzt nichts. Wäre die ursprüngliche Absicht ausgeführt worden, so hätte das Gedicht für den Herzog und die Nächstbetheiligten vielleicht an persönlichem Interesse gewonnen; an poetischem Werthe aber hat es durch die Beschränkung zum mindesten nichts eingebüßt. An der Gestalt der Verse hat Goethe nichts geändert. Hat doch auch Herder bei seinem feinen Sinn für den Wohlklang nichts daran zu bessern gefunden.

VI.

Es ist nicht meine Absicht, bei den übrigen, weniger bedeutenden Besonderheiten der eigenhändigen Niederschrift zu verweilen, an der wir, allem Anschein nach, das erste Mundum besitzen, welches der Dichter für sich angefertigt hat. Es ist schwerlich die Handschrift, die im März 1784 Herder vorgelegen hat, wenigstens rühren die Spuren von Herder's Durchsicht aus späterer Zeit her; sie unterscheiden sich in keiner Weise von den Correcturen, die er in den

beiden Heften durchgeführt hat, welche die im achten Bande von „Goethe's Schriften" (1789) veröffentlichten zwei Sammlungen „Vermischter Gedichte" enthalten. Einen anderen Zweck kann man sich bei den vorwiegend auf das Aeußerliche der Schreibung und Satzzeichnung gerichteten Correcturen nicht vorstellen als den, die Blätter für den Druck herzurichten. Wenn aber der Gedanke damals bestanden hat, das Gedicht der Oeffentlichkeit zu übergeben, so ist er im Verfolg aufgegeben worden. Am 23. Februar 1788 schreibt Goethe aus Rom — wir kennen den wahrscheinlich an Herder gerichteten Brief nur in der redigirten Fassung der italienischen Reise: „Meine kleinen Gedichte hab' ich gesucht in eine gewisse Ordnung zu bringen . . . Die Gedichte auf Hans Sachs und auf Mieding's Tod schließen den achten Band und so meine Schriften für diesmal. Wenn sie mich indessen bei der Pyramide (des Cestius) zur Ruhe bringen, so können diese beiden Gedichte statt Personalien und Parentation gelten." Von „Ilmenau" ist nicht die Rede, und auch späterhin, als Goethe zur Abrundung des Bandes noch drei größere Stücke hinzufügte, ist dies Gedicht nicht in Betracht gekommen, und doch hätte es als ein selbstgesetztes Ehrengedächtniß sich dort am besten angeschlossen. Im „Hans Sachs" hat Goethe dem Poeten die Ehren- und Bürgerkrone gereicht, im „Mieding" für den Künstler Zeugniß abgelegt, der in seiner Kunst lebt und für sie stirbt. In dem Ilmenauer Gedicht erscheint die menschliche Seite seines Wesens und Waltens: er erscheint uns mit diesem menschlichen Wirken und Streben an die Schranken des Erdelebens gebunden, die er fühlt und ehrt, als Poet aber zugleich, wie das Gedicht sagt, „die Augen zu den freien Sternen kehrend".

Aus ehrerbietiger Rücksicht auf den Herzog ist ohne Zweifel die Veröffentlichung des Gedichts jetzt und noch später unterblieben. Erst 1815 erschien es an der Spitze der Abtheilung „An Personen", und auch da war, zurückhaltender Weise, die Person, der es galt, nicht genannt. Herrlicher, als Goethe es sich einst wohl gedacht hatte, war die Ernte damals erschienen. In den Zeiten der allgemeinen Erschütterung und der glorreichen Wiederherstellung, „in Harren und Krieg, in Sturz und Sieg" hatte der Fürst die rechte Richtung seiner Kraft bewährt. Es war seit der kurzen Periode des Sturmes und Dranges, über welche einst so manches Mißgünstige auch in weitere Kreise gedrungen war, schon mehr als ein Menschenalter vergangen. Wenige nur waren noch am Leben von den Genossen der „edlen Schar". Von einem dieser Ueberlebenden ist oben ein Zeugniß für Goethe angeführt worden, darauf hinausgehend, daß er auch in jenen Tagen ein „wohlthätig leitender Genius" gewesen sei. Den Verfasser hat Goethe eben in jener „wildrigen" Zeit so charakterisirt: „Trebra brav, wahr, in dem Seinigen treu." Friedrich v. Trebra lebte 1813 — als er seine Aufzeichnungen für Goethe's Biographie niederschrieb — als Oberberghauptmann in Freiberg.

Eine merkwürdige Stelle aus diesen Aufzeichnungen (veröffentlicht im Goethe-Jahrbuch 1888) sei hier noch angeführt. Trebra sagt, beglaubigt habe ihn in seiner Vorstellung von Goethe's besonnener Leitung und seinen wohlthätigen Absichten ein Bild, das Goethe eben in der Zeit jener ausgelassenen Zerstreuungen und Fahrten gemalt habe. „Herrlich, bedeutsam angefangen"

nennt er es. „Es war die Gegend von Ilmenau, von der Sturmhaide und den um und neben und über ihr stehenden Gebirgköpfen, in dicken Gebirgsnebel verhüllt, wie dorten oft vorkommt, in dem nämlichen Moment aufs Blatt genommen, wenn eben der Nebel anfängt, sich zertheilend absondernd in Wolken zu verdichten, diese sich von einander trennen und zwischen ihnen in den nun sichtbaren Plätzen die Köpfe der fichtenbewachsenen Berge, nur dünn noch verschleiert, schon durchschimmern, und der hiermit schon wirkende Lichtstrahl sich merkbar macht, ob er gleich voll und frei noch nicht durchbrechen kann."

„Des Gemäldes Original sah ich nie fertig; aber eine vollendete Copie davon sah ich mehrere Jahre später, als die Erfüllung dieser wahr-prophetischen Darstellung weit umher schon wohlthätigst gefühlt wurde."

Man darf sich Trebra's sinnige Auslegung wohl aneignen. Goethe mochte auch als Zeichner und Maler dichten und das Vergängliche als ein Gleichniß nutzen. So wäre denn das Bild, symbolisch betrachtet, als Vorstufe des Ilmenauer Gedichts, als eine erste Spiegelung seines ethischen Inhalts anzusehen. Eine Vorstufe anderer Art aber erkennen wir in einem kleinen seelen- und ortsverwandten Gedichte. „Alte Reime," sagt ja der Dichter selbst, „lockt" das träumende Erinnern hervor. Aus Stützerbach, wo er mit dem Herzog allein war, sandte einst Goethe an Lavater „ein paar Zeilen reinen Gefühls auf dem Thüringer Walde geschrieben den 3. August (1776) unter dem Zeichnen." Er nennt das Stück auch den „Gesang des dumpfen Lebens". Ueberschrieben hat er es: „Dem Schicksal".

Was weiß ich, was mir hier gefällt
In dieser engen, kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Karl und ich vergessen hier
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet,
Und ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.

Vertrauensvoll wendet er sich an die Macht, die ihn „leitet und schult":

Du hast uns lieb, du gabst uns dies Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen —

Goethe hat dieses Stück in die erste Sammlung seiner Gedichte aufgenommen. Aber er hat zuvor alles Persönliche ausgeschieden, den Namen des Herzogs besonders und jede Beziehung auf ihn. Zur Ueberschrift wählt er das Wort „Einschränkung". Statt des zuversichtlichen „Du hast . . . getroffen" setzt er den Wunsch: „O wäre doch . . . getroffen!" In diesem Wunsche und in der bedeutenden Ueberschrift ist die innere Beziehung gegeben zu unserem Gesange des klaren Lebens, den Zeilen reinen Gefühls, die Goethe seinem Herzog zum 3. September 1783 auf dem Thüringer Walde geschrieben hat. Denn das Ilmenauer Gedicht bedeutet ja nichts Anderes für beide, als daß das rechte Maß nunmehr getroffen war.

Das Jahrhundert des Velazquez.

Von

E. Hübner.

Es gilt als ein in der Erfahrung begründeter Satz, daß die Höhe der politischen Macht eines Volkes die nothwendige Voraussetzung ist für die Kraft seines Schaffens auf geistigem Gebiet. Und laut sprechen für die Erfahrung die Fünfzigjahrzeit der Blüthe Athens unter Perikles, das augustische Zeitalter, das der Mediceer, das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten, die friedericianische Zeit. Aber es fehlt auch keineswegs an Ausnahmen von der Regel: wir brauchen in unserer eigenen Geschichte nicht weit zurückzublicken, um auch dafür Beweise genug zu finden, daß nicht immer hohe Blüthe der Wissenschaften und Künste mit politischer Macht verbunden ist. Eine früher einmal erreichte Höhe des Einflusses, eine große Entwicklung des Wohlstandes wirkt zuweilen noch auf lange hin nachhaltig befruchtend, auch wenn der Wohlstand inzwischen tief gesunken, die Macht im Schwinden begriffen ist. Die einmal bewegten Wellen geistiger Kräfte bleiben noch eine geraume Zeit in gleichmäßig hoher Bewegung und sinken erst nach und nach, oft ohne je gänzlich zurückzudämmen. Es ist, als ob die aufgesammelte Energie des Geisteslebens auch darin die träge Masse beherrsche. Gerade unter ungünstigen äußeren Bedingungen wächst ihre Widerstandskraft, und ihre Leistungen erreichen eine oft überraschende Höhe.

Spaniens Geschichte, die Politik und Cultur der beiden Völker der pyrenäischen Halbinsel erfreuen sich nicht des tiefgehenden und weit verbreiteten Interesses aller Gebildeten, wie viele andere Länder Europas, vor allen Italien. Es gibt Züge in dem Charakter der Spanier wie der Portugiesen, die theilnehmende Annäherung ausschließen. Wie das Land, trotz der großen landschaftlichen Schönheit einzelner Gegenden, der Küsten von Catalonien und Valencia, der Gebirge von Malaga und Granada, der baumreichen Ufer des Douro und Minho, der tiefen Meeresbuchten von Galizien, der Alpenpässe von Asturien, daneben weite Strecken trostloser Einöde, baumloser Steppen und starrer Gebirgshöhen zeigt, so ist auch die Cultur eine ungleichmäßige. Der

Jahrhunderte lange Verfall, die brutale Zerstörung der Kirchen und Klöster, der Vandalismus der platten Nützlichkeitstheorie und der moderne Ungeschmack haben überall abstoßende Spuren hinterlassen. Trotzdem habe ich es wiederholt versucht, in diesen Blättern jenen Ländern und ihrer geschichtlichen Entwicklung die Theilnahme wieder zuzuwenden, die sie zur Zeit der Blüthe unserer Romantik schon in weit höherem Grade besaßen. Freilich, der verschönernde Schleier dichterischer Verklärung, den jene Zeit um Sevilla und die Alhambra, um König Sebastian den Seefahrer und Camoens gewoben hat, hält uns nicht mehr davon ab, den Dingen auf den Grund zu gehen. Wir verlangen auch hier der Wirklichkeit ins Auge zu schauen, gleichviel ob sie den übertriebenen Vorstellungen nach der guten wie nach der schlechten Seite hin entspricht oder nicht. Jeder Beitrag zu richtiger Erkenntniß ist uns erwünscht und darf auf theilnehmendes Verständniß rechnen. In diesem Sinne unternehme ich es auch diesmal wieder, an der Hand neuer, eigener und fremder, Untersuchung und auf Grund wiederholter Anschauung über einen Zeitabschnitt des politischen, literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens in Spanien zu berichten.

I.

Die Völker der pyrenäischen Halbinsel sind unter den führenden Nationen Europas am spätesten zu voller Entwicklung gelangt. Ich erinnere nur kurz an Bekanntes. Auf den Resten der antiken Cultur, die unter der römischen Herrschaft, besonders in den von der Natur reich begünstigten östlichen und südlichen Gegenden eine bemerkenswerthe Höhe erreicht hatte, bauten sich die Anfänge germanischer Staatenbildungen auf, die Reiche der Sueven und Westgothen. Als sie schon sich zu überleben begannen, brach dann mit elementarer Gewalt der Islam grade über jene volkreichsten und fruchtbarsten Länder der Halbinsel herein und schwemmte fort, was von feinerer Gesittung aus dem spätesten classischen und dem frühesten christlichen Alterthum noch übrig war. Freilich wurden die Eroberer nur die herrschende Kaste. Die einheimische christliche Bevölkerung hat auch unter der arabischen Herrschaft niemals ihre romanische Sprache vergessen; nur einzelne Wörter arabischen Ursprungs fanden in ziemlicher Anzahl Aufnahme, während ihre Formenbildung von dem fremden Einfluß gänzlich frei blieb. Auch im übrigen ist der Einfluß orientalischen Geisteslebens, soweit überhaupt davon gesprochen werden kann, in Spanien überall verhältnißmäßig gering geblieben; die verbreitete Annahme einer hohen Blüthe der arabischen Cultur stellt sich mehr und mehr als vielfach übertrieben heraus. Dauernde Spuren außer einigen Bauten, wie der Alhambra, dem Alcazar von Sevilla, der großen Moschee in Cordoba und manchen anderen, hat der Islam nicht hinterlassen. Erst nach Jahrhunderte langen Kämpfen drang die Nation dann, wie bekannt, von Norden her, aus den Bergen von Asturien und Galizien, bis wohin die fremde Eroberung niemals gelangt war, südwärts vor und gewann Schritt vor Schritt den Boden ihrer ältesten Cultur zurück. In höchst eigenthümlicher Weise kreuzt sich mit dem gemeinsamen Zug der Wiedereroberung die verwirrende Mannigfaltigkeit in der Staatenbildung der

zahlreichen einzelnen Königreiche, ohne sie dauernd aufhalten zu können; ein Vorgang, den auch die neuesten geschichtlichen Darstellungen noch nicht hinreichend klargelegt haben. Wie dann durch eine Verkettung seltenster Glücksfälle unmittelbar nach der Einigung wenigstens der hauptsächlichsten Einzelreiche zu einem nationalen Staat und der vollendeten Wiedereroberung des heimathlichen Bodens die Schätze der überseeischen Länder, Indiens, Ostasiens und des neuentdeckten Welttheils den Portugiesen und Spaniern in den Schoß fielen — alle diese Thatsachen erklären zur Genüge, wie es gekommen ist, daß das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert das in sich geeinte und nach unerhörtem Siegeslauf selbst Portugal sich aneignende Spanien unter kraftvollen Herrschern fast an die Spitze der Nationen Europas gestellt hat. Jetzt haben sich wieder einmal in beiden Hemisphären Aller Augen auf die Länder gerichtet, von denen die Entdeckung Amerikas ausging. Von dem Ruhm jener großen Epoche zehren diese Länder noch heute; sie ist in den glänzenden und eingehenden Schilderungen Ranke's und Prescott's in ihren Hauptzügen fast zum Gemeingut aller Gebildeten geworden.

Weniger allgemein bekannt ist, wie das unmittelbar folgende siebzehnte Jahrhundert trotz des inneren und äußeren Verfalls der spanischen Monarchie, der schon bald nach dem Tode Philipp's II. in den mannigfachsten Erscheinungen hervortrat, dennoch für Spanien in allen künstlerischen Schöpfungen das Zeitalter der höchsten Blüthe geworden ist. Noch trafen die Silberflotten aus Mexico und Peru meist ungehindert in Cadix ein und lieferten in den goldenen Thurm von Sevilla ihre baaren Ladungen ab. Das indische Archiv in Sevilla, die noch nicht erschöpfte Fundgrube für die Geschichte der Entdeckungen, enthält die Belege für die Reichthümer, die daraus, wenigstens den bevorzugten Kreisen, dem Hof, der Kirche, der hohen Beamtenschaft noch immer zuflossen, während freilich daneben das Land sich entvölkerte, die Bebauung zurückging und die unteren und mittleren Schichten des Volkes mehr und mehr verarmten. Erst mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts tritt auch auf dem Gebiet der Kunst der Niedergang ein, der sich unter immer mächtiger von innen und außen hereinbrechenden Schicksalsstürmen bis auf unsere Tage fortsetzt. Jetzt erst scheint, freilich unter noch immer starken Schwankungen, das Land den Verlust des größten Theils seiner überseeischen Besitzungen allmälig einigermaßen zu verschmerzen. Es versucht nach und nach seine eigenen Reichthumsquellen zu erschließen und auszunutzen, wobei nur die Armuth weiter Länderstrecken und die Folge der Armuth, die unausrottbare Gewohnheit schlechter Finanzwirthschaft, den Aufschwung immer wieder hemmen.

Mit dem stetig, wenn auch nur langsam wachsenden Volkswohlstand steigt auch die nie ganz vergessene Theilnahme an der großen Vergangenheit. Es fehlt zwar noch durchaus an einem Geschichtswerk, das für Spanien, wie Ranke's Schilderung des sechzehnten Jahrhunderts, so die allgemeine Bedeutung des siebzehnten uns vor Augen führte, des siebzehnten Jahrhunderts, zu dessen Aufhellung in allen anderen Ländern Europas jetzt immer neue Hülfsmittel herbeigeschafft und bereit gestellt werden. Weder einheimische noch auswärtige Schriftsteller haben es bisher unternommen, den reichlich fließenden Stoff zu

ſammeln und überſichtlich zu geſtalten. Nach dem Ausſpruch eines der beſten Kenner Spaniens und ſeiner Literatur, des Romaniſten Morel Fatio in Paris, iſt die Geſchichte der Ideen, die das Spanien des ſiebzehnten Jahrhunderts bewegten, noch zu ſchreiben. Doch gibt es manche werthvolle Beiträge zur Zeitgeſchichte. Antonio Cánovas, bisher der leitende Staatsmann Spaniens, hat in einer Jugendarbeit, dem „geſchichtlichen Verſuch über das Haus Oeſterreich“ als einer der Erſten es unternommen, das Ergebniß aus dieſer verhängnißvollen Zeit der heimathlichen Geſchichte zu ziehen. Viele Thatſachen erſcheinen darin in einem anderen Lichte, als wir ſie zu betrachten gewohnt ſind[1]). Zu den werthvollſten Beiträgen aber für die Geſchichte des ſiebzehnten Jahrhunderts rechne ich die Herausgabe des merkwürdigen Briefwechſels, den König Philipp IV. ſeit dem Sturz ſeines Günſtlings Olivares mit der Schweſter Maria de Jeſus, der Gründerin und Aebtiſſin des noch beſtehenden Barfüßerinnenkloſters in ihrer öden und ärmlichen Heimathſtadt Agreda in Aragon, an der Grenze von Navarra, zweiundzwanzig Jahre lang geführt hat. Sie iſt in der katholiſchen Welt berühmt als Verfaſſerin eines der einſtmals verbreitetſten Andachtsbücher, eines Lebens der Maria, das, erſt nach ihrem Tode unter dem Titel der „myſtiſchen Stadt Gottes“ herausgegeben, in faſt alle Sprachen überſetzt und in etwa fünfzig Ausgaben verbreitet iſt. Seine umſtändliche Offenherzigkeit, die nur bei romaniſchen Frauen möglich, aber von dem jeſuitiſchen Cynismus durchaus verſchieden iſt, hat einſt Boſſuet's entrüſteten Widerſpruch hervorgerufen. Sor Maria ſtarb nach einem Leben entſagender Armuth, hingebender Wohlthätigkeit und ſtrengſter Askeſe am 29. März 1665; der König nur fünf Monate ſpäter, am 16. September desſelben Jahres. Nicht weniger als 634 Briefe, obgleich ſie nicht ſorgfältig aufbewahrt und theilweis zerſtreut und verloren worden ſind, hat die Umſicht ihres Herausgebers Francisco Silvela zuſammengebracht[2]). Silvela gehört zu den durch Geiſt und Bildung hervorragendſten Staatsmännern der conſervativen Partei; er war wiederholt Juſtizminiſter im Cabinet ſeines Freundes Cánovas. Das ſchön ausgeſtattete Werk, mit den Bildniſſen der Sor Maria nach einer gleichzeitigen Aufnahme und dem des Königs nach Velazquez, gibt eine Anzahl der Briefe in Facſimilenachbildungen. In der ausführlichen „hiſtoriſchen Skizze“, die der Herausgeber der Sammlung vorausſchickt, hebt er ihre Bedeutung als eines unvergleichlichen Denkmals der Zeit mit Recht hervor. In Deutſchland hat das Werk wenig Beachtung gefunden[3]). Freilich lernen wir nicht gerade hervorragende neue Thatſachen daraus; aus den Berichten der venezianiſchen Geſandten, aus den Briefen der kaiſerlichen Botſchafter, der Grafen Khevenhiller und Harrach, aus den Aufzeichnungen franzöſiſcher Be-

[1]) In der Studie über „Cánovas als Schriftſteller“ in der „Deutſchen Rundſchau“, 1887, Band XIII, S. 423, habe ich auf dies jetzt ſehr ſeltene Buch des Verfaſſers aufmerkſam gemacht.

[2]) Cartas de la venerable Madre Sor Maria de Agreda y del Señor Rey Don Felipe IV., precedidos de un bosquejo histórico por D. Francisco Silvela. Zwei Bände. Madrid 1885/86.

[3]) Mir iſt nur eine kurze Anzeige ſeines Inhaltes von dem verſtorbenen Profeſſor A. Gädeke in Sybel's Hiſtoriſcher Zeitſchrift, Band LVII, S. 141, bekannt.

sucher und Besucherinnen des Hofes ist das Thatsächliche ziemlich genau bekannt. Aber die Briefe des Königs vergegenwärtigen doch in hervorragendem Maße die schwüle Luft, in der der Hof athmete, und die erdrückende Last der Verschuldung in Folge des unseligen Gebahrens, der der König und mit ihm seine Monarchie allmälig erlagen.

Zu dem Eindruck, den diese unmittelbaren Aufzeichnungen machen, gesellt sich nun das fast greifbare Bild der Persönlichkeiten, das uns die Werke des Malers Diego Velazquez gewähren. Sein Ruhm ist zwar fest begründet, und besonders seit vor einigen Jahrzehnten englische und französische Kunstkritiker ihn von Neuem ins Gedächtniß gerufen haben, sind seine Werke von entscheidendem Einfluß auf die bedeutendsten Coloristen und Realisten aller Nationen, besonders im Bildnißfach geworden. Aber wir kennen ihn doch erst wirklich und vollständig, seit unser Landsmann Carl Justi in Bonn die reife Frucht langjähriger Bemühungen, oft wiederholter Reisen und eingehender archivalischer Studien uns geschenkt hat, das zweibändige Werk über Diego Velazquez und sein Jahrhundert[1]). Nach Raffael und Michelangelo ist Velazquez der erste Künstler ersten Ranges, der eine monographische Darstellung gefunden hat, in der sich die vollständige Beherrschung des Technischen mit der Tiefe historischer und philosophischer Auffassung verbindet; eine Verbindung, wie sie nicht bei dem auf den besonderen Zweck hin sammelnden Kunstschriftsteller, sondern nur bei einem Dichter oder Denker reifen und selbstständigen Geistes zu finden ist. Einstimmig hat die Kritik die Bedeutung des Werkes anerkannt. Nachdem Herman Grimm, der am meisten zu solchem Urtheil Berufene unter unseren Zeitgenossen, mit kurzen Worten auf seine Vorzüge hingewiesen hatte[2]), hob Moriz Carriere den tiefen Zusammenhang des echten Realismus, wie ihn die Werke des Velazquez zeigen, mit dem zu allen Zeiten wiederkehrenden Zug der Kunstübung nach der gleichen Richtung hin hervor[3]), während Karl Neumann den historischen Gewinn zu verzeichnen suchte, der sich aus Justi's umfassender Beleuchtung des Hofes der spanischen Habsburger und dessen Darstellung in den Gemälden des Velazquez ergibt[4]). Die kürzeren oder längeren Anzeigen des Buches in den Fachzeitschriften können hier um so mehr übergangen werden, als an Kenntniß des weit zerstreuten und oft schwer zu beschaffenden Stoffes, sowie an eindringender Schärfe der Beurtheilung Niemand es mit Justi aufnehmen kann; wenn auch vielleicht, wie es bei so vielen und so verschiedenartigen Schöpfungen nicht wohl anders möglich ist, hier und da Herkunft und Bedeutung eines Bildes anders bestimmt, die Echtheit oder Unechtheit einzelner abweichend angenommen wird. Ein englischer, mir nicht näher bekannter Autor, Herr Arthur Kennedy, hat (nach Sir William Maxwell Stirling) einige anekdotenhafte Züge aus

[1]) Diego Velazquez und sein Jahrhundert von Carl Justi. Zwei Bände. Mit einem Abriß des literarischen Lebens in Sevilla, zwei Titelbildern und je 20 und 32 Illustrationen. Bonn, Max Cohen. 1888.

[2]) „Deutsche Rundschau", 1889, Band LX, S. 154.

[3]) In Westermann's Monatsheften, Juni 1889.

[4]) In den Preußischen Jahrbüchern, Juli 1890.

dem Verkehr des Königs mit dem Maler zusammengestellt, ohne Justi auch nur zu nennen, aber schwerlich, ohne aus seinem Werke allseitige Belehrung geschöpft zu haben[1]). Seit wir uns daran gewöhnt haben, das Wirken selbst des bedeutendsten Mannes als unzertrennlich verknüpft anzusehen mit den geistigen Strömungen seiner Zeit, als fast nothwendiges Ergebniß der Einflüsse seiner näheren und weiteren Umgebung, entsprechen nur solche biographische Darstellungen den höchsten Anforderungen, die es als Ziel verfolgen, jenen inneren Zusammenhang zwischen dem Genie und seiner Zeit klarzulegen. Dies Ziel hat Justi in seinem Winckelmann erreicht. Es war zu erwarten, daß die neue Biographie, die er uns gegeben hat, von gleich universalem Geiste getragen, nach gleichen Zielen streben werde. Um so mehr, als das Spanien des siebzehnten Jahrhunderts uns doch weit ferner liegt, als das durch Goethe uns schon einigermaßen vertraute Rom des achtzehnten. Aber wer vermöchte Alles zu wissen und Alles zu sagen, was dazu gehört, um ein „wenn auch beschränktes Stück Menschheit" (Justi I, S. 11) ganz zu verstehen? Die Zeiten, wo „das spanische Wesen sich für eigene Stoffe und Denkweise auch eigene Formen schuf", liegen uns einerseits zu nahe, als daß es dem Einzelnen möglich wäre, die Masse geschichtlicher Aufzeichnungen über sie, gedruckte und ungedruckte, und alle Quellen der Ueberlieferung, außer durch ein darauf verwendetes Leben der Forschung, zu beherrschen, und anderseits auch nicht fern genug, um in großen Umrissen, etwa wie das classische Alterthum, auf uns zu wirken. Da gilt es denn, nach Kräften die Merkmale zusammenzusuchen, welche das Charakteristische der Zeit ausmachen, und die Farben richtig zu erkennen, welche dem Bilde Leben und Beleuchtung zu geben vermögen.

II.

Es ist nicht meines Berufes, die große Politik des siebzehnten Jahrhunderts und Spaniens Stellung in ihr sachkundig zu erörtern. Ich beschränke mich darauf, die intimen persönlichen Beweggründe hervorzuheben, die zu ihrem Verständniß nothwendig sind. Den Historikern von Fach bleibt es überlassen, auch ihnen, je nach dem Maße ihrer Bedeutung, in den allgemeinen geschichtlichen Darstellungen gerecht zu werden. Doch beschäftigt sich Niemand gern, außer wer es muß, mit diesem in allen seinen Fugen wankenden, fast vor unseren Augen zusammenbrechenden Staatswesen. Der Krieg in den Niederlanden und in Italien, der Aufstand in Catalonien, der zur endgültigen Loslösung der bis dahin in uralter Stammesgemeinschaft damit verbundenen Grafschaft Roussillon aus dem spanischen Staatsverbande geführt hat, der Abfall des von Philipp II. annectirten Portugal, die gänzliche Zerrüttung der Finanzen, die Vernichtung der kaum so stolzen Kriegsflotte Spaniens, die allmälige Auflösung des kriegstüchtigsten Heeres in Europa, aus dem die Namen für Truppengattungen und Eintheilungen (Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Bataillon u. s. w.) in allgemeinem Gebrauch geblieben sind, trotz seiner sprichwörtlichen Standhaftigkeit und schweigsamen Würde —, dies alles im Zusammenhang der europäischen Ereignisse darzustellen und zu beurtheilen, fällt der Ge-

[1]) Im Nineteenth Century vom Januar 1891.

schichtsschreibung der Zeit des dreißigjährigen Krieges zu, um die Köpfe und Hände nicht weniger berühmter Geschichtsforscher sich bemüht haben. Von hohem psychologischen, ja fast von poetischem Interesse sind die Gestalten fast aller Träger der politischen Gedanken in jener bewegten Zeit, nicht bloß die Gustav Adolf's, Wallenstein's, Bernhard von Weimar's; auch die der spanischen.

Zunächst der König. Nach dem frühen und gänzlich unerwarteten Tode seines Vaters, des überfrommen Philipp's III. — er starb 1621, erst dreiundvierzigjährig, an einer Gesichtsrose oder vielmehr in Folge der entsetzlichen Aderlässe, die ihm die Aerzte verordneten —, bestieg den Thron Philipp IV., ein schlank aufgeschossener Knabe von kaum sechzehn Jahren. Mag man auch kein Gewicht darauf legen, daß er schon als neunjähriges Kind in einer mythologischen Comödie den Cupido gespielt hatte — er blieb sein Leben lang ein leidenschaftlicher und, wie es scheint, ungewöhnlich begabter Schauspieler —: seine vielseitige Bildung — er übersetzte den Guicciardini, las Geschichtswerke, suchte die Ruinen von Sagunt auf u. s. w. —, sein Talent für fast alle Künste, besonders für Poesie, Malerei und Musik, unterliegt keinem Zweifel, wenn auch die Comödien, die er geschrieben, die Arien, die er componirt, die Skizzen, die er gemalt hat, den Vergleich mit den Meisterwerken seiner zeitgenössischen Unterthanen nicht werden ausgehalten haben. Dabei war er in allen ritterlichen Uebungen von vollendeter Meisterschaft, der beste Reiter und der beste Schütze seines Landes. Und das will etwas sagen; denn Spanien war damals die erste Pflegestätte aller dieser ritterlichen Künste; die spanische Reitschule, die kunstmäßige Jagd haben ihren europäischen Ruf noch lange bewahrt. In welchem Maße er ein Patron der Künste war, ist allgemein bekannt. Aber dabei wurden die Staatsgeschäfte keineswegs von ihm vernachlässigt, wenigstens soweit sie äußerliche Pflichterfüllung forderten. Mit bewußter Ueberlegung hatte er sich seinen Großvater Philipp II. zum Vorbild genommen; es war sein Ideal, wie Jener die Welt von seinem Schreibtisch aus mit einem Blatt Papier zu regieren. Sechs Stunden täglich waren der Erledigung der Regierungsgeschäfte gewidmet; freilich bestand die Thätigkeit dabei wohl der Hauptsache nach im Unterschreiben seines Namenszuges. Doch rühmen die Berichte der scharf beobachtenden und vorurtheilslosen venezianischen Gesandten die leichte Auffassung und klare Durchdringung der schwierigsten Fragen und verwickelten Verhältnisse; zu Anfang seiner Regierung wenigstens schwebte ihm das große Vorbild seines kaiserlichen Urgroßvaters beständig vor. Aber im Lauf der Jahre treten selbständige Prüfung der Vorlagen und eigener Entschluß immer mehr in den Hintergrund. Vierundvierzig Jahre lang hat er, von den häufigen Jagdausflügen und den seltenen Reisen abgesehen, den alten Alcazar von Madrid bewohnt, siebenunddreißig Jahre lang als Herrscher. So bildeten sich in ihm die Eigenschaften aus, die als die bezeichnenden Züge seines Wesens aus den Berichten der Zeitgenossen und aus den Bildern des Velazquez hervortreten: der echt nationale „sosiego“, die gelassene Ruhe, die sprichwörtliche „imperturbabilidad“, der unerschütterliche Gleichmuth. Die Anekdotensammler der Zeit wollten wissen, daß man ihn niemals öffentlich habe lachen sehen. Gelächelt haben soll er zweimal: je einmal den beiden

Frauen, die er heirathete. Nach Anderen kam noch ein drittes Mal hinzu. Als die ihm bestimmte zweite Gemahlin, die Erzherzogin Maria Anna von Oesterreich, Kaiser Ferdinands III. jugendliche Schwester, auf ihrer Brautfahrt im Jahre 1646 Mailand berührte, brachte ihr die Stadt als Probe ihres Gewerbfleißes eine große Menge seidener Strümpfe zum Geschenk. Dies verstieß durchaus gegen die Etiquette nach dem Urtheil des Herzogs von Maqueda — ihm war als Lohn für das Reisemarschallamt bei den sonst leeren Kassen vollständiger Steuererlaß für die Dauer der Reise gewährt worden, weshalb die Brautfahrt fast ein Jahr dauerte —: die Königinnen von Spanien, so äußerte er in Gegenwart der Erzherzogin, hätten überhaupt keine Beine. Worauf das fünfzehnjährige Kind, das seine Puppen mitgenommen hatte, in Thränen ausbrach; Velazquez hat die etwas verblüfften Züge ihres länglichen Gesichts mit packender Lebendigkeit wiedergegeben. Als dem König dies erzählt wurde, soll er gelacht haben. Ob er außerdem noch ein oder das andere Mal dem Velazquez zugelächelt hat, wie Justi meint, bleibe dahingestellt. Gerühmt wird des Königs außerordentliche Milde und Leutseligkeit gegen Jedermann und seine königliche Freigebigkeit, der nur zu häufig der drückendste Mangel Schranken setzte. Alle diese Eigenschaften trugen ihm besonders zu Anfang seiner Regierung die unbegrenzte Hingabe der Nation ein, als deren echtester Vertreter zu gelten sein höchster Ehrgeiz war. Dabei besaß er, wie besonders der Briefwechsel mit Sor Maria zeigt, jene uns schwerfälligen und innerlich verschlossenen Norddeutschen fast unverständliche, aber nicht erheuchelte Frömmigkeit, die, der eigenen Schwäche sich bewußt, die Uebungen der Religion wenigstens mit aufrichtig gutem Willen, wenn auch ohne dauernden Erfolg gewissenhaft auszuführen gewohnt war. Seine theologischen Kenntnisse waren nicht gering, und obgleich ebenso fern von der kühlen Berechnung Philipp's II., dem die Religion erstes und wichtigstes Mittel und zugleich Ziel seiner auf die Weltmacht gerichteten Politik war, wie von dem angstvollen Aberglauben seines Vaters, war ihm die Religion, die Einfachheit der Sitten Herzenssache. Er hielt streng auf die schon von Jenem getroffenen gesetzlichen Bestimmungen zur Vereinfachung der Tracht und gegen den Kleiderluxus — auch dafür geben die Bildnisse des Velazquez die Belege — sowie zur Hebung der Ehen, die fast wie Nachahmung der bekannten Ehegesetze des Augustus aussehen: Alle, die sich vermählten, erhielten die Adelsprivilegien auf vier Jahre, wer sechs Söhne hatte, auf Lebenszeit.

Aber freilich, diesen glänzenden Lichtseiten fehlen nicht die tiefen Schatten. Für den verschwenderischen und außerordentlich zahlreichen Hofhalt trifft ihn zwar nicht eigentlich die Schuld: es lag zu sehr im Nutzen der vielen Betheiligten, daß die burgundischen Ueberlieferungen vom Hofe Philipp's des Schönen und Karl's V., trotz ihrer französischen Namen, festgehalten wurden, und es hätte eines andern Willens bedurft, als er ihn besaß, um hierin Wandel zu schaffen. Auch will ich nicht von seinen lockeren Grundsätzen in der ehelichen Moral reden, die in jener Zeit, an jenem Hof und in jener Nation, die noch heute in diesem Punkte das weiteste Herz und das mildeste Urtheil besitzt, nicht auffallen; obgleich sie der sittenstrengen und klugen Isabella von Bourbon,

der Tochter Heinrich's IV., seiner ersten Gemahlin, viele Thränen gekostet haben mögen. Doch hielten sich die zahlreichen Liebschaften des Königs — zweiunddreißig natürliche Kinder wurden ihm nachgezählt, von denen er acht anerkannte — durchaus in den unteren und mittleren Schichten und blieben, unähnlich der Maitressenwirthschaft am französischen Hofe, ganz ohne Einfluß auf die Politik. Aber der Hang zu zerstreuender Genußsucht und arbeitsscheuem Leichtsinn so von oben her gepflegt, der Glanz der unaufhörlichen Feste, die Verschwendung bei Hoch und Niedrig, die sie nach sich zogen, täuschte doch nur über den erschreckenden Verfall an Macht und Ansehen, den die Staatsverwaltung verursachte. Für sie trifft freilich wiederum den König nicht die unmittelbare Schuld.

Don Gaspar Guzman Graf von Olivares, nachher auch Herzog von Sanlucar, daher er gegen den allgemeinen Gebrauch mit beiden Titeln, el conde duque, genannt zu werden pflegte, im Jahre 1587 zu Rom geboren — sein Vater war Gesandter bei Sixtus V. und nachher Vicekönig von Neapel und Sicilien, der Großvater einer der verdientesten Officiere unter Karl V. — war ursprünglich dem geistlichen Stande bestimmt, als der zweite Sohn eines der vornehmsten andalusischen Adelsgeschlechter, in dem die Würde des Alcayden oder Schloßvoigts des Alcazars von Sevilla erblich war. Der Tod des älteren Bruders machte ihn zum Erben des Titels und des nicht unbeträchtlichen Vermögens. Er heirathete früh, im Jahre 1607, seine mißgestaltete Base Iñez de Zuñiga, die Tochter des sittenstrengen und ehrenwerthen Vicekönigs von Peru, der aus dieser Stellung schied — ein Wunder! — ohne reich geworden zu sein. Don Gaspar war ein Mann von Bildung und Geschmack, sammelte Bilder und Statuen und war ein Gönner der Dichter und Gelehrten, mit denen er in jenen Jahren in dem schönen Sevilla, wo alle Künste blühten, wie Justi's ausgeführte Schilderungen zeigen, ein Leben unthätigen Genusses führte, dem jeder ernste Inhalt gefehlt zu haben scheint. Die erste Wendung zu höheren Zielen gab ihm die Berufung nach Madrid durch Philipp's III. allmächtigen Minister, den Herzog von Lerma, der ihn im Jahre 1615 dem jungen Infanten als gentilhombre de camara zur Seite gab. Auch hier aber bewegte sich sein Leben die nächsten sechs Jahre hindurch noch in nichtigen Aeußerlichkeiten des Hofdienstes, die wohl schon den Grund dazu gelegt haben mögen, Thatkraft und Gesinnung des jugendlichen Thronerben zu verderben. Als 1621 der König, 1622 sein Schwiegervater Zuñiga gestorben waren, da ergriff ihn plötzlich, wie es heißt — ich glaube eher an langjährige Verstellung — ungebändigter Ehrgeiz nach dem höchsten Einfluß bei dem jungen König. Glaubwürdig sind bezeichnende Aeußerungen von ihm überliefert, der zielbewußten Thatkraft entstammend, mit der er über die nicht geringen Hindernisse hinweg die erste Stelle in der Staatsverwaltung an sich riß. Und nun ließ er es an Fleiß und Hingabe an den staatsmännischen Beruf nicht fehlen. Aus den Zügen des verschmitzten Gesichtes, die Velazquez so ungeschmeichelt auf die Nachwelt gebracht hat, dem verschlossenen Mund, den zugekniffenen schlauen Augen liest man die listige Berechnung, den dreisten Hochmuth, die innerlich lodernde Leidenschaft heraus. Aber Verstand, Muth, Eifer für die Ziele der

Monarchie, die er gewiß im Einverständniß mit dem jungen Herrscher verfolgte, genügten nicht, die völlige Unerfahrenheit in den verwickelten Händeln der europäischen Politik, die Unbekanntschaft mit den leitenden Persönlichkeiten, den Mangel an Uebung im Verkehr mit den gewiegten Diplomaten zu ersetzen. Oft genug trat an die Stelle weiser Mäßigung und besonnenen Abwartens das in der Politik besonders gefahrvolle leidenschaftliche Ungestüm des heißblütigen Andalusiers, an die Stelle des klugen Einlenkens und rechtzeitigen Aufgebens falscher Wege das hartnäckige Festhalten an dem Gewollten und die blinde Verkennung der Gefahr. Die Folgen dieser unseligen Geschäftsführung liegen klar zu Tage: die großen Verluste an Macht und Ansehen in den überseeischen Colonien — Jamaica ging damals in englischen Besitz über — in Italien und den Niederlanden, der Abfall von Portugal und der Aufstand in Catalonien, die schon erwähnt wurden. Und beide wurden herbeigeführt durch beispiellose Verblendung und sträflichen Leichtsinn, keineswegs durch überwältigende Gegensätze oder unüberwindlichen Widerstand. Dazu kam die kopflose Behandlung des Prinzen von Wales, des spätern Karl's I., der im Jahre 1623 als Brautwerber um des Königs Schwester ein halbes Jahr lang in Madrid war, die Zurücksetzung der verdientesten Officiere, wie des Marchese Spinola, der tief gekränkt im Jahre 1630 erst neunundfünfzigjährig starb. Diese und hundert andere grobe Fehler des einen unglückseligen Mannes haben den tiefen Sturz der spanischen Monarchie zum allergrößten Theil verschuldet. Der König fand es leider nur zu bequem, nur zu königlich, die bösen Geschäfte, die nur Aerger verursachten, dem allmächtigen „privado" ganz zu überlassen, der zugleich die arme junge Königin Isabella durch seine Frau, ihre Oberhofmeisterin, in unwürdiger Knechtschaft der Hofetiquette hielt. Sie ist das um ein Jahrhundert zurückversetzte Urbild von Schiller's Gräfin von Olivares, wie auch die beiden gleichnamigen Königinnen aus dem französischen Königshause verwandte Züge tragen. Aber trotz aller offenen und versteckten Angriffe gegen den Günstling, trotz aller Warnungen, die dem Könige zugingen, ließ ihn sein mildes Herz die großen Mißerfolge, die der Minister oft demüthig und zerknirscht eingestehen mußte, nicht entgelten; vielfach aus bloßer Bequemlichkeit. Schon spottete man über den prunkvollen Beinamen des Großen, den Olivares dem Könige zu geben liebte: er sei groß wie die landesüblichen Erdlöcher, in denen man das Getreide aufbewahrte (los hoyos) und deren Umfang wächst, je mehr man herausnimmt. Erst als es Olivares durchsetzte, seinen natürlichen Sohn, einen ganz unfähigen Menschen, legitimiren und mit einer Dame des höchsten Adels vermählen zu dürfen, entschloß sich der König, ihn zu entlassen. Die näheren Umstände dieses in ganz Europa Aufsehen machenden Sturzes sind genau bekannt; Olivares vermochte lange nicht an seine Ungnade zu glauben. Er überlebte seinen Fall um neun Jahre; er starb, auch erst neunundfünfzigjährig, im Jahre 1654 in Sevilla, wohin er sich auf königlichen Befehl zurückgezogen hatte.

Die nächste Folge war ein überraschendes Sichaufraffen des Königs aus der bisherigen schlaffen Unthätigkeit. Es trieb ihn vor Allem, sich selbst an die Spitze der in Catalonien kämpfenden Truppen zu stellen. Und in der

That, einige Erfolge blieben nicht aus: Condé mußte die Belagerung von Lérida aufgeben, das eigentliche Catalonien, diesseits der Pyrenäen (von Madrid aus), wurde für Spanien erhalten. Gerade ein halbes Jahr darauf, am 10. Juli 1643, fand während des catalanischen Feldzugs der Besuch des Königs bei Sor Maria in Agreda statt, von dem an die Correspondenz beginnt. Mit unerschütterlichem Freimuth dringt sie in den König, vor Allem selbst zu regieren und keinen „privado" zu dulden. Er entschuldigt den übermächtigen Einfluß, den Olivares gewonnen, durch die sechzehn Jahre, die er gezählt habe, als Jener ihm zur Seite trat, und betheuert seinen eifrigen Vorsatz, alle Geschäfte selbst zu erledigen. Lange hielt die Besserung nicht vor; bald trat Don Luis de Haro an Olivares' Stelle, freilich ein besserer Mann als jener. Auch sonst sucht die Nonne seelsorgerischen Einfluß auf des Königs Lebensführung zu gewinnen; er bekennt in demüthigen Worten seine Schwächen und gelobt, in sich zu gehen. Man fühlt aus seinen vortrefflich geschriebenen Briefen den inneren Kampf heraus, den er kämpft; freilich um schließlich der Gewohnheit, der Etiquette, dem unausrottbaren Phlegma seiner Natur zu erliegen. Sor Maria ist eine in ihrer Art wunderbare Natur, ähnlich dem Ignaz von Loyola, dem Francisco de Sales, selbstlos, in frei gewählter Armuth und Entsagung lebend; in die mystischen Ideale ihres inneren Lebens versenkt und doch keineswegs ohne scharfe Einblicke in die großen und kleinen Verhältnisse des äußeren Lebens. Bezeichnend für die Zeit und für Spanien ist, daß selbst sie, ähnlich wie einst Lope de Vega und der Geschichtsschreiber Mariana, einem Inquisitionsprozesse nicht entging, der auf politischen Gründen, verquickt mit den subtilsten Glaubensfragen, aufgebaut war. Sie war des Einverständnisses mit den Borjas, dem Vicekönig von Aragon, Don Fernando, und seinem geistlichen Bruder Don Francisco verdächtig geworden und sollte außerdem die Verschwörung des Herzogs von Hijar und anderer Edelleute des hohen Adels — der Osuna, Montalto, Oñate, Lemos, Infantado u. s. w. — gegen Olivares gefördert haben. Der Prozeß dauerte vierzehn Jahre (1635—1649); achtzig Fragen wurden ihr zur Beantwortung vorgelegt. Zuletzt mußte die elende, kranke Person zehn Tage lang ein peinliches Verhör bestehen. Allein sie beschämte ihre Richter durch ihre Standhaftigkeit, Offenherzigkeit und ihren theologischen Scharfsinn. Der Prozeß wurde schließlich, gerade zur Zeit des westfälischen Friedensschlusses, niedergeschlagen. Um so mehr stieg ihr Ansehen bei Hofe; alle Mitglieder des königlichen Hauses wandten sich an sie um Rath und Trost, der Cardinal-Infant, des Königs Bruder und Statthalter der Niederlande, die Königin Maria Theresia von Frankreich, Ludwig's XIV. unglückliche Gemahlin, die ihr im Jahre 1660 einen thränenreichen Brief schrieb. Der Infant Don Balthasar, den wir als Knaben aus dem schönen Reiterbildniß des Velazquez so gut kennen, schreibt ihr achtzehnjährig am 20. Juli 1646 voller Freude über seine Verlobung mit seiner Base Maria Anna von Oesterreich, derselben, die nach des Infanten bald darauf erfolgtem Tode (er starb am hitzigen Fieber) der damals sechsundfünfzigjährige Vater in zweiter Ehe heimführte. Der Brief des Vaters über den Tod des Sohnes ist in seiner schlichten Einfalt

und Ergebung ergreifend. Auch auf die übrigen Mitglieder des Hofes und der hohen Gesellschaft in Madrid fallen in den Briefen bezeichnende Streiflichter. Ein letzter Glanzpunkt im Leben des Monarchen, wenigstens äußerlich, war die Zusammenkunft mit Ludwig XIV. an der Grenze bei Fuenterrabia im Jahre 1660. Es ist dies die Reise, die dem vielbeschäftigten Hofbeamten Diego Velazquez den Tod brachte. In den folgenden Jahren häufte sich Unglück auf Unglück. Am 16. September 1665 starb der bei aller Schuld, die er auf sich geladen, bedauernswerthe und nie unkönigliche Monarch, und die Monarchie sank von Stufe zu Stufe, um sich erst nach etwa hundert Jahren unter dem zweiten Bourbonen, dem Neapolitaner Karl III., nach und nach wieder einigermaßen zu heben.

Das ist das traurige Bild der spanischen Politik unter Philipp IV. Und trotz alledem war seine Regierung das goldene Zeitalter der spanischen Dichtung.

III.

Die einzige lesbare Geschichte der spanischen Literatur ist noch immer das Buch des Amerikaners George Ticknor[1]). Denn von den älteren umständlichen spanischen Werken abgesehen, gibt es in spanischer Sprache nur das weitläufige und in pomphafter Phrasenfülle einherstolzirende Buch von José Amador de los Rios (1861), das aber nur die ersten Anfänge darstellt; der Verfasser starb vor Vollendung seiner Arbeit. Ticknor war ein hervorragendes Beispiel jener feinen Geistescultur, die in den höchsten Kreisen der Gesellschaft von Boston aus einer Mischung gründlicher europäischer Bildung mit amerikanischem Unabhängigkeitssinn und amerikanischem Reichthum hervorgeht. In uneigennütziger Großmuth hat er den ganzen gelehrten Apparat seines Literaturwerkes, den er bis an sein Lebensende zu vermehren bestrebt blieb, der öffentlichen Bibliothek in Boston vermacht. Wiederholter Aufenthalt in Europa, zuerst in den Jahren 1818 bis 1820 als Student in Göttingen, dann 1835 und wieder 1856 in allen europäischen Hauptstädten und in nahem Verkehr mit allen Spitzen der europäischen Gesellschaft — von den Ergebnissen und Erfahrungen dieser Reisen geben die lehrreichen Aufzeichnungen Bericht, die seine Familie zusammengestellt hat[2]) — hat ihn, nach Wesen und Erscheinung den echten Sohn Neuenglands, zugleich mit der angeborenen und dort seltenen Begabung für das Verständniß der romanischen Sprachen, zum bisher unübertroffenen Erklärer des vielfach verschlungenen Entwicklungsgangs gemacht, den Spaniens Schriftthum genommen. Wie er mit philologischer Genauigkeit der Textgestaltung und dem Versmaß nachgeht — noch bei seinem letzten Aufenthalt in Europa scheute er es nicht, auf den römischen Bücherauctionen auszuharren, um einen seltenen Druck des Gongora oder Sandoval zu erstehen und den Schreiber dieser Zeilen, seinen sehr viel jüngeren Genossen,

[1]) History of the Spanish Literature by George Ticknor; mir liegt, ein Geschenk des Verfassers, die dritte amerikanische Ausgabe, in drei Bänden, Boston 1864, vor.

[2]) Life, letters and journals of George Ticknor. Zwei Bände. Sechste und siebente Ausgabe. Boston 1877.

durch seine Geduld zu beschämen — so versäumt er daneben doch nie, die großen bewegenden Gedanken der Religion und Politik in den literarischen Schöpfungen darzulegen, frei von jeder Voreingenommenheit für die Nation, wie sie die spanischen Autoren fast nie zu verleugnen vermögen, und doch voll Verständniß für ihre Vorzüge und voll edeler Milde gegenüber ihren Schwächen, die er nach der Weise des echten Kritikers mehr erklärt als tadelt. Der Stoff, den er zuerst in vollem Umfang bewältigt und abschließend gegliedert hat, ist zu groß, die einzelnen Werke sind unter uns zu unbekannt, als daß ich es wagen dürfte, mehr als die Hauptumrisse dieses Entwicklungsganges anzugeben, so weit sie hier in Betracht kommen.

Den Beginn der classischen Epoche in der spanischen Literatur datirt man mit Recht von Fray Luis Ponce de Leon (1528 bis 1591). Er riß sich zuerst von der Nachahmung der italienischen Muster los und schuf eine nationale Dichtung. Der schwärmerische Flug und die künstliche Ekstase dieser religiösen Lyrik werden uns zwar immer fremd bleiben, aber als Ausdruck der Empfindungen ungezählter Massen ihrer Zeit verdienen sie Beachtung. Auf ihn folgt unmittelbar Miguel Cervantes (1547 bis 1616); die letzten, ruhmreichsten Jahre seines Lebens von 1606 an verlebte er in Madrid. Cervantes und sein Don Quixote sind noch heute die Lieblinge der Besten ihres Volkes. Die unnachahmliche Mischung von schalkhafter Einfalt und volltönendem Ernst in der Darstellung, die liebenswürdige Entsagung und der edelmüthige Bettelstolz, die tolle Phantastik neben der hausbackensten Prosa, alles das vereint übt nur in der Sprache des Originals, bei der landesüblichen Muße und am besten unter der Sonne Castiliens, seine volle Wirkung aus. Die Zahl der außerspanischen Leser des Don Quixote hat zwar gewaltig abgenommen — auch sehe ich die Zeit nicht, wo sie wieder steigen wird — und die „novelas ejemplares“ werden stets nur den Wenigen gefallen, denen der unnachahmliche Reiz der Darstellung über das Unnatürliche in der Erfindung und die Schwächen der Durchführung hinweghilft. Aber der Don Quixote ist und bleibt doch ein Buch der Weltliteratur, wenngleich die Spanier nicht mit Unrecht sagen, daß das Feinste und Tiefste darin, den Ernst im Hintergrunde des Humors, nur Spanier ganz verstehen können. Noch vergessener als Cervantes ist der fünfzehn Jahr jüngere Fray Felix Lope de Vega (1562 bis 1635). Man erinnert sich bei seinem Namen fast nur noch der in allen Literaturen beispiellosen Fruchtbarkeit, die Platens Wort uns geläufig gemacht hat. Von seinen mehr als achtzehnhundert Theaterstücken ist kaum der dritte Theil gedruckt. Er ist einer der Hofpoeten Philipps's IV.; die bizarre Mischung von schwärmerischer Frömmigkeit, phantastischem Witz und volksthümlicher Spaßmacherei, die in den kunstmäßigen comedias de capa y espada, den Schwert- und Mantelstücken der galanten Intrigue herrscht, wie in den lustigen entremeses, den kurzen Zwischenspielen, muthet uns zwar ebenfalls fremdartig genug an. Aber dank unseren Romantikern ist Einiges davon, wie „Bustos Tavera“, „Der Stern von Sevilla“, auch weiteren Kreisen bekannt geworden und vermittelt eine gewisse Vorstellung von ihrem Verfasser. Ganz original ist der ritterliche Satiriker Don Francisco de Quevedo (1580 bis

1645), der in seinem Leben des Grafen-Herzogs Gunst und Mißgunst erfahren hat. Seine ausschließlich prosaischen Schriften, burleske Skizzen und fromme Tractate, humoristische Briefe und theologische Abhandlungen voll steifer Gelehrsamkeit, alle höchst barock und unübersetzbar, zeugen von scharfer Beobachtung und seltener Sprachgewandtheit, ermangeln aber der Klarheit und Abrundung.

Alle seine Zeitgenossen aber übertrifft bei Weitem das Genie des Pedro Calderon de la Barca (1600 bis 1681). Er ist der Altersgenosse und erklärte Liebling des Königs und seit dem Jahr 1636 der eigentliche Hofpoet. Denn alle großen und kleinen Ereignisse des Hoflebens hat er mit nie versiegender Kraft der Erfindung und unerschöpflicher Gewandtheit der Sprache gefeiert, die Erhebung des Infanten Don Balthasar zum Prinzen von Asturien 1632, im Jahr der Schlacht von Nördlingen, die Ankunft der Königin Maria Anna in Madrid 1640, den pyrenäischen Frieden und die Vermählung der Infantin Maria Theresia mit Ludwig XIV. 1660. Selbst die tiefen Schatten, welche wiederholte Trauerfälle über das königliche Haus breiteten, der Tod der Königin Isabella 1644 und nach den Todesfällen jüngerer Kinder der vielbeklagte des talentvollen Infanten Balthasar 1646, vermochten so wenig wie das politische Unglück des Landes den ununterbrochenen Strom der durch die Dichtung verherrlichten Feste, Theateraufführungen, Jagden auf längere Zeit zu hemmen. Von den Komödien des Calderon sind bei seinen Lebzeiten 115 unter seinem Namen gedruckt, aber zum Theil mit Unrecht ihm beigelegt worden. Nach seinem Tode zählte man 121 echte und 106 ihm fälschlich beigelegte Stücke; für den Kenner der römischen Literatur springt die Parallele mit dem römischen Komödiendichter Plautus in die Augen. Dazu kommen die siebzig Autos oder geistlichen Stücke, die an Mannigfaltigkeit der Erfindung den Komödien nicht nachstehen. Hat man sich erst an die unendliche Fülle und den bunten Wechsel der Gegenstände gewöhnt, so staunt man über die selbst vor dem Unwahrscheinlichsten nie zurückschreckende Phantasie, über die realistische Schärfe, mit der die einzelnen Gestalten sich neben einander bewegen, über die Sicherheit, mit der der volksthümliche Ton getroffen ist, und nicht am wenigsten über den melodischen Fall der Verse, der Alles umkleidet und verschönt und selbst dem Fremdartigsten die heimische Farbe gibt. Von besonderem Interesse ist die Art, wie Calderon mythologische Stoffe verwendet, in den Autos als allegorische Typen des Christenthums, in den Komödien als frei behandelte Gegenstände. Das hat einer unserer feinsinnigsten classischen Philologen, der jüngst in Marburg verstorbene Leopold Schmidt, eingehend nachgewiesen[1]); ihm war die spanische Literatur von seinem Vater Valentin Schmidt her vertraut, dem langjährigen Beamten der hiesigen königlichen Bibliothek, dem diese ihren spanischen Bücherschatz theilweise verdankt. Calderon hat die gelehrten Handbücher der Mythologie, die es damals gab, die Folianten des Boccaccio, des Lilius Gyraldus, des Natalis Comes, fleißig benutzt; aber

[1]) In dem Aufsatz über Calderon's Behandlung antiker Mythen, im Neuen Rheinischen Museum für Philologie, Bd. X, S. 313 ff. 1856.

meist schöpft er frei aus der Erinnerung an die Dichter, besonders Virgil und Ovid, und verbindet Entlegenes, Diana, Phaethon, Prometheus, Pandora, Pygmalion, Circe, Iphis und Anaxarete, zu neuen Schöpfungen seiner Phantasie. Wie er das Fremdartige dem Verständniß seiner Hörer nahe zu bringen versteht, zeigt unter Anderem, wie Ticknor hervorhebt, das spanische Gegenstück zum Othello, das Eifersuchtsdrama von der Mariamne, der schönen Gattin des Tetrarchen Herodes, das den Titel führt el mayor monstruo los zelos, Eifersucht das größte Scheusal. Die Dienerinnen der Mariamne rufen ihr einen sanften Tod herbei in Versen, die das Tragische in einem fein zugespitzten Gegensatz von echt spanischer Farbe verhüllen:

Vien, muerte, tan escondida
Que no te sienta venir;
Porque el placer de morir
No me vuelva á dar la vida.

„Komm, Tod, doch so geheim, daß ich dich nicht kommen fühle; damit der Genuß zu sterben mir nicht das Leben zurückgibt". Dies in ebenso viel gereimten Versen zu übersetzen, möchte selbst den unerschrockensten Aeolsharfenbrüdern kaum gelingen. Die Mischung des Unerhörten mit dem Alltäglichen, die traumhafte Pracht und die nüchterne Wirklichkeit nebeneinander, wie sie auf das Kindergemüth und den unverdorbenen Geschmack des Volkes wirken, bilden neben vielem Anderen das Geheimniß von Calderon's Poesie und sichern manchem seiner Stücke noch heute vor einem naiven Publicum den Erfolg. Erzählt man doch noch aus der Vergangenheit von wenigen Jahrzehnten von dem braven Alguacil, einem treuherzigen Gallego unter den Polizeisoldaten, die auf der Bühne der Madrider Theater postirt sind, um die Ordnung zu wahren, wie er aus der Coulisse stürzt und den Degen zieht, um die vornehme Frau zu schützen, die in einem der Stücke Calderon's von Seeräubern entführt wird. So weit von unseren Vorstellungen entfernt die abergläubische Frömmigkeit in dem „Wunderthätigen Magus" und in der „Andacht zum Kreuze" ist, so befremdend der Entschluß des „Standhaften Prinzen", so übertrieben der künstliche Ehrenpunkt, der pundonor, der Cavaliere, die Duelle, die Etiquette erscheinen: wie haben doch diese Sitten und Ansichten mit der spanischen Tracht einst ihren Weg durch Europa genommen, wie sind wir noch heut nicht völlig frei von ihrem Einfluß! Nicht die Vollendung des Kunstwerks, die in den zahlreichen, oft in der kürzesten Zeit improvisirten Schöpfungen sehr ungleich ist, nicht die gelegentliche Erfindung neuer dramatischer Gattungen, wie des Singspiels, das von dem Lustschloß des Cardinal-Infanten La Zarzuela seinen Namen in Spanien führt, verleiht den Werken Calderon's, trotzdem Stoffe und Formen im Einzelnen veraltet sind, ihren im Ganzen unvergänglichen Werth, sondern das nationale Gepräge, das sie tragen, das innere Leben, das ihnen wie jedem echten Kunstwerk innewohnt.

Von dem außerordentlichen Umfang der dramatischen Literatur Spaniens gibt einen Begriff, daß Barreira's bibliographische Verzeichnisse vom Jahre 1861, die nicht einmal durchaus vollständig sind, von den Anfängen bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts 1040 dramatische Autoren, 4300 volle

Dramen, 500 Autos, 4200 kurze Stücke, besonders entremeses, aufzählen. Ich erwähne nur kurz die beiden Zeitgenossen und Rivalen Calderon's im Drama, Agustin Moreto (1618 bis 1669), dessen „Donna Diana" noch heute die Bühne beherrscht, und Francisco de Rojas, der um 1641 auf der Höhe seines freilich nicht in allen seinen Werken behaupteten Ruhmes stand. Es gab damals daneben noch zahlreiche andere, nicht minder fruchtbare Autoren, die ähnlich den Zeitgenossen der Griechen Menander und Philemon, der Römer Plautus und Terenz, dem unerschöpflichen Bedürfniß besonders des Hofes nach neuen Stücken zu genügen suchten; ich vermag diese Ueberproduction nur etwa mit der Dichterfülle der neuen attischen Komödie zu vergleichen.

Neben den Dramen erreichte damals noch eine andere Gattung literarischer Erfindungen ihren Höhepunkt; ich meine die Schelmenromane. Don Diego Hurtado de Mendoza, der bekannte Staatsmann, eine der merkwürdigsten Figuren aus der Zeit Karl's V. und Philipp's II., hatte, theilweis italienischen Vorbildern folgend, den Anstoß dazu gegeben. Seinem „Lazarillo de Tormes", dem classischen Urbild der Gattung, das 1535 zu Burgos zuerst erschien, und der um dieselbe Zeit in Italien entstandenen „Lozana Andaluza", einem Gegenstück zur Celestina, folgten des Mateo Aleman „Guzman de Alfarache" (1599), des Vicente Espinel „Marcos de Obregon" (1618), Yañez y Riveras „Alonso mozo de muchos años" (1624) und viele schwächere Nachahmungen; auch Quevedo hat sich in solchen Erfindungen versucht. Der Einfluß, den diese spanische Schelmenzunft der Picaros auf die Literatur Frankreichs und Deutschlands vom „Simplicissimus" bis zu Lesage's „Gil Blas" geübt hat, ist zu bekannt, als daß ich dabei zu verweilen brauchte. Velazquez und Murillo haben die malerischen Illustrationen dazu geliefert.

Das siebzehnte Jahrhundert ist ferner die Blüthezeit der Balladenpoesie, deren Geschichte, von der in Bezug auf Ursprung und Formverschiedenheit in tiefes Dunkel gehüllten Sammlung der Cid-Romanzen an bis auf die Gegenwart, noch zu schreiben ist. Hier liegt eine Masse volksmäßiger Dichtung vor, meist von namenlosen Verfassern herrührend, die ihres Gleichen sucht in ihrer Mannigfaltigkeit und Fülle, von der regellosen Breite der erzählenden Lieder bis zu der meist witzigen Kürze der ungezählten drei- und vierzeiligen seguidillas, coplas und refrenes, die sich fortwährend vermehren. Die bisherigen Sammlungen beider Gattungen sind ganz unzureichend. Für die coplas gibt die neueste und fast einzige Sammlung des verstorbenen Orientalisten Emilio Lafuente[1]) einen vorläufigen Ueberblick, der den unerschöpflichen Reichthum an Erfindung erkennen läßt. Die älteren Cancioneros, handschriftliche und gedruckte, werden jetzt in Spanien und Deutschland von Kennern und Liebhabern eifrig gesammelt; aber es wird noch vieler Arbeit bedürfen, bis auch hier Abfolge und innerer Zusammenhang einigermaßen deutlich werden.

Nimmt man zu alledem endlich noch die vielen Tausende von Sprichwörtern, in denen der Volkswitz Ausdruck fand, so sind die dichterischen Gat-

[1]) Cancionero popular, coleccion escogida de coplas y seguidillas. Zwei Bände. Madrid 1865.

tungen — denn auch das Sprichwort gehört zu ihnen — annähernd aufgezählt. Fernan Nuñez de Guzman, der comendador griego, wie er wegen seiner Kenntniß des Griechischen hieß, gab deren in Madrid im Jahre 1619 etwa sechstausend heraus; noch drei andere Sammlungen sind im siebzehnten Jahrhundert gedruckt worden und erschöpfen den Stoff keineswegs.

Auch auf dem Gebiete der Geschichtschreibung zählt das siebzehnte Jahrhundert eine Reihe hervorragender Namen. Zwar die Kraft und die Einfachheit der Chronisten des sechzehnten, des Geronymo de Zurita (1512 bis 1580), eines der Secretäre Philipp's II., und des Ambrosio de Morales (1513 bis 1591) hat das siebzehnte nicht wieder erreicht. Aber Zurita, der den strengen Ernst Aragons, und Morales, der die mildere Weichheit Andalusiens — er war aus Cordoba — vertritt, sind beide oft weitläufig und kunstlos. Juan de Mariana (1536 bis 1623) verbindet beides, Kraft und wohl abgewogenes Gleichmaß, in seinen erst lateinisch, dann spanisch geschriebenen Werken, die als classische Muster des Stils gelten. Das freimüthige Buch de rege (1598) und die ebenfalls zuerst lateinisch geschriebene Geschichte Spaniens haben ihm den Namen des spanischen Livius eingetragen. Ueber ihn und Guicciardini hat Ranke sich eingehend geäußert: Quellenkritik und eindringende Forschung fehlt begreiflicherweise beiden; Mariana hat die Unabhängigkeit der Gesinnung, die ihm, dem Jesuiten, den scharfen Tadel seiner Oberen zuzog, vor Jenem voraus. Die eigene Uebersetzung seines Geschichtswerks ins Spanische entbehrt jedoch des Reizes der unmittelbaren Erfindung. Aber des 1620 gestorbenen Prudencio de Sandoval „Geschichte Karl's V." ist mit Ticknor für ein stilistisches Meisterwerk zu halten, wenn auch die tiefer gehende Kritik viel an ihm zu tadeln findet. Die älteren Geschichtschreiber der Entdeckungen und Eroberungen, Francisco Lopez de Gomara (1552) und Bernal Diaz de Castillo (1568), die des Fernan Cortes Thaten beschrieben, Antonio de Herrera, der eine allgemeine Geschichte Indiens, d. h. Amerikas, verfaßte (1601), der Inca Garcilaso de la Vega (1540 bis 1616), der über Florida und Peru, seine Heimath von mütterlicher Seite, fabulirt hat, wurden weit übertroffen durch des dramatischen und lyrischen Dichters und Staatsmannes Antonio de Solis „Eroberung von Mexico" (1684). Er hatte sich nach den Enttäuschungen seiner politischen Laufbahn in den geistlichen Stand zurückgezogen und nur das Amt eines Chronisten von Indien behalten. Diesem Amt verdankt das Werk über die Eroberung von Mexico seine Entstehung, das, obgleich unvollendet, zu den populärsten Darstellungen der Conquista gehört. Höchst vornehme Männer, wie Don Francisco de Moncada, der eine romanhafte Schilderung des catalanischen Türkenkrieges von 1300 verfaßte (1623), Don Carlos Coloma Marques del Espinar, der die Annalen des Tacitus übersetzte und den flandrischen Krieg beschrieb (1625), der ungemein productive und in beiden Sprachen gleichmäßig gewandte Portugiese Don Francisco Manuel de Mello (1611 bis 1667), der den catalanischen Aufstand unter Philipp IV. (1645) erzählte, verliehen der Prosa größere Leichtigkeit, während des Gonzalo de Céspedes „Geschichte Philipps IV." (1634) dürftiger ist.

Ich übergehe die Briefe, die politischen und theologischen Streitschriften, die, wie überall, so auch in Spanien zur Zeit des großen Krieges und des Friedensschlusses in reicher Zahl geschrieben und gedruckt worden sind.

Wie man auch über den Werth aller dieser literarischen Schöpfungen denkt — und gewiß ist Vieles darunter, was des Aufhebens nicht werth ist — sie bilden zusammen eine Masse geistiger Arbeit, wie sie die Nation weder früher noch später wieder hervorgebracht hat. Und sie beweisen, daß ihre Verfasser, ob mit Recht oder Unrecht, ist schwer zu ermitteln, auf Theilnahme für ihre Werke rechneten und Verständniß dafür voraussetzten. Es geht durch alle diese Schriften, Dichtungen wie Geschichtswerke, ein Zug nach Macht und Größe, der noch nicht zu bloßer Uebertreibung herabsinkt, wie sie etwas später besonders der portugiesischen Literatur anhaftet; denn noch waren in der That viele Voraussetzungen für den nationalen Stolz vorhanden. Selbst die für unseren Geschmack oft zu weit gehende Loyalität gegenüber der Krone bewahrt eine gewisse ritterliche Würde; es ist nichts darin von der kriechenden Erniedrigung oder der unmännlichen Schmeichelei, die so manche französischen Werke aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. entstellen. Mit hochgehobenem Kopfe, in dem stolzen Gefühle, der ersten Nation Europas anzugehören, treten diese Männer auf, Vornehme wie Geringe; selbst auf die, wie Cervantes, mit bitterer Armuth kämpfenden fällt ein Abglanz von der sprichwörtlichen Macht und dem exotischen Reichthum der Monarchie. Aber bei aller Loyalität keine niedrige Unterwürfigkeit gegenüber der königlichen Macht, bei aller Devotion keine blinde Unterordnung unter die römische Curie, bei aller Ruhmredigkeit keine Furcht vor dem Gegner. Alles Höchste erscheint verkörpert in der Nation; unser königliches Regiment, unser katholischer Glaube, unsere Ehre und unser Ruhm sind die Stichworte.

(Schluß im nächsten Heft.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte October.

Mit tiefem Bedauern ist überall in Deutschland die Nachricht von der schweren Erkrankung des Fürsten Bismarck vernommen worden. Als dann aus Kissingen gemeldet werden konnte, daß eine wesentliche Besserung in dem Befinden des Mitbegründers des Deutschen Reiches eingetreten, wurde diese Meldung mit Freuden begrüßt. Besondere Genugthuung rief auch der aus diesem Anlasse zwischen dem Kaiser Wilhelm II. und dem Fürsten Bismarck vollzogene Depeschenwechsel hervor. Mit dem Ausdrucke der Freude über die stetig fortschreitende Besserung verband der Kaiser den Wunsch, Fürst Bismarck möchte bei der klimatisch wenig günstigen Lage von Varzin und Friedrichsruhe für die Winterzeit in einem der in Mitteldeutschland gelegenen kaiserlichen Schlösser Wohnung nehmen. In seiner Erwiderung dankte Fürst Bismarck für den huldreichen Ausdruck der kaiserlichen Theilnahme an seiner Erkrankung und Genesung und betonte zugleich, daß seine Dankbarkeit dadurch nicht abgeschwächt werde, daß er mit seinem Arzte die Herstellung am wahrscheinlichsten in der altgewohnten Häuslichkeit und deren Zubehör an Einrichtung und Umgebung zu finden glaube. Die Fürsorge des Kaisers gelangte bereits in einer jetzt erst bekannt gewordenen, an Professor Schweninger am 21. April 1890 gerichteten Cabinetsordre zum Ausdrucke, worin jener aufgefordert wird, auch fernerhin die ärztliche Behandlung des Fürsten zu leiten, sowie von Zeit zu Zeit Berichte über dessen Befinden zu erstatten. Wenn diese Aufforderung damit begründet wurde, daß nicht nur das deutsche Volk, sondern alle Nationen der cultivirten Welt an der Gesundheit und dem Wohlergehen des Fürsten Bismarck lebendigen Antheil nehmen, und daß es dem Kaiser persönlich besonders am Herzen liege, den Mann so lange wie möglich erhalten zu sehen, der sich so unermeßliche Verdienste um das Vaterland und das Haus Hohenzollern erworben habe, so entsprach eine solche dem Kaiser sowohl als auch dem Fürsten Bismarck zur Ehre gereichende Motivirung sicherlich dem allgemeinen Empfinden.

Die Verhandlungen über den deutsch-russischen Zollvertrag haben in Berlin begonnen. Von Neuem darf der Erwartung Ausdruck gegeben werden, daß diese Verhandlungen zu einem glücklichen Resultate führen. Wenn in Rußland und hier und da auch in deutschen Handelskreisen der Wunsch laut geworden ist, es möchte zunächst ein Provisorium zu Stande kommen, so wird mit Recht eingewendet, daß dadurch die Stellung der deutschen Commissare verschlechtert werden würde, ohne daß eine sichere Grundlage für spätere Vereinbarungen gewonnen wäre. Müßte doch ein solches Provisorium zu bedenklichen Mißständen führen, falls die deutsche Regierung später, sobald sich Schwierigkeiten bei den Verhandlungen ergeben sollten, vor die Eventualität eines Zollkrieges gestellt würde. Vielmehr muß das Bestreben der deutschen Commissare darauf gerichtet sein, zu einem endgültigen Ergebnisse zu

gelangen, durch das die Interessen Deutschlands gewahrt werden, was ja nicht ausschließt, daß auch Rußland mit dem Erreichten zufrieden sein könnte. Wie von Anfang an in diesen Blättern hervorgehoben wurde, haben die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland durch die Vorgänge auf dem Gebiete des Zollwesens keine Einbuße erlitten; immerhin würde der Abschluß eines Zollvertrages als ein weiteres friedliches Symptom begrüßt werden können, das insbesondere mit Rücksicht auf die Betrachtungen, die an den englischen Flottenbesuch in Toulon geknüpft worden sind, im beruhigenden Sinne wirken würde.

Wie der Besuch, den ein französisches Geschwader im Juli 1891 in Kronstadt abstattete, keineswegs ein Vorbote kriegerischer Ereignisse gewesen ist, darf es auch lediglich den Schwarzsehern am politischen Horizonte überlassen bleiben, in dem Eintreffen des russischen Geschwaders in Toulon ein bedenkliches Symptom der internationalen Verhältnisse zu erblicken. Vielmehr wäre es ein Mangel an Courtoisie gewesen, falls von russischer Seite der vor mehr als zwei Jahren abgestattete französische Besuch nicht erwidert worden wäre; ja, es fehlt sogar nicht an unbefangeneren Beurtheilern, die im Hinblick auf die längere Frist, welche zwischen den beiden Vorgängen liegt, einen neuen Beweis dafür erkennen, daß Rußland sich weit weniger eifrig gezeigt habe, als das republikanische Frankreich. Hat doch, wie man sich erinnern wird, vor einiger Zeit bereits der Pariser „Figaro" unter der Ueberschrift: Alliance ou Flirt? einen bemerkenswerthen Artikel veröffentlicht, in dem im Wesentlichen ausgeführt wurde, daß der Worte nunmehr genug gewechselt seien, und daß man in Frankreich endlich Thaten sehen, das heißt das französisch-russische Zukunftsbündniß der Verwirklichung näher geführt wissen wolle.

In Rußland blieben aber die maßgebenden Persönlichkeiten kühl bis ans Herz hinan; auch der Flottenbesuch wurde durchaus nicht beschleunigt, bis er mit der Durchführung eines anderen Planes: der Schaffung eines russischen Geschwaders im Mittelländischen Meere, combinirt werden konnte. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheinen die in Toulon und Paris zu Ehren der russischen Gäste veranstalteten Festlichkeiten in einer für die französischen Chauvinisten minder brillanten Beleuchtung, wie denn auch unlängst noch ein Petersburger Blatt betonte, daß, sobald Rußland rufe, die Franzosen immer kommen würden, ohne daß jedoch auch nur mit einem Worte die Gegenseitigkeit in Aussicht gestellt worden wäre. Ja, derselbe „Figaro", der sich darüber beklagen mußte, daß Rußland den „Flirt" mit Frankreich einem ernsthaften Bunde vorzuziehen scheine, war unlängst berufen, in einem diesmal direct oder indirect von russischer Seite inspirirten Artikel gegenüber den allzu weit gehenden Erwartungen der französischen „Patrioten" abzuwiegeln. In nachdrücklicher Weise wurde hervorgehoben, daß nach der Auffassung des Zaren der Flottenbesuch in Toulon gerade so wie derjenige in Kronstadt eine ausschließlich friedliche Kundgebung bedeuten sollte, da Europa lediglich darüber aufgeklärt werden müßte, daß bei einer Vertheidigungszwecken dienenden Action Rußland allerdings bereit wäre, mit Frankreich zu marschiren, daß es aber ablehnen müßte, sich einer Offensivaction anzuschließen, falls diese nicht durch ein absolut höheres Interesse gerechtfertigt würde. Mit einer ziemlich deutlichen Anspielung auf die jenseits der Vogesen stets von Neuem auftauchende Idee der Revanche wegen Elsaß-Lothringens wurde hinzugefügt, daß der klar ausgesprochene Wille des Zaren unter den obwaltenden Verhältnissen genügen müßte, „um in Europa einen Status quo aufrecht zu erhalten, durch den wohl noch viele Gewissen verletzt, viele Seelen bekümmert werden, der jedoch nur um den Preis der blutigsten Opfer geändert werden könnte."

Mag immerhin diese Auffassung vom deutschen Standpunkte sehr anfechtbar erscheinen, weil gewissermaßen Rücksichten der Opportunität für die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes angeführt werden, der doch auf völkerrechtlichen Verträgen beruht, so unterliegt andererseits keinem Zweifel, daß manche französische Erwartung durch die kühle Abfertigung von russischer Seite getäuscht worden ist.

Wurde es doch zugleich als unpolitisch bezeichnet, falls wider den ausgesprochenen Willen des Zaren der wirkliche Charakter des Flottenbesuches in Toulon verändert werden sollte.

Von großem Interesse war es, zu beobachten, wie sich sogleich nach dem kalten Wasserstrahle, der gegen die hochgehende französische Begeisterung gerichtet worden war, ein Umschwung in der öffentlichen Meinung Frankreichs in dem Sinne vollzog, daß auf die allzu übertriebenen Demonstrationen verzichtet werden sollte. Das ursprünglich entworfene Programm hatte ohnehin eine wesentliche Einschränkung erfahren, indem nur die russischen Officiere sich von Toulon nach Paris zur Theilnahme an den dort veranstalteten Festlichkeiten begeben sollten. Ein Theil der französischen Presse drang aber darauf, daß der Präsident der französischen Republik nach Toulon ginge, um das russische Geschwader sogleich nach dessen Eintreffen zu begrüßen, ein Verlangen, das allerdings schlecht im Einklange mit der Würde des französischen Staatschefs stand, zumal da angekündigt worden war, daß der gerade in Frankreich verweilende Chef der russischen Marine, der Großadmiral Großfürst Alexis, keineswegs an den Festen theilnehmen werde. So erschien es denn auch durch die Verhältnisse geboten, daß der Präsident der französischen Republik sich größere Zurückhaltung auferlegte und die russischen Gäste zunächst in Paris empfange.

Da nun die politische Bedeutung des russischen Flottenbesuches in Toulon von Anfang an ihre authentische Interpretation erhalten hatte, darf es den heißblütigen Provenzalen, den Landsleuten Tartarin's de Tarascon, nicht verübelt werden, wenn sie bei ihren Kundgebungen den Ton zuweilen allzu stark anschlagen. Daß aber in der französischen Hauptstadt das einmal gegebene Beispiel nachwirken würde, kann um so weniger überraschen, als ein ebenso liebenswürdiger Schriftsteller wie vortrefflicher Kenner der französischen Volksseele, Alphonse Daudet, seinem „Tartarin" bereits das Motto vorangestellt hat: En France, tout le monde est un peu de Tarascon. Wenn sich der Schwarm verlaufen hat, wird als hauptsächliches Ergebniß der Festtage die Einrichtung des ständigen russischen Geschwaders im Mittelländischen Meere übrig bleiben. Nicht in Abrede gestellt werden darf, daß Rußland den Zeitpunkt geschickt gewählt hat, in dem es eine so bedeutsame Neuorganisation ins Leben ruft. In England, wo der russische Flottenbesuch an sich kaum ein besonderes Interesse erregt haben würde, ist die Tragweite der Einrichtung eines russischen Mittelmeergeschwaders sogleich erkannt worden, und selbst das im Uebrigen der laisser faire-Politik huldigende Cabinet Gladstone konnte nicht umhin, zu reagiren. In diesem Sinne mußte die unverzügliche Anordnung verstanden werden, daß ein englisches Geschwader die italienischen Häfen besuchen solle. Nur gingen diejenigen zu weit, die England bereits den Anschluß an den Dreibund vollziehen sahen. Weder ein liberales noch ein conservatives englisches Ministerium wäre in der Lage, die auswärtige Politik des Landes in einer so verbindlichen Weise festzulegen, wie es durch den vertragsmäßigen Anschluß an die mitteleuropäischen Mächte geschehen müßte. Dagegen darf mit voller Gewißheit in der englischen Flottendemonstration die Absicht erkannt werden, in Gemeinschaft mit Italien dem französisch-russischen Zusammengehen im Mittelländischen Meere die Wage zu halten. Nicht minder kann als feststehend gelten, daß England den friedlichen Bestrebungen der Tripelallianz zustimmt, die wiederum zu ihren wesentlichen Vertragsbestimmungen auch diejenige zählt, daß das gegenwärtige Gleichgewicht am Mittelländischen Meere nicht etwa zu Ungunsten Italiens verschoben werde. Von diesem Gesichtspunkte aus darf dem englischen Flottenbesuche, dessen politische Bedeutung andererseits nicht überschätzt werden soll, eine symptomatische Bedeutung nicht abgesprochen werden, da eben zwischen England und Italien am Mittelmeer eine ausgesprochene Interessengemeinschaft besteht, die indirect auch auf das Verhältniß zu Deutschland und Oesterreich-Ungarn nachwirkt.

Allerdings könnte es für Großbritannien mit Rücksicht auf seine Position in Aegypten, sowie auf die Nothwendigkeit, sich die Straße nach Indien durch den Suezkanal frei zu halten, nicht gleichgültig sein, falls die Machtverhältnisse zu Gunsten Frankreichs oder Rußlands eine Umgestaltung erfahren sollten. Ueberdies liegt klar zu Tage, daß Rußland das neue Geschwader nicht etwa errichtet, um die französischen Interessen in Aegypten oder anderwärts zu fördern; vielmehr liegt die Annahme nahe, daß die Blicke der russischen Regierung nach einer anderen Richtung gewendet sein könnten. In Constantinopel verhehlt man sich denn auch weniger als je, daß England der berufenste Wächter der Meerengen gegen einen russischen Angriff wäre, der allerdings in absehbarer Zukunft im Hinblick auf die friedliche Gesinnung des Zaren kaum erfolgen dürfte. Jedenfalls erhellt aus der Schaffung des russischen Mittelmeergeschwaders, daß das Petersburger Blatt aus der Schule geplaudert hat, welches unlängst das zwischen Frankreich und Rußland bestehende Verhältniß gewissermaßen dahin zusammenfaßte, daß die Franzosen stets bereit sein würden, auf dem Plane zu erscheinen, wann und wohin sie auch Rußland riefe. Kann aber die französische Republik in Europa nicht auf die volle Gegenseitigkeit von Seiten Rußlands rechnen, so wird doch durch die jüngsten Vorgänge in Siam erhärtet, daß die Interessengemeinschaft zwischen den beiden Ländern sich in Asien allem Anschein nach bewährt. In England wird sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn brechen, daß der Besitz Indiens früher oder später gefährdet sein könnte, wenn auf der einen Seite Rußland, auf der anderen Frankreich unablässig vordringt. Die englische Regierung wird sich kaum der Wahrnehmung verschließen können, wie planmäßig Frankreich die Schaffung eines großen hinterindischen Colonialreiches vorbereitet. Im Besitze der Colonie Cochinchina sowie der Schutzherrschaft über Kambodscha und Anam, ist Frankreich dann nach Tongking vorgedrungen, auf die Gefahr hin, die Empfindlichkeiten China's herauszufordern, wie denn auch die aufständische Bewegung der „schwarzen Flaggen" von dem unmittelbar benachbarten China aus geschürt worden ist.

Ein Blick auf die Karte zeigt, wie Siam, das von England als überwiegend zu seiner Interessensphäre gehörig angesehen wurde, allmälig immer fester von Frankreich umklammert wurde, bis dann die Ansprüche auf das linke Ufer des Mekong erhoben und durchgesetzt wurden. Aber nicht genug mit diesen Zugeständnissen; vielmehr mußte die siamesische Regierung sich noch bereit finden lassen, den Franzosen unweit der Hauptstadt Bangkok selbst die wichtige Hafenstadt Tschantabun provisorisch einzuräumen, sowie in andere lästige Bedingungen zu willigen. In der dem Cabinet Gladstone nahestehenden Presse ist jedenfalls die Tragweite des Vorgehens der Franzosen in Hinterindien bisher unterschätzt worden; das große französische Colonialreich, das sich dort zusammengliedert, bedeutet in der That eine Gefahr für Indien, wenn eben in Betracht gezogen wird, daß Rußland auf der anderen Seite, von Nordwesten aus, vorzudringen bemüht ist.

Der durch den außerordentlichen Gesandten Frankreichs, Le Myre de Vilers, mit der siamesischen Regierung abgeschlossene Vertrag müßte inzwischen auch das Cabinet Gladstone belehrt haben, daß die Annexion Siams oder, wie es euphemistisch ausgedrückt zu werden pflegt, die Schutzherrschaft über dieses Land, von Frankreich vorbereitet wird. Hätte ein solcher Vertrag nach einem für die Franzosen siegreichen, langwierigen Kriege von der siamesischen Regierung unterzeichnet werden müssen, so hätte dies nicht überraschen können; unter den obwaltenden Verhältnissen erscheint aber dieser Vertrag als ein Eingriff in die Unabhängigkeit Siams. Daß dieses nach Artikel 1 allen Ansprüchen auf das gesammte linke Ufer des Mekong sowie auf sämmtliche Flußinseln entsagt, ist bereits angekündigt worden. Die gegenwärtige Formulirung ist jedenfalls angemessener als die in dem seiner Zeit an die siamesische Regierung gerichteten Ultimatum enthaltene, wonach diese das gesammte linke Ufer des Mekong an Frankreich bis zu einem bestimmten Breitengrade ab-

treten sollte, während doch feststeht, daß Siam über den in die Machtsphäre Chinas fallenden Theil dieses weiten Gebietes in keiner Weise verfügen konnte.

Durch die Artikel 2 und 3 des Vertrages wird die Unabhängigkeit Siams in Frage gestellt, da es nicht bloß auf das Recht verzichten muß, auf dem Mekong und dessen Zuflüssen innerhalb bestimmter Grenzen bewaffnete Fahrzeuge zu halten, sondern sich auch verpflichtet, in den am rechten Ufer des Mekong gelegenen Provinzen Battembang und Siam-Reap in einer fünfundzwanzig Kilometer breiten Zone vom rechten Flußufer weder einen befestigten Posten noch eine militärische Niederlassung zu errichten. Auch die Polizei in den genannten Provinzen darf nur durch locale Behörden mit unbedingt nothwendigen Sicherheitsorganen ausgeübt werden, während dort weder eine reguläre noch irreguläre Militärmacht unterhalten werden darf. Die beiden Provinzen liegen zunächst der Grenze von Kambodscha und vermitteln die Verbindung mit der Hauptstadt Siams, Bangkok, so daß die weitere Bestimmung des Vertrages, wonach über die Regelung der Zoll- und Handelsbeziehungen innerhalb sechs Monaten Verhandlungen eingeleitet werden sollen, in England, das bisher den bedeutendsten Handelsverkehr in Siam hatte, wohl verstanden werden wird. Bis zum Abschlusse dieses Vertrages werden innerhalb der festgesetzten Zone der beiden Provinzen überhaupt keine Zölle erhoben. Frankreich sichert sich in diesem Vertrage aber auch sogleich das Recht, direct nach dem rechten Ufer des Mekong hinüberzugreifen, so daß deutlich ersichtlich ist, wie es nur eine Frage der Zeit sein wird, daß auch der Rest Siams der Begehrlichkeit der Republik anheimfällt. So behält sich die französische Regierung die Anlage von Bahnstationen, Holz- und Kohlenlagern, angeblich mit Rücksicht auf die Entwicklung der Schiffahrt auf dem Mekong, am rechten Ufer dieses Flusses, vor; so soll die wichtige Hafenstadt Tschantabun, die, am Golf von Siam gelegen, nicht allzuweit von Bangkok entfernt ist, bis zur vollständigen Ausführung des Vertrages und der die Ausführungsbedingungen enthaltenden Convention von den französischen Streitkräften occupirt bleiben. Daß dieses Provisorium sehr lange dauern, wahrscheinlich überhaupt nicht beendet werden wird, bedarf keines besonderen Hinweises; die französische Regierung wird eben stets in der Lage sein, zu erklären, daß die eine oder die andere Bestimmung der Convention noch nicht zur Ausführung gelangt sei. Frankreich behält sich überdies das Recht vor, überall dort Consulate zu errichten, wo es durch die Interessen seiner Bürger oder Schutzbefohlenen erheischt wird. In welchem Sinne diese „Consuln" wirken werden, bedarf keiner weiteren Erörterung. Der moralischen Unterstützung Rußlands hält sich die französische Regierung allem Anschein nach versichert, und es könnte leicht geschehen, daß das französisch-russische Zukunftsbündniß seine Spitze zunächst keineswegs gegen die Mächte des Dreibundes, sondern gegen England richten wird. Diese Eventualität mag auch der englischen Regierung vorgeschwebt haben, als sie die Entsendung eines Geschwaders in die italienischen Gewässer anordnete.

Bezeichnend ist, daß die italienischen Blätter den englischen Flottenbesuch durchaus nicht zu einer Haupt- und Staatsaction aufbauschen, obgleich die englischen Gäste sich unzweifelhaft von Anfang an in den verschiedenen Hafenstädten am tyrrhenischen Meere des freundlichsten Empfanges versichert halten durften. Die Italiener haben eben das klare Bewußtsein, daß sie bei ernsthaften Verwicklungen nicht isolirt sein werden, während die Franzosen, geraume Zeit hindurch von derartigen Besorgnissen beunruhigt, ihrer Genugthuung über die vermeintliche Beendigung eines solchen Zustandes einen etwas tumultuarischen Ausdruck geben zu müssen glaubten. Nicht minder charakteristisch erscheint, daß die französischen Blätter, anstatt sich mit der Genugthuung über den russischen Flottenbesuch zu begnügen, in diesem Zusammenhange ohne Unterlaß die Tripelallianz und in derselben insbesondere Italien befehden. Die Theilnahme des Prinzen von Neapel an den deutschen Kaisermanövern in Elsaß-Lothringen muß nach wie vor als Anlaß für diese Angriffe dienen, die nicht bloß gegen die Politik, sondern auch gegen die

Finanzen des Nachbarstaates gerichtet sind. Es durfte nun von Anfang an angenommen werden, daß der italienische Conseilpräsident in seiner Programmrede von Dronero auch Gelegenheit nehmen werde, sich über die Finanzlage Italiens zu äußern. Wenn sowohl Crispi als auch dessen Nachfolger in der Regierung, Rudini, davon Abstand nehmen mußte, neue Steuern vom Parlamente zu verlangen, so hat sich doch gezeigt, daß es in der That solcher bedarf. Das Project einer progressiven Einkommensteuer, die von einem bestimmten, nicht allzu niedrig gegriffenen Einkommen an erhoben werden soll, würde allem Anscheine nach am ehesten den Bedürfnissen des Landes entsprechen, dessen untere und mittlere Bevölkerungsklassen durch die bereits bestehenden Steuern derartig in Anspruch genommen sind, daß es sich empfehlen muß, die oberen Schichten, wie es durch die progressive Einkommensteuer geschehen soll, in höherem Maße als bisher heranzuziehen. Allerdings entsteht die Frage, ob der gegenwärtige Conseilpräsident nach wie vor auf eine geschlossene Regierungsmehrheit in der Deputirtenkammer oder im Senate zählen darf.

Das zielbewußte Vorgehen Giolitti's in der Angelegenheit der Emissionsbanken, die mit dem Siege der Regierung ihren Abschluß erhielt, berechtigte das Ministerium zu der Erwartung, daß es auch die für die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte erforderliche Finanzreform erfolgreich durchführen könnte, zumal der Patriotismus der Italiener, sobald es das Staatswohl galt, noch nie versagt hat. Inzwischen sind durch die Wiedereinführung des Affidavit für die im Auslande erfolgenden Zinszahlungen der italienischen Rente und der vom Staate garantirten Eisenbahnobligationen Anordnungen zu dem Zwecke getroffen worden, daß der Staatsschatz im Hinblick auf das hohe Goldagio nicht weiter insofern beeinträchtigt werde, als die italienischen Inhaber von Renten oder Eisenbahnobligationen ihre Coupons zum Incasso an das Ausland schicken. Wie berechtigt auch eine solche Maßnahme der italienischen Regierung erscheinen mag, muß sie doch dafür Sorge tragen, daß nicht unnöthige Belästigungen der fremden Inhaber entstehen. Das Ministerium Giolitti hat denn auch bereits in autorisirter Form erklären lassen, daß es sich empfehlen wird, die Stellen zur Vorweisung der Titel und zur Beibringung des Affidavit zu vermehren, indem zugleich die Minister des Auswärtigen und des Schatzes in dieser Richtung alles Mögliche veranlassen, sowie das Publicum vor dem 1. Januar 1894 davon in Kenntniß setzen werden. Die italienische Regierung wird, wie betont wird, sicherlich auch geneigt sein, Milderungen zu bewilligen, durch welche die Interessen des Staatsschatzes unberührt bleiben. Auch sollen nach besten Kräften Belästigungen der Inhaber italienischer Titel im Auslande vermieden werden.

Das Cabinet Giolitti wird aber vor Allem daran festhalten müssen, daß das italienische Finanzwesen durch eine Reform im Inneren den Bedürfnissen des Staates angepaßt werden muß. Wenn angekündigt wird, daß die geplante progressive Einkommensteuer, die erst von dem die Summe von sechstausend Francs übersteigenden Betrage des jährlichen Einkommens an zur Erhebung gelangen soll, mit einer Erbschaftssteuer combinirt werden wird, so erscheint ein solches Project durchaus annehmbar. Wie der Patriotismus, darf dem Lande auch der buon' senso als eine charakteristische Eigenschaft nachgerühmt werden. Beiden vereint wird es, wie zuversichtlich gehofft werden darf, gelingen, den bestehenden Schwierigkeiten ein Ende zu machen, damit die jenseits der Alpen sprüchwörtliche „Stella d'Italia", der „italienische Glücksstern", wiederum hell aufleuchte.

Literarische Rundschau.

Rudolf von Ihering.

(† 17. September 1892.)

Rudolf von Ihering. Von Adolf Merkel, Professor in Straßburg. Abdruck aus Ihering's Jahrbüchern für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts. Band XXXII. N. F. XX. Mit einem Porträt Rudolf von Ihering's. Jena, Gustav Fischer. 1893.

Auch in der „Deutschen Rundschau" hat Ihering, der im letzten Herbst verstorbene große Jurist der Göttinger Universität, ein Denkmal seiner Gelehrsamkeit und seiner Darstellungskunst gesetzt: — „Die Gastfreundschaft im Alterthum" (1887, Bd. LI, S. 357 ff.). Es war ein erstes Stück Arbeit oder einziges Bruchstück, das von dem geplanten dritten Bande des „Zweck im Recht" ans Licht getreten ist. Nichts weiter ist davon erschienen; andere Arbeiten und Interessen traten dazwischen, und zuletzt entsank die Feder der Hand des Sterbenden. Manch ein Wort des Nachrufes ist ihm gesprochen worden, manches soll noch gesagt werden. Das Beste, was bis jetzt gekommen, ist die Schrift, die wir im Obigen genannt haben.

Der Schüler, Freund, Fachgenosse, der eben noch am gemeinsamen Festmahl zum Doctorjubiläum auf der Wilhelmshöhe gesessen, schreibt dieses unter dem Eindruck der überraschenden Todesbotschaft. Voll Liebe, Verehrung, Dankbarkeit, Bewunderung — und dennoch mit dem Ernst und der Verantwortlichkeit der wissenschaftlichen Kritik. In dieser Kürze vollends ein Meisterstück biographischer Würdigung der Quintessenz eines Gelehrten. Für reichere Fülle der Mittheilung ist des Stoffes genug vorhanden; wir zweifeln nicht, daß ein größeres Werk den Stoff gestalten wird, um von der Persönlichkeit, von Leben und Leistungen zu erzählen. Für das Bedürfniß einer würdigen Todtenfeier in prägnanter Kürze ist die vorliegende Schrift zunächst gerade dasjenige, was wir wünschen konnten. Eine Todtenfeier gleichsam im Hause des Verstorbenen, gehalten in der von ihm begründeten juristischen Zeitschrift: dazu ein vortreffliches Bildniß, welches vor etwa zehn Jahren angefertigt worden ist.

Welches war Ihering's Bedeutung für die Wissenschaft? Die Antwort knüpft äußerlich an einen Gedankengang an, der in neuester Zeit bei uns zu Lande übermäßige Popularität gewonnen hat — den Gegensatz des Römischen Rechtes zum nationalen Recht. Der Cultus des Nationalen reicht in der deutschen Wissenschaft zurück in das Zeitalter der Romantik. Aus diesem ging Savigny und die historische Rechtsschule hervor. Deren Programm formulirte Savigny („Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft", 1814) dahin, daß sie den Stoff des Rechts als aus dem inneren Wesen der Nation selbst und ihrer Geschichte hervorgegangen auffasse. Damit aber gerieth die Schule in einen seltsamen Widerspruch; denn als vom Standpunkt der Deutschen Nationalität die Verdrängung des Römischen Rechts

und ein nationales Gesetzbuch begehrt wurde, war es gerade Savigny und seine Schule, welche das Römische Recht in Schutz nahmen, ja seine antiquarische Durchforschung auf das eifrigste betrieben.

Aus diesem Widerspruch entsteht für Ihering die Aufgabe, die über die Schranken des Nationalen hinausgehende Bedeutung des Römischen Rechts, den weltgeschichtlichen Charakter desselben, zu begreifen, seine Nothwendigkeit für jedes Culturvolk und für das moderne Leben nachzuweisen — „nicht weil es Römisch, sondern weil es das Recht ist". Das ist der Zweck seines Hauptwerkes „Geist des Römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung".

Ein Zusatz auf dem ursprünglichen Titel (der ersten Auflage) kündigt das Werk als „einen Beitrag zur Naturlehre des Rechts" an, mit andern Worten als einen Beitrag zur Rechtsphilosophie. Hierdurch stellt sich Ihering eine Lebensaufgabe, die weit hinausgeht über den engen Gesichtskreis der historischen Rechtsschule, in welcher allmälig neben wenigen Königen eine Unzahl von Kärrnern ihr emsiges Geschäft verrichtet. Der „Geist des Römischen Rechts", von dem vier Bände erschienen, erlangt Einfluß und Verbreitung wie kaum sonst ein Werk des juristischen Faches; in immer wiederholten Auflagen, in zahlreichen Uebersetzungen bis ins Russische und Japanische. Die Deutlichkeit der Gedanken, die Frische des Geistes, die Schönheit der Sprache — sie haben dem Buche die Welt erobert und werden noch lange nach dem Tode des Verfassers ihre Kraft erweisen.

Es ist aber Eins vor Allem, wodurch Ihering sein Zeitalter ergreift, weil er damit einen wesentlichen Zug desselben verkörpert. Alles Historische hat zwei Gesichter — das Eine nach der Vergangenheit, das Andere nach dem Lebendigen gekehrt. In der Vergangenheit wurzelt Alles, was geschichtlichen Charakter hat; die Vergangenheit will verstanden sein, damit das Heutige verstanden werde. Diese Seite der historischen Betrachtung ist es, welche Savigny und die historische Rechtsschule ausschließlich im Auge haben. Ihrem Zeitalter gegenüber betonen sie diese Seite in der Reaction gegen die kühne Thatkraft der Revolution. Sie fallen damit dem Schicksal anheim, dem die Wissenschaft öfters verfallen ist: über der Versenkung in vergangene Zeiten die Forderungen des eigenen Jahrhunderts zu verlernen, oder, schlimmer noch, in der antiquarischen Gelehrsamkeit die Waffen zum Kampfe gegen diese Forderungen zu finden. Die historische Schule verquickt sich geradezu mit der politischen Reaction; ihre historische Methode erweist sich brauchbar, um den Deutschen Bund, die deutsche Kleinstaaterei, das ganze alte Elend gegen die nationalen Einheitsbestrebungen zu vertheidigen — denn das Alles ist historisch geworden, die Einheitsbestrebungen aber sind neu. Savigny selber gelangt gegen das Ende seines Lebens zu einem der ruhmlosesten Ministerposten, als preußischer Minister der Gesetzgebung, welcher ihm Gelegenheit gibt zu zeigen, daß, wenn er seinem Zeitalter den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen hat, dieses mindestens für ihn selber wahr ist.

Indessen das Historische hat noch eine andere Seite — es ist die Seite des Lebendigen, des Vorwärtsstrebens, die Seite der That. Nur dadurch gibt es eine Geschichte, daß jedes Zeitalter Neues schafft, daß es seine eigenen Forderungen verwirklicht, daß es der Zukunft entgegenarbeitet. Savigny's und seiner Gleichaltrigen Jugend fiel in eine Zeit, da sich dieses Neue in Verruf gebracht hatte durch die Wirrnisse der Revolution und durch die Schreckniſse der Eroberungskriege, die ihr Gefolge waren. Die Aufgabe des Historischen an sich war dadurch nicht verändert. Sie hat auch im praktischen Sinne sehr bald gezeigt, daß sie da war und ihre Lösung verlangte. Unter den Juristen nun hat es keinen gegeben, welcher — im bewußten, ja leidenschaftlichen Gegensatze zu Savigny — mit der ganzen Energie seiner Persönlichkeit dieser zweiten Seite des Historischen in Recht und Staat zum wissenschaftlichen Dasein verholfen hat, wie Ihering.

Nicht durch ein pflanzenähnliches Wachsthum, nicht aus den dunklen Gründen der Volksempfindung, sondern durch den männlichen Willen, durch die Ueberzeugung, durch die That, durch den Kampf entsteht, behauptet, entwickelt sich das Recht. Sein

historisches Werden ist ein bewußtes, im hellen Mittagslicht der Erkenntniß und der Gesetzgebung; sein Fortbestand selber ist nicht möglich ohne die That des Einzelnen, der für sein Recht einsteht.

Und hier liegt der Berührungspunkt von Jhering's wissenschaftlicher Persönlichkeit mit seinem Zeitalter, mit all dem rastlosen Schaffen, das uns in Staat und Gesetzgebung, zumal im letzten Vierteljahrhundert, umgibt. Am 22. August des Jahres 1888 zum siebenzigsten Geburtstage Jhering's kam von dem damaligen Reichskanzler ein Glückwunschschreiben, das ihn als „verehrten Collegen" anredete. Hierbei war wohl zunächst gedacht an den Göttinger Doctorhut, den im Namen der juristischen Facultät Jhering wenige Jahre zuvor überbracht hatte. Aber es ließ sich an ein Größeres dabei denken — Jhering war der Jurist des Bismarckischen Zeitalters; seine wissenschaftlichen Gedanken stimmten zu den politischen Thaten des neuen Reiches.

Und eben diese wissenschaftlichen Gedanken schritten rastlos weiter. Der philosophische Trieb ging aus den Schranken des Historisch-römischen allmälig hinüber ganz in das Allgemeine; er suchte einen breiten Untergrund für das Princip des Rechts und damit zugleich für das Princip der Sittlichkeit. Daraus entspringt das zweite Hauptwerk „Der Zweck im Recht", durch welches der ergraute Pandektist das Wagniß unternimmt, ganz und gar in das weite Gebiet der praktischen Philosophie und der Culturgeschichte hinauszusegeln.

Die kleineren Schriften, durch die Jhering in das größere Publicum gedrungen ist, bis zu den Kreisen hin, die keine Ahnung von dem Wirken der Fachgelehrsamkeit haben („Der Kampf ums Recht" — „Das Trinkgeld"), sind rechte Proben von Jhering's wissenschaftlichen Bestrebungen, nicht am wenigsten ausgezeichnet durch die krystallene Klarheit der Rede, durch die tapfere Männlichkeit des Wortes.

Er gehört überhaupt zu den Auserwählten, von denen geschrieben steht „Die Lehrer werden leuchten" — leuchten über die Hunderte und Tausende hinaus, für deren Licht es keine Zukunft gibt, deren Licht schon erloschen ist in der Gegenwart, in der sie leben.

X.

Zur social-politischen Literatur.

Socialismus und capitalistische Gesellschaftsordnung. Kritische Würdigung beider als Grundlegung einer Socialpolitik. Von Julius Wolf. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1892.

Dieses Werk hat einiges Aufsehen gemacht; es ist auch, wenn es auf scheinbare Argumente ankommt, die ja in parlamentarischen und anderen öffentlichen Discussionen entscheidend zu sein pflegen, inhaltreich und wichtig. Was hingegen an philosophischer Theorie darin enthalten ist, kann nur als ein Versuch mit untauglichen Mitteln bezeichnet werden. Dazu gehört besonders der erste Abschnitt, der „eine Geschichte der socialen Moral, gleichzeitig Geschichte der socialen Grundrechte" enthalten, und der letzte, der den Begriff der „Gerechtigkeit" darstellen soll, obgleich der Verfasser in seiner bescheidenen Vorrede bekennt, daß er „jedem Streit über Begriffe aus dem Wege gegangen sei". Aus jenem ersten Abschnitte möge genug sein, den Schluß mitzutheilen und denkende Leser selbst urtheilen zu lassen. Als letzte Frage im Gebiete der socialen Sittlichkeit soll hier erwähnt werden (S. 78) „ob das ‚Volk' oder die oberen Zehntausend von besserem Charakter seien", und es erfolgt die sinnreiche Antwort: „Da statistische Erhebungen in dieser Richtung nicht vorliegen, auch sich kaum anstellen lassen, (so) können wir nur persönliche Wahrnehmungen wieder geben. Nach diesen

wäre[1]) keinesfalls der Masse ein höherer Grad der (esoterischen, d. h. nach S. 62 der „innerlich empfundenen, dem Drange des Herzens entquellenden") Moral zuzugestehen, als den von ihr (?) „sogenannten Ausbeutern". Nach einigen Erläuterungen und einem Citate aus Shakespeare, sodann: „Man mißverstehe uns nicht: Was wir meinen, ist klar und nett — daß die einen nicht besser und nicht schlechter seien als die anderen." Wie hier das Niveau eines gemüthlichen Gespräches after dinner, so ist anderwärts das von Volksversammlungs-Disputationen der Geist, durch den sich dieses merkwürdige Buch auszeichnet. So soll im dritten Stücke des letzten Abschnittes „die Formel der Gerechtigkeit" entwickelt werden. Vorher wird durch eine scharfsinnige Untersuchung, die nicht weniger als elf Seiten einnimmt, das überraschende Ergebniß gewonnen, daß zum Urtheile über die sociale Frage weder die Armen noch die Reichen berufen seien. Herr Wolf, der sich vermuthlich zu keiner der beiden Classen rechnet, versucht im Sinne der Gerechtigkeit zwei „im Boden des allgemeinen Rechtsgefühls seit jeher wurzelnde Beschwerden" oder, wie er sogleich den Ausdruck variirt (S. 597), „offene Fragen, die das Gewissen der Zeit belasten und mit denen es sich nicht rundweg abfinden mag", zu erledigen, nämlich A) den geschäftlichen Erfolg der Immoral — hier gelangt er zu der unwidersprechlichen „Forderung": „Wo die Unredlichkeit ihr Handwerk treibt, es treiben kann, ohne mit dem geschriebenen Rechte in Widerspruch zu gerathen, ist der Widerspruch durch „Schreibung" des Rechtes, durch Ausfüllung der Gesetzgebungslücken herzustellen"; und B) das „wirthschaftliche Glück". Hier wagt der lebendige Herr Wolf zuerst eine Polemik gegen den verstorbenen John Stuart Mill und meint sodann: „Hat sich die Wissenschaft mit dem „Glück" noch nicht beschäftigt, so haben sich dafür Volksgeist und Beobachter des Menschen längst Gedanken darüber gemacht und ihre Meinung gebildet. Diese Meinung aber stand die Jahrtausende lang fest, bis der Socialismus kam und sie umwarf." Dies unter der sonderbaren Ueberschrift: Berichtigung des Glückes, II. Man ist gespannt auf die „Meinungen des Volksgeistes" ꝛc. Wo sind sie? In den „völlig zu Volkssprüchwörtern ausgewachsenen Sentenzen Pseudo-Sallust's. „Jeder ist seines Glückes Schmied" und des Lafontaine'schen Kärrners im Morast „Aide toi, le ciel t'aidera", die vom Unglück des Anderen kein Wort sagen, aber auf die entschlußbereite Hand, auf moralische und intellectuelle Fähigkeit als den besten Glücksfang weisen (der Verfasser erläßt uns keine seiner gelehrten Kenntnisse; zu dem Bedeutendsten, was wir von ihm lernen können, gehört ohne Zweifel, daß jenes Thema mancher Erzählung für die reifere Jugend auf den falschen Sallustius zurückzuführen ist). „Glück ist danach vor Allem die Begabung." Es sei jedoch ins Auge zu fassen, „daß jede Begabung, um werthvoll zu werden, eine Nachfrage zur Voraussetzung hat." „Der Höherbegabte ist also in dieser oder jener Weise in der That Verpflichteter der Minderbegabten, und eine Leistung an sie ist theilweise Rückgabe ihnen zu dankenden Gutes." — Dies die Lösung des Problems, wie es mit der Gerechtigkeit des wirthschaftlichen Glückes stehe! Dies der social-philosophische Tiefsinn, womit man jetzt vor dem deutschen Publicum auftreten darf.

Man wird leicht ermessen, mit wie vielem Geiste demnach die „modernen Standpunkte" hinsichtlich des socialen Rechtes erörtert werden (zweiter Abschn.). Sehr modern! In erster Linie — Nietzsche's „Gesellschaftsphilosophie"; sodann Schopenhauer; Treitschke; Schmoller; deutsche Klassiker! Das Epoche machende „Ergebniß", daß der Mittelstand der wahre Bürgerstand sei, wird — in Versen des Euripides ausgesprochen. — Aber die eigentliche Centralfläche des Werkes wird durch den dritten Abschnitt „Kritik des Socialismus" und den vierten: „Kritik der capitalistischen Wirthschafts- und Gesellschaftsordnung" eingenommen. Hier herrscht nicht Philosophie, sondern politische Oekonomie und Statistik. Der leitende Geist des wissenschaftlichen Socialismus wird umzingelt und beschossen. Um einen Geist zu vernichten, muß man ihn erkennen und verstehen. Hr. Wolf versteht auf seine Art. „In dem

[1] Man beachte die feine stilistische Wendung.

Buche „Das Capital" wird von Marx der Nachweis angetreten, daß der Capitalist Ausbeuter ist, dem Arbeiter das gesammte Product der Volkswirthschaft gebührt, wenn es aber nicht an ihn gelangt, dies an der Einrichtung des Capitals als Privatcapitals statt als Gesellschaftscapitals liegt. Der Arbeiter erhält nicht mehr als das zur körperlichen Lebensfristung unbedingt Nöthige, und nicht einmal alle Arbeiter erhalten dies . . . . . Es handelt sich um Vorgänge, die mit der Unabweisbarkeit eines physikalischen Naturgesetzes an die Thatsache des Privateigenthums an Productionsmitteln geknüpft sind. So lange dieses bleibt, kann es nicht anders werden." Diese Darstellung ist so falsch, wie sie trivial ist. Der wissenschaftliche Socialismus ist nicht ein System des „so ist es schlecht und ungerecht; so muß es gut und gerecht werden". K. Marx' wesentliche Absicht ist auf die Kritik der von ihm sogen. classischen politischen Oekonomie gerichtet. Diese hatte mit den Kategorieen Capital, Arbeit u. s. w. als mit unabänderlich bestimmten, von Natur gegebenen, ewig gewesenen Formen des wirthschaftlichen Lebens gerechnet. Marx will sie in ihrer dialektischen und historischen Bedingtheit darstellen. Die moralischen und naturrechtlichen Gründe für oder wider eine Gesellschaftsordnung — die so viele Leute und auch dieser schneidige Kritiker, allein begreifen können — stellt er in den tiefsten Hintergrund. Er will beweisen, wie der moderne Capitalismus, d. h. die Trennung von Arbeit und Capital, des Arbeiters von den Productionsmitteln nothwendigerweise geworden sei, und wie derselbe Capitalismus durch sein eigenes Wesen, durch die Widersprüche, die daraus sich entwickeln, nothwendigerweise untergehen müsse. Er will das Bewegungsgesetz der Productionsweise selber, der Technik, des Verkehres, und die hierauf beruhende Entwicklung des Eigenthums, mithin des Rechtes, endlich die darüber schwebende Wandlung der Ideen, kurz, das Bewegungsgesetz der wirklichen Gesellschaft entdecken. Er will beschreiben, was ist und geschieht, will nicht vorschreiben, was sein und geschehen soll. Wer also prüfen will, was er gesehen hat, der muß seine Augen und seine Instrumente sich anschaffen. Wenn man sich darüber hinwegsetzen kann, daß Hr. Wolf dazu nicht in der Lage gewesen ist, so wird man in seiner Kritik des Socialismus und der capitalistischen Gesellschaftsordnung manche brauchbare Daten finden, die besonders geeignet sind, in populären Erörterungen, ob es immer schlimmer oder immer besser „in der Welt" werde, wirkungsvoll verwerthet zu werden.

Kiel. Ferdinand Tönnies.

φ. **Schiller's und Goethe's sämmtliche Werke.** Neue, billige, große Octavausgabe. In eleganten Liebhaberbänden. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

Von dieser vorzüglichen Klassiker-Ausgabe, deren Gediegenheit und Schönheit wir unlängst, bei Gelegenheit des ersten Bandes gerühmt haben, ist jetzt eine Reihe von weiteren Bänden erschienen; nämlich: Schiller's Werke, II—IV, welche die Dramen, und Goethe's Werke, I—IV, welche sämmtliche Gedichte, mit Einschluß des „Westöstlichen Divans", die Sprüche in Reimen und Prosa, die Theaterreden, Maskenzüge und ein Register zu diesen Bänden enthalten. Wir können nicht genug hervorheben, wie sehr erfreulich es ist, für einen in der That ungemein bescheidenen Preis unsere beiden großen Dichter in Ausgaben zu erhalten, die, mit Karl Goedeke's orientirenden Einleitungen, und sonst ohne jeden kritischen Apparat, die höchsten Ansprüche befriedigen, die selbst der Bücherkenner an Druck, Papier, Ausstattung und Einband stellen kann.

φ. **Meyer's Konversations-Lexikon.** Fünfte Auflage. Zweiter Band. Asmanit bis Biostatik. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Prompt, wie wir dies von der Verlagshandlung gewohnt sind, ist dem ersten Bande der neuen Auflage dieser zweite gefolgt und verdient in jedem Betracht das gleiche Lob, das wir jenem gezollt. Der Text ist ein Muster encyklopädischer Arbeit; Kartenmaterial und Abbildungen stehen auf der Höhe der Vollendung. Die größeren Artikel haben den Werth gedrängter, aber für den Zweck allgemeiner Belehrung erschöpfender Monographien, und auch in den kleinsten wird man weder die Zuverlässigkeit noch die Vervollständigungen vermissen, die mit der Zeit immer Schritt halten. Wie sehr auch den Illustrationen dieses Bestreben zu Gute kommt, erhellt z. B. daraus, daß die Zahl der Tafeln, welche die Bildhauerkunst des 19. Jahrhunderts veranschaulichen, von zehn der vierten, auf sechzehn in der fünften Auflage gestiegen ist. Wohin man blickt, und wo man den stattlichen Band von 1056 Seiten aufschlägt, wird man die Sorgfalt der Leitung und die Großartigkeit der Mittel wahrnehmen, durch welche Meyer's Conversations-Lexikon sich eine erste Stellung unter den Werken ähnlicher Art, deutschen sowohl wie ausländischen, gesichert hat.

χγ. **Lesebuch zur Geschichte der Deutschen Staatswissenschaft von Kant bis Bluntschli.** Von Dr. Georg Mollat. Osterwieck (Harz), Druck und Verlag von A. W. Zickfeldt. 1891.

Lesebuch zur Geschichte der Staatswissenschaft des Auslandes. Von Dr. Georg Mollat. Ebenda 1891.

Lesebuch zur Geschichte der Deutschen Staatswissenschaft von Kant bis Bluntschli. Von Georg Mollat. Ergänzungsheft. Ebenda 1893.

Eine geschickte, von sachkundigem Urtheil geleitete Auswahl hervorragender Stücke der staatswissenschaftlichen Literatur Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens. Eine sehr dankenswerthe Arbeit, deren Gleichen unseres Wissens bisher noch nicht gemacht worden ist. Was wir für die schöngeistige Literatur in Prosa und Reimen seit lange besitzen, das ist hier für die wissenschaftliche Literatur eines bestimmten Faches gethan und zwar wiederum mit klarem Ziele auf die Kernfragen der Staatswissenschaft — Wesen des Staats, Wesen der Souveränetät u. dgl. — so daß wir eine historische Darstellung von der Entwicklung der Ansichten in den eigenen Worten der bedeutenden Schriftsteller und Forscher erhalten. Für den Unterricht wie für das Selbststudium sehr nützlich — eine gute Einführung in das Studium der Originalwerke selber.

χγ. **Die öffentlichen Ausgaben der größeren europäischen Länder nach ihrer Zweckbestimmung.** Von Richard von Kaufmann. Zweite und dritte Auflage. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1893.

Eine neue Auflage des Aufsatzes, der 1889 in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik" erschienen ist; an die Stelle der älteren Zahlen sind die neuesten (für 1892 bez. 1892/3) eingesetzt worden. Die Arbeit, um die es sich hierbei handelt, ist viel mühsamer, als es meistens dem Publicum erscheint, welches für politische Zwecke Zahlenbeweise sucht und gern mit denjenigen fürlieb nimmt, die für die Beweisführung passen. Zum Theile sind die Zahlen überhaupt nicht vergleichbar, zum Theile bedarf es einer sorglichen kritischen Arbeit an den amtlichen Budgets, um sie vergleichbar zu machen. Dem Verfasser ist für seine Mühe zu danken, auch dann, wenn bei der Kürze der Darstellung an den Zahlen ein Rest des ursprünglichen Zustandes haften geblieben ist. Für große Staatsfragen, wie für die gegenwärtige deutsche Militärreform, liegt ohnehin das letzte Wort der Entscheidung nicht in den verglichenen Zahlen. — Auf Einzelheiten kann diese Besprechung nicht eingehen. Nur um die Aufmerksamkeit unserer Lektüre zu beweisen, bemerken wir beispielsweise, daß (S. 54) die Ziffer der communalen Ausgaben Großbritanniens für das Schulwesen eine abweichende ist, wenn wir dieselbe entnehmen der Quelle des „Statistical Abstract for the United Kingdom". Aus dem letzten Jahrgange desselben (1892) geht hervor, daß bereits im Finanzjahr 1889—90 die Ausgaben $7^1/_2$ Mill. Pfund Sterling waren, also um $3^1/_2$ Mill. Pfund höher, als der Herr Verfasser für 1892 berechnet. Indessen wagen wir nicht zu behaupten, daß unsere Quelle die richtigere Zahl angebe, da auch der Herr Verfasser amtliche Quellen benutzt hat.

χγ. **Der Maximaltarif des Diocletian.** Herausgegeben von Th. Mommsen, erläutert von H. Blümner. Berlin, Georg Reimer. 1893.

Bisher hat man 35 Bruchstücke aufgefunden von dem Edict des Kaisers Diocletian, welcher einen umfassenden Tarif für die gesetzlichen Preismaxima der mannigfaltigen Dinge des täglichen Bedarfs zum Gegenstande hat.

Er scheint aus ähnlichem Anlasse hervorgegangen zu sein wie vor hundert Jahren die Gesetze der Pariser Schreckenszeit über die Preismaxima, nämlich durch das nominelle Steigen der Waaren, welches die Folge des reellen Rückganges im Werthe des Geldes war. Indessen wenn der Anlaß zweifelhaft ist und der Erfolg noch zweifelhafter, so ist bei der Entfernung der Jahrhunderte eine solche Urkunde ein Quell der Belehrung über die Güter, welche das Leben jenes Zeitalters umgeben, und über die ungefähren Preisverhältnisse derselben. Th. Mommsen hat aus den lateinischen und griechischen Fragmenten mit bewährter Kunst das Ganze herzustellen versucht. Hugo Blümner (Professor der classischen Philologie und Archeologie an der Universität Zürich) hat einen ausführlichen gelehrten Commentar zu der großen Zahl der verzeichneten Waaren und Preise geliefert. Die Ausstattung ist musterhaft. Nur einzelne wenige Druckfehler sind dem Auge des Correctors entgangen.

ζ. **The government of Victoria** (Australia). By Edward Jenks. London. Macmillan et Co. 1891.

Selbst unter den Politikern in Deutschland sind die Leute nicht häufig, welche von der Entstehung und innern Einrichtung der in so kurzer Zeit zu solcher Blüthe gelangten australischen Colonien eine nähere Vorstellung haben. Die Deutsche Literatur bietet über diese Fragen so gut wie gar kein Material, und auch die englische ist nicht reich daran. Eine nennenswerthe australische Literatur existiert noch nicht und würde auch nur spärlich nach Europa gelangen. Das hier vorliegende Werk kommt daher sehr gelegen. Sein Autor ist Professor der Naturwissenschaften an der Universität Melbourne. Sein Buch ging aus Vorlesungen hervor, die er dort über das Staatsrecht der Colonie zu halten hatte. Da er selbst als geborner Engländer dem Gegenstande fremd gegenüberstand und keine brauchbare Vorarbeit vorfand, mußte er den Stoff hauptsächlich den Parlamentsakten, Blaubüchern, Gerichtsentscheidungen u. dergl. entnehmen. Er ist auf diese Weise in die Lage gekommen, das öffentliche Recht und die Rechtsgeschichte der erst Mitte der dreißiger Jahre entstandenen, heute schon so großartig entwickelten Colonie darzustellen. Sein Buch hat in Folge des ausschließlich benützten officiellen Materials einen urkundlichen Charakter bekommen. Leider ist aber eine weniger angenehme Folge der Natur dieser Quellen eine gewisse Trockenheit der Darstellung. — Für die deutsche Colonialpolitik bietet das Werk vielfältiges Interesse. Man findet hier zahlreiche Winke über die beste Art der Erschließung und Bewirthschaftung dünn bevölkerter und uncultivirter Länder und kann nur wünschen, daß sie in den interessirten Kreisen die gebührende Beachtung finden.

ξ. **Durch Kamerun von Süd nach Nord.** Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889 bis 1891. Von C. Morgen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1893.

Die Herstellung eines Verbindungsweges zu Lande zwischen der deutschen Colonie Kamerun und dem Nigergebiete galt bis vor wenigen Jahren als eine nahezu unlösbare Aufgabe. Alle Versuche von Kamerun aus ins Innere vorzudringen, waren an der Wildheit der Eingebornen und dem mörderischen Klima gescheitert. Mehrere Projecte, vom Niger oder vom Kongo aus, scheiterten an mannigfachen politischen und persönlichen Umständen. Um so größer war Ende der achtziger Jahre der Jubel, als eines Tages die telegraphische Kunde nach Europa drang, daß der Reisende Dr. Zintgraf wohlbehalten von Kamerun zum Benue, dem großen Nebenflusse des Niger, gelangt sei und seinen Rückweg auf derselben Straße angetreten habe. Wenige Jahre später war ein zweiter deutscher Reisender, der Lieutenant Morgen, so glücklich, dasselbe Ziel wie Dr. Zintgraf zu erreichen. Seine Reise erhielt dadurch besondern Werth, daß er nicht einfach den Spuren seines Vorgängers gefolgt war, sondern vom südlichsten Theil Kameruns aus, wo vorher die Officiere Kund und Tappenbeck nicht im Stande gewesen, ins Innere durchzudringen, sich seinen Weg nach dem Benue gebahnt hatte. — Die Frucht dieser Forschungsreise ist das vorliegende Werk, welches ein Jeder, der den Colonien Interesse zuwendet, gern lesen wird. Der Verfasser erzählt kunstlos das, was er erlebt und gesehen hat, schildert seine Eindrücke und Beobachtungen und sucht dem Leser seine daraus abgeleiteten Schlüsse plausibel zu machen. Ein reicher Bilderschmuck unterstützt ihn wirksam, wobei freilich bemerkt werden muß, daß diese Illustrationen im Wesentlichen nur auf mündlichen Schilderungen des Reisenden und der Phantasie des Zeichners beruhen, wie das so oft bei Reisewerken leider der Fall ist. Vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus würde der Autor vielleicht richtiger gehandelt haben, wenn er auf diese Bilder verzichtet hätte.

γα. **Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen.** Von Jul. Post und H. Albrecht. Mit 145 Abbildungen. Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt). 1893.

Die freiwillige Fürsorge der Unternehmer für ihre Arbeiter kann nicht die „Lösung" der socialen Frage herbeiführen, wohl aber den Klassenkampf wesentlich mildern, dem socialen Antagonismus zwischen Arbeiter und Unternehmer gewisse Härten nehmen und der systematischen socialen Reformarbeit die Wege ebnen. Deshalb ist es mit Freude zu begrüßen, daß Geheimrath Post vom preußischen Handelsministerium sich der Mühe unterzogen hat, die wichtigsten Institutionen solcher privaten Fürsorge in Deutschland und Oesterreich zu besichtigen und die hier gemachten Erfahrungen zu schildern. Um die umfangreiche Arbeit früher publiciren zu können, entschloß sich Post, das Anerbieten Dr. Albrecht's anzunehmen, „zu den von ihm vorgetragenen Weisen den verbindenden Text zu schreiben." Die Absicht der Autoren ging dahin, durch Darstellung der Art und der Erfolge der Wohlfahrtseinrichtungen zur Nacheiferung anzuspornen und den Interessenten die Materialien zu zweckmäßigen Organisationen an die Hand zu geben. Dieser

Zweck kann durch das Werk, welches in erschöpfenden Berichten eine Fülle von Beispielen der verschiedensten Art vorführt und oft mit feinem Urtheile den Erfolg abwägt, als erreicht angesehen werden. Es bietet dem Fabrikanten, der in seiner Unternehmung an dem Ausgleich der socialen Gegensätze praktisch mitarbeiten will, eine reiche Fundgrube der Belehrung.

x. **Otto Nicolai's Tagebücher** nebst biographischen Ergänzungen von B. Schröder. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1893.

Der Herausgeber hat sich seine Aufgabe ein wenig zu leicht gemacht. Abgesehen von zahlreichen Lese- und Druckfehlern, welche die Lektüre stören, ist nicht genug gethan, um das Verständniß mancher Stellen in den Tagebuchaufzeichnungen einem weiteren Lesekreis zu erschließen. Durch kurze Anmerkungen hätte es sich leicht erreichen lassen, über Personen und Dinge, die der Kenntniß des gebildeten Durchschnittpublicums sich entziehen, einiges Licht zu verbreiten. Wenn Nicolai sagt: „Ich übersetzte etwas aus dem Zarlino und las im Winterfeld," so weiß der Fachmann wohl, daß mit dem Einen der größte italienische Musiktheoretiker des 16. Jahrhunderts und mit dem Andern der Biograph Giovanni Gabrieli's gemeint ist; dies darf bei der Mehrzahl der Leser eines durchaus populär gehaltenen Buches aber kaum vorausgesetzt werden. Auch bei „Scrittura machen" und ähnlichen Jargonwendungen und Fachausdrücken wären kurze Erläuterungen wohl am Platze gewesen. Neben solchen Einwendungen aber muß gelobt werden, daß die lückenhaften Aufzeichnungen durch Einleitung, Einschaltungen und Schluß zu einem biographischen Ganzen geschickt abgerundet sind. Doch schießt hier Schröder wieder nach der entgegengesetzten Seite übers Ziel, indem er dem Urtheil des Lesers vorgreift und Charakterschilderungen Nicolai's einfügt, die nicht einmal immer richtig sind. Leichtlebig, von schneller Auffassung, kühl und bestimmt im Urtheil, und doch wieder temperamentvoll und schnell bewegt, ein großer Freund schöner Frauen, immer in kleine Liebeshändel verwickelt, dabei gemüthvoll, wenn auch nicht allzu tief, strebsam und fleißig mit Unterbrechungen — so etwa gibt Nicolai selbst sich in seinen Aufzeichnungen. Alles in Allem — ein liebenswürdiger Durchschnittsmensch, dem man wegen seiner Ehrlichkeit und Herzlichkeit gut sein muß. Der Componist freilich hebt sich mit seiner Begabung über dies Maß hinaus; ihm ist ein ehrenvoller Platz in der Musikgeschichte sicher.

x. **Anton Rubinstein.** Ein Künstlerleben. Von Eugen Zabel. Leipzig, Bartholf Senff. 1892.

Eine mit leichtem Stift hingezeichnete Skizze, die uns den großen Virtuosen und Componisten menschlich nahe zu bringen sucht. Der Künstler kommt dabei ein wenig zu kurz, denn das Musikalische ist mehr aphoristisch behandelt. Es war auch wohl kaum Zabel's Absicht, eine erschöpfende Biographie zu liefern, für die es überdies noch etwas früh wäre; mögen inzwischen diese im liebenswürdigsten Plauderton gehaltenen Lebensbilder willkommen sein.

ny. **Ludwig Wekhrlin.** Ein Publizistenleben des 18. Jahrhunderts von Gottfried Böhm. Leipzig, Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.

Der Name Wekhrlin's ist noch nicht ganz verschollen. Man hat es dunkel in der Erinnerung, daß er einer der frühesten und glänzendsten Vertreter der deutschen Tagesschriftstellerei war, daß sich an seine Thätigkeit die erste Entwicklung unseres Zeitungswesens knüpft. Damit hört aber im Allgemeinen unser Wissen auf, und es muß deshalb verdienstlich genannt werden, wenn Gottfried Böhm die Gestalt Wekhrlin's neu vor uns hinstellt. Er war mehr als der erste deutsche Journalist, mehr als der geistvolle Schriftsteller, der der Aufklärungsarbeit Lessing's den Boden bereitet, er war vor Allem ein Typus seiner Zeit. Sein Leben gibt den Rahmen für ein Culturgemälde aus dem 18. Jahrhundert ab. Mit vollem Recht sagt Böhm, daß man bei einer Durchforschung seines Lebensganges „auf eine solche Fülle von gleichsam angewandter Culturgeschichte stößt, wie sie in gleicher Gedrängtheit und Anschaulichkeit allgemeine Darstellungen niemals zu geben vermögen". Wekhrlin's Schicksale gestatten dem Sehenden einen tiefen Blick in die Beschränktheit der damaligen Verhältnisse. Bureaukratenthum und Particularismus lasten auf Deutschland; aber schon bricht der Morgen an, und in die drückenden Nebelmassen kommt Leben und Bewegung. Der deutsche Volksgeist erwacht und wagt durch Wekhrlin's Mund die erste schüchterne Kritik an den politischen Zuständen. Gottfried Böhm's Darstellung ist frisch und lebendig; der Novellist hat in glücklicher Weise den Gelehrten beeinflußt.

y. **Friedrich Leopold Stolbergs Jugendpoesie.** Von Dr. Wilhelm Teiper. Berlin, Meyer & Müller. 1893.

Eine gut fundirte und gut geschriebene Erstlingsarbeit über den gräflichen Dichter, der von allen Göttinger Haingenossen die eigensten Töne hatte, wenn er in der Väter Zeiten einkehrte, seinem lieben alten Homer wie ein junger Schenke dem durstigen Halbgott nahte, die über Alles gepriesene Fülle des Herzens in seinen Dithyramben ergoß und das heilige Meer für die neuere deutsche Naturlyrik entdeckte. Vortrefflich sind auch die Balladen auf ihre Quellen hin untersucht.

y. **Johann Martin Miller.** Von Dr. Heinrich Träger. Bremen, Heinsius' Nachf. 1893.

Auch dieser Beitrag zur Geschichte des Göttinger Bundes und der ganzen sogenannten empfindsamen Periode ist ein Erstling, und solchem hält man die Neigung, alle Belesenheit gleich im Schwall an den Mann zu bringen, wohl zu Gute. Der Verfasser stellt den thränenreichen Schöpfer des „Siegwart", der Minne- und Nonnenlieder in den Mittelpunkt großer, zum Theil recht ergötzlicher Uebersichten deutschthümelnder und sentimentaler Zeitmoden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. October zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bauernfeld. — Eduard von Bauernfeld's dramatischer Nachlaß. Herausgegeben von Ferdinand von Saar. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Beówulf. — Aeltestes deutsches Heldengedicht. Aus dem Angelsächsischen übertragen von P. Hoffmann. Züllichau, Herm. Liebich.

Bleibtreu. — Massenmord. Eine Zukunftsschlacht von Karl Bleibtreu. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1893.

Bormann. — Am Hofe zu Mailand. Eine Geschichte aus der Renaissance-Zeit von Georg Bormann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Braun. — Aus all rlei Tonarten. Verdeutschte spanische und eigene Lyrik von Otto Braun. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1893.

Briefe und Tagebücher Georg Forster's von seiner Reise am Niederrhein, in England und Frankreich im Frühjahr 1790. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Halle a./S., Max Niedermeyer. 1893.

Brodbeck. — Zoroaster. Ein Beitrag zur vergleichenden Geschichte der Religionen und philosophischen Systeme des Morgen- und Abendlandes von Dr. Adolf Brodbeck. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1893.

Ebner-Eschenbach. — Glaubenslos? Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Ehrmann. — Die Bardische Lyrik im achtzehnten Jahrhundert. Von Dr. Eugen Ehrmann. Halle a. S., Max Niedermeyer. 1892.

Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. Zehnter Jahrgang. Bd. 3: Das wandernde Licht. Von Ernst von Wildenbruch. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag. 1893.

Frankenstein. — Die Arbeiterfrage in der deutschen Landwirthschaft. Mit besonderer Berücksichtigung der Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik über die Lage der Landarbeiter von Dr. Kuno Frankenstein. Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt).

Frapan. — Bekannte Gesichter. Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Frey. — Erinnerungen an Gottfried Keller von Adolf Frey. Zweite, erweiterte Auflage. Mit Gottfried Keller's Bild und zwei facsimilirten Kompositionen Baumgartner's. Leipzig, H. Haessel. 1893.

Fulda. — Sinngedichte von Ludwig Fulda. Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1893.

Fuldner. — Knospender Frühling. Gedichte von Fritz Fuldner. Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg's Buchhandlung. 1893.

Gade. — Niels W. Gade. Aufzeichnungen und Briefe herausgegeben von Dagmar Gade. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen. Basel, Adolf Geering. 1894.

Gomperz. — Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie v. Dr. Theodor Gomperz. 1. Lfg. Leipzig, Veit & Comp. 1893.

Gréville. — Un vieux ménage. Par Henry Gréville. Paris, Librairie Plon. 1893.

Gros. — Le Comité de salut public de la convention nationale. Par J. Gros. Paris, J. Plons, Nourrit & Co. 1893.

Heigel. — Heitere Erzählungen. Von Karl von Heigel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Heims. — Lebensfragen. Gedanken über allerlei Alltägliches. Erste Reihe. Von Paul Gerhard Heims. Kiel, H. Eckardt. 1893.

Hübner's geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 42. Ausgabe für das Jahr 1893 herausgegeben von Universitäts-Professor Dr. von Juraschek. Frankfurt a./M., Heinrich Keller. 1893.

Jensen. — Die Wunder auf Schloß Gottorp. Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert von Wilhelm Jensen. Berlin, Emil Felber. 1893.

Kingsley. — Charles Kingsley's Gedichte. Gesammelt und übersetzt von P. Spangenberg. Kassel, Th. G. Fischer & Co. 1893.

Koopmann. — Entstehung des Kunstgewerbes. Von W. Koopmann. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem. 1893.

Koser. — König Friedrich der Große. Von Reinhold Koser. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Langmann. — Arbeiterleben! Sechs Novellen von Philipp Langmann. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Lechleitner. — Der deutsche Minnesang. Eine Darstellung seiner Geschichte, seines Wesens und seiner Formen. Von Franz Lechleitner. 2 Bde. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1893.

Lesimple. — Aus dem Reiche der Frau Musika. Von Mozart zu Mozart. Von August Lesimple. Leipzig, Carl Reißner. 1893.

Lewes. — Shakespeare's Frauengestalten von Dr. Louis Lewes. Stuttgart, Karl Krabbe. 1893.

Lorenz. — Goethe's politische Lehrjahre. Ein in der VIII. Generalversammlung der Goethegesellschaft gehaltener und erweiterter Vortrag mit Anmerkungen, Zusätzen und einem Anhang: Goethe als Historiker. Von Ottokar Lorenz. Berlin, Wilh. Hertz. (Besser'sche Buchhandlung.) 1893.

May. — Der vierte Stand. Bilder aus dem Arbeiterleben der Gegenwart von Max May. Frankfurt a./M., C. Koenitzer's Verlag. 1893.

Meinen. — Ein Bruderkuß. Drama in vier Aufzügen von Johannes Meinen. Bremen, J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter). 1893.

Meinhardt. — Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. 110/117: Sämmtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs. In chronologischer Ordnung nach den Originalen herausgegeben von Edmund Goetze. I. Band. Halle a./S., Max Niemeyer. 1893.

Neumann's Orts-Lexikon des Deutschen Reichs. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage, von Direktor W. Keil. 1. Heft. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Reclam's Universal-Bibliothek. Nr. 3111. 3112. König Çûdraka, Vasantasêna oder Das irdene Wägelchen. (Mricchakatikâ.) Ein indisches Schauspiel in zehn Aufzügen. Deutsch von Herm. Camillo Kellner. — 3113. Eduard Volger, Allerhand Dummheiten. Humoresken. — 3114. Karl Jaenicke, Glück. Lustspiel in drei Aufzügen. Soufflierbuch des Deutschen Theaters in Berlin. — 3115. Victor Rákosi, Mein Dorf und andere heitere Geschichten. — 3116. Dr. Carl du Prel, Der Spiritismus. — 3117. Opernbücher 23. Band. Etienne Nicolas Méhul, Joseph und seine Brüder in Aegypten. Oper in drei Aufzügen. Dichtung von Alexander Vincent Pineux Duval. (Carl Alexander Herklots.) Vollst. Buch Durchgearbeitet u. herausgeg. von C. Fr. Wittmann. — 3118—3120. Francisque Sarcey, Die Belagerung von Paris. Eindrücke und Erinnerungen. Aus dem Französischen übersetzt von A. Tuhten. Leipzig, Ph. Reclam's Verlag. 1893.

Rosenberg. — Auf schwankendem Boden. Roman von Maximilian von Rosenberg. Elberfeld, Sam. Lucas. 1893.

Schack. — Die englischen Dramatiker vor, neben und nach Shakespeare. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Schilf. — Die unsterbliche Saite. Eine Erzählung aus dem Petersburger Stillleben. Von Hans Schilf. St. Petersburg, Eggers & Comp. 1893.

Schmidt. — Die arbeiterfreundliche wirthschaftliche Diktatur, die letzte und sicherste Hoffnung der arbeitenden Klassen. Von Christian Schmidt. Selbstverlag des Verfassers. 1893.

Schmidt. — Schiller's Sohn Ernst. Eine Briefsammlung mit Einleitung von Dr. Karl Schmidt I. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1893.

Virchow. — Die Gründung der Berliner Universität und der Uebergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter. Rede am 3. August 1893 in der Aula der Kgl. Friedr.-Wilh.-Universität zu Berlin gehalten von dem zeitigen Rector Rudolf Virchow. Berlin, A. Hirschwald. 1893.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Caritas.

Der Roman einer Familie

von

Emil Marriot.

I.

Der Innsbrucker Courierzug habe eine Verspätung von zwanzig Minuten hieß es auf seine Frage, wo denn der Zug bleibe. Als Philipp Randow dies vernommen, schlenderte er vom Perron in die geräumige Halle des Wiener Westbahnhofes und setzte sich auf eine Bank. Er war ohnedies viel zu früh gekommen, um ja gewiß die Ankunft des Bruders nicht zu versäumen, und hatte jetzt noch eine Viertelstunde Zeit, auf das Eintreffen des Zuges zu warten. Einen vorübergehenden Schaffner hielt er an und fragte ihn, ob nicht am Ende etwas passirt sei mit dem Zuge; und als ihm die Antwort geworden, daß die Verspätung nichts zu bedeuten habe, lehnte er sich bequem zurück und wartete — gleichmüthig und geduldig, wie dies seine Art war. Ungeachtet der frühen Morgenstunde herrschte schon eine drückende Hitze. Eine sengende Julisonne lag brütend über den weiten Hallen des Bahnhofes; die Luft war schwer und von Dünsten aller Art durchschwängert. In der Halle roch es unangenehm nach Rauch und Staub. Es war der freudlose Sommermorgen einer Großstadt, mit seiner verdorbenen Luft und seiner bleiernen, trockenen Hitze, welche auf Körper und Geist eine erschlaffende Wirkung ausübten. Zum Glücke aber war Philipp Randow kein nervöser Mensch. Er fand sogar diesen Morgen schön und erquickend — weil es ein Sommermorgen war, die Sonne schien und ein blauer Himmel über der Erde sich wölbte. Er liebte Wien auch zur Sommerszeit — mochte es in den Straßen noch so übel riechen und der selten ruhende Wind noch so viel Staub aufwirbeln. Wenn Philipp am Abend seinen Gassenladen schloß und von dem dumpfigen Local hinaustrat in das, was er die „freie Luft" nannte, und das in Wirklichkeit nichts Anderes war als ein die Brust beklemmender Dunstkreis, athmete er auf und freute sich. Er freute sich auch heute. Es war ein Sonntag, und zur Sommerszeit blieb Philipp's Laden an Sonn- und Feiertagen geschlossen.

Er freute sich über den freien Tag, und daß dieser Tag schön zu werden versprach; freute sich auf die Ankunft des Bruders, den er seit einem Jahre nicht gesehen hatte — und während er in der Halle saß und auf den Bruder wartete und sich auf den Bruder freute, dachte er über diesen nach.

Ob es Cornelius darnach verlangte, die Seinen wiederzusehen? In seiner Gutmüthigkeit machte sich Philipp Vorwürfe, daß er sich diese Frage überhaupt vorlegte. Sie hatte sich ihm ganz unwillkürlich aufgedrängt . . . „Er liebt uns ja," dachte er, unwillig über sich selbst, „liebt die Mutter und mich und Alle. Wie sollte er sich nicht freuen, uns wiederzusehen? . . ." Warum aber war er dann weder zu Weihnachten noch zu Ostern nach Wien gekommen? Warum studirte er in Innsbruck, anstatt in Wien, wo seine Familie wohnte? Er hatte das dem älteren Bruder wiederholt auseinanderzusetzen versucht: in Innsbruck wäre ein besserer Boden für die Vorbereitung zu dem Berufe, welchem er sich widmen wollte; er hasse die Großstadt mit ihrer verpesteten Luft; sie mache ihn krank, diese Luft; und er hasse das großstädtische Leben überhaupt. So sprach der junge Mann, und da er von zarter Gesundheit war, hatte die Mutter ihn ziehen lassen . . . so wie sie sich von ihm getrennt hatte, als er kaum zehn Jahre zählte, damit er das Elternhaus mit einem Priesterseminar vertausche. Wie leicht das Kind von Vater und Mutter und Heim geschieden war! Philipp dachte heute daran. Nicht *eine* Thräne hatte es beim Abschied geweint. Cornelius war von Klein auf ein sonderbares Kind gewesen — ganz anders, als Kinder sonst zu sein pflegen: so ernst und still und selbstgenügsam. Nach Liebkosungen trug er kein Verlangen; es war ihm lästig, wenn Jemand ihm schön that oder ihn küßte. Allein zu sein war ihm das Liebste. Es war eigenthümlich: wie gegen seinen Willen war das Kind in das Leben gezerrt worden. Noch ehe es geboren, hatte man es als todt beklagt und befürchtet, daß auch die Mutter sterben würde. In ihrer Angst und Noth hatte die arme Frau gelobt, ihr Kind, wenn anders es lebend zur Welt käme, dem Dienste Gottes zu weihen, natürlich nur in dem Falle, daß es Neigung und Beruf zum geistlichen Stande zeige. Und so wie Cornelius aufwuchs, machte er stets den Eindruck, als verweile er nur gezwungen hier auf Erden. Aber Priester wollte er werden. Schon als fünfjähriges Kind gab er auf die scherzende Frage, ob er ein Kriegsmann werden möchte, mit sehr ernsthafter Miene zur Antwort: „O nein. Ein Diener Gottes." Er, der über nichts Freude bezeigte, freute sich auf seinen Eintritt ins Seminar. Dort, unter Priestern und Solchen, die es werden sollten, war seine echte Heimath; dort lebte er gleichsam auf . . .

Eltern und Bruder vermißten den kleinen Cornelius im Anfange sehr. Thränen traten in ihre Augen, wenn sie am Tische den leeren Stuhl ansahen, welchen der nun Ferne eingenommen hatte. Philipp empfand keinerlei Eifersucht gegen den offenkundig bevorzugten jüngeren Bruder. Die eigene Mutter hatte Philipp frühzeitig verloren; und der Vater, welcher den ganzen Tag im Geschäfte thätig war, fühlte sich am Abend zu ermüdet, um sich mit dem Jungen abzugeben. Gewöhnlich schickte er den Knaben schon um acht, spätestens um halb neun Uhr zu Bette, um, wie er sagte, Ruhe zu haben. Als Vater

Randow sich in seinem fünfzigsten Jahre zum zweiten Male verheirathete, war Philipp dreizehn Jahre alt. Voll Schüchternheit trat er der Stiefmutter entgegen, und diese Schüchternheit besiegte den Widerwillen, welchen die zwar heirathslustige, aber keineswegs kinderfreundliche Dame, die achtunddreißigjährig geworden war, ehe der ersehnte Gatte sich einstellte, im Voraus gegen den Stiefsohn gefaßt hatte. Wenn sie sich auch nicht viel um ihn bekümmerte, so war sie doch auch nicht hart gegen ihn; und da er sich ihr niemals in den Weg stellte, keinen Anlaß zu Klagen gab, sondern ein wohlgerathener und anspruchsloser Junge war, hatte sie gegen sein Dasein nichts einzuwenden und duldete seine Gegenwart — ohne Liebe zwar, aber auch ohne Abneigung. Er nannte sie Mutter, küßte ihr an jedem Morgen und jedem Abend ehrerbietig die Hand, folgte ihr auf den Wink und fürchtete sich vor ihr. In seiner Kindeseinfalt bemühte er sich sogar, sie zu lieben oder doch wenigstens sich einzureden, daß er sie liebe, weil er das für seine Pflicht hielt. In Wirklichkeit aber liebte er sie nicht und konnte sie auch nicht lieben, da ein Kind nur Jenen anzuhängen vermag, die gut zu ihm sind, und die Stiefmutter ihm Güte und Liebe schuldig blieb. Er fühlte sich einsam zwischen dem Vater, welcher, um die zweite Frau nicht eifersüchtig zu machen, den Sohn aus erster Ehe so viel wie möglich bei Seite schob, und der Stiefmutter, die, obschon er sie Mutter nannte, ihm wenig mehr als eine Fremde war. Da kam das Kind — der kleine Cornelius. Vom ersten Augenblicke an liebte Philipp das um fünfzehn Jahre jüngere Brüderchen; liebte es zärtlich und leidenschaftlich. Er fand es ganz natürlich, daß er nunmehr vollends zurückgesetzt und übersehen wurde, daß immer nur von Cornelius die Rede war, als ob dieser das einzige Kind im Hause wäre . . . er war ja so glücklich, der arme Junge, daß er endlich etwas hatte, was er lieben durfte. Und der Kleine hing an ihm; mehr als an Vater und Mutter. Niemals fiel es dem Kinde bei, seine bevorzugte Stellung gegenüber dem zurückgesetzten Stiefbruder auszunutzen. Ja, so jung Cornelius war, er schien diese Ungerechtigkeit zu empfinden und den Eltern darüber zu grollen. Was immer er geschenkt bekam, Philipp mußte auch davon haben. Es war etwas Großherziges, streng Gerechtes in diesem Kinde. Es wollte nicht bevorzugt werden auf Kosten eines Anderen. Immerhin aber schloß sich Cornelius auch an Philipp nicht mit voller Hingebung an. Es stand gleichsam eine Schranke zwischen ihm und den Seinen; etwas Fremdes, das sich nicht beseitigen ließ. Im Stillen mußten sie sich sagen: „Dieses Kind ist uns Sohn und Bruder; es lebt in unserer Mitte — und doch kennen wir es nicht.“ Mit ganzer Innigkeit liebte Cornelius nur Gott als den Inbegriff der Schönheit, Güte und Gerechtigkeit. Aber er hütete diese Liebe zu Gott wie ein Geheimniß. Nur wenn man ihn beten sah (wobei er freilich höchst ungern überrascht wurde und, wenn es geschah, sofort zu beten aufhörte), bekam man eine Ahnung von dem innigen Verhältnisse dieses Kindes zu seinem Gotte.

Im Seminar besuchten ihn seine Leute so oft als es ihnen gestattet war. Im Anfang fanden sie sich dort so häufig ein, daß der Präfect zu ihnen sagte: „Das ist dem Knaben nicht gut. Jetzt ist seine Heimath hier bei uns: an uns

muß er sich gewöhnen." Damit war der Weg vorgezeichnet, welchen Cornelius zu gehen hatte: sich langsam loszulösen von allen irdischen Banden, von seiner Anhänglichkeit an Elternhaus und Familie, und nichts zu lieben und Niemandem anzugehören als Gott allein. Dem Knaben fiel das nicht schwer. Er hatte diese Entfremdung herbeigeführt, noch ehe er das Elternhaus verlassen; und verwundert blickte er den Bruder an, als dieser ihn einmal schüchtern fragte, ob er denn nicht manchmal Heimweh habe. Heimweh? Wonach? Gott war ja überall! Mit jedem Jahre wurde die unsichtbare Schranke, die zwischen Cornelius und den Seinen stand, höher und breiter. Wenn er zur Ferienzeit nach Hause kam, wußten weder Eltern noch Bruder, was sie mit ihm reden sollten. Er imponirte ihnen, sie bewunderten seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit — aber er war ihr Sohn, ihr Bruder nicht mehr. Sie hätten nicht gewagt, ihn wegen irgend Etwas zu tadeln; ja, sie waren froh, wenn er nichts fand, was sein Mißfallen erregte. Der Tod des Vaters, welcher ziemlich unvorhergesehen eintrat, berührte den jüngeren Sohn daher ungefähr so, als wenn der Vater eine weite Reise angetreten hätte. Er fand die lange Trennung traurig, aber da er fest an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, waren ihm die lauten Klagen der Mutter und Philipp's Thränen nicht recht verständlich. Ja, dieser hoffnungslose Kummer verletzte sein religiöses Empfinden, und er konnte nicht umhin, dies die Seinen merken zu lassen: Gott hat es so gewollt; wir werden einander wieder sehen . . . wozu also diese Klagen und Thränen? . . . Um die Hinterlassenschaft des Vaters bekümmerte er sich nicht. Die Mutter wollte ihm auseinandersetzen, wie sie Alles geordnet hätte, damit sie beide Philipp gegenüber nicht zu kurz kämen. Cornelius aber schnitt ihr sofort die Rede ab. „Ich für meinen Theil brauche und beanspruche nichts," sagte er. „Ich gedenke in einen Orden zu treten und Missionär zu werden und werde dann Alles haben, was ich zum Leben benöthige. Wie Philipp mir mittheilte, beabsichtigt er sich zu vermählen. Gieb Alles, was mir gebührt, dem Bruder. Für mich hat das Geld keinen Werth." In dieser Weise redete der kaum vierzehnjährige Knabe. Seine Mutter dachte anders. Sie hatte noch bei Lebzeiten des Vaters Sorge getragen, daß der Stiefsohn so viel wie möglich verkürzt werde. Sie war Theilhaberin des Geschäftes und führte nach dem Tode ihres Mannes das Geschäft im Verein mit Philipp weiter. Der Reinertrag wurde zwischen ihnen getheilt, und die Kosten für die Studien des Sohnes bestritt dessen Mutter; Philipp, der seit bald zwölf Jahren verheirathet war, hatte für sich, seine Frau und zwei Kinder zu sorgen. Das nicht unbeträchtliche Vermögen, welches der Vater im Laufe seiner ersten Ehe erworben, hatte er — als er noch lebte, aber schon krank war — der zweiten Frau geschenkt; und die Zinsen, welche das Capital abwarf, kamen nun ebenfalls der Wittwe zu Gute — zum größten Verdrusse von Philipp's Frau, die sich nicht darein zu finden vermochte, daß die Schwiegermutter mit ihrem einzigen Sohne mehr zu verzehren haben sollte, als sie, eine aus vier Köpfen bestehende Familie. Philipp suchte seine Frau zu trösten. Nach dem Tode der Stiefmutter würde ja doch Alles ihnen zufallen, da Cornelius voraussichtlich keinen Anspruch auf die Erbschaft erheben würde. „Du kennst diese Geistlichen nicht!" sagte darauf

wohl Charlotte, seine Frau. „Er wird die Erbschaft in Empfang nehmen und sie seinem Orden zuwenden. Was gelten solchen Menschen ihre nächsten Angehörigen? Nichts! Du wirst sehen, daß ich Recht behalte."

Philipp's gutmüthige und friedfertige Natur litt schwer unter dem Verhältnisse zwischen seiner Stiefmutter und seiner Frau, bei welchem sich Alles um Gulden und Kreuzer drehte. Sie hatten doch Alle zu leben. Weshalb also sich das Dasein erschweren durch Neid und heimliche Erbitterung, und einem Menschen, der unter einem Dache mit ihnen wohnte, gewissermaßen den Tod wünschen? Denn die Stiefmutter theilte ihre Wohnung; sie herrschte im Hause als uneingeschränkte Gebieterin; und sie würden ohne Zweifel gemüthlicher gelebt haben, wäre sie *nicht* da gewesen. Aber das erschien dem gutherzigen Philipp noch immer kein Grund, den Tod der alten Frau herbeizusehnen. Sie stand allein in der Welt, hatte den Gatten begraben, den Sohn so gut wie verloren. Cornelius' Weihe zum Priester sollte noch in diesem Jahre vor sich gehen. Dann würde er das Ordenskleid anlegen und als Missionär in ferne Erdtheile ziehen. Würde der Mutter dann viel mehr übrig bleiben als die Erinnerung, daß sie einstens ein Kind besessen? Würde sie den Sohn jemals wieder sehen? Philipp wurde nicht müde, das seiner Frau vor Augen zu halten und sie immer wieder zu bitten, gut und geduldig gegen die alte Frau zu sein. Charlotte war jedoch anderer Ansicht. „Wer, um Alles in der Welt ist gegen *Dich* gut gewesen?" pflegte sie auf solche Ermahnungen zu erwidern. „Etwa Deine Stiefmutter? oder Dein Vater? Nicht genug, daß er ihr das gesammte Baarvermögen schenkte, mußte er sie noch obendrein zur Theilnehmerin an dem Geschäfte machen, so daß Du ihr das lumpige Geschäft erst abkaufen mußtest, um alleiniger Herr darinnen zu sein. Aus der Haut könnte man fahren über solche Ungerechtigkeit! Wozu braucht die alte Frau so viel Geld? Sie hätte an den Zinsen des Capitals genug gehabt!"

Ja, es war daheim oft recht ungemüthlich, und Philipp befürchtete immer, es möchte einmal zu einem Ausbruch, zu offener Feindseligkeit kommen.

„Wenn sie nur, so lange Cornelius in unserer Mitte weilt, Frieden halten!" dachte er bekümmert. „Zu Tode müßte man sich schämen vor ihm, der das Geld verachtet und ohnedies Alles, was ihm gebührte, *mir* wollte zu Gute kommen lassen. Er müßte ja glauben, daß ich selber . . ."

Ein dumpfes Brausen und Zischen schnitt seinen Gedankengang jählings ab. Der verspätete Zug fuhr langsam in die Halle ein. Alles eilte nach dem Perron; auch Philipp erhob sich hastig und schloß sich den Uebrigen an. Willig überließ er Jedermann den Vortritt; es war überhaupt nicht seine Art, sich vorzudrängen, und überdies war die lange, schwarze Gestalt des Bruders schwer zu übersehen. Er entdeckte ihn auch sofort, wie er, einen herzustürzenden Packträger abweisend, mit einem kleinen Koffer in der Hand und einem Paletot über dem Arm, aus einem Coupé zweiter Classe stieg. Er blickte dabei nicht um sich und schien offenbar nicht daran zu denken, daß unter der Menge Jemand sein könnte, der *seiner* Ankunft harrte. Geraden Schrittes wollte er sich nach der Ausgangsthüre begeben, als Philipp sich ihm in den Weg stellte.

„Cornelius!“ rief der ältere Bruder mit bewegter Stimme . . .

Der, welchem dieser Ausruf gegolten, zuckte zusammen und schaute — nicht eben liebevoll — auf das ihm wohlbekannte, gute, gerührt lächelnde Gesicht und entschloß sich, die sich ihm entgegenstreckenden, leise zitternden Hände zu erfassen.

„Ich dachte, Du wohntest auf dem Lande.“ Das war sein erstes Wort.

„Ich nicht, Cornelius. Du weißt ja . . . das Geschäft. Aber die Familie habe ich auf das Land geschickt . . . der Kinder wegen. Und der Mutter that eine Luftveränderung ebenfalls noth. Ich bringe nur die Sonn- und Feiertage auf dem Lande zu.“

„Aber heute ist doch Sonntag.“

„Ja, heute wollte ich Dich auf dem Bahnhof erwarten und bin deshalb in Wien geblieben. Sonst fahre ich gewöhnlich schon Samstag Abends zu den Meinen.“

„Das war nicht nöthig . . . daß Du Dich meinetwegen in Deiner gewohnten Eintheilung stören ließest. Indessen . . . meintest Du es gut, und so danke ich Dir für Deine Freundlichkeit. Was wollen wir nun beginnen?“

„Vielleicht sofort nach dem Südbahnhof fahren, um so schnell wie möglich bei der Mutter zu sein?“ schlug Philipp in fragendem Tone vor. „Du kannst Dir wohl denken, daß sie die Minuten zählt . . .“

„Vorerst möchte ich mir Gesicht und Hände waschen,“ sagte Cornelius. „Das kann ohne Zweifel gleich hier, auf dem Bahnhof, geschehen?“

„O ja . . . im Toilettencabinet. Natürlich mußt Du den Reisestaub abwaschen. Wie ungeschickt von mir, daß ich daran nicht dachte! Und frühstücken mußt Du ja auch.“

„Dazu ist später Zeit. Ich bin nicht hungrig. Aber eine heilige Messe möchte ich hören, ehe ich auf das Land fahre. Du warst wohl schon in der Kirche?“

„N — nein,“ bekannte Philipp stockend.

Der junge Bruder blickte ihn kurz an.

„Dann gehen wir zusammen. Erwarte mich dort, auf dieser Bank. Ich will mich beeilen, meine Toilette in Ordnung zu bringen. Da — nimm meinen Koffer und meinen Ueberrock und setz' Dich nieder. Ich bin gleich wieder da.“

Philipp nahm ihm Rock und Koffer ab und setzte sich auf die bezeichnete Bank. Er schaute dem sich Entfernenden nach und schüttelte leise den Kopf . . . Cornelius war nicht anders, als er immer gewesen, und dennoch wunderte sich Philipp stets aufs Neue über ihn. „Es war ihm nicht lieb, daß ich ihn erwartete,“ sagte er sich. „Eher lästig. Alles, was an Familiensinn und Familienscenen anklingt, ist ihm lästig. Ich bezweifle auch sehr, daß er sich nach seiner Mutter sehnt; von meiner Frau und meinen Kindern ganz zu schweigen. Die sind ihm vollkommen gleichgültig . . . Was er nur bei uns sucht, und warum er überhaupt zu uns kommt? Das mag Gott wissen! Nein! Dieser seltsame Mensch paßt nicht zu uns; der paßt wahrhaftig nicht zu uns . . .“

II.

Sie wohnten einer Messe bei und fuhren hierauf nach dem Südbahnhof; und da endlich verstand Cornelius sich dazu, eine Kleinigkeit zu sich zu nehmen . . . Als das geschehen, bestiegen sie ein von Menschen gefülltes und von Rauch durchschwängertes Coupé dritter Classe und fuhren nach Mödling. Während der Fahrt hielt Cornelius die Augen geschlossen . . . Ob er sich nun schlafend stellte, um der Verpflichtung, mit dem Bruder zu reden, enthoben zu sein, oder ob er, erschöpft von der im Eisenbahnwagen verbrachten Nacht, wirklich eingeschlafen war — blieb unentschieden. Aber Philipp nahm lieber den zweiten Fall als den richtigen an und verhielt sich mäuschenstille, um sein blasses Gegenüber nicht zu wecken. Es befremdete ihn, daß der Bruder nicht, wie sonst, den langen Talar katholischer Theologen, sondern eine, wenn auch schwarze, so doch gewöhnliche Kleidung trug. Auch fiel ihm auf, wie schlecht Cornelius aussah. „Was für ein hübsches Kind er war!" mußte er denken. „Und wie hat er sich verändert!" Das Gesicht war gleichsam in die Länge gezogen, die Wangen eingesunken, und unter den Augen liefen dunkle Schatten. Dieses erschreckend üble Aussehen konnte unmöglich eine bloß vorübergehende Folge der langen Eisenbahnfahrt sein. Es erzählte von ganz anderen Dingen — von schweren seelischen Kämpfen oder einer kaum überstandenen Todeskrankheit. „Aber wenn er krank gewesen wäre," dachte Philipp, „hätte er uns das wohl geschrieben. Doch was kann ihn sonst betroffen haben? Wie wird die Mutter staunen! Im vorigen Jahre sah er viel besser aus."

Sie hatten Mödling erreicht, und erst als der Zug in die Station einfuhr, wagte Philipp die Schulter des schlafenden Bruders leise zu berühren.

„Wir sind am Ziel," sagte er schüchtern, als wollte er sich entschuldigen, daß er den Schlafenden hatte wecken müssen. Cornelius schaute ihn zuerst gedankenlos an, als wenn er ihn weder erkannte noch verstanden hätte, was er zu ihm gesagt — besann sich dann und stand rasch auf.

„So laß uns aussteigen," sagte er.

„Willst Du fahren oder den Weg nach der Brühl zu Fuß zurücklegen?" fragte er Philipp.

„Wir wollen gehen. Ich bin heute schon so viel gesessen, daß ich das Bedürfniß habe, mir ein wenig Bewegung zu machen. Aber mein Koffer? Er ist zwar nicht schwer . . ."

„Gieb ihn mir," fiel der Andere hastig ein. „Und den Ueberzieher ebenfalls. Du bist von der langen Fahrt ermüdet und sollst die Hände besser frei haben."

Ohne Widerrede überließ ihm Cornelius beide Gegenstände. Philipp nahm den Koffer in die rechte Hand und den Rock über den linken Arm, und Cornelius behielt nichts weiter als seinen Regenschirm, auf welchen er sich beim Gehen stützte.

„Welchen Weg schlagen wir ein?" fragte er zerstreut.

„Den Weg durch den Liechtensteinwald. Dieser ist der nächste und zugleich der schönste. O diese herrliche Landluft! Schon beim ersten Athemzuge erweitert sich Einem das Herz."

Cornelius ließ diesen enthusiastischen Ausruf ohne Antwort. Er war an Tiroler Luft gewöhnt und fand die so hoch gepriesene Luft des Städtchens Mödling heiß, staubig und unrein. Auch der Liechtensteiner Wald, welchen sie, hinter der alten Mödlinger Kirche emporsteigend, nach viertelstündiger Wanderung erreicht hatten, ließ ihn vollkommen kalt. Wie armselig erschienen ihm diese kleinen Bäume, wie dürr und zertreten das Gras, wie unbedeutend und dürftig die ganze Gegend. Philipp wartete vergebens auf ein Wort der Anerkennung und Bewunderung . . . Cornelius dachte an die Wiesen und Wälder und Berge von Tirol und blieb stumm.

„Ist Dir der Koffer nicht lästig?" fragte er endlich.

„O nein!"

„Wir wollen hier ein wenig rasten," sagte Cornelius und setzte sich auf eine Bank aus Stein. „Du siehst erhitzt aus."

Philipp ließ sich an seiner Seite nieder. Cornelius nahm den Hut ab und fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht. Er hatte dichte, sehr spröde Haare von glanzloser, blonder Farbe . . . Als er noch ein Kind war, hatte Philipp sein sprödes, blondes Haar oft gestreichelt. Auch heute juckte es ihm in den Fingern; gern hätte er dem Bruder beide Hände aufs Haupt gelegt und ihm etwas recht Liebreiches, recht Brüderliches gesagt. Aber das Antlitz des jungen Bruders lud hierzu nicht ein; und so bezwang sich Philipp und schaute seinen Nachbar bloß schweigend an.

„Wie mager Du geworden bist!" wollte er sagen — unterdrückte jedoch auch das.

„Warum seid ihr auf das Land gezogen?" fragte Cornelius plötzlich. „Ist denn Jemand krank?"

„Gott sei Dank, nein. Aber wenn man Kinder hat, thut man Alles, was man nur kann, um ihre Gesundheit zu fördern. Außerdem ziehen heutzutage alle Leute auf das Land . . . ich meine, Alle, die sich in unseren Verhältnissen befinden, ja auch solche, die viel ärmer sind als wir . . . Und diese Sommerfrische kommt uns nicht theuer zu stehen. Die Landwohnung zum Beispiel hat die Mutter bezahlt . . ."

„Weshalb entschuldigst Du Dich?" unterbrach ihn Cornelius. „Ich fragte ja nur. Thut, was Euch gefällt. Aber Eines möchte ich nur bemerken: daß Du bei dieser Eintheilung übel daran zu sein scheinst."

„Warum?" fragte Philipp mit großen Augen.

„Nun, ist es etwa bequem für Dich, die ganze Woche allein in Wien zu sein? Wer sorgt für Deine Bedienung?"

„Die Hausmeisterin. Uebrigens bedarf ich ihrer kaum. Alle Zimmer sind abgesperrt, meine Kammer ausgenommen. So verursacht das Ordnen der Wohnung fast keine Arbeit . . . Das Frühstück bereite ich mir selber, und das Mittagmahl nehme ich in einem Wirthshaus ein. Und Abends esse ich eine Kleinigkeit, ein Stück Käse oder kalten Aufschnitt und trinke ein Glas Bier dazu . . . Du siehst, daß ich genügsam bin und keine großartige Bedienung brauche."

„Ist aber diese Lebensweise nicht sehr ungemüthlich? Daß Du unter Anderem auf eine enge Kammer beschränkt bist und im Gasthause essen mußt?"

Philipp, welcher, um für seine Person so wenig wie nur möglich auszugeben, ein Gasthaus besuchte, dessen niedrige Preise mit dem dafür Gebotenen in genauer Uebereinstimmung standen, mußte dem Bruder im Stillen beipflichten. Indessen war er der festen Ueberzeugung, daß eine andere, ihm günstigere Eintheilung nicht getroffen werden konnte; und so begnügte er sich, mit kleinlauter Stimme zu erwidern: „Was willst Du? Du weißt doch, daß Einem für die eigenen Kinder kein Opfer zu groß erscheint."

„Wie soll ich das wissen?" entgegnete Cornelius verdrießlich. „Rede doch keinen solchen Unsinn!"

Philipp erröthete. „Ich meinte ja auch nicht . . . Gott bewahre! Wie kannst Du nur denken? . . . Ich sprach im Allgemeinen, ganz im Allgemeinen, Cornelius. Alle Eltern sind schwach und opfern sich für das Wohl ihrer Kinder. Das geht eben nicht anders. Meine verheiratheten Freunde machen es gerade so wie ich."

„Nun, tröste Dich: zum Ersatz für alle Entbehrungen hast Du das Glück, eine Familie zu besitzen," sagte Cornelius mit einem Gesichtsausdruck und einer Betonung, welche den Anderen verletzten.

„Ich *bin* auch glücklich, daß ich eine Familie habe," versetzte er nicht ohne Schärfe.

Cornelius verzog bloß den Mund . . . und fragte sodann: „Wie aber behilfst Du Dich im Geschäfte? So viel ich weiß, stehen Dir sonst die Mutter und Deine Frau zur Seite. Wie kannst Du nun alle Arbeit allein zu Wege bringen?"

„Im Sommer gibt es wenig zu thun," antwortete Philipp mit einem leisen Seufzer. „Außerdem habe ich eine Aushülfe in Hanna, welche mir während des Sommers die Mutter und Lotti ersetzt."

Cornelius blickte ihn an. „Wer ist das?"

„Nun, Hanna, Johanna, meine Schwägerin, die Schwester meiner Frau," erwiderte Philipp ein wenig vorwurfsvoll. „Du hast sie doch im verflossenen Sommer kennen gelernt."

„So?" Er sann nach. „Ach ja! Nun erinnere ich mich, daß ich in Eurem Hause hin und wieder einem jungen Mädchen begegnet bin . . . Aber versteht denn *die* etwas von der Leitung eines Geschäftes?"

„O freilich! Sie ist ja zum kaufmännischen Fache ausgebildet worden und hat eine Handelsschule besucht. Vor ein paar Wochen legte sie ihre Prüfung ab — mit glänzendem Erfolge, darf ich sagen. Nun benutzt sie die todte Saison, um sich an meiner Seite praktisch zu schulen, und zum Herbst will sie nach einer Anstellung in einem Comptoir suchen. Die Sonn- und Feiertage verlebt sie, gleich mir, auf dem Lande, bei unseren Leuten. Du wirst noch heute ihre Bekanntschaft erneuern können. Sie ist schon gestern Abend hinausgefahren."

„Also . . . *dauernd* wird sie nicht in Deinem Geschäfte verbleiben?" sagte Cornelius halb fragend und zeichnete mit der Spitze seines Regenschirms Figuren in den Sand.

„Hanna? O nein! Sie sinnt auf Besseres, wo sie mehr erwirbt und einen größeren Wirkungskreis hat."

„Sie wohnt auch nicht bei Euch?"

„Wie könnte sie? Hat sie doch ihren Vater, dem sie die Wirthschaft führen muß."

„Richtig! Einen Schwiegervater hast Du ja auch . . . Weigert sich der alte Mann noch immer, meine Bekanntschaft zu machen?" fügte er mit dem Anflug eines Lächelns hinzu.

Philipp wurde verlegen. „Du verlierst nichts, wenn Du ihn nicht kennen lernst," gab er ausweichend zur Antwort. Er wollte dem Bruder nicht gestehen, daß der alte Henzel aufgehört hatte, Philipps Haus zu besuchen, weil es zwischen dem Alten und Cornelius' Mutter zu einem vollständigen Bruche gekommen war. Und Philipp lag in erster Linie daran, die Ursache dieses Bruches vor dem Bruder geheim zu halten. Papa Henzel war ein Atheist, ein Freigeist, und zwar einer von jenen, welche mit ihrem Atheismus und ihrer Freigeisterei anders Denkenden beschwerlich fallen. Er verbat sich, daß man ihn mit Cornelius zusammenbringe, weil er alle „Pfaffen" und die, welche es werden wollten, für Heuchler und Betrüger hielt und der Ansicht huldigte, daß es das Beste wäre, die „Pfaffen", ohne Ausnahme, zu hängen. Er hatte es für gut befunden, diese Ansicht vor der Mutter Cornelius' auszusprechen, und hatte hinzugesetzt, daß überhaupt jede Religion eine Lüge sei und deshalb abgeschafft werden müsse; und dieser Ausfall war der Grund des Zerwürfnisses gewesen. Frau Randow hatte erklärt, daß der „infame alte Mensch" ihre Schwelle niemals wieder überschreiten dürfe, und der Alte hatte seinerseits gesagt, daß er sich glücklich preise, wenn er die bigotte Närrin und Pfaffenmutter nicht zu sehen brauche. Im Hause hatte es Reibereien zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter gegeben; Charlotte hatte die Partie ihres Vaters ergriffen . . . und Philipp, welcher nicht wußte, auf wessen Seite er sich stellen sollte, war, sozusagen, zwischen zwei Feuern zu stehen gekommen. Er gedachte noch schaudernd des Kugelregens scharfer Worte, der von rechts und von links auf sein unschuldiges, friedliebendes Haupt niedergesaust war . . . Endlich waren alle Parteien ruhiger geworden. Aber die beiden Alten verkehrten heute noch nicht mit einander, und Philipp hatte der Stiefmutter das Versprechen geben müssen, sich im Hause Henzel nimmer wieder blicken zu lassen. Dieses um des lieben Friedens willen gegebene Versprechen trug dem armen Manne wiederholt Vorwürfe von Seiten seiner Frau ein; mehr als einmal hatte er sich in der letzten Zeit Schwächling und Hasenfuß nennen hören. Alles das war unerquicklich und beschämend . . . und Philipp hütete sich wohl, dem strengen jungen Bruder von diesen Familienmiseren Mittheilung zu machen.

„Wenn er längere Zeit bei uns bleibt, wird sein scharfer Blick so wie so bald Alles durchschaut haben," dachte er nicht ohne Sorge. Es setzte ihn ohnedies in Erstaunen, daß Cornelius so viele Fragen an ihn richtete, sich so eingehend nach seinen Privatverhältnissen erkundigte. Das war sonst nicht seine Art gewesen. Philipp fühlte sich durch diese Neuerung beunruhigt. Er

hatte die Empfindung, ein Verhör zu bestehen — vielleicht darum, weil er so Manches zu verschweigen hatte — und schaute den jungen Bruder furchtsam an — wie etwa ein schuldbewußter Angeklagter seinen Richter.

„Du steckst also, als einziger Mann, unter lauter Frauenzimmern," bemerkte Cornelius nach einer Weile. „Wie ist Dir dabei zu Muthe?"

Abermals fühlte sich Philipp durch Worte und Ton verletzt.

„Ich erscheine Dir, ohne Zweifel, recht beklagenswerth," entgegnete er gereizt.

Cornelius gab ihm keine Antwort und versank in Gedanken; ja, schien bald vergessen zu haben, daß der Bruder ihm zur Seite saß. Sein Gesicht nahm einen grübelnden, gespannten Ausdruck an — als sänne er gequält und voll Anstrengung über die Lösung eines Räthsels nach. Er wurde sehr blaß, seine Stirn furchte sich, und seine Brauen zogen sich finster zusammen . . . Es that beinahe weh, dieses junge gepeinigte Antlitz anzuschauen.

Plötzlich stand er auf.

„Gehen wir," sagte er — wie sich gewaltsam zu einem ihm widerstrebenden Entschlusse aufraffend.

Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie eines beiläufig zwölfjährigen, sauber gekleideten Jungen ansichtig wurden, welcher vor einer Bank stand und sich mit etwas, das auf der Bank lag, zu schaffen machte.

Philipp wollte achtlos an dem Knaben vorübergehen; aber zu seiner Verwunderung hemmte Cornelius den Schritt und blickte scharf nach dem Jungen hin.

„Was treibt der Bengel?" fragte er in mißtrauischem Tone. „Er ist so vertieft in seine Beschäftigung, daß ich wetten möchte, seine Aufmerksamkeit gelte einer üblen Sache."

„Ach! warum nicht gar!" rief Philipp mit einem Lächeln. „Weshalb glaubst Du das?"

„Weil die Menschen für etwas Gutes oder doch wenigstens Harmloses selten einen so großen Eifer zeigen," erwiderte Cornelius. „Wir werden sogleich sehen, wer von uns beiden Recht hat."

Er näherte sich von rückwärts dem Jungen, welcher sich aus seiner gebückten Stellung schnell aufrichtete und den Fremden halb erschreckt und halb ärgerlich anblickte.

„Was hast Du denn da?" redete Cornelius ihn an.

„Nicht anrühren!" rief der Junge und breitete schützend die Hände über das, was auf der Bank lag. „Sonst fliegen sie davon!"

„Was, wer fliegt davon?" entgegnete Cornelius streng und schob den Jungen unsanft bei Seite. Auf der Bank lagen zwischen zwei breiten Blättern ein halbes Dutzend Schmetterlinge; ein kleiner Stein beschwerte das Blatt, welches die Thierchen bedeckte, so daß ihnen jeder Fluchtversuch unmöglich gemacht war. Sie waren bereits halb todt . . . Neben den Thierchen stand eine kleine Schachtel, auf deren Boden sich noch ein Schmetterling befand — den dünnen Leib durchbohrt mit einer Nadel. Der Schmetterling wand sich langsam hin und her und bewegte matt die Flügel.

„Sagt' ich's nicht?" murmelte Cornelius zwischen den Zähnen. „Gewöhnlich ist es eine Erbärmlichkeit, eine Niedertracht, wenn sie sich so geheimnißvoll und eifrig mit etwas abgeben. Aber zuerst will ich dich erlösen." Er faßte mit zarter Hand nach dem Thierchen und zerdrückte ihm den Kopf. Es war todt. Mit einem Blick voll Mitleid legte Cornelius den kleinen Todten in das Gras und wendete sich sodann dem Jungen zu, der mehr entrüstet als erschrocken aussah. „Nichtswürdige Range!" schrie er ihn an, packte ihn bei den Schultern und schüttelte ihn. „Soll ich Dich spießen, damit Du wissest, wie wohl das thut?" Er stieß den Jungen von sich und befreite die übrigen Schmetterlinge aus ihrer Haft. Der Junge schrie auf und wollte den nach allen Seiten hin entfliehenden Schmetterlingen nachlaufen. Cornelius aber hielt ihn mit starker Hand zurück.

„Dageblieben!" fuhr er ihn an und rüttelte ihn aufs Neue. „Wage es, vor meinen Augen Deine Abscheulichkeit zu wiederholen — und ich zerbreche Dir alle Knochen."

„Aber sie gehören mir! sie gehören mir!" heulte der Junge und schlug um sich.

„Weshalb denn, Du Bengel?" entgegnete Cornelius. „Weil Du stärker bist als sie? Dann würdest auch Du mir gehören und dürfte ich Dich zu meinem Vergnügen spießen. Ein Netz hat er auch!" fügte er hinzu, jetzt erst das grüne Netz gewahr werdend, das hinter der Bank auf der Erde lag. „Wohl ein Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenk seiner weisen und gerechten Eltern?" Er las es vom Boden auf, zerbrach den Stiel und zerriß das Netz — ungeachtet sich der Junge an ihn hängte und mit Händen und Füßen der Vernichtung seines Eigenthums entgegenzuarbeiten suchte. „Da!" rief Cornelius und schleuderte dem Jungen die grünen Fetzen ins Gesicht. „Und jetzt marsch!" Er gab ihm einen gewaltigen Stoß, daß der Junge nach vorne taumelte und nahe daran war, zu fallen. „Wenn Du so wißbegierig bist und naturgeschichtliche Studien treiben willst, dann stecke die Nase in ein Lehrbuch, welches von Zoologie handelt, und daraus schöpfe Deine Weisheit."

„Ich werde es meinen Eltern sagen!" zeterte der Junge, schon aus der Ferne, und schüttelte die Fäuste wider ihn.

„Meinethalben!" rief Cornelius ihm nach. „Ich werde Deinen Herrn Vater, wenn er solche Dinge gutheißt oder auch bloß duldet, nicht anders behandeln als Dich. Vermuthlich seid ihr einander werth."

Der Junge entschwand seinen Blicken, und jetzt erst sah Cornelius sich nach Philipp um. Dieser, welchen der unerwartete Vorfall und der Verlauf, den er genommen, auf das Peinlichste berührt hatten, wollte den Mund öffnen ... Aber des jungen Bruders stark geröthetes Antlitz war so sonderbar anzuschauen, daß Philipp es für gerathen hielt, zu schweigen. Er für seine Person quälte natürlich kein Thier. Indessen war er, wie so Viele, gewohnt, beim Anblick einer Thierquälerei seine Hände in Unschuld zu waschen und still daran vorüberzugehen oder auch dergleichen nicht einmal zu bemerken. Außerdem widerstrebte es seiner schüchternen und bescheidenen Natur, sich in Dinge zu mengen, welche ihn seiner Ansicht nach nichts angingen.

Er verstand den Bruder nicht. Warum diese Leidenschaftlichkeit einer so geringfügigen Sache wegen? Und war diese Heftigkeit nicht um so befremdender, als sich ihrer ein Mensch schuldig gemacht, der Priester werden sollte? Und das so bald schon, gewiß noch in diesem Jahre! „Wenn er so leicht in Zorn geräth und so unduldsam gegen menschliche Fehler und Schwächen ist," dachte Philipp, „wie wird es ihm in seinem Hirtenamte und wie wird es seiner Herde, seiner Gemeinde, ergehen? Der spricht ja Niemanden im Beichtstuhl von den Sünden los . . . wenn er sich nicht ändert."

Indessen hütete er sich, diese Bedenken in Worte zu kleiden. Cornelius that ihm leid.

„Komm, gehen wir," sagte er und nahm ihn bei der Hand. „Ist es denn der Mühe werth, sich einer solchen Kleinigkeit halber so aufzuregen?"

Cornelius zog seine Hand zurück. „Eine Kleinigkeit nennst Du es, wenn ein harm- und wehrloses Geschöpf, ein Geschöpf Gottes, das fühlt und leidet wie wir, langsam zu Tode gequält wird? Das ist eine Kleinigkeit!"

„Aber Kinder verstehen das noch nicht."

„Deshalb muß man es ihnen verständlich machen, und zwar nachdrücklich, damit sie sich's merken."

„Cornelius, entschuldige — das ist Sache der Eltern und Erzieher, nicht die unsrige."

Sein Bruder schaute ihn höhnisch an. „Wenn Du siehst, wie ein solcher Junge einem fremden Menschen seine Börse aus der Rocktasche zieht — wirst Du dazu schweigen?"

„N — nein."

„Nun also! sind ein paar Gulden vielleicht kostbarer als ein lebendes Wesen? Wenn Dir eine fremde Börse so nahe geht, warum willst Du für ein gepeinigtes Mitgeschöpf nicht eintreten?"

„Das ist ein anderer Fall. Der Diebstahl . . ."

„Ja, ja, der Diebstahl. Das unantastbare Eigenthum — das ist euch das Höchste auf der Welt. Dafür treten Alle ein. Auch das Gesetz. Was scheren mich eure miserablen Gesetze und euer verkümmertes Rechtsgefühl! Für eine fremde Börse würdet ihr durchs Feuer gehen. Natürlich! Da fühlt ihr mit, da wißt ihr, wie schrecklich es euch wäre, wenn euch Jemand euren Geldbeutel entwendete. Das geht an den eigenen Kragen! Und daher diese Theilnahme für den Bestohlenen und diese Empörung gegen den Dieb. Wenn es sich aber um ein Thier handelt — da schweigt euer Rechtsgefühl, und da sprecht ihr: das ist nicht unsere Sache."

Philipp blieb stumm. Er wußte nicht recht, was er antworten sollte.

„Eltern und Erzieher!" hob Cornelius mit wachsender Erbitterung aufs Neue an. „Und wenn Eltern und Erzieher die Kinder gewähren lassen? was dann? Dann sollen wir ohne Zweifel jeder Bubenroheit mit verschränkten Armen zusehen und die gequälten Mitgeschöpfe der Willkür ihrer menschlichen Peiniger überantworten? Das mag bequem sein . . . Mir aber scheint, daß ein Unrecht dulden meist schlimmer sei, als es verüben."

„Vielleicht. Immerhin bin ich der Ansicht," sagte Philipp in zaghaftem Tone, „daß man mit Kindern Geduld haben, daß man trachten müsse, durch strenge und liebevolle Ermahnung auf sie einzuwirken" . . .

„Richtig! Auf diese Weise schwatzen Alle, sowie ein Thier ins Spiel kommt. Wenn ein Junge seine Hose zerreißt oder aus Unachtsamkeit eine Fensterscheibe zertrümmert, fallen die liebevollen Eltern über ihn her und züchtigen ihn, als ob er ein Verbrechen begangen hätte. Denn die Hose und die Scheibe kosten Geld. Martert aber ein so nettes Kerlchen ein wehrloses Thier zu Tode — dann schweigt man oder sagt: Es ist noch ein Kind! er versteht es eben nicht besser! und läßt ihn ohne Prügel laufen. Das Thier ist ja werthlos — folglich liegt nichts daran, ob eines oder Hunderte dieser werthlosen Geschöpfe vernichtet werden. Das thut dem Geldbeutel nicht weh. Aber eine Hose oder eine Fensterscheibe — o! das ist etwas ganz Anderes!"

Philipp war betroffen. Es fiel ihm ein, daß seine Frau ihre beiden kleinen Töchter nach eben solchen Grundsätzen erzog; daß sie heftig zankte, wenn die Kinder etwas zerbrachen oder verdarben, und ganz gleichmüthig blieb, wenn Christel, die ältere, welche einen Hang zur Grausamkeit hatte, ein Thierchen quälte oder todttrat. Ein gewisses Unbehagen beschlich ihn . . . Wie würden Charlotte und der Bruder mit einander fertig werden?

„Du warst schon als Kind so," bemerkte er am Ende, um doch etwas zu sagen. „Konntest kein Thier leiden sehen" . . .

„Und so bin ich auch geblieben," unterbrach ihn Cornelius mit finsterem Blicke. „Und ob es Dir nun lieb ist oder leid: so oft und wo immer ich einer Thierquälerei begegne, werde ich einschreiten. In dieser Frage kenne ich keine Rücksicht — gegen Niemanden."

„Wie schwer er sich das Leben macht," dachte Philipp. „Es liegt dies freilich in Deinem Berufe," sagte er, bemüht, des Bruders Ueberspanntheit zu entschuldigen. „Ich meine, daß Du als Priester das natürliche Bestreben hast, die Menschen zu bessern."

Cornelius schwieg.

„Ist der Zeitpunkt Deiner Weihe zum Priester schon bestimmt?" fuhr Philipp fragend fort. Er wünschte die Gedanken des Bruders auf einen anderen Gegenstand zu lenken, welcher diesem, wie er annahm, erfreulich sein mußte.

Die gehoffte Wirkung blieb jedoch aus. Cornelius' Gesicht wurde nur noch finsterer.

„Ich glaubte, Du hättest es bereits errathen," sagte er nach einer kurzen Stille.

„Was errathen?"

„Daß es damit vorbei ist. Vorbei für alle Zeit."

„Womit ist es vorbei, Cornelius? Ich verstehe Dich nicht."

„Mit meinem Priesterthum. Ich tauge nicht zum Priester. Ich muß etwas Anderes werden."

Philipp hatte die Empfindung, als würde ihm ein Schlag versetzt.

„Das ... das ist nicht möglich!“ stotterte er. „Du irrst Dich, Cornelius. Du irrst Dich ganz bestimmt. Jetzt wolltest Du zurücktreten, wo Du am Ende Deiner langen und mühseligen Studien angelangt bist“ ...

„Eben deshalb. Jetzt, wo es Ernst werden soll, schwindet der letzte Rest von Selbstbetrug. Ich kann nicht Priester werden.“

„Aber, mein Gott, warum denn nicht!?“

Cornelius zuckte die Achseln und schwieg.

„Laß uns ruhig bleiben,“ sprach Philipp mit bleichen, bebenden Lippen. „Du hast vielleicht irgend eine Enttäuschung, irgend eine Zurücksetzung oder Kränkung erfahren und bist aufgeregt und verbittert. Aber solltest Du einer vorübergehenden Verstimmung wegen ein Ziel aufgeben wollen, nach welchem Du seit Deiner Kindheit gestrebt hast? Das ist einfach unmöglich.“

Cornelius hemmte den Schritt und blickte fest in das bestürzte, entfärbte Gesicht des Bruders. „Hältst Du mich für so närrisch, um zu glauben, daß ich mein Lebensziel in Folge einer Laune oder einer persönlichen Kränkung fahren lasse? Ich kämpfe seit Jahren — seit *Jahren*, hörst Du? Immer noch hoffte ich, es würde sich machen, ich würde mir selbst getreu bleiben können und zögerte und schob die Fahnenflucht immer wieder hinaus ... heute *muß* ich mich entscheiden, und ich weiß auch, wofür. Und weil ich es weiß, bin ich hierher gereist, um es euch zu sagen; vielleicht auch, um nicht Zeuge sein zu müssen der Enttäuschung, welche ich meinen Lehrern und Freunden nothwendig bereite. Ich will ihnen schreiben, daß ich Priester nicht werden könne ... und ihr ... nun! ihr müßt euch damit abfinden.“

„Das ist unfaßlich! Cornelius ... ist es denn wahr!? Du warst doch mit Leib und Seele dabei“ ...

„Wenn Du mich lieb hast, laß uns dieses Gespräch abbrechen.“

„Aber der Grund, Bruder, der Grund! Was ist Dir geschehen? ist ein Weib dabei im Spiele?“ fragte Philipp furchtsam.

Kalt blickte Cornelius ihn an. „Einer so trivialen Sache willen entsagt man nicht einem Ziele, dem man, seit man denken gelernt hat, mit jedem Blutstropfen zustrebte.“

„Nun, so sehr trivial ...“

„Ich weiß, daß Du und Viele mit Dir die sogenannte Liebe für etwas ungeheuer Wichtiges halten. Ich nicht. Alles, was überwunden werden *kann*, was über kurz oder lang vergehen *wird*, ist in meinen Augen von keiner Bedeutung.“

„Aber was ist es sonst? Hast Du den Glauben verloren? Die Neigung zum Priesterberuf verloren? Sag' es mir. Dir wird leichter ums Herz werden, wenn Du Dich aussprichst.“

Cornelius machte eine Handbewegung. „Laß es sein,“ sagte er müde. „Mir ist zu Muthe wie Einem, der sich nach einer Todeskrankheit von seinem Lager erhebt und sich so schwach fühlt, daß er bei jedem Schritte umzusinken meint ... Dringe nicht in mich und befrage mich nicht. Meine Kräfte sind aufgerieben. Ich kann Dir nicht mehr sagen, als ich Dir bereits gesagt habe.

Eines aber magst Du noch wissen: mein Entschluß steht unwiderruflich fest. Wenn Du mir gut bist und mir einen Dienst erweisen willst, möchte ich Dich um etwas bitten. Erspare mir die Pein, der Mutter hiervon Mittheilung machen zu müssen. Geh' Du allein voraus und sag' es ihr . . . und ich will mich einstweilen unter diesen Baum setzen und Deine Rückkehr abwarten."

Auf Philipp's gutmüthigem Gesichte malte sich helles Erschrecken. „Ich soll ihr diese böse Kunde überbringen?" rief er aus. „Das verzeiht sie mir nimmermehr!"

Cornelius griff nach seiner Hand. „Wenn Du mir nur ein wenig gut bist" . . .

„Mein Gott! Du weißt, daß ich Dich liebe, Bruder. Ich will auch thun, was Du von mir verlangst. Aber ziehst Du nicht vor, es ihr später zu sagen? warum ihr die Freude des ersten Wiedersehens verkümmern?"

„Weil ich nicht unter falscher Gestalt vor sie hintreten mag. Diese Lüge lastet centnerschwer auf mir . . . Ich bitte Dich, geh'. Was hilft das Hinausschieben und Vertuschen, wenn die Wahrheit doch ans Licht kommen muß? Und was die Freude des Wiedersehens anbelangt, so glaube ich nicht, daß irgend ein Mensch sich freuen könne, mich so, wie ich bin, wiederzusehen; schon darum nicht, weil ich selber nicht das leiseste Verlangen habe, Jemanden wiederzusehen, und das wirkt ansteckend."

„O Cornelius! wir Alle freuten uns auf Dein Kommen. Daß Du Dich nicht darauf freutest, wieder in unserer Mitte zu sein . . . das ändert nichts an unseren Empfindungen. Wenigstens nichts an den meinigen," sagte Philipp, und Thränen traten in seine Augen.

„Gut, Bruder, gut," erwiderte Cornelius hastig. „Klage mich nicht an. Ein Mensch in meiner Lage braucht darum noch nicht lieblos zu sein . . . auch wenn er sich nicht sehnt, seine Angehörigen wiederzusehen . . . nicht wahr, nein?"

„Gewiß nicht, lieber Cornelius. Es fällt mir nicht ein, Dich für lieblos zu halten."

„Also . . . geh' voran und sag' es ihr," sprach Cornelius abbrechend. „Ich erwarte Dich hier — unter diesem Fichtenbaume."

Er bog vom Wege ab in den Wald ein und warf sich am Stamme des Baumes auf die mit Nadeln und Moos bedeckte Erde.

„Gott im Himmel! was mag da vorgefallen sein?" dachte Philipp noch ganz betäubt. „Das ist ja schrecklich!"

Und mit hängendem Kopfe entfernte er sich — noch völlig im Unklaren darüber, wie er der Mutter die unwillkommene Botschaft ausrichten sollte.

III.

Randow's bewohnten ein ganz einfaches, ebenerdiges Bauernhaus. Vom Garten aus konnte man bequem durch die Fenster in die Stuben steigen. Der Garten war vollkommen ungepflegt — eine bloße Wiese, mit ein paar Obstbäumen bepflanzt. Aber an diese Wiese schloß sich ein Weinberg, der in sanftem Aufstiege nach einem Wäldchen führte, und es war der Stolz der

Familie, daß sie den Wald erreichen konnten, ohne die Straße berühren zu müssen. Auf der Straße begegnete man so leicht elegant gekleideten Sommergästen, und Charlotte Randow haßte solche Leute. „Wir brauchen nicht erst großartige Toilette zu machen, wenn wir ausgehen," sagte sie. „In unserem Weinberge und in dem armseligen Wäldchen trifft man keine Katze. Niemand sieht uns von der Seite an, wenn wir in unseren abgetragenen Hauskleidern daherschlampen. Wir sind in unserem Walde wie zu Hause. Und im Hause zieht doch kein vernünftiger Mensch seine guten Kleider an."

Wann diese guten Kleider angelegt wurden, und ob sie überhaupt vorhanden waren, war bis heute ein Geheimniß geblieben. Sogar heute, am Sonntage, wo obendrein der junge Schwager und Onkel erwartet wurde, hatte Charlotte nicht für nöthig gehalten, von ihrem Grundsatze, die guten Kleider im Hause zu schonen, abzuweichen. Den beiden kleinen Mädchen war eine saubere Moireeschürze vorgebunden worden, und Charlotte hatte — ausnahmsweise — ihr Haar schon am Morgen in Ordnung gebracht, während sie an Wochentagen gewöhnlich erst nach Tische „dazu kam". Darin bestanden die zu Ehren des Ankömmlings getroffenen Vorbereitungen.

Es hatte soeben zehn Uhr geschlagen. Die kleinen Mädchen saßen in der Laube und spielten mit ihren Puppen. Am Sonntage waren sie vom Strickstrumpf erlöst, der sie an den sechs Wochentagen wie ein Gespenst verfolgte. Aber an Festtagen ruhte das sonst ruhelose Gespenst. Das Haus, welches die Familie bewohnte, lag hart am Garten. Eine aus vier Stufen bestehende Freitreppe führte zur Küche empor, und auf der Küchenschwelle hockte Charlotte und rupfte Hühner. In ihrer Nähe, unter einem Apfelbaume, saß ein junges Mädchen, das auf den ersten Blick durch nichts als durch wunderschöne große, dunkle Augen auffiel. Dieses junge Mädchen war Hanna, Charlottens Schwester. Ihre schlanken, blassen Finger beschäftigten sich damit, Birnen zu schälen. Die Schwestern hatten Besuch. Ein junger Mann, Namens Arthur Strobler, den Hanna im Laufe des verflossenen Winters bei Bekannten kennen gelernt hatte und dessen sehr vermögende Eltern eine Villa in der Hinterbrühl besaßen, war soeben gekommen, um sich zu erkundigen, ob für heute, wie er sich ausdrückte, „etwas los sein" sollte. Er für seinen Theil wäre bereit, einen größeren Ausflug zu unternehmen, sogar — man höre und staune! — den Husarentempel oder den Anninger zu besteigen.

„Was fällt Ihnen ein!" sagte Charlotte. „Bei dieser Hitze auf einen Berg klettern! Auch kommt heute mein Schwager an, und da kann ich mich unmöglich vom Hause entfernen."

Der junge Mann hatte sich in die Hängematte gesetzt, welche an dem Apfelbaum und einem anderen Obstbaum befestigt war, schaukelte sich leise und sog an dem Knauf seines Spazierstöckleins.

„Was hat Ihre Schwester mit Ihrem Schwager zu schaffen!" bemerkte er, den Knauf aus dem Munde nehmend.

„Nicht viel. Aber da ich zu kochen habe und zu Hause bleiben muß, geht es wohl nicht an, daß Sie allein mit Hanna einen weiten Ausflug machen."

„Warum denn nicht?“ entgegnete er in näselndem Tone und klemmte sein Monocle ins linke Auge. „Bin ich denn so gefährlich?“

Hanna wandte den Kopf zur Seite, damit Arthur das Lächeln nicht sähe, welches sie unmöglich unterdrücken konnte. Charlotte hingegen erwiderte: „Darum handelt es sich nicht, sondern um das Gerede der Leute.“

„Ach! was das anbetrifft,“ sagte er mit einer wegwerfenden Handbewegung, „so ist mir das tout égal.“

„Ein junger Mann mag so reden,“ versetzte Charlotte. „Ein junges Mädchen muß vorsichtiger sein. Und kurz und gut: Hanna bleibt heute zu Hause.“

Das junge Mädchen warf den Kopf zurück. Herr Arthur Strobler erschien ihr der wenigst Gefährliche von Allen, und das Geschwätz der Leute — wenn überhaupt Jemand über sie schwatzen sollte — konnte sie nicht berühren, da sie mit Niemandem hier Umgang pflog. Aber sie hatte nicht das leiseste Bedürfniß nach einem stundenlangen Alleinsein mit dem jungen Mann — und das war für sie das Entscheidende.

„Ich weigere mich ja nicht, daheim zu bleiben,“ sprach sie mit leisem Lächeln.

Charlotte setzte — das wußte Hanna — auf den jungen Strobler große Hoffnungen. Wenn Charlotte in ihren Träumen den zukünftigen Gatten der Schwester schaute, mochte dieser Arthur's Züge tragen. Der junge Mann machte Hanna den Hof; in lässiger und ungleicher Weise — oft bekümmerte er sich wochenlang nicht um sie — aber, wenn er just mit ihr zusammentraf, machte er ihr entschieden den Hof. Dieser erfreuliche Umstand hatte die fürsorgliche Charlotte bestimmt, an dem Orte, wo sie Arthur wohnen wußte, Aufenthalt zu nehmen. Sie hoffte, daß der ungezwungene und bequeme Verkehr auf dem Lande der Entwicklung dieser Sache, welche in Wien nicht recht in Gang hatte kommen wollen, förderlich sein würde. Arthur war das einzige Kind reicher Eltern. Sie besaßen ein ansehnliches Vermögen, ein vierstöckiges Haus in einer Wiener Vorstadt und die Villa in der Hinterbrühl. Alle diese begehrenswerthen Dinge würden einstens Arthur's unbestrittenes Eigenthum sein; und wenn er Hanna heirathete, natürlich auch das Eigenthum der Schwester. Diese Vorstellung war Charlotten so angenehm, daß sie darüber alles Andere vergaß — Nebensächliches in ihren Augen — wie zum Beispiel, den Umstand, daß Hanna nicht die leiseste Neigung zu dem jungen Manne hatte, oder auch, daß Arthur, durch eigene Kraft, nicht das Geringste vorstellte, sondern eben nicht mehr und nicht weniger war, als der einzige Sohn reicher Eltern.

Es war richtig, daß er verschiedene Schulen besucht hatte: das Gymnasium, die Realschule, die Handelsakademie. Aber ein seltenes Mißgeschick war ihm überall hin gefolgt — von einer Schule zur anderen. In jeder dieser Anstalten waren die Professoren gegen ihn, gerade gegen ihn ungerecht gewesen und hatten ihn dadurch aus der Schule vertrieben. Endlich war ihm nichts übrig geblieben, als privatim zu studiren, und mit Ach und Noth erlangte er, als er bereits zwei und zwanzig Jahre zählte, sein Reifezeugniß. Dann

aber hatte er sich gründlich erschöpft gefühlt, jeden Ehrgeiz begraben und den stolzen Gedanken, die Universität zu beziehen, endgültig fahren lassen. Er war nicht ohne Ehrgeiz, oder richtiger gesprochen, nicht ohne Eitelkeit. Gern hätte er es zu etwas gebracht im Leben und Ehren und Lorbeeren eingeheimst — wenn es nur nicht so verdammt mühsam wäre, sie sich zu verdienen. Nun war er siebenundzwanzig Jahre alt und arbeitete im Comptoir seines Oheims, der eine Lederwaaren-Fabrik besaß. Von ernsthafter Arbeit war dabei keine Rede. Der Oheim ließ den Neffen kommen und gehen, wann es diesem gefiel. Arthur verrichtete die untergeordnetsten Arbeiten — der erste, beste Praktikant hätte ihn spielend ersetzen können. Ein Gehalt bezog Arthur natürlich nicht. Sein Vater, dem der hoffnungsvolle Sohn weis machte, daß er die rechte Hand des Oheims sei, fragte einmal in vorsichtiger Weise bei diesem an, woher es denn komme, daß Arthur nicht bezahlt werde für die Dienste, welche er dem Geschäfte leiste. Darauf lachte der Fabrikant dem bethörten Vater ins Gesicht. „Sei mir dankbar, daß ich ihm überhaupt gestatte, in meinem Comptoir zu sitzen," gab er ihm zur Antwort. „Seine Leistungen sind gleich null, und obendrein verdirbt er mir mein Personal, vor welchem er beständig mit seinem Gelde und seinen nichtsnutzigen Streichen prahlt, und dessen Neid er dadurch erweckt. Wenn er nicht Dein Sohn wäre, hätte ich ihn längst schon vor die Thüre gesetzt."

Arthur's „nichtsnutzige Streiche" waren nun keineswegs sehr schlimmer Art. Er bewegte sich in dem gewöhnlichen Fahrwasser anderer junger Leute seines Schlages, die von dem Bewußtsein getragen werden, einen reichen Vater hinter sich zu haben, welcher ihre Schulden bezahlt — willig oder unwillig — aber sie schließlich doch bezahlt. Von Natur aus war er kein „Lebemann", zwang sich jedoch, als ein solcher zu scheinen, und prahlte mit seinen Streichen und galanten Abenteuern, weil er das für „chic" hielt. Er hatte mehrere (verarmte) Vollblutaristokraten zu Freunden, die gelegentlich seine Börse in Anspruch nahmen und ihm zu imponiren wußten. Seit er sie kannte, klemmte er sich ein Monocle ins linke Auge (obwohl er vortrefflich sah) und bemühte sich, durch die Nase zu sprechen. Im Grunde seines Herzens war er nicht freigebig. Aber die Sucht, mit dem väterlichen Gelde groß zu thun, verleitete ihn oft zu Ausgaben, welche er im Stillen tief bedauerte. Schön war er nicht: klein und breit von Gestalt, mit kurzen Fingern und stumpfen Nägeln, das rothe, runde Gesicht mit den in der Mitte abgetheilten, in die Stirn gekämmten dünnen blonden Haaren flach und nichtssagend, das blonde Schnurrbärtchen, ungeachtet alles Ziehens und Zerrens und aller Pflege, spärlich entwickelt. Er wollte wie ein Elegant aussehen und verschwendete viel Geld auf seine Kleidung. Elegant sah er darum doch nicht aus. Aber alle diese großen und kleinen Mängel deckte in Charlottens Augen das Geld seines Vaters zu. Sie ärgerte sich nur, daß der begehrenswerthe Freier der Schwester noch keinen Antrag gemacht hatte, und daß diese sich so wenig Mühe gab, den jungen Mann so weit zu bringen.

„Wenn Sie also heute keine Zeit für mich haben, will ich wieder gehen," hob Arthur nach einer kleinen Pause an und machte Miene, aufzustehen.

„Ach! bleiben Sie nur!“ rief Lotti eifrig. „Unsere Herren kommen noch nicht. Und selbst wenn sie kämen ... was würde es verschlagen? Ich würde Sie gern mit meinem Schwager bekannt machen.“

„Ich habe kein Verlangen, diesen Ihren Schwager kennen zu lernen,“ erwiderte Arthur finster. „Alles in Ihrem Hause schwärmt von ihm und für ihn. Seit Wochen hört man hier von nichts Anderem sprechen, als von der Ankunft dieses jungen Herrn. Was ist denn so Besonderes an ihm?“

„Sprechen wir leiser,“ sagte Charlotte, ihre Stimme dämpfend. „Meine Schwiegermutter ist in der Nähe. Ihretwegen müssen wir so thun, als ob uns an ihm gelegen wäre. Es ist ihr Einziger. Aber in Wahrheit schwärmt keines von uns für ihn. Warum wohl auch? Wir kennen ihn kaum.“

„Schwärmen auch Sie nicht für ihn, Fräulein Johanna?“ fragte Arthur, sich an das junge Mädchen wendend.

Hanna schüttelte den Kopf. „Das wäre meinerseits ein großer Unsinn,“ sagte sie. „Ich glaube, daß ich nicht hochmüthig bin. Aber ich werfe mich just auch nicht weg. Und für einen Menschen schwärmen, der Einen so hartnäckig übersah, als ob man bloße Luft wäre, hieße sich wegwerfen.“

„Aber es hat Sie verdrossen, daß er Sie übersah, nicht wahr?“ erwiderte Arthur und versuchte, sein Monocle ins Auge zu klemmen. Doch das Monocle war eigensinnig und fiel immer wieder herab. „Verdammtes Zeug!“ murrte der junge Mann. „Bei den Anderen hält es — nur bei mir nicht.“

Die Schwestern mußten lachen.

„Weshalb quälen Sie sich mit dem Ding da?“ fragte ihn Hanna. „Lassen Sie es doch sein.“

„Sie wollen mir ausweichen,“ versetzte Arthur, geärgert über sein Mißgeschick und die Heiterkeit, welche es hervorgerufen hatte. „Beantworten Sie meine Frage.“

„Man hätte viel zu thun, wollte man jede thörichte Frage beantworten,“ entgegnete Hanna gelassen.

„Oho!“ rief der junge Mann und erhob scherzhaft-drohend den rothen kurzen Zeigefinger.

„Seien Sie doch vernünftig, Herr Strobler,“ ergriff nun Charlotte das Wort. „Welches gebildete und kluge Mädchen wird sich etwas aus einem Menschen machen, der den Pfaffenrock tragen soll? Ich sage mit meinem Vater: am nächsten besten Baume sollte man alle Pfaffen aufknüpfen. Denn wozu sind sie auf der Welt? Doch zu nichts Anderem, als die Menschen zu verdummen und gegen einander zu hetzen. Habe ich nicht Recht? Wenn sie noch wenigstens heirathen dürften! dadurch würden doch so und so viele Mädchen eine anständige Versorgung finden. Aber nicht einmal dazu sind sie zu gebrauchen. Gibt es etwas Ungereimteres, als den Cölibat?“

Arthur wiegte das Haupt. Er liebte es nicht, an ernsthafte Fragen zu rühren.

Hanna aber sagte: „Rede nicht von Dingen, die Du nicht verstehst. Wer Gott dienen will, soll dies ganz und ungetheilt thun. Und wer für eine Familie zu sorgen hat, wird immer in erster Linie auf das Wohl oder Wehe

dieser Familie bedacht sein. Und ein also getheiltes Herz würde zum Dienste Gottes schlecht taugen."

„Du sprichst nicht anders, als ob Du Gott gesehen hättest," erwiderte Charlotte.

„Du weißt, daß ich an ihn glaube," antwortete Hanna sehr ernst.

Charlotte hob die Schultern in die Höhe. „Glauben Sie an Gott?" fragte sie und blickte Arthur an.

„O ja! natürlich glaube ich an ihn," versetzte dieser fast beleidigt. „Wie können Sie nur so reden, Frau Randow! Das ist ja eine Sünde."

Charlotte lachte ihm ins Gesicht. Hanna jedoch schaute ihn fest an: „Aber denken Sie auch jemals an Gott? beten Sie zu ihm? erinnern Sie sich bei Allem, was Sie thun und sagen, daß er allgegenwärtig ist und Alles sieht und Alles hört?"

„Das wird ungemüthlich," dachte Arthur. Zum Glück überhob ihn Charlotte einer Antwort.

„Du sprichst wie ein Pfaff, Johanna," sagte sie ungeduldig. „Was geht alles das Dich an?"

„Ich meine nur, daß es blutwenig Werth hat, mit den Lippen zu sagen: Ich glaube an ihn, aber diesen Glauben sonst in keiner Weise zu bethätigen," antwortete Hanna.

Arthur wollte etwas erwidern . . . Charlotte kam ihm jedoch zuvor.

„Denken Sie nicht, daß meine Schwester eine Betschwester sei," wendete sie sich an Arthur. „So weit hat sie es noch nicht gebracht. Und wenn sie erst verheirathet ist und einen vernünftigen Mann kriegt, der wird ihr den Kopf zurechtrücken, verlassen Sie sich darauf."

Arthur warf sich in die Brust und heftete die kleinen Augen auf das junge Mädchen. Hanna jedoch hielt den Kopf tief gesenkt, um dem Blick des jungen Mannes nicht zu begegnen. Hätte sie ihn jetzt angesehen — es wäre ihr nicht möglich gewesen, ernst zu bleiben. Sie hätte in ein Gelächter ausbrechen müssen. Wie drollig dünkte sie die Vorstellung, daß ein Herr Arthur Strobler im Stande sein sollte, durch sein Machtwort ihre heiligsten und am tiefsten wurzelnden Empfindungen umzuwenden wie einen Handschuh! Und noch drolliger kam ihr vor, daß dieser selbe Arthur Strobler zu glauben schien, er brauchte sie bloß zu heirathen, um ihre Gedanken und Gefühle leiten zu können, als ob sie ein geduldiges Rößlein wäre. „Nächstens wird mir ein Gänserich etwas vorschnattern und wird man mir sagen, ich habe auf das Geschnatter zu achten," dachte sie mit heimlichem Lachen. „Der Gänserich ist ja auch ein Mann!" Die zudringliche Taktlosigkeit der Schwester ärgerte sie . . . „Weshalb trägt sie mich diesem Laffen förmlich an?" fragte sie sich voll Unmuth. Uebrigens — was lag an Charlottens Taktlosigkeit und Herrn Arthur's männlicher Selbstverherrlichung! In dieser Stunde beschäftigte ihre Gedanken etwas ganz Anderes.

Es war merkwürdig, wie richtig der sonst wenig scharfsinnige junge Mann gerathen hatte. Es hatte sie in Wahrheit sehr, sehr verdrossen, daß Cornelius Randow sie im vorigen Sommer so gänzlich übersehen . . . Und sie hatte

ihn, unbemerkt von ihm, beobachtet, hatte über ihn nachgedacht. Seine bloße Nähe hatte sie verschüchtert. Wenn er sie unversehens angeblickt mit seinen tiefliegenden kalten Augen, war ein seltsames Empfinden über sie gekommen — ein Gemisch von Schreck und Unbehagen, wie beim Herannahen einer Gefahr: man weiß noch nicht, was es ist und worin das Unheil bestehen mag — aber man *fühlt* seine unheimliche Nähe und schauert in angstvoller Erwartung zusammen: jetzt und jetzt wird der Streich auf dein Haupt fallen! . . . *Warum* dem so gewesen, wußte sie nicht. Sie wußte nur, daß Cornelius einen tiefen, einen unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht und daß die Nachricht seiner Wiederkehr sie in hohem Grade aufgeregt hatte . . .

„Was hast Du nur?" fragte Charlotte plötzlich. „Sie sitzt da und stiert vor sich hin, als ob sie verzaubert worden wäre, und mit einem Male fährt sie in die Höhe. Was gibt es denn?"

„Ich . . . ich höre Jemanden kommen," stammelte Hanna und war selbst verwundert, daß ihr die Stimme nahezu versagte und ihr Herz in lauten und schweren Schlägen pochte.

„Nun . . . was ist dabei?" sagte Charlotte ungehalten. „Sie hört Jemanden kommen . . . welch' ein Ereigniß!"

Nun sahen sie Philipp's schmächtige Gestalt durch das Pförtchen in den Garten treten. Charlotte sprang auf und eilte, mit den Händen die halb gerupften Hühner schwingend, ihrem Gatten entgegen. Hanna jedoch blieb wie versteinert sitzen. Philipp kam allein!

„Was soll das heißen?" rief Charlotte ihrem Manne zu. „Ist Dein Bruder nicht eingetroffen? Und wie Du aussiehst!"

Philipp's gutmüthiges und nichtssagendes Gesicht sah in der That sonderbar aus: blaß, verstört, von kaltem Schweiße bedeckt — als wäre er gehetzt worden.

„Mir ist nichts," sagte er mit Anstrengung. „Ich bin nur rasch gegangen."

„Du mußt wie ein Narr gerannt sein. Was fällt Dir denn ein? Wenn Du Dir eine Lungenentzündung geholt hast . . ."

„Wo ist die Mutter?" unterbrach sie Philipp, ohne auf ihre Worte zu achten.

„In ihrer Stube. Aber sag' mir . . ."

„Später, Lotti, später. Vorerst muß ich mit der Mutter sprechen."

„Begrüße wenigstens Herrn Strobler. Siehst Du ihn denn nicht?"

Sich räuspernd und mit etwas steifem Gange trat dieser junge Herr auf Philipp zu. Er fand es außerordentlich ungehörig, daß man bis jetzt keine Notiz von ihm genommen hatte.

„O! verzeihen Sie, werther Herr," sagte Philipp und gab dem jungen Manne die Hand. „Ich weiß wirklich nicht, wo ich meine Augen hatte . . . aber, auf Ehre! ich bemerkte Sie nicht."

„Ihnen muß etwas passirt sein, Verehrtester," sagte Arthur, schon wieder versöhnt und nicht wenig neugierig, zu erfahren, was vorgefallen.

„Ja wohl ist mir etwas passirt . . . Sie entschuldigen mich hoffentlich, Herr Strobler? Es ist sonst nicht meine Gewohnheit, zerstreut und unhöflich zu sein . . . Wo ist die Mutter, Lotti?“

„Ich sagt' es Dir bereits: auf ihrem Zimmer. Aber vorerst muß ich wissen . . .“

„Halte mich nicht auf. Später sollst Du Alles hören. Jetzt sei so gut und nimm mir diese Sachen ab.“

„Wessen ist der Koffer und der Rock, mit welchen Du Dich da abschleppst?“

„Sie gehören meinem Bruder. Ich muß mich beeilen. Cornelius wartet im Walde auf mich . . .“

„Im Walde!“

Philipp sagte nichts weiter, händigte seiner Frau Rock und Koffer ein und ging mit verstörtem Blicke hinein in das Haus.

„Das ist ja eine ganze Comödie!“ rief Charlotte aus. „Was meinst Du, Hanna, wenn ich Philipp nachschliche? . . .“

Sie wartete eine Antwort der Schwester nicht erst ab, sondern ging mit behutsamem Schritt ihrem Manne nach.

„Das nenne ich eine effectvolle Ankunft,“ sagte Arthur zu Hanna und lächelte tölpelhaft.

Hanna schaute ihn an. „Gehen Sie doch! Sehen Sie denn nicht, daß etwas vorgefallen sein muß und wir unter uns sein wollen?“ Diese Worte lagen ihr auf der Zunge . . . Vielleicht drückten ihre Augen ähnliche Gefühle aus: Arthur's Gesicht veränderte sich wenigstens plötzlich.

„Ich will nicht länger stören,“ sagte er und griff nach seinem Hute. „Empfehle mich Ihnen, Fräulein Johanna.“

„Adieu,“ sagte das junge Mädchen zerstreut. Er war noch nicht draußen, als sie ihn, seine geschraubte Miene und seinen frostigen Ton schon wieder vergessen hatte. Regungslos stand sie da und starrte in die Luft.

Weshalb war der Feind nicht mitgekommen? (Denn als ihren Feind sah sie ihn an.) Warum schickte er den Bruder voraus, was die Vermuthung erwecken mußte, er getraue sich nicht, seiner Mutter vor die Augen zu treten? O! wenn er etwas Uebles begangen hätte und sie ihn recht klein, recht gedemüthigt vor sich sähe. — Aber pfui. Das war häßlich. Sie legte die Hand an die Stirn. So etwas durfte man nicht einmal denken. Aber wissen hätte sie mögen, was geschehen war. Sie hätte viel, viel darum gegeben, um es sofort, auf der Stelle zu wissen. Sie war sonst nicht ungeduldig. Aber dieses Mal veränderte sich ihre Natur. Und fast beneidete sie die Schwester, welche es über sich brachte, an der Thüre zu horchen, und jetzt vielleicht schon wußte, was vorgefallen und warum der Feind nicht mitgekommen — während *sie* hier im Garten stand und sich das Gehirn zerquälte über dieses Räthsel und keine Lösung dafür finden konnte.

IV.

Eine Stunde später erfuhr sie, was sich begeben hatte. Philipp trat aus dem Zimmer der Mutter und flüsterte in der Küche eine Zeitlang mit seiner Frau. Dann hörte Hanna ihn sagen: „Ich will nun den Bruder aufsuchen

und einen Spaziergang mit ihm machen. Zum Mittagessen rechne nicht auf uns. Man muß der Mutter Zeit lassen. Sie ist außer sich und will ihn nicht sehen. Am Abend kehren wir zurück, und bis dahin ist sie hoffentlich ruhiger geworden. Ich bitte Dich, Lotti, rede ihr zu. Es nutzt ja Alles nichts — wir müssen uns darein schicken."

Nach diesen Worten eilte er fort.

„Nein! eine solche Geschichte!" sagte Charlotte, zur Schwester in den Garten tretend.

Hanna schaute sie mit brennenden Augen an.

Und nun hörte sie's. Charlotte sagte es ihr ungefragt. Cornelius wollte nicht geistlich werden.

Das junge Mädchen blieb stumm auf diese Kunde. Eher hätte sie den Zusammenbruch der Tiroler Berge erwartet. Er hatte so fest geschienen, so einig mit sich selbst . . .

„Mir ist ganz wirr im Kopfe," sagte Lotti und ließ sich in die Hängematte fallen. „Was wird daraus werden? Nun ist er endlich fertig mit dem Studiren, und nun will er mit einem Male nicht. Was diese lange Studienzeit gekostet hat! Weinen könnte ich um das zum Fenster hinausgeworfene Geld . . . Denn wozu nutzen ihm jetzt seine Kenntnisse? Einen Theologen kann man nirgend gebrauchen. Oder soll er etwa von vorne anfangen und ein anderes Studium ergreifen? Dann kriegt er ja graue Haare, bis er endlich so weit ist, um sich das tägliche Brot zu verdienen. Und bis dahin lebt er auf Kosten der Mutter, auf *unsere* Kosten. Es ist zum Verzweifeln."

„Aber der Grund!" unterbrach Hanna sie fiebernd vor Ungeduld. „Sag' mir den Grund dieses unbegreiflichen Sinneswechsels!"

„Den hat er nicht verrathen. Aber meinen Kopf möchte ich wetten, daß ein Frauenzimmer dahintersteckt."

„Nein! nein! nein!" rief Hanna und wurde dunkelroth. „Das wäre doch zu erbärmlich. Einer so menschlichen Ursache wegen entsagt man nicht einem so erhabenen, ja göttlichen Ziele. So klein ist er nicht, Charlotte. Ich bin nur ein Mädchen und würde doch nimmermehr eines Mannes halber mir selber ungetreu werden. Und er denkt gewiß nicht kleiner als ich."

„Hör' auf mit solchen Phrasen," erwiderte Charlotte. „Die Männer! was thun die nicht Alles, sobald ein Frauenzimmer ins Spiel kommt! In diesem Punkte sind sie alle gleich schwach. Außerdem ist es ziemlich gleichgültig für uns, aus welchem Grunde er verrückt geworden ist. Ich denke auch gar nicht an ihn, sondern an uns. Jetzt, wo er nicht weiß, wovon er leben soll, wird er vor uns hintreten und sagen: Das Geschäft gehört mir so gut wie dem Bruder. Gebt mir meinen Antheil. Wir wissen heute schon nicht, wie wir auskommen sollen. Ob nun mein Mann kein Kaufmann ist, oder ob die Zeiten sich geändert haben — gleichviel, es steht fest, daß das Geschäft heute weniger abwirft, als zu Lebzeiten des Schwiegervaters. Mit jedem Jahre verringern sich unsere Einnahmen, während die Ausgaben sich steigern. Die Kinder werden größer, brauchen immer mehr . . . und was für eine Bürgschaft habe ich denn, daß nicht noch andere Kinder folgen werden? Um schweres

Geld mußten wir der Schwiegermutter das Geschäft abkaufen. Sie hat sich auch das Baarvermögen angeeignet, was eine Niederträchtigkeit von ihrer Seite war, und was der Schwiegervater nimmermehr hätte dulden sollen. Aber er war krank und hülflos wie alle Kranken, und da setzte sie ihm zu und ruhte nicht eher, als bis er Alles, was er besaß, auf ihren Namen hatte schreiben lassen . . ."

Hanna, die ihr mit wachsender Ungeduld zugehört hatte, unterbrach sie nun.

„Alles das sind alte Geschichten," sagte sie.

„Ja wohl; aber wir leiden noch heute unter diesen alten Geschichten!" entgegnete Charlotte leidenschaftlich. „Ist es nicht himmelschreiende Ungerechtigkeit, daß der alten Frau und ihrem Sohne eine Ablösungssumme für das Geschäft und das Vermögen gehören, während wir, die wir vier Personen sind, uns mit viel weniger begnügen und darum jeden Kreuzer dreimal umkehren müssen, ehe wir ihn ausgeben? Weißt Du, wieviel Philipp im verflossenen Jahre eingenommen hat? Achtzehnhundert Gulden! Und davon sollen wir leben! O! wenn ich nur nicht geheirathet oder doch wenigstens . . ."

Von der Laube her ertönte das fröhliche Lachen der beiden kleinen Mädchen. Dieses sorglose Kinderlachen war eine Antwort voll unbewußter Ironie auf den Wunsch, den die Mutter im Begriffe war auszusprechen.

„Du frevelst," fiel ihr Hanna streng ins Wort. „Wenn Du eines der Kinder verlieren solltest, wirst Du vielleicht an diese Stunde denken. Und sag' auch nicht, daß Du wünschest, nicht geheirathet zu haben. Du hast wahrlich kein Recht dazu. Dein Mann ist ein guter und braver Mensch, und wer war heirathslustiger als Du?"

Charlotte fühlte die Berechtigung dieses Vorwurfs und schwieg.

Sie waren sieben Geschwister gewesen, aber nur Charlotte, die Aelteste, und Hanna, die Jüngste, waren groß geworden. Die Anderen starben in zartem Alter. Charlotte führte die Wirthschaft und erzog das um zwölf Jahre jüngere, der Mutter beraubte Schwesterchen, hatte aber nur Ein Verlangen im Herzen: sich zu verheirathen. Sie war ein recht hübsches, frisches und rundliches Mädchen und durfte hoffen, einen Mann zu bekommen. An eine Liebesheirath dachte sie nicht. Sie wollte heirathen — gleichviel, wen — wenn sie nur überhaupt heirathete. Auf ihre Person war sie sehr eitel. Sie schnürte sich, so viel sie es vertrug, in dem Wahne, ein unnatürlicher Körper sei schöner als ein natürlicher; sie legte Reismehl auf und preßte ihre Füße in zu enge Schuhe, so daß sie es vor Schmerzen kaum aushalten konnte. Täglich frisirte sie sich anders und brachte manche Stunde vor dem Spiegel zu, und wenn sie, sorgfältig gekleidet, gekämmt, geschnürt und eingepudert, das Haus verließ, geschah dies immer in der stillen Hoffnung, vielleicht auf der Straße eine Eroberung zu machen. Hanna durfte sie auf ihren Ausgängen selten begleiten. Die Toilette des armen Kindes war so übel bestellt, daß Charlotte sich der kleinen Schwester schämte. Auch fürchtete Lotti, man könnte sie am Ende für die Mutter der Kleinen halten, und das wäre ihr fürchterlich gewesen. „So ein dummes Kind macht einen alt," sagte sie. „Bleib' Du zu Hause oder geh' allein spazieren." Das Kind hatte oft nicht

genug, sich satt zu essen — aber die große Schwester kaufte sich unnützen Tand, ging auf Bälle, knüpfte Damenbekanntschaften mit heirathsfähigen Brüdern oder Söhnen an — kurz, that Alles, was sie nur thun konnte, um einen Bräutigam zu erhaschen. Daheim war sie mürrisch und gelangweilt. Die kleine Schwester hatte viel von ihrer üblen Laune auszustehen und konnte in ihrer kindlichen Einfalt nicht begreifen, warum die große Schwester nur dann aufgeweckt und liebenswürdig wurde, wenn ein Mann in der Nähe war. In diesem Falle wurde Hanna geherzt und mit Kosenamen bedacht — und sowie sie aufs Neue allein waren, zeigte Lotti der Kleinen ein unfreundliches Gesicht und schalt und puffte sie ohne Ursache.

Die Jahre verrannen, ohne den heiß ersehnten Bräutigam gebracht zu haben. Charlotte wurde immer herber, immer verdrießlicher, und ohne Zweifel würde sie eine der unleidlichsten, bissigsten und verbissensten aller alten Jungfern geworden sein, wenn nicht zum Glück für sie (und die Ihren) Philipp Randow auf ihren Weg getreten wäre und sie aus ihrem Warten und Harren erlöst hätte. Sie liebte ihn nicht; aber sie nahm ihn, wie sie Jeden genommen hätte, und war selig darüber, daß er sie heimführte. Sie zählte zwar erst zweiundzwanzig Jahre. Da sie jedoch schon seit ihrem vierzehnten Jahre eines Gatten harrte, kam sie sich schon gräßlich alt vor. Aber, Gott sei gelobt! nun stand sie endlich vor dem ungeduldig ersehnten Traualtare.

Und der Rest war — Enttäuschung. Die Verhältnisse des Gatten entpuppten sich als weit ärmlichere, denn Charlotte geglaubt hatte, die anspruchsvolle Schwiegermutter im Hause als eine keineswegs erfreuliche Zugabe. Wie empört wäre sie als Mädchen im Vaterhause gewesen, hätte man ihr zugemuthet, nur einmal im Jahre so viel und angestrengt zu arbeiten, wie sie es als Frau Tag für Tag und Jahr für Jahr thun mußte. Das Dienstmädchen, welches im Hause war, wurde von der Schwiegermutter bezahlt und unterhalten, und wenn es auch hieß, daß die Magd Aller wegen da sei, nahm doch die alte Frau sie so häufig in Anspruch, daß Charlotte aus der Anwesenheit des Mädchens so viel wie keinen Vortheil zog. Die junge Frau mußte vom Morgen bis zum Abend thätig sein und bei jeder Arbeit, sogar bei der gröbsten, mit Hand anlegen, mußte ihre und der Kinder Kleider und die Wäsche für Alle nähen und flicken und in ihren wenigen freien Nachmittagsstunden im Geschäfte die Kunden mit bedienen helfen. Sie führte ein hartes, freudloses Leben, ein Leben voll Sorgen . . . Der Eitelkeit und dem Wunsche, so vortheilhaft wie nur möglich auszusehen, hatte sie längst entsagt. Sie gehörte zu jener Gattung Frauen, die nur bis zum Traualtar eitel sind und dann Niemandem mehr gefallen wollen: Das Ziel ist erreicht, der ersehnte Gatte glücklich erhascht — nun darf man ausruhen. In weiten und bequemen Hauskleidern, nachlässig gekämmt und mit schief getretenen Absätzen — so schlampte die einstens eng geschnürte und sorgfältig herausgeputzte Charlotte Henzel als Frau Randow im Hause umher, hatte längst vergessen, wie eitel sie als Mädchen gewesen, und fand es höchst thöricht, wenn sie andere junge Mädchen sich schmücken sah. An den Kindern hatte sie wenig Freude. Sie verursachten neue Ausgaben, neue Sorgen, engten die ohnedies engen materiellen Verhältnisse noch mehr ein.

„Du hast leicht reden," sprach sie nach einer Pause zur Schwester. „Du stehst allein, bist jung, hast etwas gelernt. Wenn Du eine Anstellung findest, kannst Du von Deinem Gehalte leben und brauchst Niemanden. Wie glücklich bist Du im Vergleich zu mir!"

Hanna zuckte die Achseln. Das gleiche, so beneidenswerthe Loos hätte die Schwester sich bereiten können, wäre ihr im Ernst darum zu thun gewesen. Aber sie wollte ja nichts lernen, wollte keinen Erwerb ergreifen, wollte nur heirathen; heirathen um jeden Preis.

„Hast Du mit Frau Randow gesprochen?" fragte Hanna.

„Nein, sie sitzt in ihrem Zimmer, und es fällt mir nicht ein, die alte Eule aufzustöbern. Die mag in einer netten Laune sein! Und, Herrgott! was fangen wir mit dem Essen an? Bei der Stimmung im Hause wäre es geradezu lächerlich, Brathühner und eine Torte aufzutischen. Ich will ein ganz einfaches Mahl zurichten. Hätte ich nur die Hühner noch nicht abgestochen!"

„Wir wollen sie am Abend verzehren. Zum Abendbrod werden Philipp und sein Bruder zurück sein, und Philipp wird nichts dagegen haben, wenn er einmal einen schmackhaften Braten vorgesetzt bekommt."

„Oh ja, freilich!" entgegnete Charlotte höhnisch. „Unsere Mittel gestatten schmackhafte Braten. Essen etwa ich und die Kinder reichlicher als er? Wenn man Frau und Kinder hat und ein armer Teufel ist, muß man sich solche Gelüste vergehen lassen."

„Philipp beklagt sich ohnehin niemals und ist mit Allem zufrieden. Du solltest gütiger und liebevoller gegen ihn sein, Charlotte."

„Schade, daß er nicht *Dich* genommen hat, da Dir sein Wohl und Weh so nahe geht."

„Du weißt recht gut, daß ich ihn niemals geheirathet hätte. Aber *wenn* man sich einem Manne vermählt, hat man die Pflicht, gut und herzlich gegen ihn zu sein."

„Ach, gut und herzlich! Was hilft alle diese Sentimentalität? Man kauft sich kein Stück Brot darum. Ich wollte, Du steckteſt eine Zeitlang in meiner Haut — dann würdest Du Deine schönen und wohlfeilen Phrasen bald verlernt haben."

Mit diesen Worten begab Charlotte sich ins Haus hinein, nach der Küche.

Hanna aber setzte sich unter den Apfelbaum und dachte nach — über den „Feind", und was diesen wohl veranlaßt haben mochte, umzukehren und das so sehnsüchtig erstrebte, ihm schon so nah gerückte Ziel — aufzugeben.

V.

Frau Randow hielt sich den ganzen Tag über in ihrem Zimmer eingeschlossen und hatte, als Charlotte zur Mittagszeit an ihre Thüre klopfte und ihr durch das Schlüsselloch zurief, daß die Suppe auf dem Tische stehe, erwidert, sie habe keinen Hunger und wolle Niemanden sehen, und man möge sie in Ruhe lassen.

Die Sonne ging unter und überstrahlte den westlichen Himmel mit einem heißen Roth, und die alte Frau saß am Fenster, schaute den Himmel an, gähnte und gestand sich im Stillen, daß sie sich — langweile. Was sie bei der Kunde, den Gesinnungswechsel des Sohnes betreffend, empfunden, war ihr noch nicht ganz klar. Sie hatte es als die Pflicht ihrer mütterlichen Autorität erachtet, erzürnt zu scheinen; und sie war auch erzürnt, ja empört gewesen — was sie jedoch nicht hinderte, am Ende Hunger zu verspüren. Zum Glück für sie hielt sie in ihren Schränken stets allerhand Naschwerk und Flaschen voll süßen Weines aufbewahrt und konnte darum, heimlich und unbelauscht, auch jetzt ihren Hunger und Durst stillen, während sie überlegte, in welcher Art sie den ungerathenen, wankelmüthigen Sohn empfangen sollte, wenn er käme und um Einlaß bäte.

Sie selbst war lau im Glauben, und es hatte der Angst vor dem Tode und unsäglicher Schmerzen bedurft, um ihr in ihrer schweren Stunde das Versprechen abzuringen, ihr Kind dem Dienste Gottes zu weihen. Da Cornelius von Kleinauf Anlage und Neigung zum geistlichen Berufe gezeigt hatte, wäre es einigermaßen schwierig gewesen, ihr Versprechen nicht zu halten. Sie hatte ihn denn ins Seminar ziehen lassen — unter heißen Thränen, denn damals war das Söhnlein noch ihr Alles gewesen. Doch mit den Jahren hatte sie sich seiner entwöhnt, und wenn er auf kurze Zeit unter ihrem Dache weilte, fühlte sie, daß sie einander fremd geworden waren. Sie liebte ihn noch immer — in der Theorie, könnte man sagen — weil's ihr Fleisch und Blut war. Aber mit ihm leben, schien ihr nichts weniger als verlockend. Der von ihr abhängige, demüthige Stiefsohn, welchem gegenüber sie die uneingeschränkt herrschende, Gnaden austheilende, gefürchtete Herrin spielen durfte, war ihr tausendmal bequemer als der ihr entfremdete Sohn im schwarzen Talar. Wenn er da war, dieser Sohn, hatte sie niemals die Empfindung, einen so nahen Blutsverwandten, das eigene Kind, welches sie getragen und geboren, um sich zu haben, sondern einen herben und ungemüthlichen Richter, der Alles, was man sagte oder that, auf die Wagschale legte und abwog, ob es denn auch den Satzungen des Christenthums genau entspreche. Des Sohnes Nähe schüchterte sie ein; sie fühlte sich unbehaglich, wie in einen Schraubstock gepreßt, so lange er da war. Als Charlotte sie eines Tages fragte, ob sie, wenn Cornelius einmal Pfarrer geworden, in sein Haus ziehen würde, war sie in nicht geringe Verlegenheit gerathen. Sie verhehlte sich nicht, daß die Aussicht, mit dem Sohne zu hausen, sie fürchterlich dünkte. Aber das gestand sie natürlich nicht ein. Die Schwiegertochter sollte sich nicht einbilden dürfen, daß sie und ihr Mann ihr unentbehrlich und lieber als der eigene Sohn wären. „Ich bin euch wohl schon im Wege?" hatte sie deshalb auf Charlottens Frage in ihrem bissigsten Tone erwidert. „Es ist immerhin gut, das zu wissen." Darauf hatte Charlotte sich entschuldigt und hoch und theuer beschworen, daß sie sich glücklich schätzten, die Mutter im Hause zu haben, und nichts Anderes wünschten, als daß es immer so bleiben möchte. Aber sie fürchteten nur, die Mutter würde, wenn Cornelius Pfarrer geworden, sie verlassen wollen, und einzig und allein aus eben dieser Furcht hätte sie ge-

fragt. „Nun, einstweilen ist noch lange Zeit bis dahin," hatte die schlaue Alte gnädig zu antworten geruht. „Und einstweilen bleibe ich bei euch."

Cornelius hatte in einen Orden treten und Missionär werden wollen. Auch diese Aussicht, den einzigen Sohn in fremde Länder ziehen zu sehen und ihn ganz zu verlieren, hatte die Mutter wenig angefochten. Mochte er den freiwillig erwählten Weg betreten und verfolgen! Die Laufbahn war ohne Zweifel schön und ehrenvoll — wenn auch gerade nicht nach Frau Randow's persönlichem Geschmacke. Aeußerlich war sie stolz auf den Sohn, lobte ihn sehr, rühmte seinen Charakter, seine Begabung und Strebsamkeit, war es zufrieden, wenn sie ihn gesund wußte, und entbehrte ihn nicht. Alles war in schönster Ordnung gewesen; sie hatte sich vollkommen behaglich gefühlt. Und nun verursachte dieser Sohn, auf dessen Weihe zum Priester sie sich schon so sehr gefreut hatte, eine solche Störung. Sie war noch nicht einig darüber, ob es denn nicht ihre mütterliche Pflicht wäre, ihn zu verfluchen. Aber das erschien ihr selbst ein bißchen zu stark. Indessen war sie ebenso wenig gewillt, ihm ohne Weiteres zu verzeihen, und sie legte jetzt schon ihr Gesicht in strenge Falten, um ihn mit einem Antlitz, das der Situation entspräche, zu empfangen. Wenn sie nur die langjährige Gewohnheit, sich vor ihm zu fürchten, hätte abschütteln können! Seit seiner Kindheit hatte sie es aufgegeben, ihn zu schelten. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, wie sie es über sich gewinnen sollte, ihren Cornelius auszuzanken. „Sein Benehmen ist freilich unerhört und ganz und gar unvernünftig," suchte sie sich selber Muth zu machen. „Ich darf dazu nicht schweigen. Nein! ich darf nicht. Schon Philipp's und Lotti's wegen nicht. Für *sie* bin ich eine Autorität. Wie würde dieser Autoritätsglaube erschüttert werden, wenn sie sähen, daß ich mich nicht getraue, meinem eigenen Sohn ein Wort des Tadels zu sagen!"

Ein lautes Pochen von außen bewirkte, daß sie erschreckt zusammenfuhr.

„Was ist's? was gibt es?" fragte sie und bemühte sich vergeblich, ihrer Stimme die gewohnte Festigkeit zu verleihen.

„Philipp und Cornelius sind gekommen," antwortete Charlotte durch das Schlüsselloch. „Und Philipp läßt fragen, ob Sie Ihren Sohn einlassen wollen."

„Ja . . . nein . . . warte, Lotti. Ich muß es mir erst überlegen. Wo ist Cornelius?"

„Mit Philipp im Garten."

„Ich kann nicht allein mit ihm . . . geh' nicht fort, Lotti. Hörst Du, was ich sage?"

„Jedes Wort."

„Ich denke, es ist besser, wenn ihr Alle zugegen seid. Ein Alleinsein mit ihm würde mich zu sehr aufregen. Eure Nähe wird mich besänftigen. Geh' voraus und sag' ihm, daß ich gleich kommen werde."

„Nach dem Garten?"

„Ja, nach dem Garten."

„Schön." Charlottens Schritte entfernten sich und verhallten. Die alte Frau that einen tiefen Athemzug, warf sich sodann in Positur und ging in steifer, aufrechter Haltung aus dem Zimmer.

VI.

Die beiden Brüder waren allein im Garten. Cornelius lehnte mit dem Rücken an einem Baume und schaute zum rosenfarbenen Himmel auf; Philipp schritt rastlos auf und nieder. Als nun das Geräusch von Tritten an ihr Ohr schlug, stand Philipp still, und Cornelius wendete den Blick dem Hause zu. Charlotte kam die paar Stufen, welche nach der Küche führten, herunter; ihr folgte Hanna.

„Die Mutter wird sogleich erscheinen," meldete Charlotte mit gedämpfter Stimme.

Cornelius neigte, zum Zeichen, daß er verstanden, das Haupt; sodann richtete er die Augen auf Hanna. Diese sah ihn gleichfalls an. Er verbeugte sich stumm, und stumm dankte sie seinem Gruße und trat hierauf zur Seite.

Es wurde nichts gesprochen. Charlotte stieß hin und wieder einen Seufzer aus — und das waren die einzigen Laute, welche die tiefe Stille unterbrachen.

Hanna blickte unverwandt auf den verlorenen Sohn. Sie konnte es getrost wagen: er schaute nicht ein einziges Mal nach ihr hin.

Sie fand ihn verändert. Er sah älter aus als vor einem Jahre; viel, viel älter. Und magerer war er geworden. Sein hageres Gesicht war von der Sonne und der starken Gebirgsluft verbrannt, aber ohne daß die braune Farbe ihm ein gesundes Aussehen verlieh. Der grübelnde, finstere Ausdruck seines Gesichts fiel sofort auf. Unwillkürlich legte man sich die Frage vor: Was hat diesen Mann betroffen? Was es auch sei — es muß etwas Schweres sein. Die tiefliegenden grauen Augen und das kurz verschnittene spröde Haar paßten vortrefflich zu dem strengen Profil des Gesichtes. Und zu dem Gesichte paßte die dürre, hohe Gestalt. Ein richtiger Asket; ein der Abtödtung fanatisch ergebener Mönch, der fastet und betet, sich geißelt und ein härenes Hemd trägt, um die Regungen des Fleisches zu strafen und zu unterdrücken: so sah er aus. Er war nicht schön; indessen von einer Erscheinung, die Keiner, der sie einmal gesehen, leicht wieder vergessen konnte. Auch Hanna hatte sie nicht vergessen. Zug um Zug hätte sie ihn aus dem Gedächtniß beschreiben können . . .

Was würde er seiner Mutter sagen? Er schaute nicht drein wie Einer, der sich fürchtet. Sein Gesicht drückte nichts Anderes aus als starre, fast trostlose Gleichgültigkeit. Seine Augen suchten den Erdboden.

„Die Mutter!" sprach nun Charlotte flüsternd.

Die alte Frau kam die Stufen herab — in strammer Haltung und mit der strengen Miene eines Richters. Sie hatte überhaupt kein gutes Gesicht. Ihre Züge glichen denjenigen des Sohnes, nur waren die ihren gleichsam ins Triviale übersetzt und entbehrten jener Vergeistigung, welche in seinem Antlitz das Schönste und Bemerkenswertheste war. Sie hatte eine beleibte, schwerfällige Gestalt, zu welcher das hagere, vertrocknete, gelbliche Gesicht einen unharmonischen Gegensatz bildete. Sie trug sich altmodisch, das graue Haar glatt gescheitelt und hatte stets eine große schwarze Haube auf dem Kopfe sitzen.

Mit dieser Haube machte sie sich jetzt zu schaffen, rückte sie ein wenig zur Seite und dann wieder auf die alte Stelle, ordnete an den Bändern . . .

Man merkte ihr an, daß sie sich unsicher fühlte und nicht recht wußte, was sie thun oder sagen sollte.

Cornelius war es, der zuerst das Wort ergriff. Er ging seiner Mutter entgegen und küßte ihr Wange und Hand.

„Unser Wiedersehen ist ein weniger erfreuliches, als Du erwartetest," begann er mit leiser Stimme. „Glaube mir, daß ich dies von Herzen beklage, und daß nur schwerwiegende Gründe mich veranlassen konnten, Dir diese Enttäuschung zu bereiten."

„In der That, Cornelius," sagte sie, „Du hast mich sehr enttäuscht. Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll. Ich begreife Dich einfach nicht."

„Du würdest mich auch nicht begreifen, selbst wenn ich mich Dir verständlich zu machen versuchte."

„Dennoch verlange ich von Dir, daß Du mir Dein sonderbares Benehmen erklärst. Aber vorerst muß ich mich setzen. Diese Nachricht hat mich krank gemacht. Ich vertrage das Stehen nicht."

Philipp trug den Stuhl herbei, welcher unter dem Apfelbaum gestanden hatte, und die alte Frau setzte sich langsam nieder.

Cornelius verharrte in Stillschweigen.

„Willst Du vielleicht lieber unter vier Augen mit mir sprechen?" fragte seine Mutter, nachdem sie eine Weile gewartet hatte.

Er schüttelte den Kopf. „Eine Erklärung kann ich Dir nicht geben. In unserer Seele gehen Dinge vor, die man wohl empfindet, nicht aber in Worte zu kleiden vermag. Es genüge Dir, wenn ich Dir sage, daß ich Priester nicht werden *kann*. Oh! wenn ich's könnte!" Dieses Wort klang wie der unterdrückte Aufschrei eines zum Tode verwundeten Gemüthes. „Ich würde ja Alles darum geben . . . wenn ich es könnte."

Zwei Augen blickten unverrückt auf ihn. Hanna stand hinter dem Apfelbaum, an den rauhen Stamm des Baumes gelehnt, und lugte zwischen den schwer herabhängenden Aesten hervor. Cornelius fühlte den langen Blick nicht, der auf ihm ruhte. Er hatte wahrscheinlich überhaupt vergessen, daß es auf der Erde ein junges Mädchen ihres Namens gab.

„Nun gut," sagte seine Mutter, durch seinen Ton nicht wenig erschüttert. „Wenn Du nicht sprechen willst, dann laß es sein. Wir wollen von Anderem reden — von Deiner Zukunft. Vielleicht vertraust Du Dich mir einmal in späterer Zeit an. Was hast Du hinsichtlich Deiner nächsten Zukunft beschlossen?"

„Philipp wird es Dir sagen," antwortete Cornelius und machte mit dem Kopfe eine Bewegung nach dem Bruder hin, der in sichtlicher Nervosität ein Blatt nach dem andern vom Apfelbaume riß. „Laß doch die armen Blätter in Frieden!" verwies ihn Cornelius nicht ohne Unwillen.

Etwas erschrocken zog Philipp rasch die Hand zurück.

„Cornelius machte einen merkwürdigen Vorschlag," sagte er mit wachsender Nervosität. Er fühlte, daß die Blicke Aller auf ihn gerichtet waren, und vermied ängstlich Jemandem ins Gesicht zu schauen. Seine Augen irrten

über die Köpfe der Anwesenden hinweg in die Luft. „Er will — Kaufmann werden. Will — in unserem Geschäfte thätig sein."

Es war heraus. Das Schlimmste überstanden. Nun wußten sie's; nun wußte es seine Frau. Aber wie würde diese die unwillkommene Botschaft aufnehmen!

Charlotte ließ ihn nicht lange im Zweifel hierüber. Ohne Säumen und rasch wie der Blitz trat sie vor.

„Das ist ein Unsinn und geht einfach nicht," sagte sie, und ihre Stimme bebte von verhaltenem Zorne. „Die Mutter, Philipp, ich und der Lehrjunge genügen vollständig zur Führung des Geschäftes. Wir brauchen sonst Niemanden. Auch wirft das Geschäft kaum genug ab, um uns nothdürftig zu ernähren. Wie sollte da noch Einer sein Auskommen finden!"

„Ich habe bis heute auf Kosten meiner Mutter gelebt," entgegnete Cornelius, und es war unschwer zu erkennen, daß es ihm widerwärtig war, sich mit Charlotten abzugeben, „und doch ist darum Niemand verhungert."

„Aber wollen Sie sich Zeit Ihres Lebens von Ihrer Mutter erhalten lassen?" rief Charlotte mit gesteigerter Heftigkeit. „Ihre langjährigen Studien haben ein kleines Vermögen gekostet. Man ließ Ihnen Ihren Willen und gab das Geld aus, weil man hoffte, daß endlich etwas aus Ihnen werden würde. Und nun ist Alles verloren — Zeit und Geld. Und nun wollen Sie sich ins warme Nest setzen und Andere für sich arbeiten lassen. Mach' mir kein Zeichen, Philipp! Das hilft Dir nichts!" sagte sie zu ihrem Manne. „Ich muß aussprechen, was ich denke, sonst ersticke ich daran."

„Lotti!" rief Frau Randow mit strengem Gesichte. „Was fällt Dir ein!? Ist das Geschäft meines seligen Gatten etwa Dein Eigenthum? oder leben wir Alle etwa von Deinem Gelde? Das Geschäft gehört meinem Sohne so gut wie Deinem Manne, und es war nur Güte von Cornelius, daß er seine Ansprüche aufgab. Wenn er heute Lust hat, von seinem rechtmäßigen Erbe Besitz zu ergreifen, kannst doch Du nichts dagegen einwenden."

„Er hat auf sein Anrecht Verzicht geleistet!" schrie Charlotte und brach in Thränen aus. „Oh! hätten wir uns das nur schriftlich geben lassen! Nun wird er Alles in Abrede stellen und das, was er uns geschenkt hat, wieder haben wollen!"

„Das ist entsetzlich!" murmelte Cornelius, in dessen Antlitz sich hülfloser Schrecken malte. „Ich sage nichts mehr."

„Aber ich will etwas sagen!" rief Frau Randow mit starker Stimme. „Deine Frau ist wohl von Sinnen, Philipp! Wie kann sie es wagen —? Wer ist sie denn? was hat sie denn ins Haus gebracht? Nichts als ihre kostbare Person; denn nicht einmal eine Aussteuer gab ihr Vater ihr mit in die Ehe. Wie sie ging und stand, arm wie eine Kirchenmaus, kam sie in unser Haus. Und nun erdreistet sie sich, meinen Sohn, meinen einzigen Sohn zu beschimpfen, weil er begehrt, was sein gutes Recht ist . . ."

„Mutter," unterbrach sie Cornelius, „es ist mir unsagbar peinlich, daß meinethalben eine solche Scene heraufbeschworen wird. Ich will ja Niemanden verkürzen und Niemanden verdrängen. Ich will nichts Anderes als bei Dir

und mit Dir leben und an Seite meines Bruders für ihn und die Seinen arbeiten, ohne irgend ein Entgelt dafür zu beanspruchen. Was Du besitzest, theilst Du gewiß auch fernerhin gern mit mir. Ich bin bedürfnißlos und brauche wenig, und werde auch Niemandem im Wege stehen. Ist denn das zu viel verlangt?"

„Nein," sagte Hanna — ganz unwillkürlich. Cornelius blickte rasch nach ihr hin. Sie war hinter dem Baum hervorgetreten und hielt sich mit einer Hand an einem der Zweige fest. Ihr Gesicht war sehr blaß, und ihre großen dunklen Augen hingen starr und voll Mitleid an Demjenigen, welchen sie vor einer Stunde noch ihren Feind genannt hatte.

„Wie namenlos unglücklich mußt Du sein, Du armer Mensch, wenn Du Dir eine solche Zukunft zurechtlegen konntest!" sprach es in ihr. Ihr weiches Frauenherz floß über von Erbarmen . . .

„Ich verstehe nur Eines nicht," fuhr sie mit großer Schüchternheit fort; „nämlich, daß Sie nicht lieber etwas Anderes versuchen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie zum Kaufmann taugen."

„Ich taugte nur zu Einem," antwortete er. „Da ich das nicht werden kann . . . ist es mir gleichbedeutend, was aus mir wird." Nach diesen Worten wollte er sich wieder abwenden von ihr. Sie aber ließ den Zweig fahren und trat dem sie beinah finster anschauenden Manne näher. Sein Blick schien ihr zu sagen: Was wollen Sie denn noch von mir? Mir scheint, wir haben ausgesprochen.

Hanna ließ sich jedoch nicht abweisen. „Warum beabsichtigen Sie in das Geschäft Ihres Bruders einzutreten?" fragte sie, noch schüchterner als früher. „Das Geschäft ist klein, der Verkehr mit den Kunden uninteressant und ermüdend. Wie können Sie, der Sie ein Gelehrter sind, hinter dem Ladentische stehen und Papier und Federn verkaufen, oder an der Kasse sitzen und den ganzen Tag lang Gulden und Kreuzer in Empfang nehmen?"

„Kreuzer! Kreuzer!" warf Charlotte bitter dazwischen. „Mit den Gulden hat es seine guten Wege. Die stellen sich nicht so häufig ein."

„Wie dem auch sei," sprach Hanna, ein wenig ungehalten über diese Unterbrechung: „auf jeden Fall bietet diese Thätigkeit einen sehr engen Spielraum für den Ehrgeiz eines jungen Mannes."

Cornelius blieb stumm. Dieses Gespräch schien ihm lästig zu sein. Er wunderte sich wohl über das ihm fremde junge Mädchen, welches sich ungebeten herausnahm, ihm gute Lehren zu ertheilen und in sein Leben eingreifen zu wollen. Seine Mutter hingegen bemerkte: „Mich dünkt, daß Hanna Recht hat. Es ist Deiner nicht würdig, Dich mit so kleinlichen Dingen abzugeben. Du hast viel gelernt, und wenn auch Deine theologischen Kenntnisse Dir jetzt nichts mehr nützen, so nützt Dir doch der Umstand, daß Du das Gymnasium besucht hast. Du kannst Beamter werden und als Beamter eine ganz hübsche Carriere machen."

„Aber ich will nicht Carriere machen," versetzte Cornelius mit nervöser Reizbarkeit. „Ich habe keinen Ehrgeiz. Was ist denn der Ehrgeiz Besseres, als die ganz niedrige Sucht, sich hervorzuthun, Andere zu überflügeln und

von den Menschen geehrt zu werden? Das bloße Wort schon besagt es — der Ehrgeizige geizt nach Ehren, und dieser Geiz ist fast ebenso widerwärtig wie der Geiz nach Geld. Auch widerstrebt es mir, mit fremden Leuten in Berührung zu kommen. Ich mag mit fremden Menschen nichts zu thun haben. Philipp wird mich wohl zu beschäftigen wissen. Vielleicht, daß ich später einmal etwas Anderes ergreifen werde. Das weiß ich heute noch nicht. Heute habe ich bloß das Verlangen, ungesehen und von aller Welt vergessen, in einem Winkel zu sitzen."

„In Gottes Namen!" sprach Frau Randow mit einem Seufzer. „Ich fürchte, daß Du krank bist. Und weil ich das fürchte, sollst Du Deinen Willen haben. Gib mir den Arm und führe mich in das Haus. Es fängt an kühl zu werden. Cornelius und ich werden heute auf meinem Zimmer soupiren," sagte sie im Vorbeigehen über die Schulter weg zu Philipp, und ohne Charlotte eines Blickes zu würdigen.

„Wie es Dir gefällig ist," stammelte der arme Philipp.

Abends um zehn Uhr stahl Hanna sich noch einmal hinaus in den Garten. Sie hielt es in ihrer Kammer, welche sie mit den beiden kleinen Mädchen theilte, nicht länger aus. Im Nebenzimmer zankte Charlotte mit ihrem Manne, schalt ihn einen Schwächling, der sich Alles bieten lasse, und sagte, daß sie und die Kinder durch seine Schuld verhungern würden; und daß er mit seinem Charakter nicht hätte heirathen sollen; und daß sie bedauere, geheirathet zu haben, und am liebsten im Grabe läge; und so ging es fort — unaufhörlich und unermüdlich.

Als Hanna den Garten erreicht hatte, athmete sie tief auf. Wie schön und ruhig war es da draußen, wie heilig und versöhnend die linde, stille, mondhelle Sommernacht! Da sah sie Jemanden, unbeweglich und mit nach aufwärts gekehrtem Gesichte, im blassen Mondlicht stehen. Sie erkannte Cornelius.

Betete er? Seine Hände waren nicht gefaltet; aber seine Gedanken schienen bei Demjenigen zu weilen, welchen die Menschen am liebsten da droben bei den Sternen suchen und den Alle Vater nennen oder — nennen sollten. Sein Gesicht sah sanft und traurig aus wie das eines Kindes, welches zum ewigen Vater flüchtet, um ihm voll Vertrauen und Betrübniß ein Leid zu klagen.

Leise, leise schlich Hanna in das Haus zurück. Sie wollte dieses stille Zwiegespräch zwischen Vater und Kind nicht unterbrechen. Und nun wußte sie auch, wem allein er sich anvertraute; und es wurde ihr klar, was für ein thörichtes und zweckloses Beginnen es gewesen, ihm rathen und helfen zu wollen und zu wähnen, daß es in ihre Hand gegeben sei, in ein fremdes Schicksal eingreifen zu können; zu wähnen, daß er ihr vielleicht seine Seele öffnen, ihre menschlich-kleinen Rathschläge befolgen würde . . . er, dessen Seele sich nur Einem öffnete, diesem aber ganz, und sonst keinem.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Ersteigung des Montblanc über die Aiguille Blanche de Péteret.

Von

Paul Güßfeldt.

I.

Vor anderthalb Jahren schrieb ich nieder, was ich, auf Grund von zwei Besteigungen des Montblanc, über diesen Berg mittheilen konnte. Dies veranlaßte mich zu einer dritten Besteigung. Indem ich die Eindrücke und Notizen zu Hülfe nahm, welche sonst noch auf Wanderungen in dem Massiv von mir gesammelt waren, entstand „Der Montblanc", ein in dieser Zeitschrift erschienener Aufsatz. Er gab mir eine ähnliche Anregung, wie dem Sammler seine Collection, in welcher noch ein seltenes Stück fehlt. Was meiner Sammlung fehlte, das war ein seltenes Stück Weg, das waren die Eindrücke, welche dieser Weg bei dem Durchmessen liefern mußte. Das Bild des Berges hatte ich allerdings entworfen, aber es fehlte noch ein wichtiger Zug, wenn der Charakter vollständig wiedergegeben werden sollte.

Deshalb unternahm ich im August 1893 eine vierte Besteigung, und von dieser soll hier die Rede sein.

Es ist ein schönes Ding um gewisse Illusionen, z. B. um die Illusion, daß die unbelebte Natur zu uns in persönlicher Beziehung stehe. So geht es mir heute mit dem Montblanc: ich habe ein kindliches Zutrauen zu ihm und fürchte ihn nicht, obgleich ich seine Macht kenne und weiß, daß sein Hauch mein Lebenslicht zum Verlöschen bringen kann. Dafür bin ich ihm auch immer mit Ehrerbietung entgegengetreten, habe ein Glück, das er mir gewährte, nie als mein Recht angesehen, habe immer nur Dankbarkeit und Begeisterung zurückgebracht und mich redlich bemüht, ihn mit gerechten Worten zu preisen.

Nur durch solche Illusion läßt sich's erklären, daß ich die Expedition, welche alle meine früheren an Größe übertreffen sollte, mit einer Gelassenheit vorbereitete, wie kaum eine andere zuvor. Und dieser Glaube an einen gütigen Stern übertrug sich auch auf meine beiden Führer Emil Rey und Christian Klucker, deren Jeder das eigene Glück durch eine Reihe außergewöhnlicher Thaten versucht hatte.

In früher veröffentlichten Schriften habe ich auf die Nothwendigkeit hingewiesen, daß man den Körper durch kleinere Besteigungen trainirt haben müsse, ehe man große unternähme. Dagegen mußte ich nun zunächst verstoßen. Meine Trainirung bestand vielmehr in einem vierzehntägigen Leben an Bord von S. M. Y. „Hohenzollern", und in einer Eisenbahnfahrt, welche von Cowes über London nach Berlin, von dort durch den Gotthard-Tunnel nach Aosta führte. Am Abend des 9. August traf ich in Courmayeur ein und wurde von Rey und Klucker empfangen.

Der besonderen Gnade Seiner Majestät des Kaisers hatte ich es zu danken, daß dieser vor Monaten festgesetzte Termin inne gehalten werden konnte. In Folge einer Aenderung in den Allerhöchsten Reise-Dispositionen hätte ich meine Fahrt erst vierzehn Tage später antreten können, und die günstigste Epoche des Jahres wäre einem Zwecke verloren gegangen, dem ich großes Gewicht beimaß. Denn es handelte sich um abschließende Studien für ein herauszugebendes Buch, das vornehmlich den Montblanc betraf. Diesen Sachverhalt durfte ich Seiner Majestät unterbreiten, und meiner ehrfurchtsvoll daran geknüpften Bitte willfahrte der Kaiser mit den Worten: „Es gilt der Wissenschaft, also reisen Sie."

Unsere Montblanc-Besteigung war an die Bedingung geknüpft, daß das Wetter vier Tage hinter einander gut blieb: nicht nur klar, sondern auch relativ warm. Am liebsten wäre ich sofort aufgebrochen, aber das ging nicht, und es mußte zuvor mindestens eine Tour kleineren Umfanges ausgeführt werden. Selbst die Führer reagiren auf die Einwirkungen der dünneren Höhenluft und auf die Anstrengungen, welche das Hochgebirge von dem Wanderer fordert, wenn sie nach langem Winter eine neue Campagne beginnen; wie viel mehr der Bewohner einer Tiefebene. Der Virtuos kann für sein Concert nicht einstehen, wenn er nicht unmittelbar zuvor auf seinem Instrument geübt hat. Analog ergeht es dem Alpinisten, und ich entschied mich für eine Trainir-Tour, die dem Zwecke angepaßt war.

Da diesmal Alles ins Große ging, so war der Vorbereitungsmarsch an sich schon eine Unternehmung, die selbst wieder vorangegangene Uebungsmärsche beanspruchen durfte. Sie bestand in der Ersteigung der Aiguille Noire, dem 3777 m hohen Gipfel des Péteret-Contreforts. Man faßte es in Courmayeur als Unbedachtheit auf, daß ich nach der langen Reise von der See zu dem höchsten Alpenmassiv etwas thun wollte, wovor unter gleichen Bedingungen erfahrene Alpinisten sich gescheut hätten. Dennoch zog ich am Tage nach der Ankunft aus, biwakirte in den Felsen des sogenannten Fauteuil des Allemands, erklomm die absolut schneelosen Felsen der Aiguille Noire und kehrte ermüdet, aber — wie der Erfolg später lehrte — völlig trainirt am Abend des 11. August zurück. Abgesehen von zwei Stellen, auf denen das Seil angelegt wurde, waren wir ohne dasselbe zur Spitze geklettert, was vielen Verdruß ersparte und die alte Uebung schnell zurückbrachte. Schließlich war das Ganze weiter nichts, als die Probe auf ein Exempel, als die Rechtfertigung einer Theorie. Nach dieser Theorie kann man sich auch im Hause für große Besteigungen trainiren, wenn man täglich Zimmer-Gymnastik treibt.

Den trefflichen Anweisungen des Dr. Schreber, die mir dabei als Richtschnur dienen, habe ich einige andere hinzugefügt, durch welche die Lunge, die Kniegelenke und die Oberschenkel in erhöhter Uebung erhalten werden.

Unter der einheitlich weißen Hülle, welche der Calotte des Montblanc das Aussehen eines schneebedeckten Grabhügels gibt, verknoten sich verschiedene Gebirgswälle. Sie gehen nach drei Richtungen auseinander: gegen den Dôme du Goûter, gegen den Mont Maudit und gegen den Montblanc de Courmayeur, d. h. nach Nordwest, nach Nordnordost und nach Süd. Die beiden Ketten, welche den Dôme und den Mont Maudit tragen, laufen gegen das Thal von Chamonix aus; zwischen ihnen liegt eine Mulde, welche in ihren mittleren und unteren Theilen zwar stark modellirt ist durch secundäre Rücken, vergletscherte Thäler und Flußläufe, in der Höhe jedoch die großartige Einheitlichkeit eines blendenden Firn-Circus zeigt. Derselbe besitzt in 3950 m Höhe einen fast ebenen Boden: das Grand Plateau, wo man am Morgen eines klaren Tages gestanden haben muß, um der erhabenen Schönheit des Montblanc gerecht zu werden. Aber wie an diesem Berge Alles in größerem Maße und eindrucksvoller erscheint, als an anderen Bergen: so auch die Gegensätze; und wenn die Gebirgswälle des Dom und des Maudit eine Firn-Landschaft umschließen, deren Herrlichkeit einzig dasteht: so führt der verbindende Kamm zwischen der Calotte und dem Montblanc de Courmayeur zu Felsgebilden und Vereisungen, welche als Träger erhabenen Schreckens erscheinen. Und hier war es, wo ich drei Tage lang aufstieg und zwei Nächte auf unwirthlichem Fels lag.

Von dem Courmayeur-Gipfel (4756 m) tritt der Péteret-Kamm aus, den man seines steilen Verlaufes wegen besser als Contrefort bezeichnet; er hat von der Spitze bis zur Thalsohle des Val Véni nur fünfeinhalb Kilometer Länge (wenn die Auszackungen unberücksichtigt bleiben) und fällt dabei fast 3000 m ab. Der Gratkamm ist zu eleganten, schwer erklimmbaren Nadeln ausgearbeitet; man nennt sie Aiguille Blanche (4113 m) und Aiguille Noire (3777 m); zwischen ihnen liegt das Felsgerippe der doppelzackigen „Dames Anglaises".

Dieses Péteret-Contrefort hat einen westlichen Zwillingsbruder, derselben Wurzel entsprungen wie jenes, minder elegant, aber gleich steil abgesenkt: den Mont Brouillard. Sein Fuß liegt nur wenige Kilometer oberhalb der Péteret-Basis und wird umflossen von dem Miage-Gletscher, der einen Theil seiner alten Schuttmoränen in dem Val Véni abgelagert hat.

Es findet also insofern eine Analogie zwischen den beiden Seiten des Montblanc statt, als auf der nördlichen, savoischen Seite sich zwei langerstreckte Gebirgswälle aus der Calotte entwickeln, und die südliche piemontesische Flanke durch zwei steile, aber massige Contreforts gegliedert ist. In der Horizontal-Projection der Karte fügen sich diese vier orographischen Elemente etwa zu der Form einer halb geöffneten Zange zusammen. An die Stelle der oben gepriesenen Firnmulde, welche von dem Fuß der Calotte gegen Chamonix niedersinkt, und deren Firn in zwei Gletschern abfließt, tritt auf der italienischen Seite etwas Analoges, freilich der äußeren Erscheinung nach Grundverschiedenes.

Statt der weißen Calotten-Hänge mit ihren bedrohenden Aufbrüchen bläulichen Eises sehen wir hier eine bräunliche Felswand, auf welcher der dürftig lagernde Schnee fast wie ein Fremdling erscheint. Erst siebenhundert Meter unter dem Gipfel breitet sich das Firn-Plateau von Fresnay aus, das weit kleinere Dimensionen und stärkere Neigungen besitzt, als das Grand Plateau auf der Nordseite. Immerhin läßt sich bei den äußeren Gegensätzen die Analogie des Baues ungekünstelt weiter verfolgen. Genau so wie in der Nähe des Grand Plateau ein Grat beginnt, der die große Nordmulde des Montblanc auf ihrer Längsaxe in die beiden Gletscherbetten von Bossons und Taconnay scheidet, ebenso entspringt in der Nähe des Fresnay-Plateau, aus der Gipfelmauer des Montblanc, ein Grat, welcher Le Châtelet genannt wird. Dieser Grat theilt die abschüssige Felsmulde von Péteret-Brouillard ihrer Längsaxe nach in zwei Thäler, in denen sich das Eis verworren drängt und wilder selbst, als auf dem Glacier de la Brenva, abwärts strebt. Der westliche Eisstrom heißt der Brouillard-, der östliche der Fresnay-Gletscher.

In dem bereits erwähnten Aufsatze hatte ich die beiden Gletscher als die „Bug-Gletscher" des Montblanc-Massivs bezeichnet. Die Configuration des letzteren war aus der Form eines Pferdehufs abgeleitet worden, dessen Inneres die Form einer nach hinten geöffneten Mulde mit geneigtem Boden erhalten hatte. Dies entsprach dem großen Firn, dessen Gletscher nach Chamonix fließen, während Außen-Vorsprünge des Bug die Lage der Contreforts von Péteret und Brouillard darstellten. Auf der Höhe des Bugs thronte die Calotte; die rechte Seite des oberen Hufrandes lieferte den Gebirgswall des Dom, die linke den d.s Maudit mit den allmälig sinkenden Gipfeln des Montblanc de Tacul, der Aiguille du Midi und vielen andern „Nadeln". Das angrenzende Gebirgsland bildete mit den beiden äußeren Huf-Wandungen vier Mulden-Gebiete, welche paarweise an einander grenzten und deren Firnmasse vier Gletschern Entstehung gaben: auf der Ostseite dem Glacier du Géant (Savoyen) und dem Glacier de la Brenva (Piemont); auf der Westseite dem Glacier de Bionnassay (Savoyen) und dem Glacier de Miage (Piemont).

Man wird also von selbst darauf geführt, bei dem Montblanc-Massiv innere und äußere Gletscher von einander zu unterscheiden, und darf bei letzteren fragen, ob ihr Bett ganz und gar in der Außenwandung des Massivs liegt oder nur einseitig von diesem begrenzt wird. Die ganz auf der Hufwand verlaufenden Gletscher sind die steilsten; zu ihnen gehören, außer den schon erwähnten von Fresnay und Brouillard, die rechten Zuflüsse des Brenva-Gletschers und die linken des Glacier de Miage.

Von früheren Besteigungen her waren mir fünf Montblanc-Wege bekannt: einer führte durch die Innenmulde zum Grand Plateau, von da über die Bosses du Dromadaire; ein anderer über die Aiguille und den Dôme du Goûter, d. h. über den oberen linken Hufrand; ein dritter über den Wand-Gletscher des Dom (Miage-Gebiet); ein vierter über den Glacier und die Rochers du Montblanc (ebenfalls Miage-Gebiet); ein fünfter endlich ging vom Oberen Brenva-Gletscher aus und stieg direct über die linke Außenwandung zum Oberen Hufrand auf, der in 4510 m Höhe betreten wurde, noch oberhalb des Mur de la Côte.

Die letztgenannte Expedition war von allen, welche ich bis dahin in dem Gebiet unternommen hatte, der Zeit nach die längste, sicherlich auch die gefährlichste. Wir waren dabei bedroht durch Eis-Abbrüche und trafen in der Höhenzone von 4320—4440 m auf ein solches Wirrsal von Seracs, daß der Ueberblick aufhörte, daß dem Auge nichts Anderes geboten wurde, als die bläulich glitzernden haushohen Zerspaltungen, daß Stunden lang Stufen geschlagen werden mußten und, in Folge davon, die Bewegung erschreckend langsam sich vollzog. Aber das Wesen des Montblanc lernte ich dabei von einer neuen Seite kennen; bis dahin hatte er mir stets nur gelächelt; nun zeigten sich seine Züge streng und abwehrend. Der Eindruck war tief; um so tiefer auch der Eindruck der Erhabenheit, als die Nothlage vorüber, der Gipfel erreicht war. Die höchsten Genüsse, die intensivsten Seelenregungen wollen eben erkämpft sein.

II.

Vor vielen Jahren habe ich das Verhalten des Hochgebirgswanderers mit den Worten charakterisirt: „Kühn in der Conception, vorsichtig in der Ausführung!" Sie treffen genau zu auf unsere nun zu schildernde Expedition, auf die Ersteigung des Montblanc über die Aiguille Blanche de Péteret.

Es gibt Berge, welche in einen Nimbus von Unnahbarkeit gehüllt sind: kein anderer Berg in dem Maße wie die „Weiße Nadel" von Péteret. Der erste Ersteigungsversuch fand im Jahre 1882 statt und endete damit, daß der Herr und der Führer auf der Fresnay-Seite abstürzten. Die Expedition bestand in der That nur aus zwei Personen, deren Verhängniß vielleicht ausschließlich durch diesen Umstand besiegelt wurde. Eine Katastrophe pflegt einen neuen Versuch zur Folge zu haben: aber hier vergingen doch drei Jahre, bis einer stattfand. Herr Seymour King kam mit seinen beiden Schweizer Führern zu diesem Zwecke nach Courmayeur. Die Expedition fand indessen erst statt, nachdem E. Rey dafür gewonnen war. Das war im Jahre 1885. Die Besteigung wurde — gleich dem ersten unglücklichen Versuch — vom Fresnay-Gletscher her ausgeführt, und seitdem ist die Spitze unbetreten geblieben.

Man hatte eine Ersteigung der Aiguille Blanche auch über ihrer anderen Seite, also von dem Brenva-Gletscher aus, versucht. Aufgeschichtete Steine und Reste trockenen Holzes verrathen noch heute die Stelle, wo die erfolglose Expedition nächtigte. Der Plan, welchen ich mit Rey entworfen hatte, stellte uns vor dieselbe Aufgabe; sie war an und für sich so schwierig, daß sie uns hätte genügen können. Jedoch der Sinn, den ein langes Leben großer Eindrücke entwickelt, gab unseren Wünschen einen noch höheren Flug: statt von der Spitze, auf der wir schon im Geiste standen, in das grüne Thal zu den Menschen zurückzukehren, wollten wir weiter ziehen in dem wilden Gebirge, Nomaden gleich, und die gefürchtete Aiguille Blanche zu einer Etappe für den Gipfel des Montblanc erniedrigen.

Die Karawane rückte am Morgen des 14. August um vier Uhr aus. Sie bestand aus sieben Personen; denn außer den beiden Führern begleiteten mich vier Träger. Drei davon sollten vom ersten Biwak aus zurückkehren. Es hatte

schon Mühe gekostet, ihre Zusage auch nur bis dahin zu erhalten; sie fürchteten sich davor, den Brenva-Gletscher an einer seiner schlimmsten Stellen zu überschreiten und auf einer Flanke der übel beleumdeten Aiguille Blanche zu schlafen.

Auf demselben Wege, wie im Jahre zuvor, erreichten wir den Brenva-Gletscher, der am Mont Maudit entspringt, und dessen rechtes Ufer von der Ostflanke des Montblanc gebildet wird. Wie damals, so mußten wir uns auch jetzt durch die Gras- und Trümmer-bedeckten Hänge des Mont de la Brenva emporarbeiten und einige seiner Felsschluchten durchschreiten, bis endlich die Stelle erreicht ward, wo der Gletscher selbst betreten wurde und der neue Weg nach links von dem alten abbog.

In dem Glanze eines völlig klaren Tages erhob sich auf der andern Seite des Eisstromes die Kette, welche scheinbar in dem Montblanc de Courmayeur culminirte. Von ihm aus verlief ihre perspectivische Kammlinie nach rechts in abgerundetem Wellenzug über die Calotte bis zum Mont Maudit und beherrschte die Felswände und Firn-Aufbrüche, welche uns im vorigen Jahre so viele schwere Stunden bereitet hatten. Man konnte sich nicht satt sehen an der formenreichen und formenschönen Modellirung dieser Flanke durch eine doppelte Folge von Kessel-Nischen und Contreforts. Aber man konnte auch nicht umhin, den Gegensatz zu bemerken, in welchem das andere Stück der Profillinie, das nach links verlaufende, zu dem eben charakterisirten stand; denn dort lag die wilde Arête de Péteret, welche von dem Courmayeur-Montblanc rasch über Felsklippen 750 m tiefer fällt und in 4000 m Höhe von Neuem aus einem coquetten Schneesattel zur Aiguille Blanche aufsteigt. Es ist bereits gesagt worden, wie steil von diesem Gipfel aus die Firstlinie über die Dames Anglaises und die Aiguille Noire zum Val Véni niederstößt. Der Schneesattel hat keinen Namen; ich will ihn das Hochjoch von Péteret nennen. Zwischen ihm und den Dames Anglaises liegt also die Aiguille Blanche. Wir standen ihrer Brenva-Flanke gegenüber: einer noch unerkletterten Wand, mit zart und scharf hervortretenden Rippen, mit Flecken von Schnee und mit Eis-gepanzerten Rinnen, dem Schauplatz fliegender Steine. Hier sollte unsere Besteigung verlaufen, und wenn sie geglückt war, so wollten wir von der Spitze der Aiguille über den Kammgrat zu dem Hochjoch, von diesem zu dem italienischen, und endlich zu dem französischen Gipfel gehen.

Zunächst war eine andere Aufgabe zu lösen: der Gletscher mußte traversirt werden, nicht ein Gletscher von Durchschnitts-Beschaffenheit, sondern der Glacier de la Brenva, ein wahrer Ausbund von Zerrissenheit. Besonders der mittlere Theil ist schlecht, und gerade diesen mußten wir wählen; anders ließ sich die Basis der Aiguille nicht erreichen. Ob eine solche Traversirung gelingen wird oder nicht, das können selbst erfahrene und geschickte Führer vorher nicht wissen. Denn es fehlt die Uebersicht und damit auch das sichere Urtheil. Rey übernahm die Leitung, ich folgte als zweiter am Seil, dann kam Klucker; das Trägervolk hatte ein besonderes Seil.

Der Gletscher wurde in 2550 m Höhe betreten und nicht senkrecht gegen die Längsaxe durchmessen, sondern schräg und im ansteigenden Sinne, so daß wir das andere Ufer bei 2750 m erreichten. Die Weg-Krümmungen eingerechnet,

hatten wir eine Strecke von zweitausend Metern auf dem Eise zurückzulegen, oft eingeschlossen, zuweilen bedroht von seinen Klippen. Darüber vergingen zwei und eine halbe Stunde, während wir uns auf vier bis fünf Stunden gefaßt gemacht hatten. Halbwegs waren die Schwierigkeiten am geringsten, wurden aber später sehr bedeutend, so daß ein einzelner Mann, selbst wenn er noch so geschickt gewesen wäre, wohl kaum hätte allein durchkommen können. Das rein Technische dieser Dinge übergehe ich absichtlich; nicht die Eis-Kämme sind schwer zu passiren, sondern die Eis-Wände, sobald sie auch nur an einer einzigen Stelle ein wenig überhängen. In der Nähe des neuen Ufers vergrößerten sich auch die Gefahren, soweit dieselben in Einstürzen von Eis bestanden. Hier erschien die Gletschermasse ganz und gar aufgelöst, zwar nicht in elementare, aber in phantastische Bestandtheile, ähnlich wie in den meist bewunderten Kirchen der Gothik die compacten Mauern romanischen Baustils zu Säulenbüscheln aufgelöst sind.

Um zwei Uhr Nachmittags betraten wir das rechte Brenva-Ufer und standen an der Basis der Aiguille Blanche; etwa da, wo die abwärts laufende Uferlinie des Haupt-Gletschers nach rechts einbiegt und nun die Basis der Dames Anglaises und der Aiguille Noire bildet. Von der Mündung dieses kurzen Nischen-Thales sollte der Weg schräg über die Flanke so ansteigen, daß unsere linke Schulter am Berge blieb, die rechte sich gegen den Brenva-Gletscher wandte. Damit steuerten wir dem anderen Nischen-Thal zu, welches zwischen der Aiguille Blanche und dem Montblanc de Courmayeur eingelassen ist.

Ueber einen Berg, den man besteigt, hat man freilich keinen Ueberblick. Es ist aber der Vorzug systematischer Erforschung, daß bei ihr die einzelnen Expeditionen des Reisenden sich ergänzen, daß die Summe der geleisteten Arbeit sich zu einem Ganzen schließt. Im Jahr zuvor hatte ich von dem gegenüberliegenden „Brenva-Biwak" aus die ganze Kette zwischen der Aiguille Noire und dem Mont Maudit photographisch aufgenommen; indem ich nun die Notizen meines Tagebuches mit den Details des scharfen Bildes verglich und die Erinnerung an meine Erlebnisse zu Hülfe nahm, konnte ich die Besteigung mit Treue auf dem Papier wiederholen, und mit derselben Lebhaftigkeit, wie auf der Aiguille Blanche selbst.

Welche von beiden Arbeiten die schwerere sei, das lasse ich dahingestellt. Die Eisaxt handhabt sich zuweilen leichter als der Gänsekiel; aber die Sorge um das Gelingen blickt in beiden Fällen über die Schulter.

Von dem Gletscherrande aus stiegen wir zunächst über Seracs eisverkleideter Felsen und über alte Lawinen-Trümmer ein wenig an und trafen bei 2800 m guten trockenen Fels. Der Weitermarsch führte bald auf die erwähnten Biwak-Reste (2860 m), und wir nahmen mit, was daselbst an trocknen Lärchenästen zurückgeblieben war.

Unser eigenes Biwak sollte höher hinauf verlegt werden, und gerade dieses letzte Wegstück bot Gefahr. In meinen Notizen steht zwar lakonisch und scheinbar wenig charakteristisch: „erst gut, dann schlecht; 4 Uhr 20 Min. aus der Gefahr (3040 m)"; ich weiß aber ganz gut, was sie bedeuten: nämlich ein Eis-Couloir, das traversirt werden mußte, schwierige Felsen und Bedrohung

durch Steine und Seracs. Eben deshalb lag das alte Biwak *unterhalb* dieser Stelle und wurde zu einem Denkzeichen der Umkehr.

Vor uns ragte eine ziemlich mächtige Felsrippe auf, die weiter oben aus einem Eisfeld entsprang und dieses dann in zwei Theile theilte. Den einen Theil hatten wir soeben überschritten, der andere blieb für den folgenden Tag aufgespart. Zur Stunde mußte also der Steinwall der Rippe erklommen werden. Einige hervorstehende Felsblöcke, denen der Himmelsgrund ein scharfes Profil verlieh, versprachen Schutz und gaben die Richtung. Nachmittags gegen halb sechs Uhr wurde die Stelle erreicht, die wir erst mit dem Tagesgrauen wieder verlassen konnten; sie lag 3200 m hoch. Damit waren die Chancen des Erfolges wesentlich erhöht.

Trotzdem wollte der Träger, der weiterhin mitzukommen versprochen hatte, am folgenden Morgen mit seinen drei Gefährten umkehren; denn diese hatten ihn aufgehetzt. Schließlich kam Alles in Ordnung, der Mann wurde wieder vernünftig und hat sich während der ganzen Expedition brav und geschickt benommen, — wie es einem Träger des Namens Cäsar zukommt; denn so hatte der mir unbekannte Vater Ollier seinen Sohn taufen lassen.

Die Bodenverhältnisse waren einem Biwak nicht günstig, wie oft an Graten, wo Verwitterung das Gestein in Trümmer geschlagen hat, ohne daß diese fortgeführt wurden. Sache meiner Leute war es, ein Stück des Felsgewirres zu einer Lagerstätte für mich herzurichten. Sie thaten es auch mit großem Geschick und um so größerem Eifer, als ich selbst mich nie um die wirthschaftlichen Details bekümmere. So bald wir nicht marschiren, wandelt sich Rey aus einem Führer in einen Quartiermacher, Kammerdiener und Koch. In allen Ländern habe ich die Erfahrung gemacht, daß man auf Explorations-Reisen um so besser bedient wird, je weniger man sich selbst bedient. Das erhöht den Comfort wesentlich, und diesen muß sich der Reisende — wenigstens der beobachtende und arbeitende — zu verschaffen suchen. Denn es gibt auch einen *Comfort der Wildniß*, und es ist ein falsches Princip, ihn gering zu achten, weil leibliche und geistige Gesundheit, also die Leistungsfähigkeit, damit in engem Zusammenhange stehen. Während solcher Reisen muß die Widerstandskraft möglichst groß erhalten werden; man soll die Abhärtung nicht *aufsuchen*, sondern *vermeiden*, wo es angeht, und das Abhärten den Vorbereitungen zuertheilen. Auch der Soldat zieht in den Krieg mit seinen besten Sachen, wird möglichst gut genährt und biwakirt nur dann, wenn die Umstände es fordern; und was ist Exploriren anderes, als ein Krieg mit anders gearteten Widersachern?

So lange der Tag währt, hat ein Biwak im Hochgebirge großen Reiz, vorausgesetzt, daß man nicht auf eine kleine, von Abgründen und Felsmauern eingefaßte Plattform angewiesen ist; diese wird alsdann zu einem offenen Käfig: man kann ihm entfliehen, sich aber nicht darin bewegen. Während die Leute das Feuer richten und Schnee für die Suppe schmelzen, pflege ich die stets interessante Landschaft zu betrachten, die nächste Vergangenheit und Zukunft zu überdenken, wohl auch niederzuschreiben, was mir gerade einfällt: zuweilen Dinge, die gar nichts mit den Bergen zu thun haben. Denn nach einem

Marschtage im Gebirge ist der Geist angeregt, bekommt das Auge etwas Suchendes: man zergliedert die Landschaft und fügt Dinge zusammen, welche zeitlich oder räumlich weit auseinanderliegen. Nur zu bald folgt das Schauspiel der Verwandlung von Tag in Nacht, von relativer Wärme in absolute Kälte, von stiller Luft in eine kühle Brise, welche zuweilen durch die Decken bis in das Mark des schlaflosen Bergpilgers kriecht. Das Lager ist bereitet; man kennt seine Freuden! Sie bestehen nicht in Schlaf, sondern in der Zuversicht, daß nach langen Stunden der Tag wieder leuchten und die Fesseln der Erstarrung brechen wird, welche die Nacht um Körper, Seele und Geist zu legen sich anschickt.

Das Wetter war während des ganzen Tages prachtvoll geblieben, und die Aussicht vom Biwak kam dadurch vollkommen zur Geltung. Die satteren, farbenreicheren Töne des sinkenden Tages milderten vorübergehend den strengen Ernst der Brenva-Landschaft, aus welcher das Liebliche ganz verbannt ist. Die Gletschermasse zu Füßen endete scheinbar in der Luft, da wo ihr stärkerer Fall das eigentliche Ende unsichtbar werden ließ. Jenseit der scharfen Grenzlinie sah man das Dorf Entrèves mit seinen Feldern; auch ein Stück des bewaldeten Ferret-Thales. In der Richtung seines Endes, aber weiter zurück, erhob sich der prachtvolle Grand Combin, dessen Form ebenso schön ist, wie seine Lage bevorzugt. Die Walliser Alpen blieben nur durch den Monte Rosa bemerkenswerth; denn dieser ist kein einzelner Gipfel, sondern eine Kette, welche nahezu unverkürzt in siebzig Kilometer Abstand gesehen wurde; ihr schöner Nachbar, der Lyskamm, projicirte sich darauf, weshalb das Auge ihn vergeblich suchte. Die sechzig bis siebzig Kilometer, welche uns von dem Matterhorn, der Dentblanche und dem Weißhorn trennten, drückten diese hohen Berge fast bis zur Bedeutungslosigkeit herab. Um so wirkungsvoller wurde das, was in nächster Nähe lag. Hier sah man den Col du Géant, jenseit desselben die Dent du Géant, daran anschließend die Jorasses. Es war aber nicht leicht, die Fortsetzung der großen Wasserscheide von dem genannten Col aus in der entgegengesetzten Richtung, gegen den Mont Maudit zu, deutlich zu constatiren, weil die mangelnde Luft-Perspective zwei Gebirgsstöcke so aufeinander projicirte, als wären sie nur einer. Und doch liegt zwischen ihnen ein breites Firnthal, das dem savoischen Géant-Firn tributär ist.

Als die Nacht da war, die Träger sich bereits zwischen Felsblöcken verkrochen hatten, ließ ich mich in zwei Decken wickeln, verhüllte das Gesicht, um es gegen die Ausstrahlung zu schützen, und erwartete geduldig den Morgen des 15. August.

Um halb fünf Uhr marschirten wir ab.

Die Besteigung gliederte sich in zwei Theile: einen unteren gefährlichen, der von den Niveaulinien 3212 m und 3713 m eingefaßt wurde, und einen oberen, nur schwierigen, der in dem Gipfel selbst endet, d. h. in 4113 m. Die untere Zone, von 500 m Mächtigkeit, beanspruchte drei Stunden, die obere, von 400 m Mächtigkeit, ebendieselbe Zeit. Dazwischen wurde eine halbstündige Pause eingeschaltet. Unter Berücksichtigung der übrigen Pausen ergab sich eine stündliche Hebungs-Geschwindigkeit von 185 m für die untere Zone, und eine

solche von 165 m für die obere. Die Bedeutung dieser Zahlen, als eines Maßes für die Schwierigkeiten, habe ich an anderer Stelle auseinandergesetzt.

Da die Expedition neu war, so konnten wohl hier und da Zweifel über den Weg auftreten. Es war aber mehr die Gefahr, als die Schwierigkeit, was unsere Schritte einmal anhielt und kurze Berathung forderte. Wir einigten uns schnell. Es handelte sich immer um dieselbe Frage: wo ist die Steingefahr am geringsten? Diese Brenva-Flanke der Aiguille Blanche sieht aus wie ein Modell in natürlicher Größe, dazu bestimmt, die günstigste Configuration für Eis- und Stein-Lawinen zu erläutern. Steigt man längs eines solchen Hanges schräg auf — man nennt das eine ansteigende Traversirung —, so muß man die Schluchten kreuzen, durch welche das gelöste Material wie in einem Trichter gesammelt wird und zur Tiefe fliegt. Diese Schluchten sind oft mit hartem Eis erfüllt, sie können nur langsam passirt werden; saust ein Stein hernieder, so ist ein Ausweichen selten möglich; denn man ist auf die Stufen angewiesen. Die Steine kommen nicht immer in großer Masse, sondern fliegen auch isolirt daher wie Schmetterlinge; ein Splitter genügt zuweilen, einen Wanderer zu tödten.

Nachdem wir abwechselnd secundäre Felsrippen erklettert, schmale Eisfelder traversirt oder uns in der Randkluft eines Couloirs, Eis zur Linken, Fels zur Rechten, in die Höhe gearbeitet hatten — nie frei von Befürchtungen — gelangten wir in 3540 m an den rechten Rand eines neuen Eis-Couloirs von dreißig Schritt Breite. Hier war die größte Gefahr, und gelegentlich sauste ein Steinstück nieder. Kurz entschlossen löste sich Rey vom Seil und begann sofort die Arbeit des Stufenschlagens, die Augen auf das Eis geheftet. Klucker übernahm das Amt, nach oben zu sehen und laut zu rufen, wenn etwa ein Stein aus der Höhe käme; in diesem Falle sollte Rey auf den bereits vorhandenen Stufen zu uns zurückspringen. Er erreichte glücklich das andere Ufer, und damit war das Schlimmste gethan; denn nun ging ein Jeder der vier Uebrigen, gleichfalls allein und relativ schnell, hinüber. Dann kletterten wir zum Felsen auf und rasteten in der Höhe von 3710 m, also vierhundert Meter unter dem Gipfel. Hier befanden wir uns in Sicherheit, auf einem scharfen Grat, welcher die rechte Wand der Nische zwischen der Aiguille Blanche und dem Courmayeur-Montblanc bereits beherrscht und dem ersteren Gipfel zustrebt. Dieser besteht aus einer höchst zierlichen Schnee-Pyramide. Der Fels, welchem sie aufsitzt, hat auf der Brenva-Seite die Form einer schlanken Bastion, deren Basis über uns lag; aus letzterer entsprang der erreichte Grat, wechselnd bedeckt mit Eis, Firn und Schnee. Wir folgten ihm und standen nach fünfviertelstündigem Klettern in 3900 m.

Der Schneegrat hörte hier auf, und bis zur Basis der eleganten Gipfel-Pyramide kletterten wir auf dem Fels der Bastion; zur Ersteigung des letzten Stückes mußten hundert Stufen in Eis und dreißig in harten Schnee geschlagen werden. Kurz vor elf Uhr wurde die Spitze der Aiguille Blanche de Péteret betreten. Einen großen Theil unserer Besteigung, besonders das Ende, hatte man mit dem Fernrohr verfolgt, das vor der Cantine de la Guérison, zweihundert Meter oberhalb Courmayeur, aufgestellt war.

Die weiße, weithin leuchtende Pyramide besitzt vier scharfe Kanten, von denen zwei durch den Kamm des Péteret-Grates geliefert werden; sie gibt der Aiguille Blanche eine gewisse Aehnlichkeit mit der „Schneehaube" des Monte Scerscen im Engadin, oder mit der Welli-Kuppe bei Zermatt.

III.

Wir waren nun eingetreten in das Gebiet scharfer Grate und außerordentlich hoher Felswände; wir sahen zu Füßen zerklüftete Gletscher, aber weite Schneegefilde sahen wir in der Höhe nicht länger. Es begann eine neue Phase unserer Expedition, deren Zielpunkt räumlich nicht fern von uns lag, wohl aber zeitlich. Denn die geradlinige Entfernung vom Montblanc de Courmayeur betrug anderthalb Kilometer und der zurückzulegende Weg weniger als drei; dagegen erreichten wir die zweite Spitze erst sechsundzwanzig Stunden später als die erste, obwohl das Wetter über jede Beschreibung günstig war, und alle vier Theilnehmer der Expedition sich in bester Gesundheit befanden. Der Aufenthalt auf dem Gipfel währte nur zehn Minuten; aber zwanzig Meter tiefer ruhten wir auf Felsen aus, am unteren Rande der Schnee-Pyramide, und erfreuten uns an der Großartigkeit der Situation.

So zart wie kühn zog sich die Scheidelinie der Gebiete von Brenva und Fresnay zu dem bereits erwähnten Hochjoch von Péteret nieder, welches den tiefsten Punkt des Grates zwischen der Aiguille Blanche und dem Montblanc enthält. Wir folgten diesem Grat und verließen ihn nur an der Stelle, wo zwei Felsen durchbrechen; hier traversirten wir auf der Brenva-Seite längs des sehr steilen Hanges. Als der Kamm wieder erreicht war, sah man auch wieder links in der Tiefe die höchsten Theile der Nachbar-Gletscher von Fresnay und Brouillard, und es war gut zu constatiren, daß der kürzeste Weg auf den Montblanc von dem Val Véni über den Brouillard-Gletscher führt. Leider ist es noch nicht geglückt, diesen Weg bis zu Ende zu begehen; die Felsen oberhalb des Gletschers konnten bisher nicht erklettert werden. Die beiden einzigen Montblanc-Expeditionen, welche am Glacier du Brouillard ihren Anfang genommen hatten (die des Herrn J. Eccles 1877, und die des Herrn G. Gruber 1880), mußten auf einem schwierigen Wege über den sogenannten Col Fresnay zum Fresnay-Firn niedersteigen. Es soll nicht verschwiegen werden, daß in der Frühe des folgenden Tages eine schauder-erregende Stein-Lawine an jener Stelle niederging.

Die Betrachtung dieser Gegend, der Ursprungsgegend des Péteret- und des Brouillard-Grates, war sehr anziehend für mich; aus solcher Nähe hatte ich den „Bug des Montblanc-Hufes" noch nicht erblickt, und damit schloß sich die letzte wesentliche Lücke in meinen Vorstellungen von dem hohen und vielgestaltigen Berge.

Trotz aller Vorsicht, welche der Weg verlangte, blieb Muße zur Betrachtung; denn wir konnten nur in geschlagenen Stufen vorwärts dringen, und obwohl das Hochjoch von Péteret nur etwa hundert Meter tiefer liegt, als die Aiguille Blanche, und die Gratlinie ziemlich gleichmäßig fällt, so gebrauchten wir mehr als zwei Stunden, um das Niveau von 4010 m zu erreichen. Danach stiegen

wir wieder auf, zunächst den Schneegrat weiter verfolgend und dann nach links, auf die Felsen übergehend, welche das Firnplateau von Fresnay einfassen.

Die Sonne brannte heiß, die Felsen fühlten sich warm an, Wasser gab's nicht, und gegen drei Uhr machten wir in 4080 m Höhe eine Pause zum Essen. Der Gaumen trocknet bei lang andauernden Expeditionen leicht aus und entzündet sich durch gelegentliches Trinken von kaltem Wasser, so daß die Schluckbewegung eine schmerzhafte und schwierige Procedur wird. Deshalb hatte ich ein großes Stück Speck und viele Birnen mitgenommen, weil diese Dinge sich leicht essen lassen und wohlthuend wirken. Aber die gewissenlosen Träger hatten Alles Tags zuvor heimlich verzehrt; sie mußten längst wieder in Courmayeur angelangt sein; mein Zornesausbrauch erreichte sie nicht und verhallte an den Steinen der Montblanc-Wildniß.

Es war halb vier Uhr Nachmittags, und wir befanden uns weniger als siebenhundert Meter unter dem Courmayeur-Gipfel. Wie viele Zeit erforderlich war, um dorthin zu gelangen, das ließ sich nicht angeben, das hing davon ab, wie die Kammschneide, welche wir vor kurzem verlassen hatten und wieder zu betreten beabsichtigten, in der Höhe beschaffen war. Lag dort oben guter Schnee, so konnte das Ziel in vier bis fünf Stunden erreicht werden, war aber der Schnee in Eis verwandelt, so waren sechs bis acht Stunden nöthig. In beiden Fällen hätte uns die Nacht noch beim Klettern erreicht. Nun kann man in der Noth zwar Nachtmärsche auf schlimmem Terrain glücklich durchführen (wie ich das z. B. mit Rey am M. Scerscen gethan habe), aber das Rifico bleibt immer groß, und nun gar in einer Höhenregion von 4400 bis 4800 m!

Wir beschlossen, weiter an der Wand aufzusteigen bis zu einem 4250 m hoch gelegenen Felsen; an seinem Fuß wurde auf einer geröll-bedeckten Gesteinsleiste das zweite Biwak aufgeschlagen.

Das Aufschlagen des Biwaks bestand nun freilich in nichts Anderem, als darin, daß die drei Leute ihre Lasten ablegten und ich meinen Sack mit den wollenen Unterkleidern auspackte. Wir hatten weder Holz noch Decken, noch Spiritus und mußten nahezu dreizehn Stunden an dieser Stelle verbleiben: von fünf Uhr Nachmittags bis gegen sechs Uhr Morgens.

Ohne Feuer habe ich häufiger auf Fels biwakiren müssen, einmal sogar in mehr als 5000 m Höhe (in den Andes); ohne Decken und ohne Feuer nur selten. Den Reiz der Neuheit hatte die Situation nicht; mich fror schon im Voraus in der sicheren Erwartung des Kommenden; und als der Schüttelfrost mich packte, fand ich das ganz natürlich.

Noch ehe die Sonne sank, zogen starke weiße Nebel aus der Tiefe auf und verhüllten periodisch die Aiguille Blanche; ihr Gipfel lag nur etwa 900 m von uns entfernt und 140 m tiefer als das Biwak. Das Zenit blieb unbewölkt, auch der Montblanc. Ich faßte die Erscheinung auf als eine Folge der großen Hitze in den tieferen Thälern, nicht als den Beginn eines Wetterumschlags. Aber wer kann in solchen Fällen mit voller Sicherheit sprechen? Rey befragte mich um meine Meinung; ich antwortete, daß diese Wolken nach meinem Dafürhalten nur das Zeichen guten, warmen Wetters wären; erklärte

mich aber bereit, sofort wieder aufzubrechen. Denn im Falle schlechten Wetters wurde unsere Lage sehr precär. Ein Jeder wußte, daß alsdann wenig Hoffnung auf eine glückliche Heimkehr blieb. Wenn Sturm, Hagel und Kälte, in dieser Höhe und in dieser Wildniß, gegen uns wütheten, so hätten wir wohl unterliegen müssen. Drei Rückwege boten sich dar: der eine über die Aiguille Blanche, der andere über das Fresnay-Plateau und den Brouillard-Gletscher, der dritte über die Kammschneide zu dem Montblanc. Auf den ersten beiden Wegen hätten uns die Steine erschlagen, auf dem letzten hätte der Sturm uns aus den Stufen geweht, oder zunehmende Kälte zur Erschöpfung, und dann zum Sturz geführt.

Aber mit der aufziehenden Nacht lösten sich alle Nebelschleier, und das Wetter zeigte wieder den Ausdruck seiner wahren Natur. Kein Lüftchen regte sich; ein milder Sternenglanz umfing die erhabene Landschaft; es war ruhig rings umher; ruhig und sicher setzte die Kälte ein.

Meine Leute benahmen sich tadellos. Von Rey und Klucker erwartete ich das; aber auch Cäsar, der Träger, hatte seine Natur in den letzten vierundzwanzig Stunden zu etwas Besserem veredelt und zeigte sich seinen Gefährten gleichwerthig im Ertragen. Unsere Provisionen waren stark zusammengeschmolzen; das war uns gleichgültig; in solchen außergewöhnlichen Fällen scheint der Mensch sich nicht bloß durch eigene Kraft zu *bewegen*, sondern auch zu *ernähren*. Es war noch etwas Wein da; selbst dafür war kaum Bedürfniß vorhanden. Auffallender Weise litt Keiner von uns an Durst, obwohl wir nun schon zwei mühselige Marschtage hinter uns hatten. Vor dem Alles beherrschenden Gedanken, daß das Ziel erreicht werde, traten die leiblichen Bedürfnisse in den Hintergrund. Niemals habe ich mit so frohem, dankbarem Sinn so stark gelitten, wie in jener Nacht vom 15. zum 16. August. Denn die Freude über das gut bleibende Wetter und über den dadurch verbürgten Erfolg wuchs mit der stets wiederkehrenden Betrachtung, was unser Schicksal geworden wäre, wenn die mächtige, unwiderstehliche Natur ihren Zorn über uns ausgegossen hätte!

Um ein Uhr Nachts sang Rey mit lauter Stimme das schöne Lied von „Béranger et sa chère Lisette“, das für uns zu einer Art heiteren Schlachten-Liedes geworden ist, seit wir es zum ersten Male, bei einer Januar-Besteigung der Grandes Jorasses, gesungen hatten. Dieses plötzliche Hineinziehen der Weiblichkeit in unser kaltes Biwak wirkte innerlich erwärmend auf alle Bewohner desselben, während sich äußerlich nichts an der Kälte-Empfindung änderte.

Der Morgen wurde freudig begrüßt. Da wir nicht mit einer Laterne marschiren durften — des Terrains wegen —, so mußte der Tag da sein, ehe wir aufbrachen. Jeder aß eine Kleinigkeit. Ein rohes Ei, das ich austrank, war von der Kälte granulirt und hatte die Consistenz von frappirtem Champagner. Die Temperatur war nur auf -4° C. gesunken, was für die starke Ausstrahlung der Wärme in 4250 m Höhe als äußerst günstig bezeichnet werden muß.

Ein Kleinod besaßen wir noch: eine Flasche Moët; sie wurde unmittelbar vor dem Aufbruch geöffnet und ihr Inhalt gleichmäßig unter uns getheilt.

Das war eine weise Maßnahme, das rechte Ding zur rechten Zeit. Dadurch wurden die nächtlich erstarrten Kräfte eines Jeden wieder frei, und frischen Muthes begaben wir uns an das Tagewerk des 16. August.

Dasselbe begann mit dem Klettern über eine Anzahl sehr schlechter Stellen; und es war keine Frist gegeben, die Muskeln langsam an ihre Arbeit zu gewöhnen. Den Armen wurde sogleich die äußerste Anstrengung zugemuthet, das freie Athmen dadurch erschwert, daß Brust und Zwerchfell bei steilen Anstiegen stark zusammengepreßt wurden. Gegen sechs Uhr früh waren wir aufgebrochen, und eine gute halbe Stunde später betraten wir wieder die Péteret-Kammschneide, in 4320 m, also vierhundertundvierzig Meter unter dem Courmayeur-Gipfel.

Den erhofften Schnee trafen wir nicht an, ein Kamm harten Eises zog sich steil vor uns auf. Rey begann sofort Stufen zu schlagen; er ist so wenig daran gewöhnt, mit gleichwerthigen Führern zu gehen, daß er alles Schwierige allein machen will. Auch die Anwesenheit Klucker's brachte den Berserker nicht aus seiner Gewohnheit, obwohl er die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Mannes aus dessen Leistungen kannte. Seine stete Antwort auf das kameradschaftliche Anerbieten zur Ablösung blieb: „Oh, dieses hier ist nichts".

Um halb acht Uhr durfte Klucker endlich vorangehen; er schlug bis gegen neun Uhr die Stufen. Wir hatten also bereits zwei und eine halbe Stunde auf dem Eisgrat verbracht und waren nur zweihundert Meter in die Höhe gekommen, was achtzig Meter Hebung in der Stunde ergibt. Der Gipfel lag noch zweihundertfünfzig Meter über uns. Sollten wir in dieser Weise fortfahren? Das hätte, im Hinblick auf das nothwendig eintretende Nachlassen der Kräfte, fünf bis sechs Stunden erfordert. Es wurde deshalb beschlossen, den Grat nach links hin zu verlassen und einen neuen Weg in den Felsen zu suchen. Neue Mühsal erwartete uns hier: das Protogin-Gestein verlor mehr und mehr seine gute granitische Beschaffenheit und ging in die schiefrige über; dadurch minderten sich die guten Griffe für die Hand und die sicheren Stützpunkte für den Fuß, und wurde das Klettern noch schwieriger. Dieser Wechsel im Gesteins-Gefüge tritt in den höchsten Zonen des Montblanc überall ein, wo Felsen zu Tage stehen, auch auf der savoischen Seite, so z. B. bei den Petits Mulets, den Rochers Rouges und den Bosses.

Es ist nicht dasselbe, ob man mit frischen Kräften klettert, oder am dritten Tage einer Expedition, die von Anfang an schwierig war und bereits zwei Biwaks forderte; noch ist es gleichgültig, in welchem Niveau man dabei athmet. Wenn man auch im Zustand der Ruhe wenig durch die Dünnheit der Montblanc-Luft beängstigt wird, so wirkt eine große Anstrengung in derselben doch sehr fühlbar auf den Organismus ein und kann sich in vorübergehenden Muskel-Schmerzen und in heftigerem Athmen verrathen.

Die Felsmauer war streckenweise mit Eis verkleidet, so daß die Axt periodisch erdröhnte. Dieser Abschnitt der Besteigung war wohl für alle Betheiligten der mühseligste; wir kämpften einen harten Kampf, der nur gewonnen werden konnte, wenn die Energie nicht nachließ, wenn die Qual ihrer Ausübung standhaft ertragen wurde.

Nach dreieinhalb Stunden, in denen wir zweihundertdreißig Meter gestiegen waren, ließ sich der Gipfel beinahe greifen. Nur vierzig Stufen wurden von Klucker in den Eisgrat geschlagen, und um 12 Uhr 55 M. standen wir auf dem Montblanc de Courmayeur (4756 m). In diesem Augenblick hörten wir einige Kanonenschläge: sie tönten aus dem Val Véni herauf. Der Wirth der Cantine de la Guérison hatte sie aus Dankbarkeit und Freude abgefeuert, weil meine Expedition nun schon zwei Tage hintereinander zu einer kleinen Einnahme-Quelle für ihn geworden war. Denn ihm gehörte das Fernrohr, welches die aus Courmayeur herbeigeeilten Fremden fleißig benutzten. Sie konnten uns aus der Entfernung einer deutschen Meile betrachten und standen 3300 m unter uns — was einer perspectivischen Höhe von nahe 27° entspricht.

IV.

Unser Weg war nun nicht mehr schwierig, die Landschaft völlig verändert. Wir folgten dem unmerklich ansteigenden Schneegrat, der von vielen schiefrigen Felsen durchbrochen wird und sich dann, breiter werdend, in der Calotte allmälig auflöst. Wir empfanden große Hitze und erhielten die Mittagsblendung des prachtvollen Montblanc-Schnees. Ich wollte frisch auf dem eigentlichen Montblanc ankommen und ging deshalb ganz langsam. Welche Erholung nach vorangegangener Beschwerde!

Gegen zwei Uhr Nachmittags betraten wir den Gipfel: der höchste Punkt unserer Wanderung war erreicht. Erst jetzt kam das Bewußtsein der Erregtheit über mich, aber auch das einer tiefen Dankbarkeit für das Glück, welches unserer langwierigen Arbeit zur Seite gestanden hatte.

Denn der am meisten sich aufdrängende Gedanke war der: einer lang andauernden Gefährdung entgangen zu sein, gegen welche sogar die technische Leistung zurücktrat. In diesem Sinne äußerte ich mich auch zu den Herren A. M. Marshall und T. L. Kesteven, zwei hervorragenden englischen Alpinisten, die mich mit ihren drei Führern auf dem Gipfel erwarteten. Sie waren von Courmayeur gekommen, hatten aber den Weg über die Rochers du Montblanc gewählt und waren, im Gegensatz zu allen früheren Besteigern, auf den Gipfel gelangt, ohne den Grat der Bosses zu berühren. Diese Herren begrüßten mich mit ihren Glückwünschen und gaben mir Alles, was sie an Wein und Provisionen besaßen, obwohl ihr Weg noch weit war; denn sie mußten sogleich zu den Grands Mulets niedersteigen. Wir schüttelten uns die Hände zum Abschied und wünschten einander glückliche Heimkehr. So willkommen mir die empfangenen Gaben waren, höher noch schlug ich die herzliche Art an, mit welcher sie dargeboten wurden.

Von jetzt an hielten wir Gefahr und Mühsal für überwunden. Die einzig möglichen Bedrohungen, Wetterumschlag oder Krankwerden, lösten sich vor der Freudigkeit des Empfindens in Nichts auf. Das Wetter sah so beständig aus, als könnte es sich überhaupt nicht ändern, und der Gesundheitszustand der Expedition war beneidenswerth. Dem veränderten Seelenzustand entsprach der Gegensatz zwischen dem wilden Hochgebirge der südlichen Montblanc-Seite und jener großen, in ruhigen Formen modellirten Firn-Landschaft,

durch die wir nun wandern sollten. Auch war unser Weg über die Calotte der leichteste von allen! Wir hatten ihn vor einem Jahre, an demselben Kalendertage und zu derselben Tageszeit in der Richtung aufwärts gemacht. In beiden Fällen war die Luft gleich klar, aber damals war sie bewegt, während jetzt der Wind kaum fühlbar wehte, und auf der Südseite, wenige Schritte unter dem höchsten Punkte, absolute Stille herrschte. So günstige Verhältnisse werden selten auf dem Montblanc angetroffen, wo man meist der schneidenden Kälte einer unruhigen Atmosphäre ausgesetzt ist.

Wir erfreuten uns einer Temperatur von Null Grad, und da die August-Sonne mit voller Intensität herniederbrannte, so hatte ich den Eindruck, als sonnte ich mich an irgend einer geschützten Stelle der Riviera. Das that wohl nach dem letzten kalten Biwak! Was die Aussicht vom Gipfel betrifft, so muß ich auf meine früheren Schriften verweisen.

Zu den bereits erwähnten Gegensätzen gesellte sich der Umstand, daß das kleine Plateau der Calotte und ihr nördlicher Hang in eine Art von Zimmerplatz mit Maschinen-Betrieb verwandelt waren. Neben uns lag ein Theil des Baumaterials für das zu errichtende Montblanc-Observatorium; der fehlende Theil wurde, von den Rochers Rouges (4510 m) aus, mittels kleiner Winden hinaufgeschafft, die im Schnee befestigt waren. Elf Eskimo-artige Männer besorgten diese Arbeit. Wenige Wochen später stand der kostspielige Bau fertig da, errichtet auf dem beweglichen Untergrunde des Eises.

Wir stiegen auf steiler, breit ausgetretener Schneespur längs der Winden zu der Hütte der Rochers Rouges nieder, wo wir gegen vier Uhr ankamen und von Herrn Frédéric Payot empfangen wurden. Derselbe hat die Aufsicht über die Arbeiter, welche die Nächte hier verbringen, und besorgt die Küche für die seltsame Colonie; er war erbötig, auch uns Obdach und Pflege bis zum folgenden Morgen zu geben. Meine drei Leute legten sich zum Schlaf nach langer, harter Arbeit nieder, während ich mehrere Stunden mit Payot plauderte, seiner Zeit einem der besten Führer von Chamonix. Die Nerven-Spannung, welche der dreitägige Aufstieg in mir erzeugt hatte, setzte sich nun in Gesprächigkeit um, und die neu gewonnene Ruhe erweckte ein lebhaftes Bedürfniß nach Speise und Trank. Abgeschlossen durch das Haus gegen die starken Eindrücke der Gebirgswelt, in der Stille des kleinen Zimmers, genoß ich die Freuden der Erholung.

Dagegen verlief die Nacht unter Qualen. Denn es schliefen sechzehn Personen in der engen, gut gedichteten Hütte; zwölf davon waren seit vierzehn Tagen, vier davon seit drei Tagen nicht aus den Kleidern gekommen. Aneinander gepackt wie Galeeren-Sträflinge lagen wir da; eine unerträgliche Hitze entwickelte sich; die Kehle brannte; rühren konnte man sich nicht; der Weg zur Thüre war mit Menschen belegt; ein Entfliehen in die kalte Nacht wurde unmöglich. Die Qual hielt den Schlaf fern, die Luft verpestete sich mehr und mehr, und in dieser Atmosphäre mußten wir etwa zehn Stunden aushalten. Erst um halb sechs Uhr früh konnte ich dem Gefängniß entrinnen, das während der ersten Stunden nach meiner Ankunft eine Stätte des Friedens und der Erholung für mich gewesen war. In der Kälte des Morgens (— 7° C) athmete

ich die reine Luft eine halbe Stunde lang mit gierigen Zügen, und dieses innerliche Luftbad vertrieb Kopfschmerzen und Uebelbefinden.

Der Tag war klar, und schon warf die Sonne ihre ersten Streiflichter auf die Calotte. Um halb acht Uhr Vormittags (17. August) verließen wir die Rochers Rouges, nicht ohne einen Blick auf die schlimmen Seracs der Brenva-Flanke geworfen zu haben, die wir vor einem Jahre passirt hatten. Wir nahmen den Abstieg über den vereisten Firnhang des Mur de la Côte (dreihundert Stufen), conturnirten den Hang, links wendend, und stiegen durch den Grand Corridor und die Côte zum Grand Plateau nieder, das wir an seinem oberen Rande in 4000 m durchschritten. Dann führte der Weg noch einmal aufwärts zum Dôme du Goûter (4330 m); von dort abwärts über den Dom- und Aiguille Grise-Grat zum Dom- und Miage-Gletscher. Diese Route habe ich früher beschrieben, aber nicht mit hinreichendem Nachdruck betont, daß der obere Dom-Firn in der Region von 3660 m höchst gefährlich durch Firn-Abbrüche werden kann.

Nach elfstündigem Marsch, der durch zwei längere Pausen unterbrochen wurde, trafen wir Abends zwischen acht und neun Uhr in Courmayeur ein.

Im Ganzen waren wir achtundachtzig Stunden lang nicht aus den Kleidern gekommen und hatten vier anstrengende Tage und drei böse Nächte hinter uns. Das steinige Lager mit seiner Härte, mit seinen Kanten und Ecken, noch mehr aber die Kälte, hielten den Schlaf fern in den hohen Biwaks; ebenso wirkte die dumpfe Schwüle in der noch höher gelegenen Hütte. Eine Ernährung, welche der Kraft-Ausgabe entsprach, blieb schon deshalb ausgeschlossen, weil der empfindlichere Zustand des Magens Appetitlosigkeit bewirkt. Bei Tage wird das Blut erhitzt; heftige Transpiration, die Trockenheit der Luft, die Sonnenstrahlung und ihr Reflex entziehen dem Körper Feuchtigkeit, welche nicht wieder ersetzt wird; dafür stellen sich des Nachts Durst und Schüttelfrost ein. Die Technik des Kletterns verlangt nicht nur Kraft, sondern auch Ueberlegung, Geschicklichkeit und vor allem Geduld. Denn der stete Störenfried bei der Bewegung auf steilem Fels ist das Seil, durch welches die Unabhängigkeit des Einzelnen beeinträchtigt wird. Der Einsatz, welchen der Erfolg von der Persönlichkeit fordert, wächst mit dem Fortgang des Unternehmens, entsprechend wächst die Enttäuschung im Falle des Mißlingens. Die Furcht vor dieser Enttäuschung wird zur stillen Sorge und begleitet das Unternehmen so lange, bis es geglückt ist. Unter solchen Bedingungen den Hauptzweck im Auge zu behalten, ist nicht leicht: ich meine, durch Beobachtung und geistige Thätigkeit in sich entstehen zu lassen, was zu einer Rechenschaft befähigt.

Die geschilderte Expedition ist die größte, welche ich in den Alpen ausgeführt habe. Indeß, hätte das Glück uns nicht so treu zur Seite gestanden, so wäre Vernichtung unser Loos geworden. Statt ihrer gesellt sich nun zu dem Lohn des Erfolges der schönere Lohn der Erinnerung.

Aus meinem Leben.

Von

Eduard Hanslick.

IX.

Nach Wien zurückgekehrt, arbeitete ich anhaltend, um mich als Privatdocent für Geschichte und Aesthetik der Musik an der Wiener Universität zu habilitiren. So wunderlich dieses Unternehmen als etwas in Oesterreich absolut Neues Manchem erscheinen mochte, man stellte ihm keine Schwierigkeiten entgegen. Fürs Erste kostete es nichts, sodann verstand sich von selbst, daß meine Universitätsvorlesungen mit den Bureaustunden im Unterrichtsministerium nicht collidiren durften. Das philosophische Professorencollegium willfahrte nicht bloß meinem Ansuchen, sondern that dies mit einer Liberalität, wie sie vielleicht noch bei keiner Habilitation vorgekommen ist. Meine gedruckte Abhandlung „Vom Musikalisch-Schönen" ward als Habilitationsschrift angenommen, von der sonst vorgeschriebenen Probevorlesung und dem Colloquium wurde ich dispensirt. Ja, sogar darüber setzte man sich hinweg, daß ich nicht Doctor der Philosophie war, sondern nur Doctor der Rechte. Erst mehrere Jahre später, bei Gelegenheit des fünfhundertjährigen Jubiläums der Wiener Universität wurde ich zugleich mit meinen älteren Collegen Eduard Sueß und Rudolf von Eitelberger, die sich in derselben Irregularität befanden, zum Doctor der Philosophie honoris causa ernannt.

Mit großer Lust eröffnete ich meine Vorlesungen im October 1856 Nachmittags von fünf bis sechs Uhr, die Stunde, die ich seit 37 Jahren bis heute beibehalten habe. Mein Hörsaal lag viele steile Treppen hoch in dem alten, schmutzigen Universitätsgebäude, das jetzt durch den herrlichen Palast am Franzensring ersetzt ist. Ich hatte die Freude, ein sehr zahlreiches und auserlesenes Auditorium zu versammeln; Studenten aus allen Facultäten, Staatsbeamten, Advokaten, Aerzte, Künstler. Niemals fehlte in der ersten Bank der greise Dr. Leopold von Sonnleithner, der in der Wiener Musikgeschichte als Forscher und Schriftsteller selbst eine Rolle gespielt hat. Das größte Erstaunen nicht nur der Zuhörer, sondern mehr noch der Universitätsbehörden

erregte — ein Pianoforte neben meinem Katheder. Ein so weltliches Instrument war in diesen heiligen Hallen noch niemals gesehen worden. Ich hatte gleich bei meiner Habilitirung die Nothwendigkeit betont, bei meinen Vorlesungen ein Clavier zur Seite zu haben, um sofort, sei es mit wenigen Takten oder mit einem ganzen Musikstück, das Vorgetragene sinnenfällig demonstriren zu können. Wie ein Collegium über Kunstgeschichte nicht gut denkbar ist ohne Abbildungen, Grundrisse, Gypsabdrücke aller Art, so erscheinen mir auch Vorlesungen über Musik ganz unfruchtbar, wenn nicht das klingende Beispiel den gesprochenen Vortrag stetig begleitet und beleuchtet. Wie kann der Hörer eine Vorstellung von den alten Kirchentonarten und ihrem Unterschied von der modernen, temperirten Scala erlangen, ohne daß man ihm beides vorspielt? Oder von der Madrigalform, den ersten Monodien, dem polyphonen, gebundenen Stil Sebastian Bach's und seinem Gegensatz, dem freien Stil bei Emanuel Bach und Haydn?

Das Nützliche und Anziehende meiner Methode zeigte sich bald in dem starken Besuch und dem wachsenden Interesse meiner Hörer. Es gelangten Anfragen und Ansuchen an mich, insbesondere von Damen (sie waren damals von den Universitätsvorlesungen ausgeschlossen), ob ich nicht einem größeren, nichtstudentischen Publicum einige Vorträge halten möchte. Gerne entschloß ich mich dazu und ließ (nicht durch Anschlagszettel, sondern in unauffälliger Weise durch eine Musikhandlung) einen Cyclus von acht Vorlesungen über „Geschichte der Musik von deren Anfängen bis zu Beethoven" anzeigen. Diese Vorlesungen fanden 1858 des Abends in dem schönen Saale der niederösterreichischen Landstände in der Herrengasse statt und versammelten ein auserlesenes Publicum aus den besten Kreisen der Wiener Gesellschaft. Noch zwei solche Cyclen gab ich in den folgenden Jahren: „Geschichte der Musik von Beethoven bis auf die neueste Zeit" und „Geschichte der Oper". Das Local war diesmal der schöne Saal des alten Zeughauses „auf dem Hof", dessen Vestibüle gar romantisch Fahnen, Hellebarden und Schwerter schmückten. Das Clavier stand immer neben meinem Vorlesetischchen; kleinere Beispiele spielte ich, wo es nöthig war, während des Vortrags. Hin und wieder unterstützte mich ein befreundeter Sänger mit einem interessanten, alten Gesangstück. Die Beethoven-Vorlesung illustrirte Brahms mit dem Vortrag der 32 Variationen in C-moll, welche damals noch nicht Bürgerrecht in den Concerten erlangt hatten. Meine Vorlesungen waren die ersten musikalischen in Wien und so ziemlich der Anfang der populär-wissenschaftlichen Vorträge überhaupt, wie sie bald darauf Mode geworden sind. Die Neugierde führte mir so manchen Hörer zu, der sich bisher wenig um die Geschichte der Musik gekümmert. Ich erinnere mich namentlich meiner letzten Vorlesung, welcher drei Minister (Graf Leo Thun, Graf Wickenburg und Schmerling) beiwohnten. Mit dem dritten Cyclus beschloß ich endgültig meine Vorlesungen für ein größeres Publicum und beschränkte mich auf mein Universitätscollegium. Nur außerhalb Wiens gab ich, auf specielle Einladung, hin und wieder eine einzelne Vorlesung, so in meiner Vaterstadt Prag, dann in Brünn, Graz, Pest, Frankfurt a. M., Köln und Aachen.

Leider habe ich mich nicht rechtzeitig daran gewöhnt, vollkommen frei zu sprechen; meine Vorlesungen waren sorgsam ausgearbeitet. Hätte ich ein einziges Mal den Muth gehabt, das Heft zu Hause zu lassen, ich glaube, es wäre mir fortan leicht gewesen, es zu entbehren. Aber ich scheute mich, irgend etwas dem Zufall zu überlassen in meinem Leben. Das Heft, an das ich mich allerdings nicht sklavisch hielt, mußte vor mir liegen; es war nicht abgefaßt, wie ein für den Druck bestimmter, eine Periodenschleppe hinter sich ziehender Artikel, sondern in ungezwungenen, meist kürzeren Sätzen. „Eine Rede ist keine Schreibe," sagt Vischer. Mein Vortrag machte fast den Eindruck freier Rede, so selten brauchte ich in das Heft zu blicken. Aber ich bedurfte der Beruhigung, daß es da lag. Auch inspicirte ich vorher jeden Saal, in welchem ich lesen sollte: die Stufen, die zu meinem Podium führten, den Platz für das Clavier, das Vorlesetischchen, den Sessel vor diesem — lauter scheinbar unwichtige Dinge, über welche der Erfolg einer Vorlesung, vielleicht der Vorleser selbst, stolpern kann. Ein einziges Mal ließ ich mich bereden, auf mein Tischchen sammt Sessel zu verzichten. Es war in Köln, und mehrere Herren vom Comité sprachen mir so lange zu, stehend an einem bereits aufgerichteten Pult zu sprechen, wie es dort üblich, daß ich nachgab. Schon in der Mitte der Vorlesung ermüdete ich, fühlte mich durch die ungewohnte Stellung genirt und unlustig, so daß ich meinen Vortrag immer mehr abkürzte und zu früh schloß. Wir lernen von den Fehlern Anderer oft mehr, als von ihren Vorzügen. Einer unserer gelehrtesten und geistreichsten Kunstschriftsteller, der verstorbene Professor R. von Eitelberger, kündigte nach seiner Rückkehr von London einen Vortrag über die Weltausstellung 1862 an. Ein großes Auditorium hing mit Begierde an seinem Mund. Aber aus diesem Munde kollerten und überstürzten sich die Sätze, von Verlegenheitspausen unterbrochen, von stotternden Wiederholungen derselben Worte entstellt; die Vorlesung, so treffende Bemerkungen sie enthielt, wirkte peinlich enttäuschend. An diesem warnenden Beispiel wurde es mir klar für mein ganzes Leben, daß man nicht bloß etwas müsse zu sagen haben, sondern daß man es wohlvorbereitet, zusammenhängend, in tadelloser Form sagen muß. Als Muster in fließend freiem Vortrag sind mir stets die Münchener Professoren H. W. Riehl und Dr. Michael Bernays erschienen; Ersterer noch unbefangener, natürlicher, Letzterer noch eleganter in Form und Haltung. Daß man in glatt polirter Form und unfehlbarer Sicherheit auch zu weit gehen und ins Extrem von Eitelberger's rhapsodischer Improvisation gerathen könne, bewies mir ein Vortrag B. Auerbach's über seine Beziehungen zu Lenau. Der Vortrag, den er um sieben Uhr Abends hielt, war bereits am folgenden frühen Morgen gedruckt in allen Buchhandlungen zu haben. Ohne den Blick vom Manuscript zu erheben, las er sein Pensum ab. Das Gelesene bewegte sich in so geschniegelten, druckreifen, mit poetischen Blumen über und über geschmückten Phrasen, daß man sofort merkte, man habe es mit einer sorgsam und anspruchsvoll gefeilten Broschüre zu thun. Das geheimnißvolle Fluidum zwischen dem Vortragenden und den Hörern blieb völlig aus, und diese empfanden trotz ihrer Verehrung für Auerbach nur Langeweile. Ja, „eine Rede ist keine Schreibe."

Auch meine Universitätscollegien hatten ein zahlreiches Auditorium. Dieser Zuspruch, ein Beweis des lebhaftesten Interesses der Studentenschaft an dem Gegenstand, bewog den Unterrichtsminister, mir bald den Titel und Rang eines außerordentlichen Professors zu verleihen. Mein Dienst als Concipist im Unterrichtsministerium ging ungestört daneben fort. So war ich denn Vormittags im Bureau, Nachmittags auf dem Katheder und Abends als Musikreferent in der Oper oder im Concert beschäftigt. Ich mußte fleißig sein, um dem Allen zu genügen. Es ward mir nur dadurch möglich, daß ich niemals ein Kaffeehausbesucher, Billard- oder Kartenspieler gewesen bin, keinem Club oder Vereine jemals angehört habe. Immer dringender wuchs meine Sehnsucht, mich ungetheilt meinem eigentlichen Fache widmen zu können, zu dem ich leider so spät gelangt war. Aus dem Ministerium konnte ich aber nur ausscheiden, wenn mir eine besoldete Professur gewährt wurde. Das war eine große Schwierigkeit. So lang es kein Geld kostete, mochte ich dociren, so viel ich wollte. Aber die Einwilligung des Finanzministers war kaum zu hoffen zur Systematisierung einer solchen „Luxuskanzel" für Geschichte und Aesthetik der Musik. Nie hatte etwas Aehnliches in Oesterreich bestanden, etwa die Vorlesungen ausgenommen, welche 1801 der bekannte Abbé Vogler eine Zeit lang an der Prager Universität, wenngleich nicht als Professor, gehalten hat. Hingegen docirten längst an den meisten deutschen Hochschulen ein Professor oder der „Universitäts-Musikdirector". Es ist schwer zu begreifen, daß in Wien, der Musikstadt κατ' ἐξοχήν, dem Schauplatz Haydn's, Gluck's, Mozart's, Beethoven's, Schubert's, die wissenschaftliche Behandlung der Tonkunst kein Plätzchen an der Universität erhalten sollte. War doch die Geschichte der bildenden Künste bereits durch Eitelberger vertreten. Aber die Einführung von etwas gänzlich Neuem erregt in Oesterreich, vielleicht mehr als anderswo, Befremden und Widerstreben. Trotzdem ließ Thun's einsichtsvolles und wohlwollendes Verständniß die Bedenken bald fallen, nachdem Heider, Helfert und besonders Unger zu meinen Gunsten bei ihm gesprochen hatten. Unger, der in hohem Grade das Vertrauen des Ministers besaß, bediente sich für seine Fürsprache einer recht heitern Einkleidung. „Ich komme in einer musikalischen Angelegenheit" begann er. „So?" unterbrach ihn ganz erstaunt der Minister. „Ja, Excellenz, aber eigentlich sollten Sie zuvor ein Clavier hierher schaffen lassen, damit ich Ihnen eine Fantasie von Thalberg oder eine Liszt'sche Etude vorspielen und damit meine Vertrautheit mit musikalischen Dingen beweisen kann." Dazu war für Unger glücklicherweise kein Pianoforte nothwendig; seine Worte wirkten überzeugender als das beste Clavierspiel. Thun versprach, den Vortrag an den Kaiser zu machen, fürchtete aber für die Zustimmung des Finanzministeriums, die unbedingt vorliegen mußte. Zwei unangenehme Bittgänge ins Finanzministerium konnten mir nicht erspart werden: zu dem Sectionschef Baron Schlechta und zum Minister von Plener. Ersterer, der ob seines hochfahrenden und sarkastischen Wesens gefürchtet war, wetterte Anfangs gegen das „hors d'œuvre" einer Musikprofessur, besänftigte sich aber, als ich ihn an seine Freundschaft mit Franz Schubert erinnerte, der bekanntlich mehrere Gedichte Schlechta's componirt hat. Der Finanzminister — Vater des hochverdienten Führers der

liberalen Partei in Oesterreich, Ernst von Plener — sprach es zwar offen aus, daß er von Amtswegen jeder neuen Ausgabe mißtrauisch gegenüberstehe, jedoch die Geringfügigkeit dieser Ausgabe willig anerkenne. So wurde ich denn im October 1861 zum außerordentlichen Professor für Geschichte und Aesthetik der Musik ernannt und meiner Dienstleistung beim Unterrichtsministerium in lobendsten Ausdrücken enthoben.

Nun hatte ich erreicht, was mir stets als Ideal vorgeschwebt: eine Professur. Freilich, auf welchen Umwegen! Nach vier Jahren Rechtsstudium, nach vier Rigorosen, zwei strengen Richteramtsprüfungen und dreizehn Jahren Bureaudienst beim Fiskalamt, im Finanzministerium und im Unterrichtsministerium, — lauter Studien, Mühen und Anstrengungen, die nun alle völlig nutzlos und überflüssig ins Wasser fielen. Es ist doch etwas Wahres daran, daß mit ausdauernder Liebe und Thätigkeit man sich endlich durch alle Hemmungen zu jenem Platz durchringt, der unserm wahren Beruf entspricht. Ein bißchen Glück muß freilich auch mithelfen, und dieses lag für mich in der wohlwollenden Einsicht meiner Vorgesetzten und in dem Erfolg meiner populären Vorlesungen, welcher den Beweis für das thatsächliche Bedürfniß einer solchen Lehrkanzel lieferte.

Die Stellung eines Professors dünkt mich die schönste und wünschenswertheste, nicht bloß weil sie uns eine Arbeit zumißt, die uns Freude macht, sondern auch, weil sie neben dieser Arbeit uns Muße gönnt zur weiteren Fortbildung und Erholung. Warum ist das wohlthätige Institut der jährlichen Ferien nicht in allen Zweigen des Staatsdienstes in verjüngtem Maßstab eingeführt? Bei den Centralstellen erhält wohl jeder Beamte leicht einen vierwöchentlichen Urlaub, doch muß er darum förmlich ansuchen, ein Recht hat er nicht darauf. Schlimmer geht es schon bei den Behörden erster Instanz, wo schon ein viel kürzerer Urlaub größere Schwierigkeiten bereitet. Am übelsten sind aber die geplagten Beamten eines Privatinstitutes, insbesondere einer Eisenbahngesellschaft daran, die froh sein müssen, im ganzen Jahr zehn bis zwölf freie Tage als Gnadengeschenk zu erhalten. Jeder Beamte, meine ich, sollte einen Rechtsanspruch auf einen bestimmten Urlaub haben, ohne eigens darum jedesmal bitten zu müssen. Das ist nicht bloß ein Gebot der Humanität gegen die einer kurzen Erholung schlechterdings bedürftigen Beamten, es läge ebenso sehr im eigenen Interesse der Aemter, welche sich dadurch erfrischte, gestärkte Hülfstruppen sichern würden. Nimmt doch in unserer athemlos treibenden Zeit die Ausnützung der Arbeitkräfte, der Druck des „Europäischen Sklavenlebens" mit jedem Jahrzehnt zu!

Ich benützte meine neugewonnenen Universitätsferien theils zu fleißigen Studien und zur Abfassung meiner zweibändigen „Geschichte des Concertwesens", theils zu größeren oder kleineren Ausflügen, von denen noch Erwähnung geschehen soll. Im philosophischen Professorencollegium genoß ich der freundlichsten Aufnahme und des anregendsten Verkehrs mit Männern wie Robert Zimmermann, Exnerberger, Eduard Sueß, Hartel, Zeißberg, Stefan, Miklosich u. A. Mit Bonitz blieb ich in steter Fühlung durch seine „Gymnasial-Zeitschrift", für die ich ihm Besprechungen neuer Werke

über Musik lieferte. Aus den Räumen des Unterrichtsministeriums war ich zwar geschieden, nicht aber aus dem regen freundschaftlichen Verkehr mit meinen ehemaligen Collegen daselbst, mit Heider, Ehrhart, Honstetter. Auch an den Arbeiten des Ministeriums durfte ich bis zur Stunde von Fall zu Fall theilnehmen, sobald sie musikalische Fragen betrafen. In diesem Sinne genoß ich die Ehre, thatsächlich ein „Rath der Regierung" zu sein, eine bescheidene Mitwirkung, der ich ohne Zweifel den mir ertheilten Titel eines Regierungsrathes zu danken hatte.

X.

Einige dieser Berathungen waren von allgemeinem, nicht bloß österreichischem Interesse. So ließ der Staatsminister Schmerling, infolge meines zuerst publicistisch ausgeführten Vorschlags, eine einheitliche Normalstimmung nach dem Vorgang Frankreichs bei uns einzuführen, diese Frage studiren und verordnete (1862) die gleichmäßige Annahme des „Diapason normal" für die österreichischen Musikinstitute und Orchester. Die neue Orchesterstimmung, obwohl sie nicht den geistigen, sondern nur den technischen Theil der Kunst berührt, bleibt immerhin ein Kapitel der musikalischen Culturgeschichte. Nach rechts und links, von Paris bis Petersburg hat sie ihre Fäden ausgebreitet und wird bald als musikalisches Eisenbahnnetz alle Culturstädte verbinden. Europa hat jetzt einen einheitlichen Münzfuß früher in der Musik erreicht als im Handel und Verkehr. Die modernen Zugvögel von Europa, die italienischen Sänger, werden bald die neue Stimmgabel über den Ocean tragen. Trotzdem hat über diese glückliche Errungenschaft dreiundzwanzig Jahre später (1885) eine neuerliche Enquete und Commissionssitzung in Wien stattgefunden, an welcher Joachim, Reinecke, Schuch, Boito und andere fremde Notabilitäten theilnahmen. Da wollte eine vereinzelte Stimme durchaus ein neues, noch tieferes Diapason, die sogenannte Meerens'sche oder Pythagorische Stimmung (das Normal-A mit 864 Schwingungen) festsetzen, als bequemer für akustische Rechnungen. Dagegen beschloß jedoch die Versammlung unter dem Vorsitz des ausgezeichneten Physikers Professor Stefan, bei dem alten (französischen) Normal-A von 870 einfachen Schwingungen zu verbleiben. Mit Recht; jede neue Berechnung würde den wichtigsten, schwer errungenen Vortheil vernichtet haben: die Uebereinstimmung aller musikalischen Nationen in der gleichen Stimmungshöhe. Wollte jeder Staat das bereits Errungene wieder in Zweifel setzen, durch die Einführung einer neuen, angeblich präciseren Schwingungszahl, so befänden wir uns bald in der alten Confusion, aus der man sich glücklich herausgearbeitet hatte. Das französische Diapason normal war eine lobenswerthe Maßregel; sie litt nur, wie manches an sich gute Gesetz, an einer sorglosen Ausübung und mangelhaften Controlle. Gesetze müssen eben nicht bloß gegeben, sondern auch eingehalten und überwacht werden. Und in diesem Punkte hat die Wiener Commission von 1885 unstreitig dankenswerthe Maßregeln getroffen, ohne die Hauptsache zu alteriren. An den fremden Commissionsmitgliedern machte der neue Unterrichtsminister Freiherr von Gautsch eine glänzende Eroberung, indem er seiner gediegenen deutschen Begrüßungsrede noch eine Ansprache im elegantesten Französisch folgen ließ. In Deutsch-

land kommt es nicht zu häufig vor, daß ein tüchtiger Fachminister zugleich als vollendeter Weltmann von gewinnendsten Formen sich präsentirt. —

Eine neue wohlthätige Institution des Unterrichtsministeriums trat im Januar 1863 ins Leben: die Ertheilung von jährlichen Stipendien an mittellose, talentvolle Künstler, welche bereits mit selbständigen Arbeiten hervorgetreten sind. Durch diese Maßregel, welche wir der Initiative des Reichsraths verdanken, war in Oesterreich zum ersten Mal ein eigenes bleibendes Budget gegründet, welches der Staat zur Ausbildung und Unterstützung einzelner Künstler bestimmt. Der junge Künstler hat jetzt zum ersten Male das Bewußtsein, daß der Staat sich um ihn kümmere; nicht bloß um das fertige Kunstwerk, sondern um ihn, den Künstler persönlich. An der ersten Sitzung nahm für die poetische Section auch der greise Grillparzer theil. Für jede der drei Sectionen (Poesie, bildende Kunst, Musik) waren vom Unterrichtsministerium drei Commissionsmitglieder ernannt, welche gemeinschaftlich die eingelangten Gesuche und Kunstwerke zu prüfen und zu beurtheilen hatten. Das Referat über die musikalische Section wurde mir anvertraut und ruht heute noch in meinen Händen. Ich hatte die Freude, an Esser und Herbeck, später an Brahms und Goldmark zwei ausgezeichnete Collegen zu gewinnen. Unter den schaffenden Künstlern, für welche die Stipendien bestimmt sind, spielen Maler, Bildhauer und Architekten naturgemäß die erste Rolle. Ihre Kunst beruht auf einer speciellen, nicht an jedem Orte zu erwerbenden Technik, welche schließlich des anschauenden Studiums classischer Kunstwerke im Auslande bedarf. Das kostspielige Bedürfniß der Studienreisen für bildende Künstler ist zunächst Ursache, weshalb auf die Musiker in Oesterreich regelmäßig ein nur geringer Theil der ganzen Stipendiensumme entfällt. Ein anderer Grund liegt in der gegenwärtigen Unergiebigkeit der musikalischen Production, hier wie auch in anderen Ländern. Es ist als ob die bewunderungswürdig gesteigerte Kunst der musikalischen Ausführung, andererseits der plötzliche Aufschwung der historischen und theoretischen Studien in der Musik die schöpferische Kraft vorläufig zurückgedrängt hätte. „Wenn Mozart und Schubert noch lebte!“ seufzte Grillparzer am Schluß unserer ersten Sitzung. Damals hatten wir die Genies und keine Unterstützung für dieselben; jetzt geben wir die Unterstützung und haben keine Genies. Die Früchte unserer Musikerstipendien waren oft recht geringfügig, blieben auch mitunter ganz aus. Wir durften uns aber doch einiger aufstrebender Compositionstalente erfreuen, welche also gefördert und aufgemuntert, bald mit bedeutenden Werken die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt erregt haben. Vor Allen Dvorak und Goldmark. Auch R. Heuberger, E. Mandyczevski, R. von Perger, Julius Zellner, Robert Fuchs, Hugo Reinhold u. A. befanden sich als jüngere Talente unter den also Ausgezeichneten. Für Anton Dvorak, der bis zu seinem vierzigsten Jahre als unbekannter Componist und kärglich besoldeter Orchestergeiger in Prag lebte, war die Ertheilung des Wiener Künstlerstipendiums ein entscheidendes Ereigniß. Brahms ließ es nämlich nicht bei seinem Votum in der Sitzung bewenden, sondern empfahl den unbekannten Componisten an den Verleger Simrock in Berlin, ohne welchen Dvorak als

Mensch und als Künstler wahrscheinlich in dem wenig nahrhaften Weihrauch seiner czechischen Landsleute verkümmert wäre.

Als eine neue zweckmäßige Einrichtung erwähne ich noch die Organisation musikalischer Prüfungscommissionen von Staatswegen. Vor dem Jahre 1865 bestand in Oesterreich keinerlei Norm für den Nachweis der nöthigen Qualitäten eines öffentlichen Musiklehrers oder Musikschul-Inhabers. Bei der wachsenden Ausbreitung des Musikunterrichts wurde eine Garantie immer wünschenswerther, daß diejenigen Lehrer, welche die musikalische Bildung der nächsten Generationen in der Hand haben, ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen seien. In den meisten deutschen Staaten bestanden schon früher analoge Bestimmungen[1]). In Wien hat Leopold von Hasner als Präsident des Unterrichtsrathes eine gleichmäßig zusammengesetzte, nach festen Normen vorgehende Prüfungscommission zu diesem Zweck ins Leben gerufen. Für das Fach der Musikgeschichte wurden zuerst Ambros und ich zu Prüfungscommissären ernannt. Heute ist die Zahl derjenigen Candidaten, welche freiwillig dieser Prüfung sich unterziehen, bereits weit größer als jene der dazu verpflichteten. Und ganz auffallend — ich möchte fast sagen bedauerlich — ist die große Ueberzahl von Mädchen, welche diese Prüfung ablegen, um, mit einem staatsgültigen Zeugniß ausgerüstet, Clavier- oder Gesangslectionen zu geben.

Eine ungemein interessante Ministerialcommission, an der ich theilnehmen durfte, betraf die künstlerische Ausschmückung des neuen Hofoperntheaters in Wien. An den Berathungen, welche unter dem Vorsitz des Ministers Graf Wickenburg stattfanden, betheiligten sich die Architekten des herrlichen Gebäudes, van der Nüll und Siccardsburg, dann Professor Eitelberger, Director Dingelstedt, Hofkapellmeister Herbeck, einige Ministerialräthe, Maler und Bildhauer. Ich hatte vorzuschlagen, welche Componisten im Foyer durch Büsten vertreten sein und welche Opernscenen daselbst bildlich dargestellt werden sollten. Desgleichen war eine längere Reihe berühmter Sänger und Sängerinnen festzustellen, deren Porträtmedaillons im Zuschauerraum selbst, unter den Logen, anzubringen waren. Eine lebhaftere Discussion entspann sich nur bezüglich der von mir beantragten Büste Richard Wagner's. Mehrere Commissionsmitglieder erhoben Einspruch dagegen, da sie einen noch lebenden Meister, vollends den Repräsentanten einer nicht unbestrittenen kunstrevolutionären Richtung, nicht für hoffähig hielten in dieser marmornen Gesellschaft von Classikern. Meine Ansicht, daß in einem neu erbauten deutschen Opernhause Wagner's Büste nicht fehlen dürfe, wurde von Herbeck überaus warm und beredt unterstützt. Da wir beide in dieser Sitzung als die einzigen Vertreter der Musik fungirten, so nahmen die anderen Herren keinen Anstand, unserem

[1]) Ich erinnere an den schönen „Vorschlag zur Organisation der Musik im ganzen Lande", welchen Wilhelm von Humboldt als preußischer Minister (1809) dem König überreichte. Er nennt die Musik „ein natürliches Band zwischen den unteren und höheren Classen der Nation" und schlägt die Errichtung einer ordentlichen musikalischen Behörde vor. „Unleugbar ist," sagt er, „daß die öffentliche Erziehung die Musik nicht entbehren kann, theils um der so leicht einreißenden Rohheit entgegen zu arbeiten, noch mehr aber um das Gemüth früh an Wohlklang und Rhythmus zu gewöhnen."

Vorschlag schließlich beizustimmen. Damit war geschehen, was recht ist und vielem künftigen Verdruß und Tadel vorgebeugt. Auch mit Moritz Schwind brachten mich diese Berathungen in angenehme Berührung. Er war eine der kernhaftesten und gemüthvollsten Künstlernaturen, die ich kennen gelernt. Stämmig, breitschulterig, mit sonnenverbranntem Gesicht und dichtem weißen Schnurrbart, sah er beiläufig aus wie ein pensionirter Major. Auch seine kräftige, ungenirte Rede hatte etwas Soldatisches. Dabei, welche zarte, poetische Empfindung, welche unerschöpfliche Phantasie in romantischen und märchenhaften Stoffen! Von allen Tondichtern stand ihm Mozart zu höchst und unter dessen Opern die Zauberflöte. Man kennt die herrlichen Bilder, Figuren und allegorischen Ornamente, welche Schwind dieser Oper entnommen und in der offenen Loggia des Wiener Opernhauses verewigt hat. Die von ihm gemalten Opernscenen hat später Bruckmann in München photographisch nachgebildet und mit einem von mir verfaßten erläuternden Text herausgegeben[1]).

Das neue Opernhaus wurde unter Dingelstedt's Direction am 25. Mai 1869 eröffnet. Es war mir nicht vergönnt, dieser denkwürdigen Vorstellung beizuwohnen, weil mich damals ein Gelenkrheumatismus in den Schwefelbädern von Baden gefangen hielt. Dieser Aufenthalt ist mir mit einer unvergeßlichen Erinnerung an Grillparzer verknüpft. Ich sah den Dichter jeden Morgen auf einer Bank im Parke sitzen, niemals mit einem Buch in der Hand, aber sinnend, in sich versunken. Mit der Sehnsucht, den verehrten Mann kennen zu lernen (der obendrein im selben Hause mit mir, im „Herzogshof" wohnte), kämpfte die Scheu, mich ihm zu nähern. Leider siegte die letztere; ich habe Grillparzer niemals gesprochen. Was konnte ich ihm auch bedeuten, fragte ich mich, was konnte er von mir wissen? Einige Jahre später wußte ich es. Josef von Weilen erzählte mir, Grillparzer habe gerade damals in Baden mit großer Aufmerksamkeit meine „Geschichte des Wiener Concertwesens" gelesen! Erst nach seinem Tode lernte ich seine treuen Pflegerinnen, die Schwestern Fröhlich kennen, die mich zu einem der vier Curatoren ihrer so wohlthätigen „Schwestern-Fröhlich-Stiftung" erwählten. Von ihnen erfuhr ich, wie lebhaft Grillparzer bis an sein Lebensende sich um musikalische Dinge bekümmert, auch regelmäßig meine Kritiken gelesen hat[2]). Nun war es zu spät, zu spät! Ich hatte die Gelegenheit versäumt und durch kindische Scheu mich um den unverlierbaren Gewinn gebracht, Grillparzer gekannt und gesprochen zu haben.

XI.

„Reisen ist Leben!" lautet ein Ausruf Jean Paul's. Er kommt aus meinem Herzen. Kein schöneres Glück für mich als Reisen. Und dazu braucht es für mich keinen Orient-Expreßzug, keine Seefahrten und Alpenübergänge, — jedes neue Dorf interessirt mich. Mit den Jahren, die auch zureichende Mittel und Muße gewähren, dehnen sich freilich auch unsere Reisepläne aus, und wir

[1]) „Opern-Cyclus im Foyer des k. k. Opernhauses in Wien. Vierzehn Compositionen von Moriz von Schwind. Mit Text von Eduard Hanslick." München, Fr. Bruckmann.

[2]) „Grillparzer als Musiker" habe ich in einem längeren Aufsatz geschildert. („Musikalische Stationen", Berlin, A. Hofmann). 1880.

suchen durch gesteigerte Dimensionen des Genusses zu ersetzen, was an dessen bester Qualität, der Jugendempfänglichkeit, verloren sein mag.

Meine kürzeren Urlaube benützte ich in den ersten Jahren häufig zu Besuchen meiner alten Freunde in Klagenfurt. Da konnte ich mir den Genuß nicht versagen, auch einmal meinen ehemaligen Amtstyrannen, den Finanzrath H., in seiner Höhle aufzusuchen. Da saß er genau wie ehedem, mit rothgedunsenem Gesichte und giftigen Aeugelein über seinen Akten und schien sich nach Jemandem umzusehen, den er seckiren könne. Ich gehörte glücklicherweise nicht mehr zu diesen und saß ihm in meinem Freiheitsgefühl recht vergnügt gegenüber. „Nun, wie geht's, Herr Amtsvorstand?" — „O, schlecht, schlecht, Herr Doctor! Die Geschäftslast ist erdrückend, alle Jahre mehr und mehr zu thun! Heuer haben wir schon so und so viel Nummern!" Er nannte eine riesige Zahl, die mich gar nicht verwunderte, denn ich kannte ihn nur zu gut als erstaunlichen Virtuosen in der „Nummernreiterei." — „Und haben Sie denn keine tüchtigen Arbeiter?' — „O nein, nein," lamentirte er weiter, „gar keine geschäftsmäßige Aushülfe! Man hat mir zwar einen Concipisten geschickt, der schon mehrere Jahre beim Lemberger Fiskalamt gedient hat, aber er ist mir gar keine Aushülfe. Wirklich, Herr Doctor," setzte er mit einem Ton verbindlichen Zugeständnisses bei, „wirklich, da waren Sie noch besser!" Hochbeglückt über diesen posthumen Erfolg empfahl ich mich von der einst so gefürchteten grünen Weste, die ich nie wiedergesehen habe.

Im Sommer 1858 machte ich mit einem Wiener Freunde, Dr. Ludwig Fleisch, meinen ersten Ausflug in die Schweiz mit dem Rückweg über den Simplon und die oberitalienischen Seeen. Diese genußreiche Reise zu schildern, muß ich mir hier versagen. Nur meine Bekanntschaft mit dem Aesthetiker Fr. Th. Vischer in Zürich darf ich nicht unerwähnt lassen. Ich hörte eine Shakespeare-Vorlesung Vischer's im Polytechnicum und verbrachte mit ihm einen höchst anregenden Nachmittag und Abend[1]).

Im September 1856 feierte man in Salzburg das hundertjährige Jubiläum von Mozart's Geburt. Unter sehr mäßiger Theilnahme der Einwohner enthüllte man die Statue, die sich in ihrer nüchternen Auffassung und Porträtunähnlichkeit zu Tilgner's Mozart ungefähr verhält, wie das Bonner Beethovendenkmal zu dem von Zumbusch in Wien. Bei dem Festconcert in dem geräumigen „Collegiensaal", der Aula der ehemaligen Universität Salzburg, bildete Mozart's Sohn Karl den Gegenstand der allgemeinen pietätvollen Neugierde. Karl Mozart war bei Gelegenheit dieses Festes gleichsam neu entdeckt, zu aller Welt Ueberraschung aus völliger Vergessenheit ausgegraben worden. Von Mozart's zwei Söhnen war der ältere, der Componist, vor Jahren in Karlsbad verstorben, das wußte Jedermann; aber wo der jüngere hingekommen sei, das hatte man längst zu fragen vergessen. Karl Mozart war sieben Jahre alt, als er seinen Vater verlor; mit fünfzehn Jahren kam er nach Italien in ein Handlungshaus, aus welchem er später in Staatsdienste

[1]) Ueber diese und spätere Begegnungen mit Vischer habe ich Ausführlicheres mitgetheilt in meinem Buche: „Musikalisches und Literarisches" (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1889).

überging. Als ich ihn beim Mozartfest in Salzburg kennen lernte, war er quiescirter k. k. Rechnungsbeamter und lebte von einer schmalen Pension. Ich sehe ihn noch vor mir, den kleinen, schmächtigen alten Herrn, mit schwarzen Augen und wenig gebleichtem Haar, schlicht und bis zur Verlegenheit bescheiden in seinem Benehmen. Da er fast seine ganze Lebenszeit in Mailand verbracht hatte, betrachtete er sich beinahe als Italiener und sprach das Deutsche hin und wieder gebrochen, mit wälschem Accent. Er versicherte, sich seines Vaters recht genau zu erinnern, und hatte namentlich zwei Umstände lebhaft im Gedächtniß bewahrt: daß ihn Vater Mozart, wegen Kränklichkeit der Mutter, häufig hüten und spazieren führen mußte, sodann, daß er vom Vater oft ins Theater mitgenommen worden — ein Vergnügen, das er wunderlicherweise nie wieder aufgesucht hat. Karl Mozart war niemals verheirathet, und da auch sein Bruder Amadeus keine Kinder hinterließ, so starb mit ihm der Name des großen Meisters aus. Nach dem Salzburger Fest verschwand Karl Mozart wieder ebenso spurlos und geheimnißvoll, wie er gekommen. Er kehrte in seine dunkle Einsamkeit zurück, und man hat nie wieder von ihm gehört, als bis er starb.

Ein andrer Festgast, um welchen sich die Verehrer Mozart's scharten, war der Musikgelehrte Dr. Ludwig von Köchel. Er gehörte zur alten Garde des Mozart-Cultus und war mit Salzburg eng verwachsen, wenigstens so lange sein Freund, Präsident von Scharschmid, mit seiner kunstsinnigen Familie dort hauste. Einen eifrigeren und werkthätigeren Mozart-Verehrer hat es kaum gegeben. Seine halbe Lebenszeit und sein halbes Vermögen hatte Köchel darauf verwendet, den enormen Apparat zu einem vollständigen „Catalogue raisonné" der Mozart'schen Compositionen zusammenzubringen, zu sichten und zu jenem Riesenband zu verarbeiten, den der Musiker jetzt als unentbehrliches Hülfsbuch schätzt. Nicht zufrieden mit dieser zu Ehren Mozart's vollbrachten Herkulesarbeit, agitirte der rührige alte Herr unermüdlich für die Herstellung einer Gesammtausgabe von Mozart's Compositionen. Die Idee, Mozart's sämmtliche Werke kritisch revidirt im Stich zu veröffentlichen, als Seitenstück zu der neuen Beethoven-Ausgabe, war schon oft angeregt, insbesondere von Ferdinand Hiller. Die unsägliche Mühsal einer solchen Redaction und die enormen Kosten des Verlages ließen jedoch immer wieder von der Ausführung zurückschrecken. Die Firma Breitkopf & Härtel in Leipzig, diese oberste Cultusbehörde der deutschen Musik, hat schließlich die Arbeit in großartigem Sinne unternommen, und Köchel erlebte noch die Freude, die ersten Bände dieser Mozart-Ausgabe vor sich aufgeschlagen zu sehen, zu welcher er selbst die Summe von zwanzigtausend Mark beigesteuert hatte.

Der September des Jahres 1862 versammelte in Salzburg die deutschen und österreichischen Künstler zu einem dreitägigen Künstlerfest. Die Rede des Staatsministers Schmerling beim Festmahl wurde als ein Ereigniß gefeiert. Die beiden Themen, welche Schmerling in langer freier Rede entwickelte, waren: Die Bedeutung der Kunst im Staate und die geistige Herrschaft des deutschen Elementes in Oesterreich. Selten hat ein österreichischer Staatsmann diese beiden Momente mit solcher Freiheit und Entschiedenheit entwickelt. — Es ge-

schah während dieses Künstlerfestes in Salzburg, daß der Maler Moriz von Schwind einmal zu später Abendstunde in der Kneipe der guten Frau Raith einige Freunde um seinen Tisch versammelte. Robert Franz, der Liedercomponist, der Musikschriftsteller Ludwig Nohl, Capellmeister Schläger, Dr. Spatzenecker und noch ein oder zwei Salzburger Herren bildeten eine kleine Tafelrunde, welche, wie Schwind ins Gedenkbuch schrieb, „versammelt war, einen von Peter von Cornelius vor zehn Jahren dem Dr. Spatzenecker als ärztliches Honorar zugedachten Kronenthaler zu vertrinken". Der treffliche Wein und die Erinnerung an dessen illustre Herkunft brachten Meister Schwind bald in die fröhlichste Laune und sein Gespräch auf Franz Schubert, der dem Weine auch nicht abhold gewesen. Wir lauschten vergnügt dem Erzähler und konnten uns nicht satt sehen an dem prächtigen energischen Kopfe, aus dem die blauen Augen unter den weißbuschigen Brauen so froh und geistvoll aufblitzten. Schubert, so erzählte Schwind, ging aus seiner Kneipe oft spät Abends über das Glacis nach Hause. Da dieser Weg damals im Geruche einiger Unsicherheit stand, pflegte Schubert sich für alle Fälle dadurch zu rüsten, daß er sein Federmesser mit geöffneten Klingen fest in der Hand hielt. Eines Abends begleiteten ihn Schwind und Bauernfeld. Bei seiner Wohnung angelangt, wollte sich Schubert von den Freunden noch nicht trennen und lud sie ein, mit ihm oben eine Pfeife Tabak zu rauchen. Mit Freuden willigte man ein, überzeugte sich aber bald, daß Schubert im Drange der Gastfreundschaft sein Inventar überschätzt habe. Es fanden sich zwar drei Pfeifenrohre, aber nur zwei Pfeifenköpfe. Was war zu thun? Schubert nahm ein altes Brillenfutteral, bog es zusammen, stopfte es mit Tabak und rauchte aus dieser improvisirten Pfeife mit vollkommenstem Behagen. — Eines Morgens fand sich Schwind bei Schubert ein, ihn zu einem Ausfluge mitzunehmen. Schubert eilte, seine Toilette zu beenden, und wühlte in einem Schubladkasten nach einem Paar Socken. Aber so lange er auch wühlte, jedes Paar erwies sich als unbarmherzig zerrissen. „Schwind," sagte Schubert am Ende dieser trostlosen Revue mit abergläubischer Feierlichkeit. „Schwind, jetzt glaube ich wirklich, es werden keine ganzen mehr gestrickt!" Von Schubert's fabelhafter Leichtigkeit im Produciren wußte Schwind manches Geschichtchen aus eigner Anschauung. Er hatte Schubert einmal bei sich in seiner bescheidenen Sommerwohnung zu Heiligenstadt über Nacht behalten. Der folgende Morgen stellte sich mit schweren Regentropfen ein und machte jeden Gedanken an einen Spaziergang unmöglich. Schubert schlenderte mißmuthig das Zimmer auf und nieder. „Schubert, so thu' doch was!" herrschte ihn Schwind nach einer Weile an: „Componir' ein Lied!" — „Wie soll ich das anfangen?" erwiderte der gelangweilte Gast, „hier, wo ich weder ein Piano noch Notenpapier, noch Liedertexte habe!" — „Dafür will ich sorgen!" versicherte Schwind. Sprach's und verwandelte mittelst Feder und Lineal einige Bogen Conceptpapier in untadelhaftes Notenpapier zu drei Systemen, stöberte hierauf eine alte lyrische Anthologie aus seiner kleinen Büchersammlung und bezeichnete fünf bis sechs Gedichte daraus als geeignete musikalische Texte. Schubert hatte sie kaum gelesen, als er auch schon die Feder lustig übers Papier gleiten ließ. Noch ehe die Essensstunde schlug,

waren die Gedichte componirt, und so schön componirt, daß Schwind jetzt noch gern versichert, jene Notenlinien seien nicht das Werthloseste gewesen, was er je gezeichnet.

Ich habe unter den Tischgästen an der gemüthlichen Wirthstafel der Frau Raith auch Robert Franz und Ludwig Rohl genannt. Zwei sehr verschiedene Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft ich dort gemacht. Robert Franz, den ich aus seinen sinnigen, gemüthvollen Liedern liebgewonnen hatte, war ein ernster, hagerer Mann von etwas professorenhaftem Zuschnitt, sehr gewandt in belehrender Rede, die er durch manchen treffenden Sarkasmus würzte. Insbesondere Liszt und Wagner, diese „merveilleusen Naturen", wußte er gut zu bedienen. „Wenn ich durchaus dergleichen Compositionen anhören muß," äußerte er, „so halte ich geduldig den Buckel hin und lasse darauf regnen." Das Mißgeschick vollständiger Taubheit, was ihn später getroffen und vereinsamt hat, hemmte noch nicht den mündlichen Verkehr mit ihm. Er lud mich zu einem Spaziergang im Mirabellgarten ein und erging sich in eifriger Predigt über Bach so unerschöpflich, daß wir, den einsamen Garten auf und ab wandelnd, nicht bemerkten, wie wir daselbst die letzten Spaziergänger geblieben waren. Da hörten wir das eiserne Gitterthor klirrend ins Schloß fallen und sahen gerade noch, wie der pünktlichste aller Invaliden den großen Schlüssel umdrehte und abzog. Glücklicherweise erreichte mein Ruf den martialischen Wächter, der keineswegs darauf bestand, uns die Nacht im Garten zubringen zu lassen. Das Gespräch über Bach wurde aber draußen fortgesetzt. Rührend war der apostolische Eifer, mit welchem Franz mich zu denjenigen Werken Bach's zu „bekehren" unternahm, zu welchen ich damals kein rechtes Verständniß, wenigstens kein Herz fassen konnte. Schon als Schüler Tomaschek's sattelfest im „wohltemperirten Clavier" hatte ich doch wie die meisten Musiker des katholischen Oesterreich lange Zeit nur geringe Kenntniß von dessen Kirchencompositionen und konnte für die weltflüchtige Todessehnsucht und den wunderlich krausen Vokalsatz der Kirchencantaten mich nicht begeistern. Franz war unermüdlich, mir zu erklären und zu preisen, was ich mangelhaft aufgefaßt. In manchen von den zahlreichen, gehaltvollen Briefen, die ich von ihm besitze, führte er dasselbe Thema weiter aus. Ganz überrascht war ich eines Tages von einem ungewöhnlich dicken Brief, einer förmlichen Abhandlung von Franz, worin er mir ausführlich das Ziel und die Methode seiner Bach-Bearbeitungen auseinandersetzt. Ich beklagte in meinem Antwortschreiben, daß ein so werthvolles literarisches Document Eigenthum eines Einzelnen bleiben sollte, und wünschte, Franz möchte den Hauptinhalt dieser Epistel, allenfalls erweitert, der Oeffentlichkeit übergeben. Ein volles Jahr konnte sich Franz nicht dazu entschließen, endlich bat er mich, ihm den Brief doch zurückzustellen. „Lange habe ich geschwankt," schrieb er mir im April 1871, „ob ich es mit meinem geringen schriftstellerischen Talente wohl wagen dürfe, einen sehr wahrscheinlichen Streit anzuzetteln — die Wichtigkeit des Gegenstandes besiegte aber endlich meine Bedenklichkeiten, und ich bin jetzt unter gewissen Bedingungen bereit, die Hand ins Feuer zu stecken ... Gar zu arge Blößen (stilistische) darf ich mir nicht geben; Herr Chrysander ist eine Kratzbürste und steift sich gerne

auf Außendinge, mittelst deren er die Aufmerksamkeit von der Hauptsache weg und Nebensächlichem zuzuwenden versteht“.... Franz' Broschüre erschien denn auch als „Offener Brief an Ed. Hanslick“ bei Sander in Leipzig und erregte gehöriges Aufsehen.

Später begann das Leben des so hoch begabten und so anspruchslosen Mannes sich zu verdüstern, indem zu seiner Taubheit sich noch eine Nervenlähmung des rechten Arms gesellte. In einem (mit Bleistift geschriebenen) Brief theilte mir R. Franz 1872 mit, er sei in einer Lage, die ihn zwingen werde, früher oder später den Beistand Anderer anzusprechen. „Infolge meines Ohrenleidens sind mir fast alle Erwerbsquellen versiegt, und ich gehe einer recht sorgenvollen Zukunft entgegen, wenn man mich nicht einigermaßen über Wasser hält. Nun bekomme ich zwar aus Staatsmitteln bereits eine kleine Gratification; die reicht jedoch nicht aus, um auf die Länge meine Bedürfnisse — obschon sie bescheiden genug sind — zu decken. Aus diesem Grunde scheint man in einflußreichen Kreisen Gutes mit mir im Sinne zu haben. So weit ich davon in Kenntniß bin, handelt es sich aber zunächst um eine Hülfe privatester Art — ich würde mich sehr entschieden dagegen erklären, wenn das Publicum in meinem Namen öffentlich angebettelt werden sollte.“

Ganz seinem Wunsche entsprechend, hatte ein engerer Freundeskreis die Ehrengabe an den Meister ohne öffentliche Aufforderung und mit dem schönsten Erfolge betrieben. An der Spitze der Unterzeichner stand Liszt, dessen großherziges Gemüth sich jederzeit ebenso hülfreich bewährte, wo ein junges Talent aufzumuntern, als wo ein altgewordenes zu unterstützen war. In Wien arbeitete vor Allen Helene Magnus thätig und glücklich an diesem Liebeswerke. Wir haben die tröstliche Gewißheit, daß Robert Franz, der uns im October 1892 entrissen wurde, die letzten zwanzig Jahre seines Lebens, jeder materiellen Sorge entrückt, in ruhigem Behagen verbracht hat.

Ludwig Nohl muß ich nachrühmen, daß er im geselligen Verkehr ein anregendes Element und guter Kamerad gewesen. Der hübsche Blondkopf mit den feingeschnittenen Gesichtszügen war immer heiter gelaunt, unterhaltend, voll von allerlei Späßen und „Thorheiten“, wie er's nannte. Mitunter erschien mir seine burschikose Lustigkeit nicht recht begreiflich. Bei dem Festmahl in Salzburg saß Professor Moritz Carriere aus München am andern Ende der Tafel; er hatte kurz vorher Nohl in einem Aufsatz scharf angegriffen. Sobald Nohl seines Gegners, den er persönlich gar nicht kannte, ansichtig ward, eilte er auf ihn zu, stellte sich mit freundschaftlichem Händedruck vor und überhäufte Carriere mit Liebenswürdigkeiten. Dieser befand sich in sichtlicher Verlegenheit, Nohl aber freute sich ausgelassen über diesen „gelungenen Spaß“. Als Schriftsteller hatte er mit einem recht liebenswürdigen Büchlein über die „Zauberflöte“ begonnen, welches Mozart hoch feierte. Später hat er sich dem beliebteren Literaturzweige der Zukunftsmusik-Vergötterung zugewendet und sich beim Blasen der Ruhmesposaune für Wagner und Liszt schier die Lunge gesprengt. Immer höher und höher häufte er in seinen Apologien die Superlative und Metaphern bis zu einem Schwulst, der von baarem Unsinn oft nicht zu unterscheiden ist. Es ist zu bedauern, daß Nohl's „Geschichte der

Musik", worin alle unsere Meister zu bloßen Vorstufen für Liszt und Wagner degradirt werden, in Reclam's populärer „Universalbibliothek" erschienen ist, wo sie nur Unheil anrichten kann. Das von jeder ernsten Musikbildung abgetrennte große Publicum kauft diesen Rattenkönig von Irrlehren des billigen Preises wegen, — und viel zu theuer.

XII.

Auch in München erlebte ich ein großes Musikfest im September 1863. Das Datum ist bemerkenswerth, denn es erinnert daran, wie jung noch die systematische Pflege höheren Musikwesens in München ist. Acht Jahre früher hatte die „Musikalische Akademie", ein Privatinstitut unter Königlichem Protectorat, das allererste Musikfest in München veranstaltet. Isar-Athen mochte gefühlt haben, daß seine musikalischen Leistungen neben dem europäischen Ruhm seiner bildenden Kunst im Schatten stand.

Die musikalische Existenz Münchens beginnt eigentlich erst von der Vereinigung der Pfalz mit Bayern; das berühmte Mannheimer Orchester schmolz nun mit dem bayrischen zusammen; das Theater kam (1778) nach München, und fast Alles, was bisher zum Ruhm der Mannheimer Musik beigetragen, zog dahin. Neben einigen kurzen Glanzmomenten der Oper lag doch die Orchester- und Kammermusik lange Zeit brach. Hierin ist fast Alles in München die Schöpfung und das Verdienst des trefflichen Franz Lachner. In den vierziger Jahren hat er die großen Odeonsconcerte begründet, und erst am Ausgang der fünfziger stellte Baron Perfall einen „Oratorien-Verein" daneben, den ersten und einzigen Verein für gemischten Chor im Lande. Das Musikfest brachte dem trefflichen Lachner, als Dirigenten und als Componisten seiner anmuthigen D-moll-Suite die verdienten Ehren. Die Energie des alten Herrn war noch immer unvergleichlich; die Arbeit, die er vor und während dieser drei Tage ungebeugt verrichtete, ganz erstaunlich. Die gedrungene kräftige Gestalt, der bedeutende, wie aus Bronce gegossene Kopf mit dem mächtigen Kinn und den blitzenden grauen Augen erinnerte an den ersten Napoleon. Was dieser Mann im Laufe von vierzig Jahren für die Musik gethan, weiß jeder Münchener und ist am schönsten zu sehen auf einem fünfzehn Ellen langen Papierstreifen, auf welchem der geniale Schwind die Biographie seines Freundes mit verschwenderischem Geist und Humor illustrirt hat. Für mich hatte die patriarchalische Gestalt Lachner's stets etwas ungemein Sympathisches und zugleich Ehrwürdiges. Früher als seine Kraft war in München sein Einfluß gebrochen, durch die steigende feindselige Macht der Wagnerianer. Ich habe ihn zuletzt im Jahre 1884 mit seinem treu anhänglichen Schüler, dem früh dahingeschiedenen Ernst Franck, besucht. Vereinsamt, leidend, aber noch geistig frisch, empfing er uns. Er erzählte, daß er ein Jahr zuvor zum letzten Male die Oper besucht habe, um Wagner's Siegfried zu hören. Die lange Dauer der Oper habe ihn aber so sehr ermüdet, daß er nach dem zweiten Akt das Haus verlassen mußte. Da habe sich Alles mit deutlichster Mißbilligung nach ihm umgedreht, auch einzelne Zischlaute vernahm er. Vor dem Schluß einer Wagner'schen Oper fortzugehen, galt bereits und

gilt in München noch heute (wie ich an mir selbst erfahren habe) für ein Verbrechen und erregt allgemeines, fast demonstratives Aufsehen. Darauf war der greise Lachner nicht gefaßt, und noch weniger gewillt, es ein zweites Mal zu erfahren. Mit ihm ist einer der letzten Freunde Franz Schubert's und einer der letzten, edelsten Hüter classischer Traditionen dahingegangen.

Eine der gewichtigsten und anziehendsten musikalischen Persönlichkeiten Münchens war der Director des Conservatoriums, Franz Hauser. Er nahm mich (1859) um so herzlicher auf, als er sich lebhaft meines Vaters erinnerte, mit dem er zugleich Sängerknabe auf dem „heiligen Berg" in Böhmen gewesen. Mit seinem stämmigen Körperbau, dem energischen Ausdruck seines glattrasirten Gesichts und der von dichtem weißen Haar beschatteten Denkerstirne war Hauser eine Erscheinung, die auffallend an Beethoven erinnerte. Durch zwei oder drei Tage verkehrte ich fast ununterbrochen mit ihm, mich an seinem anregenden, geistvollen Gespräch, seinen reichen Erinnerungen und seinem gemüthvoll-patriarchalischen Familienleben erfreuend. Es weilte obendrein sein Sohn bei ihm, der treffliche Baritonist Josef Hauser, der heute noch an der Karlsruher Oper verdienstvoll wirkt. Der junge Sänger gastirte eben in München, und es war mir ein künstlerisch wie menschlich schönes Erlebniß, an der Seite seiner greisen Eltern ihn als Figaro in Rossini's Oper so erfolgreich debutiren zu sehen. Josef ist ein Schüler seines Vaters, der, früher selbst ein ausgezeichneter Opernsänger, später viele berühmte Gesangskünstler, worunter Henriette Sonntag, ausgebildet hat. Hauser erschloß mir das Schatzkästlein seiner Bibliothek: eine Anzahl kostbarer Manuscripte von Sebastian Bach und eine große Sammlung von Briefen, welche die berühmtesten Componisten, Sänger und Sängerinnen an ihn gerichtet hatten. Am interessantesten waren mir die von Mendelssohn-Bartholdy, mit dem Hauser Jahre lang im intimsten Briefwechsel gestanden; ferner Briefe von Jenny Lind, Seydelmann, Otto Jahn ꝛc. Durch fast zwanzig Jahre hat Hauser dem Münchener Conservatorium vorgestanden, zu dessen Organisirung ihn König Ludwig I. im Jahre 1846 berufen hatte. Um diese Anstalt, insbesondere um das Aufblühen der Gesangskunst, erwarb er sich die größten Verdienste. Durch sein Selbstbewußtsein, seine mitunter derbe und unbequeme Geradheit, die zu keiner seinen Ueberzeugungen widersprechenden Concession sich hergab, hat er sich allerdings viele Feinde gemacht. Es mochten außer den künstlerischen auch noch andere Gegnerschaften mitspielen (Hauser gehörte der streng ultramontanen Richtung an), — so geschah es denn, daß der noch geistig und körperlich erstaunlich rüstige Mann mit siebzig Jahren pensionirt wurde. Er übersiedelte nach Freiburg im Breisgau, wo er 1870 ohne vorhergehende Krankheit, fast plötzlich gestorben ist. —

Zu den markigsten Charakterfiguren Münchens gehörten der Maler Schwind und der Schriftsteller, zugleich Notar, Dr. Ludwig Steub, beides Prachttypen süddeutscher, ehrenfester Behaglichkeit und gesunden Humors. Schwind in seiner netten Villa am Starnberger See inmitten seiner Familie zu sehen, war ein Hochgenuß. Wie aufgeknöpft sprach er da über gewisse Modekünstler, welche „Billardkugeln statt Augen" malen, oder über den Wiener Rahl, dem

er die Absicht zumuthete, das Wiener Opernhaus mit „lauter nackten, fleischigen Rücken" auszuschmücken. (Er drückte sich noch etwas tiefer aus.) Eine seiner köstlichsten Aeußerungen machte Schwind beim Anblick einiger Zeichnungen von Felix Tahn: „Sacrament," rief er erstaunt, „Sie san ja a famoser verdorbener Maler, der no gar nit ang'fangen hat!" Höchst ergötzlich war auch sein unbarmherziger Spott über die Anhänger von Wagner und Liszt; dabei behielt aber der kräftige befreiende Humor stets die Oberhand über den gemeinen Aerger. —

Ludwig Steub, der mir durch seine Tiroler Schilderungen und manche hübsche Erzählung lieb geworden war, lud mich eines Sonntags (1867) zu einem „Tatzelwurm-Frühstück" — bei ihm war Alles „Tatzelwurm" — in seine Kanzlei ein. Der Componist Robert von Hornstein, der Dichter August Becker u. A. kamen; Würste, Schinken, Pickelhäringe bedeckten den Tisch, dazu wurde Bockbier in großen Krügen getrunken. Um zwölf Uhr wollte ich mit den Uebrigen mich empfehlen; aber Steub hielt mich zurück: „Sie müssen ja heute bei uns zum Mittagmahl bleiben!" — „Wie? Sie können jetzt gleich wieder zu Mittag essen?" — „Natürlich," erwiderte Steub mit unvergleichlicher Gravität, „nach dem Präludium kommt erst die Symphonie." Er führte mich aus seiner Frühstücks-Kanzlei in die Wohnräume, wo bereits der Tisch gedeckt stand. Essen konnte ich nichts mehr, ich hätte selbst ein bayrischer Tatzelwurm sein müssen; aber eine der heitersten, anregendsten Stunden genoß ich mit Steub und seiner liebenswürdigen Familie. —

Mit dem eben erwähnten jungen Componisten, Freiherrn Robert von Hornstein, war ich von Wien her bekannt, wo er eine recht graziöse Operette „die Pagen von Versailles" ohne Erfolg zur Aufführung gebracht hatte. „Ich bin durchg'falle!" rief er lachend in seinem treuherzigen schwäbischen Dialekt, als er nach der Vorstellung in unser Gastzimmer eintrat, wo wir etwas verlegen seiner Ankunft entgegensahen. Er setzte sich gleich vergnügt zu Tische und zerpflückte ein Brathuhn mit allen zehn Fingern, wobei seine Aeuglein in dem jungen breiten Sokratesgesicht schier verschwanden. Sein Aeußeres und seine formlosen, verwilderten Manieren ließen nicht leicht weder den Freiherrn noch den Mann von Geist erkennen. Er brachte mir einige Hefte melodiöser, frischer Lieder, die mich durch die jetzt so selten gewordene Eigenschaft der Naivetät und natürlichen Sangbarkeit anmutheten. Warum konnte es Hornstein doch niemals zu einem rechten Erfolg bringen? Hat er zu wenig Talent oder zu viel Geld gehabt? Ich glaube letzteres. Hornstein war eine bequeme Natur und von Haus aus sehr wohlhabend. Er ließ bald die Flügel hängen und scheint in den letzten dreißig Jahren seines Lebens nichts mehr veröffentlicht zu haben. Sehr unterhaltend wußte er von seinem Umgang mit R. Wagner in Zürich zu erzählen. Als Wagner seines Aufenthalts bei Wesendonck in Zürich überdrüssig geworden, schrieb er an Hornstein, er wünsche auf dessen Landgut mit Muße an seinen „Nibelungen" zu arbeiten. Hornstein hatte nicht bloß, wie Gregorovius in Zürich, von Wagner's „Heldenthaten des Egoismus" erzählen hören, er kannte sie aus eigener Anschauung. Die Ehre, einen so kostspieligen und explosiven Gast zu beherbergen,

mochte er seiner Familie doch nicht zufügen und entschuldigte sich in artigster Weise. Hierauf erwiderte ihm Wagner in einem kurzen, gereizten Brief, Hornstein werde es noch bitter bereuen, daß er diese Gelegenheit, durch Wagner's Aufenthalt berühmt zu werden, sich habe entgehen lassen. Die Briefe Wagner's, die man später vergebens bemüht war, ihrem Eigenthümer herauszulocken, müssen sich jetzt noch im Nachlasse Hornstein's vorfinden. Ich habe Hornstein kurz vor seinem Tode, im Jahre 1890, in Florenz zum letztenmal gesehen.

Als ich in München Hornstein in seinem Garten aufsuchte, traf ich dort in freundschaftlichem Gespräch zwei junge Männer, deren edle Haltung und idealer Gesichtsausdruck mich frappirte. Der eine, hoch und schlank gewachsen, mit langem kastanienbraunen Haar und großen blauen Augen; der Andere, von kleinerer, aber ebenmäßiger Gestalt, schwarzäugig, mit träumerisch ernsten Gesichtszügen. Es war Paul Heyse und sein Freund Adolf Wilbrandt. Wie beglückte mich dieses Zusammentreffen mit zweien unserer besten Poeten! Längst war ich ein eifriger Leser und Verehrer der Heyse'schen Novellen; von Wilbrandt kannte ich nur sein Buch über Heinrich von Kleist, das mir bis heute das liebste seiner Werke geblieben ist. Die Bekanntschaft mit Heyse, der in Hornstein's Hause wohnte, war bald gemacht und von mir bei meinen späteren Besuchen in München mit immer gleichem Vergnügen erneuert. Wilbrandt durften wir in Wien später den Unsern nennen, da er die Leitung des Burgtheaters übernahm. Er hat sie leider, zum schweren Nachtheil dieser Bühne, nach wenigen Jahren aufgegeben. —

Emanuel Geibel hatte ich durch einen glücklichen Zufall einige Jahre früher in Gastein kennen gelernt und ihn dort auf einem längeren Spaziergang begleitet. Er litt damals unter sehr hypochondrischer Stimmung. Sein schöner Kopf hatte durch die tiefliegenden dunklen Augen und den lang über die Mundwinkel herabhängenden Schnurrbart ohnehin einen melancholischen Ausdruck. Sobald aber das Gespräch von seiner Person auf allgemeine literarische Interessen überging, befreite sich sein Gemüth und belebte sich seine Rede. Das Gesicht beschattete aber ununterbrochen ein Zug von Traurigkeit. „Mein Verleger," sagte er seufzend, „macht jetzt die zwanzigste Auflage meiner Gedichte — das haben sie, weiß Gott, nicht verdient." Reicher und reifer zeigen ihn allerdings seine späteren „Juniuslieder". Aber es drängte ihn bereits damals über das Lyrische hinaus zu dramatischen Problemen. Geibel erzählte mir, daß er eine Nibelungentragödie plane und skizzirte die Hauptumrisse seiner künftigen „Brunhild". „Aber, bitte, sagen Sie Hebbel nichts davon!" unterbrach er plötzlich den Anfang seiner Erzählung. Ich versprach es und habe mein Wort auch gehalten. Hebbel mußte jedoch von anderer Seite davon gehört haben und rief aus: „Geibel und Nibelungen? Das ist ja, als ob eine Nachtigall den Donner nachahmen wollte!" Das hat Hebbel freilich besser verstanden. Mehrere Jahre nach diesem Gasteiner Zusammentreffen machte ich Geibel einen Besuch in München. Es war Vormittag. Geibel begrüßte mich herzlich, fügte aber gleich bei, er sei in den Vormittagsstunden fast immer leidend, fühle sich bedrückt und spreche schwer. Ich möchte den Abend bei ihm zubringen; er wolle auch Paul Heyse und

Hermann Lingg bitten. Mit freudiger Erwartung harrte ich des Abends, habe auch selten einen anregenderen erlebt. Lingg kam leider nicht, aber Geibel und Heyse entfalteten in aufgeräumter Stimmung ihre ganze bezaubernde Natur. Geibel las einige seiner neuesten, noch ungedruckten Gedichte, in welchen er auf Heyse's Rath hie und da ein Wort änderte. Ein kleines, schmackhaftes Souper ward aufgetragen. Geibel war ein Weinkenner, und als wir seinen Moselwein rühmten, meinte er lächelnd, er habe noch etwas Besseres im Keller, das müsse er aber selbst bringen. Das war nun ein köstlicher Anblick, wie Geibel nach einer Weile aus dem Keller heraufgestiegen kam, unter jedem Arm eine bestaubte Flasche Rheinwein tragend. Es sei „Kirchenstück", erklärte er uns, so heiße die beste Sorte, die in Johannisberg um die Kirche herum wachse. Geibel fragte mich nach der Aufführung von Heyse's Trauerspiel: „Die Sabinerinnen", das am Burgtheater eben mit mäßigem Erfolg gegeben war. Ich hatte das Stück nicht gesehen, konnte aber den beiden Poeten eine lustige Episode daraus, die ich von Gabillon wußte, mittheilen. Im Zwischenact hatte nämlich Gabillon seinen Collegen Baumeister an eine kleine Schuld von zehn Gulden gemahnt. „Du wirst sie noch heute bekommen," versicherte dieser. Im nächsten Act kommen die beiden tapferen Römer auf der Scene zusammen; sie haben einen erregten Dialog (wenn ich nicht irre vor einer Schlacht). „Lebe wohl," ruft Baumeister und drückt dem Kameraden lange die rechte Hand. In diese Hand hatte aber der stets zu Schelmereien Aufgelegte die zehn Gulden gepreßt, in lauter kleinen Papierscheinen zu zehn Kreuzern, wie sie damals in Wien circulirten. Gabillon, der noch allein einen längeren Monolog zu halten hat, steht nun mit der Faust voll Papierzetteln, die er nirgends in dem taschenlosen römischen Gewand unterbringen kann. Er kämpft krampfhaft mit dem Lachen und fuchtelt leidenschaftlich mit der linken Hand in der Luft herum, in der Rechten das heillose Notenpack umklammernd. „So hat denn doch Jemand bei meinem Stück etwas eingenommen!" rief Heyse fröhlich, während Geibel sich vor Lachen schüttelte.

Geibel schenkte mir zum Abschied seine „Brunhild" und unterstrich mir in seinen „Neuen Gedichten" zwei sinnige Epigramme, zu denen ihn meine Abhandlung „Vom Musikalisch-Schönen" sympathisch angeregt habe. Daß Geibel keineswegs ein eingebildeter Kranker und Hypochonder sei, wie ich in Gastein geglaubt, darüber wurde ich in München leider aufgeklärt. Die Krankheit, die langsam aber unerbittlich fortschreiten sollte, hatte bereits von ihm Besitz genommen. Sie bewog ihn zur Uebersiedlung nach dem stilleren Lübeck, wo er, von allen Deutschen aufrichtig betrauert, im Jahre 1884 entschlafen ist.

München habe ich oft besucht und komme immer gern wieder hin; es war mir stets für einige Tage ein gemüthlich anheimelnder Aufenthalt. Bei gutem Wetter das vergnügliche Frühstück unter den Bäumen im Hofgarten und Nachmittags ein Spaziergang durch den Englischen Garten! Bei Regen und Kälte der wiederholte Besuch der alten und neuen Pinakothek. Und bei jeder Witterung das Königl. Theater, wo wir im Schauspiel oder in der Oper fast immer auf eine interessante Vorstellung rechnen können. Baron

Perfall's Leitung hat die Münchner Bühne auf einen hohen Rang unter den deutschen Hoftheatern erhoben. Ein Gespräch über Musik und Theater mit diesem erfahrenen, durch Liebenswürdigkeit und Aufrichtigkeit gewinnenden Mann hat mich stets erquickt und durfte bei keinem meiner Münchner Besuche fehlen.

XIII.

Im Mai 1862 wurde ich vom österreichischen Handelsministerium als Berichterstatter über die Musikinstrumente zur Weltausstellung nach London geschickt. Trotz des kärglichen Reisegeldes, das mir bewilligt war, fühlte ich mich überglücklich. Ich sollte London kennen lernen, nicht bloß flüchtig, sondern in längerem Aufenthalt und mit einer bestimmten Mission, die in Beziehung stand zu meinem musikalischen Studium. Die Kunst der Instrumentirung hatte mich stets auf das Lebhafteste interessirt, Berlioz' „Traité de l'instrumentation" mit seiner reichen Beispielsammlung anhaltend gefesselt. Man muß dieses geistvolle Buch freilich im Originaltext lesen, nicht in der undeutschen „deutschen Uebersetzung" von Dörffel. Die Londoner Weltausstellung regte mich an, über das bloß theoretische Studium hinaus, auch nach Möglichkeit die Fabrikation der Instrumente kennen zu lernen. In den Werkstätten der besten Wiener Fabrikanten von Clavieren, Geigen, Blasinstrumenten gewann ich manche werthvolle Belehrung durch den Augenschein. In London brauchte es eine Zeit, ehe ich mich in dem colossalen, Aug' und Ohr verwirrenden Tumult der Musikausstellung zurechtfand und den unausstehlichen Lärm der von allen Seiten probirten Instrumente ertragen konnte.

Von den epochemachenden Neuerungen auf diesem Gebiete wüßte ich nur zwei zu nennen, die für unsere Tage Wichtigkeit behalten haben. Zuerst Steinway's neues System, das hier zuerst erschien und seither die Welt erobert hat. In zwei Steinway-Flügeln und einem Tafelclavier, welche das größte Aufsehen erregten, sah man zum ersten Male die fächerförmig überquer gespannten Baßsaiten und den aus einem einzigen Stück gegossenen Eisens bestehenden Metallrahmen. Meine Prophezeiung, daß diesem System Steinway's die Zukunft gehöre, hat sich seither bewährt. Als zweite, interessante Neuigkeit frappirte mich die zum ersten Male versuchte Anwendung des Aluminiums für Blasinstrumente. Ich nahm ein aus diesem Metall verfertigtes Flügelhorn von Besson in die Hand — es war so leicht wie Pappendeckel. Vier solcher Instrumente erreichten zusammen erst das Gewicht eines gewöhnlichen Flügelhorns von gleicher Größe und Dicke. Wer die enorme Last erwägt, welche unsere Militärmusiker auf dem Marsch zu schleppen haben an den Baßbombardons, Baßposaunen, Schwanenhörnern und dergleichen Blechungethümen, muß die Verwendung des Aluminiums als eine Wohlthat für die blasende Menschheit begrüßen. Aber das Aluminium stand damals im Preise dem Silber gleich, und diese Kostspieligkeit hinderte begreiflicherweise die Verbreitung jenes Versuchs. Er schien hoffnungslos. Thatsächlich war auf den nächsten Weltausstellungen (Paris 1867 und Wien 1873) kein einziges Blasinstrument aus Aluminium zu sehen. Jetzt, nach dreißig Jahren, wo

das Aluminium plötzlich so billig fabricirt und zu einer Unzahl von Gegenständen verwendet wird, dürfte jene Erfindung Besson's wieder in ihr Recht und in die Praxis treten.

Der unvergleichlich anregende und gemüthliche Mittelpunkt meines Londoner Lebens war das Haus des Clavierprofessors Ernst Pauer. Sohn eines protestantischen Pfarrers in Wien und Schüler des Capellmeisters Heinrich Esser, hat Pauer sich frühzeitig in London niedergelassen und dort als Pianist und Lehrer einen glänzenden Namen erworben. Daß er heute noch mit ungeschwächter Kraft thätig ist — während sein Sohn, einer der besten Claviervirtuosen, bereits als Professor am Kölner Conservatorium wirkt — das verdankt Pauer seiner beneidenswerthen Gesundheit und seinem ebenso beneidenswerthen Temperament. Ich habe ihn inmitten der aufreibendsten Thätigkeit nie anders als heiter und aufgeräumt gesehen. Wenn er aus der Stadt nach einer Frohne von acht bis neun Clavierstunden des Abends zu seiner Familie nach Brompton heimkehrte, trat er lachend ins Speisezimmer und freute sich wie ein Kind auf die Suppe. In seinem kunstsinnigen, echt deutschen Hause (sogar das Dienstpersonal war deutsch) konnte man ungeladen des Abends erscheinen, sich mit an den Tisch setzen und dann musicirend oder plaudernd einiger gemüthlicher Stunden sicher sein. Einmal während der Ausstellung gab Pauer auch eine große Soirée. Obgleich er, nach englischer Sitte, das ganze Haus bewohnte, so reichten doch das Erdgeschoß, erster und zweiter Stock nicht hin für die zahlreichen Gäste. Es machte mir großen Spaß, mit dem Dichter Moritz Hartmann und dem Schriftsteller Max Schlesinger (beides bekanntlich Oesterreicher) mich auf der teppichbelegten Treppe niederzulassen, wo wir, Jeder unseren Teller in Händen, es uns prächtig schmecken ließen. An einem gesuchten Londoner Musiklehrer und Virtuosen kann man erfahren, was Arbeiten heißt. Pauer war obendrein als Juror bei der Ausstellung beschäftigt und von zahlreichen Fremden in Anspruch genommen. Seit vielen Jahren in London ansässig, hatte er noch nie die Westminsterabtei gesehen! Ich blieb sprachlos vor Entsetzen; Pauer mußte mir freilich versprechen, dieses unglaubliche Versäumniß so bald als möglich gut zu machen. Als ich ihn aber achtzehn Jahre später daran erinnerte, schien er mir bedenklich auszuweichen. So lebt, so arbeitet man in London.

Pauer pries auch die Wohlthat der strengen Sonntagsheiligung in England. „Da kann mir kein Brief, keine Zeitung ins Haus kommen; da darf ich keinen Besuch machen, da gibt es kein Concert, kein Theater — nichts!" Wir Fremden waren auf diese fromme Einrichtung um so übler zu sprechen. Während bei uns an Sonntagen die gewöhnliche Zahl der Eisenbahnzüge verdoppelt wird für Ausflüge in die Umgebung, fanden wir sie in London auf das Aeußerste verringert. Wir mußten froh sein, statt um sieben Uhr früh, um elf Uhr nach Richmond oder Windsor fahren zu können, und dort angelangt, verweigerten uns die Gastwirthe jede Erfrischung vor Schlag zwölf Uhr. Und diese Sonntagsabende! Kein Theater, kein Concert, nicht die geringste Lustbarkeit! Da retteten uns zum Glück einige befreundete deutsche

Familien; denn Engländer am Sonntag besuchen, gilt für eine Ungeheuerlichkeit. An Sonntag-Abenden flüchtete man frohgemuth entweder zu Pauer oder zu Rosa Czillagh oder zu Therese Tietjens, den zwei gefeierten Primadonnen der italienischen Opernhäuser: Coventgarden und Her Majesty's Theatre. Hier war man eines freundlichen Empfanges, einer guten Tasse Thee und deutscher Landsleute gewiß. — „Sagen Sie," interpellirte mich die Tietjens, als ich nach ihrer prachtvollen Leistung als Norma ihr vorgestellt wurde, „waren die Wiener nicht Esel, daß sie mich fortließen?" — „Ich glaube, sie waren es!" —

Bei Frau Czillagh lernte ich den berühmten Gesangslehrer Manuel Garcia kennen, einen der Ersten, der den Kehlkopfspiegel zu physiologischen Untersuchungen im Interesse der Gesangskunst verwendet hat. Er bestätigte meine Ansicht von der gesangwidrigen Natur der englischen Sprache mit ihren Zischlauten und zerquetschten Gaumenvocalen. Der englische Sänger steht fortwährend vor der Alternative, ob er correct englisch aussprechen oder ob er einen schönen Ton bilden wolle. Eines von beiden muß jeden Augenblick geopfert werden. „Die Engländer," fügte Manuel Garcia treffend hinzu, „haben graue Vocale von unbestimmtem Klang, wie sie einen Himmel von grauer, unbestimmter Farbe haben. Der Gesang bedarf aber lichter, entschiedener Farben. Die physiologische Thätigkeit, welche die Erzeugung eines schönen, insbesondere hohen Tones bedingt, ist in vielen Fällen ganz unvereinbar mit dem Zungenmanöver der correct englischen Aussprache." — Wie viel muß ein Künstler von dem musikalischen Feingefühl eines M. Garcia als Gesanglehrer englischer Ladies gelitten haben — er der Sohn des berühmten alten Garcia und Bruder von zwei allergrößten Sängerinnen: der Malibran und der Viardot!

Rosa Czillagh (die geschiedene Frau des berühmten Zauberers C. Hermann) war in London ebenso gefeiert wie vordem am Hofoperntheater in Wien. Sie wirkte durch ihre kräftige Altstimme und eine gewisse rohe Leidenschaftlichkeit des Vortrages und Spiels. Für eine bedeutende Sängerin habe ich sie nie gehalten; es fehlte ihr ebenso sehr an eigentlicher Gesangstechnik wie an Geschmack. Aber sie hatte „Rasse", und damit vermochte sie in Paraderollen wie Fides oder Azucena das große Publicum zu elektrisiren. Ungemein gastfrei und gefällig für ihre zahlreichen Freunde, hielt sie in Wien und London offenes Haus. Sie gehörte zu jenen leider nicht seltenen Sängerinnen, welche, auf die Unzerstörbarkeit ihrer Stimme und ihrer Anziehungskraft pochend, keinen Sparpfennig zurücklegen für spätere böse Tage. Es ging entsetzlich rasch mit ihr abwärts. Aus England zurückgekehrt, gab sie Concerte in kleinen Städtchen und bescheidenen Badeorten, wo schließlich ihre rauh und unsicher gewordene Stimme Mitleid erregte. Zuletzt lebte die früher so gefeierte Künstlerin von der Barmherzigkeit einiger wohlhabender Freunde — man kann sagen von Almosen. Als sie, gänzlich verarmt und verschollen, 1892 in Wien starb, mußten die Kosten ihres einfachen Begräbnisses durch eine mildthätige Sammlung aufgebracht werden.

Eine interessante musikalische Bekanntschaft machte ich an dem Componisten Sir Julius Benedict. Das Wichtigste an ihm war mir eigentlich seine Vergangenheit. Ein Schüler und Liebling C. M. von Weber's, hatte er diesen zu den ersten Aufführungen des „Freischütz" und der „Euryanthe" nach Berlin und Wien begleitet. In London fand ich aber diesen Veteranen noch als eines der rührigsten Elemente des musikalischen Alltagstreibens. Seine Opern standen zwar nicht mehr auf dem Repertoire, aber Benedict's jährliches „Monstreconcert" übte eine höchst einträgliche Anziehungskraft, und es gab keine vornehme Soirée, in welcher nicht Julius Benedict die Gesangstücke auf dem Clavier begleitete. Der alte Herr spielte zwar mit steifen Fingern und altmodischer Manier, aber er gehörte nun einmal zur „Fashion" und bekam ein dreimal so großes Honorar als irgend ein vortrefflicher jüngerer Accompagnateur. Den Engländern gilt vor Allem der Name. Das große Einkommen Benedict's belehrte mich, was in London die Mode bedeutet. Das bewegliche, kleine Männchen spielte fast jede Nacht in irgend einer aristokratischen Soirée, gab nebenbei Unterricht, componirte Allerlei und arrangirte Concerte. Eine fabelhafte Gesundheit befähigte ihn, volle fünfzig Jahre Londoner Musiklebens ununterbrochen thätig mitzumachen. Als ich ihn besuchte, war er bereits seit zwanzig Jahren Wittwer und hauste mit seiner ältesten Tochter. Er empfing mich sehr freundlich und erzählte mir von seiner Lehrzeit bei Hummel in Weimar und bei C. M. von Weber in Dresden; dafür mußte ich ihm über Wien referiren, wo er als junger Mensch italienische Opern unter Barbaja dirigirt hatte. Um ihn nicht durch allzu vieles Sprechen zu ermüden, trat ich ans Clavier, auf dem eine vierhändige Opernouvertüre von ihm aufgeschlagen lag. Ich kannte nichts von seinen Compositionen und bat ihn, das Stück mit mir zu spielen. Er sah mich etwas mißtrauisch an, überließ mir aber doch artig die Primstimme, und so ging die effectvolle Ouvertüre ganz flott von statten. Der Componist konnte sich nicht genug verwundern, daß ein Musikschriftsteller a vista spielen könne; ich wunderte mich wieder über seine Verwunderung, und so nahmen wir denn in freundschaftlichstem Verwundern Abschied von einander. Siebzehn Jahre später las ich in den Zeitungen, daß der fünfundsiebzigjährige Benedict sich zum zweiten Male mit einer schönen, jungen Engländerin verheirathet habe, worüber ich mich am allermeisten verwunderte. Nach dieser Heldenthat lebte das unternehmende Männchen noch bis zum Sommer 1885.

Aus dem von allen Instrumenten durchlärmten Ausstellungsgebäude entfloh ich eines Tages nach Oxford. Ich fuhr mit meinem Wiener Collegen, Professor Eitelberger, der vom Minister Gladstone ein Empfehlungsschreiben an den Vicekanzler der Universität in Händen hatte. Wir übernachteten in Oxford und konnten am folgenden Tage mit aller Muße die Bibliothek, die Bildergalerie und die verschiedenen Colleges der merkwürdigen Stadt besehen. In Eitelberger's anregender Gesellschaft besuchte ich in London auch das South-Kensington-Museum, und kann sagen, daß ich dabei das Project zu dem Wiener „Museum für Kunst und Industrie" in Eitelberger's Kopf leibhaftig entstehen sah. Mit der ihm eigenen Energie sprach er während unseres

Rundganges die Absicht aus, etwas Aehnliches für Oesterreich zu schaffen; er wälzte den Plan unaufhörlich in seinen Gedanken, erwog ihn Tag und Nacht und machte, kaum nach Wien zurückgekehrt, thatsächlich die ersten Schritte zur Verwirklichung seines Vorhabens. Seinem rastlosen Eifer und organisatorischen Talent ist es wirklich geglückt, diese für Oesterreich absolut neue, segensreiche Schöpfung aus dem Boden zu stampfen.

Noch möchte ich der köstlichen Fahrt zum Derby-Rennen nach Epsom erwähnen. Ich hatte weder früher noch später jemals ein Wettrennen besucht, fehlte mir doch das geringste Interesse dafür, ob das Pferd Almansor oder das Pferd Lucia eine Secunde früher am Ziele anlange. Aber der englische Derbytag! Das ist kein bloßes Rendezvous von Pferdekennern und -liebhabern, sondern ein wahres Volksfest im großartigsten Stil, ein Schauspiel von imposanter allgemeiner Lust, lebensvoll bis zum Ueberschäumen. Dieses Fest mit guten Freunden anzusehen, aus einem bequemen, mit Speis' und Trank reichlich ausgestatteten offenen Wagen, das gehört zu den originellsten, köstlichsten Vergnügungen, die man sich wünschen, und die nur England bieten kann.

Eine große Herrensoirée gab es bei Dr. Max Schlesinger, dem Verfasser eines der geistreichsten, lebendigsten Bücher über London. Es ist im Buchhandel so gut wie vergriffen. Schlesinger, damals der hervorragendste deutsche Journalist in London, versammelte an dem Abend bei sich die Spitzen der Ausstellungscommission, Deligirte aller Nationen. Mehr als diese industriellen Notabilitäten interessirte mich Ferdinand Freiligrath, der, ein Lieblingspoet meiner Jugend, nun als Buchhalter in einem englischen Bankierhause arbeitete. „Pulver ist schwarz, Blut ist roth, golden flackert die Flamme!" Wie schwer reimen wir das mit dem Dienst in einem dumpfen Comptoir! Auf einen mir fast unwillkürlich entschlüpften Ausruf dieser Art erwiderte der übrigens recht schweigsame Dichter, er habe in seiner Jugend sich den Rath Chamisso's und Clemens Brentano's erbeten, ob er aus dem Kaufmannsstande austreten und sich ganz der Dichtkunst widmen solle? Beide Poeten hätten ihm entschieden davon abgerathen. Eine Bestätigung dieser für den ersten Blick auffallenden Thatsache habe ich zwanzig Jahre später in zwei merkwürdigen Briefen Chamisso's und Brentano's gefunden, welche in dem von W. Büchner herausgegebenen Briefwechsel Freiligrath's (1882) veröffentlicht sind[1]). Freiligrath, der Mann mit dem Löwenkopf und der gedrungenen, fetten Gestalt, war

[1]) Chamisso schreibt an Freiligrath (4. Mai 1837): „O, lassen Sie sich nicht herunterziehen! Lieber ein Handwerk als ein Tageblatt: ich habe schon Manche daran verloren gehen sehen. Ich werde so vielfältig aufgefordert, diese Materie abzuhandeln, und die Rath begehren, ob sie wohl Alles liegen lassen sollen, um sich der Literatur zu widmen oder unter die Poeten zu gehen, gehören meist zu dem Mißwachs der Menschlichkeit, und rücken wohl am Ende mit der Erklärung heraus, sie seien dennoch entschlossen, sie seien bereits so weit!"

Clemens Brentano's Antwort (vom Mai 1839) lautet: „Daß Sie ein Kaufmann sind und somit im bürgerlichen Leben wurzeln, mehrt meine Achtung für Sie, und ich würde es mit Betrübniß wahrnehmen, wenn Sie mit Ihrem Stande ganz zerfielen und sich Ihrem Zustande (der Poesie) unbedingt preisgäben. Es ist immer ein ins Kraut schießen, ein sich zu Tode blühen u. s. w. Ein Erglühen, Erröthen ist zu seiner Zeit ein rührender Purpur, aber sich solchem allein hingeben wird zum tödtlichen Scharlachfieber."

in London nicht der einzige Pegasus im Joche. Der Dichter Gottfried Kinkel hockte zwar nicht über dem Hauptbuch und Börsenkurszettel, mühte sich aber doch in einer kaum weniger anstrengenden Thätigkeit, die seine ganze Zeit in Anspruch nahm. Er hielt Vorträge über Kunst- und Literaturgeschichte, dreißig Stunden die Woche, an verschiedenen Lehranstalten und Mädchenpensionaten Londons, dann in Brighton, Manchester, Worcester (für die Porcellanfabrikanten, über Pompeji). „Die Kunst," sagte er, „gilt hier nur insofern, als sie nützt." Kinkel hatte die seit zwei Monaten eröffnete Weltausstellung noch nicht gesehen, so sehr sie ihn interessirte; erst im Herbst hoffte er dafür Zeit zu finden. Wie viel und mühsam müssen in London so hervorragende Männer arbeiten! Man schämt sich vor ihnen in die Seele hinein und meint doch selbst nicht gefaullenzt zu haben. In Eitelberger's Gesellschaft verbrachte ich einen stillen Abend bei Kinkel. Es waren nur seine Kinder zugegen. Ein Blick auf das große weibliche Porträt über dem Clavier gab mir einen Stich ins Herz. Ich brauchte nicht zu fragen, wen es vorstelle. Die arme Johanna Kinkel! Wie oft hatte ich mir gewünscht, ihr für das vortreffliche Buch „Hans Ibeles" zu danken, in welchem sie die erste schwere Zeit ihrer Londoner Ansiedelung schildert und so viele geistvolle Bemerkungen über Musik einflicht. Nun fehlte sie in diesem Familienkreise. Sie hatte sich in einem Anfall von Melancholie, welchem schwere Gemüthsbewegungen vorangegangen waren, vom Fenster herabgestürzt. Eine Wolke von Schwermuth lagerte auf Kinkel's schönem Kopfe, in welchem zwei feurige, braune Augen unter dem ergrauenden, dichten Haupthaar so beredt hervorleuchteten. „Geben Sie uns etwas Musik!" bat er mich. Und ich spielte und spielte unter dem Bilde der musikalischen Märtyrerin, während die Kinder frohlockten, und Kinkel ernst und schweigsam zuhörte. — Bei Max Schlesinger traf ich auch den Componisten Stephen Heller aus Paris. Einige Freunde hatten ihn, nicht ohne Mühe, dazu bewogen, nach London zu kommen, und hier in ein oder zwei musikalischen Matinéen mitzuwirken. Er spielte sehr ungern öffentlich, aber das Honorar kam ihm, bei dem häufigen Stocken seiner Einnahmequellen, gerade erwünscht. Stephen Heller konnte kein Wort Englisch. „Ja, was thun Sie denn, wenn man Sie Englisch anspricht?" fragte ich ihn. „Ich antwortete auf Alles ‚Never mind'; das paßt immer!"

Mehr als auf alle Musiker Londons hatte ich mich auf Charles Dickens gefreut, dem ich von Jugend auf so viel Vergnügen verdanke. Die besten seiner Romane habe ich nach zehn, nach zwanzig Jahren neuerdings vorgenommen und sie mit demselben heiteren Behagen wieder gelesen. Nach anhaltend geistiger Arbeit boten sie mir des Abends eine so wohlige Abspannung mit ihrem Wechsel von drastischer Komik und gemüthvollen, rührenden Scenen. Und Alles darin so natürlich, so echt menschlich. Noch ganz kürzlich, nachdem ich zu viel Cynkali naturalistischer „Moderne" verschluckt, habe ich wieder einmal zu heiterem Aufathmen den „Nicholas Nickleby" hervorgeholt. Also, ich traf Dickens und zwar in dem kunstsinnigen Hause des Malers Lehmann, wo mich Joachim eingeführt hatte. Ein intimer, zwangloser Abend mit nur sechs bis acht Gästen. Da konnte ich Dickens bequem genießen

und auch die Bekanntschaft des einzigen schönen Werkes von ihm machen, das mir fremd gewesen: seine Tochter. Auch Dickens' Schwager, der berühmte Romanschriftsteller Wilkie Collins, war gegenwärtig, konnte mich aber neben jenem Vielgeliebten nicht sehr interessiren. Dickens, damals fünfzig Jahre alt, hatte in seinem Benehmen etwas zutraulich Burschikoses; in seinem unregelmäßigen beweglichen Gesicht Etwas von einem genialen Komiker. Die ungeheuere Verbreitung und Beliebtheit seiner Werke in Deutschland konnte ihm nichts Neues sein; doch freute es ihn, davon zu hören. Er schickte mir Tags darauf ein Billet zu einer seiner Vorlesungen in St. James-Hall mit einem liebenswürdigen Briefchen, das einen Ehrenplatz in meiner kleinen Autographensammlung einnimmt. Diese enthält lediglich an mich gerichtete Briefe; ich war niemals Autographensammler, obwohl mir unter allen Sammlerpassionen diese weitaus die sympathischeste ist. Unbegreiflich sind mir nur die Briefmarkensammler.

Die Vorlesung von Dickens machte mir einen ganz eigenthümlichen, anheimelnden Eindruck. Sie fand um acht Uhr Abends statt, demungeachtet ohne den Zwang des sonst unausweichlichen Evening-dress. Dickens, in schwarzer Cravatte, eine Nelke in seinem bequemen Gehrock, steht vor einem grün behangenen Tischchen und liest einige ausgewählte Capitel aus seinem „Copperfield". Es sind lauter Lieblingsfiguren, Lieblingsscenen des Publicums, welches ja den Zusammenhang genau kennt. Dickens spricht in ungezwungenem, meist humoristischen Ton, einfach und doch virtuos. Sein lebendiger, dramatischer Vortrag zwingt das Auditorium abwechselnd zur Rührung und zu fröhlichem Lachen. Seine Zuhörer, fast durchaus bürgerlicher Mittelstand, hängen voll Andacht an seinen Lippen und feiern ihn mit familiär herzlichem Applaus. Ein wohlthuender Anblick nationaler Verehrung und Liebe! In Deutschland ist etwas Aehnliches nicht denkbar. Wo wäre bei uns ein Romanschriftsteller so populär, daß er mit dem Vorlesen einiger bekannter Capitel jeden Winter ein großes Publicum anlocken und wie Dickens, trotz der billigen Eintrittspreise, eine bedeutende Summe erzielen könnte! Dickens erzählte mir, man habe ihm für sechs Vorlesungen in Australien die enorme Summe von zehntausend Pfund Sterling geboten, doch konnte er sich zu dieser Reise nicht entschließen.

Ein Besuch, auf den ich mich lange gefreut, galt Jenny Lind. Ich hatte sie in Wien nur flüchtig kennen gelernt in einem großen Concert (1846), wo sie, von Clara Schumann begleitet, „Auf Flügeln des Gesanges" und Schumann's „Nußbaum" so hinreißend schön sang, wie ich diese Lieder nie wieder gehört. Clara Schumann, die an diesem Tage ihrem Gedächtniß mißtraute, hatte mich gebeten, ihr die Noten umzuwenden, und beinahe wäre ich im Entzücken über Jenny Lind aus meiner bescheidenen Rolle gefallen. Sie war unruhig und besorgt vor dem Heraustreten. „Nur ein Choristhat keine Angst," belehrte sie mich. Hingebend und liebevoll gegen alle ihr näher Befreundeten, pflegte Jenny Lind doch gegen Fremde sehr zurückhaltend, wohl auch unliebenswürdig zu sein. Ich mußte das selbst erfahren. Mit meinem Freunde C. F. Pohl (dem verstorbenen Haydn-Biographen), hatte ich eine sehr

artige Einladung von Herrn und Frau Goldschmidt zum Dejeuner nach Argyle-Lodges (bei Wimbledon-Commons) erhalten, mit dem Beifügen, daß sie der späten Heimfahrt wegen Niemanden zum Diner zu bitten wagen. Wir langten an einem sonnigen Junimorgen in der stattlichen, gartenumkränzten Villa an. Otto Goldschmidt führte uns in den prächtigen Salon, wo uns Frau Jenny mit kurzem Kopfnicken begrüßte. Neben ihrem Sopha erhob sich, von Palmgewächsen beschattet, eine Marmorbüste der Königin Victoria, ihr zu Häupten hing ein lebensgroßes Brustbild F. Mendelssohn's. Nach einer Pause nahm Frau Jenny das Wort und fragte mich in trockenem Tone: „Haben Sie schon in London Musik gehört?" — „Ja," entgegnete ich, „ich hatte das Glück, Sie in der ‚Schöpfung' zu hören." Ein finsterer Blick — dann die zurechtweisenden Worte: „Wollen Sie meine Person gänzlich aus dem Spiele lassen!" Das war in einem Ton gesagt und mit einer Miene, daß es mir kalt über den Rücken lief. Ich sprach keine Silbe mehr und unterhielt mich während des langen, opulenten Dejeuners ausschließlich mit Herrn Otto Goldschmidt, den ich dann in den Garten begleitete, wo die beiden hübschen Kinder, Walter und Jenny, mit dem noch unberühmten Arthur Sullivan Cricket spielten. Der Hausherr benahm sich gegen mich sehr liebenswürdig, obgleich ich gerade ihn in meinen Kritiken 1854 recht unfein behandelt hatte. Das brüske Benehmen seiner Frau schien ihn selbst ein wenig zu geniren; er murmelte einige entschuldigende Worte. Vielleicht mochte er ihr selber einen Wink gegeben haben, denn als wir in den Salon zurückkehrten, wo Frau Jenny mit Karl Klingemann (dem Dichter vieler Mendelssohn'scher Lieder) sich unterhielt, richtete sie das Wort an mich und sprach über Sänger und Sängerinnen. Ihre Urtheile lauteten ziemlich scharf. „Die jetzigen Sängerinnen haben alle mit dreißig Jahren keine Stimme mehr; sie haben zu wenig studirt und schreien zu viel. Ich selbst habe niemals viel Stimme besessen, aber ich habe sie vollkommen erhalten, ja ich singe mit größerer Leichtigkeit als je." In diesem Punkt, glaube ich, täuschte sich die große Künstlerin selbst, wie so manche ihrer alternden Colleginnen. Ich hatte sie, wenige Tage vor meinem Besuch, in Exeter Hall die Sopranpartie in der „Schöpfung" singen hören. Ich erkannte ihre Stimme, wie man ein halb verwittertes Bild langsam wieder erkennt. Die Töne kamen schwach und verschleiert hervor, die hohen, kräftigen Stellen mit Anstrengung. An dem Beifall des englischen Publicums, dessen Pietät nicht genug zu rühmen ist, konnte Jenny Lind freilich noch lange nicht inne werden, daß ihre Stimme am Anfang des Endes stand.

In der italienischen Oper erlebte ich manchen genußreichen Abend. Da hörte ich Gesangskünstler, wie sie heute nirgends mehr existiren. Im Coventgarden-Theater „Die Hugenotten" mit dem fast sechzigjährigen, noch immer unvergleichlichen Mario als Raoul, Faure als Nevers, der Miolan-Carvalho als Königin; „Wilhelm Tell" mit Tamberlik und Faure; „Barbier von Sevilla" mit Mario und Adelina Patti, deren europäischer Ruf von dieser Londoner Saison datirt; Verdi's für mich neue Oper „Il ballo in maschera" mit Mario, der Czillagh und der Miolan-Carvalho;

„Lucia“ mit der Patti. Im „Don Juan“ sang der mir aus Wien wohlbekannte mächtige Bassist Karl Formes den Leporello. Das zweite italienische Opernhaus „Her Majesty's Theatre“ rivalisirte mit Coventgarden. Es brachte „Die Hugenotten“, „Trovatore“ und „Don Juan“ mit Giuglini, Santley, der Tietjens, Trebelli und Louisa Pyne, den „Barbier“ mit Zuchini und der Trebelli ꝛc. Die italienische Oper, ein Modeartikel und Leckerbissen für die Reichen und ohne den geringsten Zusammenhang mit der Nation, herrschte damals unumschränkt in London. Die englische Oper, welche jetzt rühmliche Anstrengung macht, sich emporzuheben, existirte noch nicht, oder doch nur in einem kleinen Hause („English Operetta-Theatre“) mit kläglichen Operettenvorstellungen.

Eine Aufführung von Händel's „Messias“ im Kristallpalast überzeugte mich von der noch andauernden außerordentlichen Popularität des Oratoriums in England. Es ist der echteste und volksthümlichste Bestandtheil des Musiklebens in England, wie die Oper der äußerlichste, luxuriöseste. Freilich ist es nicht lediglich das musikalische Moment, was den Engländer in Händel's Oratorien die Vollendung aller Kunst preisen läßt, der religiöse Inhalt spielt in diese mit Vorliebe hinein. Geistliche Musik herrscht unverhältnißmäßig vor in allen englischen Musikfesten, wie sie alljährlich in London, dann abwechselnd in Worcester, Hereford, Glocester, Leeds stattfinden. — Die großen Concerte der einst berühmten „Philharmonic society“, welche Sterndale-Benett müde und gelangweilt dirigirte, konnten mich sehr wenig befriedigen; höher standen die Kammermusik-Aufführungen in Herrn Ella's „Musical Union“.

Das Wenige, was ich von Schauspielvorstellungen sah, belehrte mich, daß das englische Theater großartig dasteht in Scenirung und Ausstattung von Sensationsstücken wie „Collin-Bawn“, „Peep O'Day“ u. dgl.; daß die englischen Schauspieler hoch begabt sind für derbe Komik, aber manierirt, übertrieben, unnatürlich in der Tragödie. Im Princeß-Theater sah ich in Gesellschaft Josef Lewinsky's, der eben, nach einem glänzenden Debüt als Franz Moor, im Burgtheater engagirt worden, das Schauerdrama „Louis XI.“ Charles Kean, der berühmte Abkömmling noch berühmterer Kean's, spielte die Titelrolle mit stellenweise geistreicher, aber abstoßend greller Charakteristik und bis zur Unwahrheit „naturwahrem“ Detail. Mit großem Interesse beobachtete ich die athemlose Aufmerksamkeit, mit welcher Lewinsky, der damals noch kein Wort Englisch verstand, das Spiel Kean's verfolgte. Beim Herausgehen lud ich ihn ein, mit mir am nächsten Abend die Patti in der italienischen Oper zu hören. Zu meinem Erstaunen weigerte sich der sonst leidenschaftliche Musikfreund und machte die verschiedensten Ausflüchte. Schließlich in die Enge getrieben, gestand er, daß er morgen nochmals Kean als Ludwig XI. sehen wolle. Wir lachten, mußten aber doch die Gewissenhaftigkeit des jungen Schauspielers rühmen, welcher dem Interesse an der Technik seines Berufes alles Andere opferte.

Nach achtwöchentlichem, höchst anregendem, aber ruhelosem Aufenthalt in London begann ich doch, mich nach Hause zu sehnen. Mein officieller Bericht

lag fertig, alles Sehens- und Hörenswerthe hatte ich so ziemlich in mich aufgenommen; so war denn eines Tages der Koffer schnell gepackt und die Rückreise nach Wien angetreten.

XIV.

Zu Ende der fünfziger Jahre wohnte ich auf dem Minoritenplatz in einem der alten, unregelmäßig um die Kirche herum gebauten Häuser, welche, ein Leckerbissen für Wiener Geschichtsforscher, nunmehr ihrer wohlverdienten Demolirung entgegensehen. Ich hatte eine geräumige Stube als „Zimmerherr" inne, d. h. als Aftermiether einer keifenden, alten Wittwe, welche zwei Zimmer an ledige Herren so gut vermiethete, daß ihr eigenes, drittes, ihr gratis verblieb und noch etwas darüber. Der zweite Zimmerherr wohnte auf demselben Flur, meiner Stube gegenüber. Ich habe ihn nie gesehen und hörte nur, daß es ein kränklicher, alter Herr sei. Eines Morgens sah ich seine stets versperrte Thüre angelweit offen und die böse Sieben mit krampfhafter Thätigkeit in dem Zimmer herumwüthen. „Wo ist denn der kranke, alte Herr?" fragte ich erstaunt. „Gestern Abend gestorben — aber is schon fort, is schon fort. Hab' ihn gleich in die Todtenkammer expedirt." Ein ärgerlicher Seufzer der Frau, von heftigem Reiben der weißen Nase begleitet, galt offenbar nicht dem verstorbenen Bewohner, sondern dem Leerstehen des Zimmers. Es ist aber nicht lange unbewohnt geblieben. Drei Tage, nachdem der Erste „expedirt" war, zog ein Anderer ein. Ich habe nach seinem Namen nicht gefragt und ihn Wochen lang nicht zu Gesicht bekommen. Das geht so in großen Städten; man weiß nicht, wer neben einem lebt oder stirbt. Da treffe ich eines Tages auf der Treppe den Componisten Robert Volkmann. Er war mein neuer Zimmernachbar. Ich freute mich dieser Entdeckung, denn Volkmann war mir nicht bloß als Tondichter lieb und werth, sondern auch als Mensch. Sein anspruchsloses, wohlwollendes Wesen, der schöne Ernst seiner künstlerischen Anschauung und Thätigkeit berührte mich sympathisch. Aber ein Verkehr mit ihm kam doch nicht zu Stande. Ein Besuch meinerseits, ein Gegenbesuch seinerseits — das war Alles. Volkmann war nämlich ein noch größerer Schweiger als Schumann, also — mit Wagner zu sprechen — ein ebenso „unmöglicher Mensch". Der Dritte im Bunde der berühmten musikalischen Schweiger war, merkwürdig genug, ein Franzose: Felicien David, der Componist der „Wüste". An seinen Generalpausen scheint aber nicht zurückgedrängte Gedankenfülle schuld gewesen zu sein, sondern vielmehr der Mangel an Gedanken. David war eine so überaus „einfache" naive Natur, daß man sich in Leipzig verwunderte, wie Robert Schumann Stunden lang mit ihm aushalten könne. „Ich mag ihn gern," erklärte Schumann — „er spricht so wenig." Das hat auch mein Volkmann meisterhaft getroffen. Schweigend saß er neben mir, das blasse, graublonde Haupt vorgeneigt, und sah mich mit seinen guten, müden Augen an, die nur durch den tief herabhängenden Schnurrbart ein Relief erhielten. Die zuwartenden Pausen, an denen ich es nicht fehlen ließ, genirten ihn wenig; er unterbrach sie nur mit kurzen Worten. Obwohl wir einen Winter lang Thür an Thüre wohnten, haben wir mit einander keine zwanzig

Worte gesprochen. Und doch wußte ich genau, daß er mir von Herzen wohlwollte, sowie auch er von meiner Hochschätzung Beweise hatte. Volkmann hat mir noch viele Jahre später seine freundschaftliche Gesinnung bewiesen, als ich eine Vorlesung in Pest gab. Er machte, obwohl schon leidend, Abends den weiten Weg von der Festung Ofen herab, wo er wohnte, um meine Vorlesung durch seine Gegenwart auszuzeichnen. In Volkmann hat die deutsche Musik einen vornehmen und zarten Geist verloren; seine Freunde einen der wenigst unterhaltenden, aber aufrichtig treuen Genossen.

Eines Morgens stürzt Ambros zur Thür herein und an meine Brust. Ja, das war der beweglich heitere, kleine Mann mit den freundlich durch die Brille blitzenden, geistreichen Augen, an den mich jetzt Freund Stettenheim so lebhaft erinnert! Er hatte endlich seinen Wunsch erreicht und war von der Prager Staatsanwaltschaft ins Justizministerium berufen worden. Hocherfreut, den alten Freund bleibend in meiner Nähe zu haben, frage ich ihn eifrig nach seinen amtlichen und Familienverhältnissen. — „Und wie viel Kinder hast Du?" — „Ja, kannst Du Dir das nicht merken? So viel als der Regenbogen Farben hat, und die Scala Töne, die Woche Tage, so viel Weise Griechenlands, so viel Wunder der Welt man zählt, so viel Städte sich um Homer's Geburt streiten, so viel Todsünden es gibt . . ." — „Genug," rief ich lachend, aber er war noch lange nicht zu Ende mit den Daten, die mir die Zahl Sieben einprägen sollten. Dieses Raketenfeuer seines Gedächtnisses war charakteristisch für Ambros. Als sein Familiensegen sich noch um ein achtes Kind vermehrte, ging das Feuerwerk schon etwas stockender, das verspätete Nr. 8 schien ihn ein bißchen verlegen zu machen. Ambros, der eben ein volles Urlaubsjahr zu einer Studienreise nach Italien verwendet hatte, schrieb auf mein Drängen eine Reihe von Feuilletons für die „Neue freie Presse". Das machte ihn einem weiteren Leserkreis bekannt, der mir gewiß ebenso aufrichtig dankte für diese Vermittlung wie Ambros selbst. Alsbald übernahm er auch das ständige Musikreferat in der „Wiener Zeitung". Was übernahm und erledigte er nicht Alles! Er arbeitete im Justizministerium — wo er allerdings in Julius Glaser das Ideal eines wohlwollenden, nachsichtigen Ministers fand — er arbeitete in der Redaction der „Wiener Zeitung", er gab Vorlesungen in zwei höheren Töchterschulen, er unterrichtete den jungen Kronprinzen Rudolf in der Kunstgeschichte, und neben alledem schrieb er emsig weiter an seiner großen „Geschichte der Musik". In der Kunst, die Zeit auszunützen, ist mir Ambros stets als bewunderungswürdiger Virtuose erschienen. Das halbe Stündchen zwischen dem Ankleiden und dem Frühstück gehörte seiner „Geschichte der Musik"; aus dem Büreau nach Hause gekommen, setzte er unverweilt den Satz fort, bei dem er früh stehen geblieben, vielleicht bei einem „und" oder „aber". Damit mußte er gleich wieder inne halten, sobald die Suppe aufgetragen war. Nur diese stete Geistesbereitschaft, dieses à la minute-Produciren macht die erstaunliche Summe seiner Thätigkeit erklärlich. Andere Schriftsteller (unter Anderen ich selbst) brauchen ein Stündchen stiller Sammlung, bevor sie die Feder eintauchen, eine gewisse Brutwärme, möchte ich sagen — Ambros hätte man plötzlich aus dem Schlaf wecken können,

er würde sofort an dem unterbrochenen Manuscript weiter geschrieben oder ein ganz neues Capitel begonnen haben.

Wie kam es doch, daß Ambros, der zehnmal mehr von Musik verstand als alle seine Wiener Collegen, dennoch als Kritiker keinen großen Einfluß geübt hat auf die öffentliche Meinung? Man nahm ihn nicht recht ernst. Man unterhielt sich mit seinen Kritiken, aber man beugte sich ihnen nicht. Ambros machte in jedem Feuilleton so viele Witze, brachte so viel Citate, verschwendete so viel Einfälle, daß die gerade Linie des Urtheils unter der Last dieses nicht immer geschmackvollen Zierraths nahezu verschwand. Der witzige Polyhistor rannte jeden Augenblick dem Kritiker in den Weg und stellte ihm ein Bein. Hand in Hand mit dieser fast kindlichen Freude an stilistischem Luxus, ging eine auffallende Scheu, tadelndes Urtheil muthig auszusprechen. Er mochte Niemanden verletzen, keinen Anlaß zu Polemik geben. Ueber Liszt's sinfonische Dichtungen und Kirchenmusiken goß er in der Zeitung ein Füllhorn von Lob; unter vier Augen stimmte er entgegengesetzten Urtheilen nicht unwillig zu. Brendel's phrasenhafte „Vorlesungen" citirte Ambros im Vorwort zu seiner Musikgeschichte als ein „mit allgemeinem und verdientem Beifall aufgenommenes, brillantes, ungemein geistvolles Buch". Und doch wußte er sehr gut und hat es hundertmal ausgesprochen, daß Brendel's „Geschichte" zur Hälfte Compilation, zur Hälfte Parteischrift ist. Diese Schwäche konnte im Leben den liebenswürdigen Eindruck seiner Persönlichkeit erhöhen, nicht aber sein Ansehen als Kritiker. Eines einzigen Falles erinnere ich mich, wo Ambros mit ungeahnter Heftigkeit vom Leder zog: nämlich gegen die modernen Operetten. Er führte aber seine Hiebe gegen Offenbach, Strauß ꝛc. nicht sowohl im musikalischen Interesse, als im moralischen. Aus Empörung über die Frivolität ihrer Textbücher schrieb er seinen Artikel „Musikalische Wasserpest". Wie viel Talent steckte aber gerade in den Offenbach'schen Operetten! Und ist nicht Talentlosigkeit die wahre Wasserpest in der Musik?

Trotz all' seiner Gelehrsamkeit war Ambros eigentlich doch mehr zum Feuilletonisten geschaffen als zum Geschichtschreiber. Es fehlte ihm der klare, ruhig überschauende Blick; die Kunst, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden; der große Stil, welcher den echten Historiker kennzeichnet. Womit er gerade beschäftigt war, das erfüllte ihn mit Enthusiasmus. Er blieb an Zufälligkeiten und Nebendingen hängen, die seinem Witz zu thun gaben. Als er die Periode der alten Niederländer bearbeitete, ging ihm nichts über eine Messe von Josquin; später, bei den Italienern angelangt, galt ihm Monteverde oder auch Scarlatti als der Höhepunkt musikalischen Genies. „Freund," fragte ich ihn, „wo wirst Du denn die entsprechenden Ausdrücke der Bewunderung hernehmen für Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven?" — „Es ist eben Alles herrlich in seiner Art und unübertrefflich," lautete die Antwort. Diese ehrliche, unbedingte Hingebung an das Schöne, diese jugendliche Begeisterungsfähigkeit machten mir Ambros so liebenswerth, ja rührend. Nur verlor er über seinem Enthusiasmus die nöthigen Unterscheidungen und Stufen. Der zweite und dritte Band seiner Musikgeschichte enthalten treffliche Partien; man wird ihnen reichliche Belehrung danken, besonders wenn man die Urtheile

nicht so heiß ißt, wie sie aufgetragen sind. Leid that mir's hingegen um die ungemeine Mühe und Arbeit, welche Ambros an den trockenen, unersprießlichen Stoff des ersten Bandes gewendet hatte: die Musik der Chinesen, Indier, Araber, Aegypter, Hebräer ꝛc. Die Häufung zerbröckelnder Einzelheiten, welche unsere Kenntniß der Musik bei den asiatisch-mohammedanischen und den vorclassischen Völkern ausmacht, drängt doch zu dem Ausruf: das ist ja keine Musik und hat keine Geschichte. Erst von der griechischen Musik ist ein nachweisbarer Einfluß auf die unsere, wenngleich in unscheinbaren und getrennten Stößen, ausgegangen. Das Meiste, was überhaupt von der Musik der Orientalen gesagt werden kann und von Ambros reproducirt wird, ist gar nicht von artistischem, sondern vielmehr von culturgeschichtlichem und ethnographischem Interesse. Für die historische Entwicklung der Musik, „für die Musik als Kunst", ist die Beschreibung jedes Schilfrohrs mit so oder so viel Löchern, jeder Trommel oder Klapper, wie sie bei den Orientalen gefunden oder auch nur nach Abbildungen geschildert wird, sehr unerheblich. Die Beschreibung der Musikwerkzeuge uncultivirter Völker hat kaum eine andere Bedeutung als die Kunde von deren Wohnungen, Waffen, Kleidungsstücken. Sie gehört zur Statistik ihrer Cultur, nicht zur Geschichte der Tonkunst. Ambros' groß angelegte Musikgeschichte ist leider unvollendet und vor Palestrina stehen geblieben; sie starb jung an Hypertrophie.

Ambros prophezeite sich oft ein hohes Alter, da seine Eltern über achtzig Jahre gelebt hatten und er selbst niemals krank gewesen. Armer Freund, du warst kein guter Prophet! Eine kurze, heftige Krankheit tödtete im Frühling 1876 den kaum sechzigjährigen Mann mit dem jugendfrischen Geist und fröhlichen Herzen. Er, wahrlich, durfte sich redlich vollbrachten Tagewerks rühmen! Mit glänzenden Fähigkeiten gesegnet, eine Million von Kenntnissen noch täglich vermehrend, unter dem Hochdruck außerordentlicher Anforderungen stets gleich elastisch und empfänglich, so sahen wir den Mann durch Jahrzehnte wirken, unermüdlich, neidlos, genügsam, verliebt in seine Wissenschaft und seine zahlreiche Familie, voll inneren Glücks in der Arbeit und immer voll Arbeit im Glück. Mir war er durch mehr als dreißig Jahre ein treu anhänglicher Freund geblieben[1]).

---

[1]) Auch die „Deutsche Rundschau" verdankt Ambros eine Reihe höchst anziehender Wiener Musikberichte, deren letzter, vom Mai 1876 datirt (Bd. VII, S. 472 ff.), seinem Tode nur um wenige Wochen vorherging. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Die Geldkrisen.

Von

Eduard von Hartmann.

Eine Geldkrise macht sich dadurch bemerkbar, daß der Gütertausch erschwert wird, weil es an dem allen Tausch vermittelnden Medium mangelt. Der Landwirth hat Getreide, Kartoffeln und Wolle, der Weber Zeugstoffe, der Schneider Kleider, der Schuster Stiefeln, der Tischler Möbel vorräthig; Jeder könnte die von dem Andern erzeugten Waaren für seinen Bedarf brauchen, Jeder die seinigen dafür in Tausch geben, aber Jedem fehlt das Umlaufsmittel, durch welches allein der Tausch in unserer gegenwärtigen Wirthschaftsordnung bewerkstelligt werden kann. Infolge dessen leidet jeder Mangel an den von den Uebrigen erzeugten Producten, wie diese alle zusammen an den seinigen: Keiner kann mehr seine Producte zu lohnenden Preisen absetzen, und Jeder scheut sich deshalb, auf Vorrath weiter zu produciren, so daß allgemeine Arbeitslosigkeit entsteht. Diese Arbeitslosigkeit ist natürlich nicht als eine absolute, sondern nur als eine relative zu verstehen; der Grad der Arbeitslosigkeit hängt von dem Grade der Geldkrise und ihrem mehr akuten oder mehr chronischen Charakter ab. Bei reiner Naturalwirthschaft, wo alle Güter unmittelbar gegen einander auf dem Markte oder an der Erzeugungsstelle des einen derselben vertauscht werden, kann keine Geldkrise und keine Arbeitslosigkeit aus ihr entstehen, so wenig der Gang einer Maschine stocken kann, deren treibende Kraft an Ort und Stelle erzeugt wird. Ist aber einmal aller Gütertausch auf die Vermittelung durch Geld oder geldgleiche Zahlungsmittel angewiesen und eingerichtet, so muß der Verkehr bei eintretender Geldknappheit stocken, wie der Gang einer Maschine, deren treibende Kraft von ihr entfernt liegt, bei Beschädigung der Transmissionsvorrichtung stockt. Die Geldwirthschaft, die im Allgemeinen als Verkehrserleichterung ein Segen ist, wird in solchen besonderen Fällen zum Fluch. Die productive Gesellschaft erstickt gleichsam in ihrem Fett, d. h. es ist scheinbare Ueberproduction wegen thatsächlicher Unterconsumtion vorhanden. Alle Bedingungen zum wirthschaftlichen Gedeihen und zur Bedarfsbefriedigung Aller sind vorhanden, nur eine fehlt: die Tausch-

gelegenheit, weil die einzige Tauschgelegenheit, auf die unser Verkehr gestellt ist, der Kauf und Verkauf für Geld, in Folge der Geldknappheit versagt. Nun leiden alle Mangel an den Gütern, an denen sie insgesammt Ueberfluß haben und müssen aufhören zu produciren, um nicht den Ueberfluß zu vermehren, der doch keinem zu Gute kommt. Der Arbeitsertrag ist da, und das Bedürfniß nach ihm ist vorhanden, aber die gewöhnliche Mechanik der Vertheilung des Arbeitsertrages versagt. Keine Situation ist scheinbar geeigneter als diese, um Wasser auf die Mühle der Socialdemokratie zu leiten, welche nicht ermangelt, aus dem Widersinn solcher Zustände die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Wirthschaftsordnung abzuleiten und auf ihren Idealstaat als einzig wirksame Abhülfe hinzuweisen.

Zunächst ist zu erwägen, wie Geldkrisen entstehen. Die Verminderung der Umlaufsmittel kann entweder eine scheinbare oder eine wirkliche sein. Ersteres ist der Fall, wenn der thatsächliche Vorrath an Umlaufsmitteln unvermindert ist, aber die zeitweiligen Besitzer es einsperren und der Circulation entziehen. Das Motiv hierzu kann einerseits in einer politischen oder staatsfinanziellen Krisis liegen, wenn z. B. Krieg oder Revolution droht oder ausgebrochen ist, und entweder die Rechtssicherheit oder der Fortbestand der reinen Metallwährung in Frage gestellt ist; denn dann sucht Jeder seine Baarbestände theils aus Besorgniß, theils aus Speculation auf Steigerung des Geldwerthes zu bewahren und womöglich zu stärken. Andererseits kann das Motiv in einer Creditkrisis liegen; die lawinenartig anschwellende Insolvenz des Handelsstandes und das aus ihr folgende Mißtrauen treibt die Geldbesitzer zu äußerster Vorsicht und das Leihgeld für kurzfristige Darlehen zu enormer Höhe. So kann aus der Creditkrisis eine theilweise Einsperrung des Geldes, d. h. eine Geldkrisis entstehen, ohne daß der Vorrath an Baargeld und sonstigen Umlaufsmitteln sich vermindert hat.

Eine wirkliche Verminderung der Umlaufsmittel kann wiederum verschiedene Gründe haben. Lokale chronische Geldknappheit mit entsprechender Steigerung des Geldwerths kann entstehen, wenn durch dauernd ungünstige Handelsbilance eines Landes das Edelmetall aus ihm nach andern Ländern abfließt und keine entsprechende Vermehrung anderweitiger Umlaufsmittel eintritt. Allgemeine chronische Geldknappheit kann entstehen, wenn zu viele Staaten in rascher Folge zur Währung in einem bestimmten Edelmetall übergehen, dessen Menge nicht nennenswerth wächst. So hat z. B. der Uebergang vieler größerer und kleinerer Staaten zur Goldwährung zu einer Vertheilung des ziemlich beständigen Goldvorraths der Erde auf mehr Theilnehmer als früher und dadurch zu einer Verminderung des Goldvorraths für die alten Goldwährungsländer und einer Steigerung des Goldwerths geführt. Das ausgemünzte Silbergeld ist inzwischen nicht viel weniger geworden, sondern hat nur internationale Verschiebungen erfahren. Die Summe des gemünzten Gold- und Silbergeldes ist also wesentlich die gleiche in der Gesammtheit der Culturstaaten seit zwanzig Jahren geblieben, während sich die Einwohnerzahl und der Wohlstand, also auch der Bedarf an Umlaufsmitteln erhöht hat. Die absolut constant gebliebene Summe der baaren Umlaufsmittel bedeutet also relativ in Bezug auf den ge-

wachsenen Bedarf eine Verminderung derselben; aber diese relative Verminderung des Metallgeldes ist bei Weitem nicht ausreichend, um einerseits die Steigerung des Geldwerthes im Vergleich zum Waarenwerth und andererseits das Sinken des Silberwerthes im Vergleich zum Goldwerth zu erklären, wie sie in den letzten zwei Jahrzehnten stattgefunden haben.

Vielmehr erklärt sich das Sinken des Silberwerths durch eine bedeutende Vermehrung des ungemünzten Silbervorraths in Folge einer gegen früher verdoppelten Ausbeute; die Steigerung des Geldwerths im Vergleich zum Waarenwerth in den letzten zwanzig Jahren hingegen erklärt sich einfach aus der großartigen Verminderung der Umlaufsmittel, die in dieser Zeit durch Einziehung von Staatsnoten erfolgt ist (von 1873—1888 etwa 300 Millionen jährlich in den Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich und Italien). Eine weitere Verminderung der Umlaufsmittel ist zu erwarten, wenn Oesterreich seine Staatsnoten soweit einzieht, um die Baarzahlungen wieder aufnehmen zu können, und wenn Rußland die gleichen Wege beschritte. Der Uebergang Oesterreichs zur Goldwährung muß die Nachfrage und den Wettbewerb um den Besitz eines Antheils an dem Vorrath dieses Metalls noch weiter steigern, und noch größere Wirkung in dieser Richtung würde der Uebergang Ostindiens und Rußlands zur Goldwährung ausüben. Mit diesen Aussichten muß man sich ebenso abfinden lernen, wie mit denjenigen auf fortschreitendes Sinken des Silberwerthes.

So lange es nicht möglich ist, die jährliche Silberausbeute auf ein bestimmtes Quantum einzuschränken und die Ueberschreitung dieser Grenze durch genaue Aufsicht zu verhindern, so lange ist es auch unmöglich, ein festes Werthverhältniß zwischen Gold und Silber künstlich herzustellen und aufrecht zu erhalten, so lange muß die Rückkehr der Goldwährungsstaaten zur Silber- oder Doppelwährung ein frommer Wunsch bleiben, der, wenn er sich durchzusetzen versucht, doch nur zu verunglückten Experimenten führen könnte. Selbst der Versuch, Silbernoten, d. h. auf Silber fundirte Zettel, auszugeben, würde dem Staate, der diesen Weg beschreitet und zu dem Zweck Silber ankauft, durch stetige Werthverminderung dieser Vorräthe die gleichen Verluste bringen, wie die Rückkehr zur Doppelwährung mit gleich großen gemünzten Silbervorräthen. Das Silber hat durch die Unbeständigkeit seines Vorraths die wichtigste Bedingung eines Währungsmetalls, die Werthbeständigkeit eingebüßt, und diese ist ihm durch keine Decrete und keine internationalen Vereinbarungen zurückzugeben, außer durch künstliche Beschränkung des Silberbergbaus, zu der vorläufig keine Aussicht ist. Es kann in den Goldwährungsländern nur noch die Rolle von Scheidemünze spielen; die Scheidemünze genügt für den Bedarf des Arbeiterstandes, dessen Wochenlohn nicht höher zu sein pflegt als der Betrag, bei dem die Scheidemünze beginnt. Ob der Staat die durch seinen Credit gedeckten Umlaufsmittel bloß aus werthlosem Papier oder theilweise auch aus unterwerthigem Metall herstellen will, ist eine Zweckmäßigkeitsfrage. Die unterwerthigen Silbergeldstücke haben den Vortheil, daß sie die Zweidrittelbedeckung ihres Nominalwerthes durch Metall an sich haben und mit sich tragen, während diejenige der Zettel besonders aufbewahrt werden muß; die ersteren

bedürfen deshalb nicht der Einlösbarkeit, durch welche allein die Zettel erst vollwerthig werden. In diesem Sinne kann bis zu einem gewissen Betrage die Staatsnote durch unterwerthiges Silbergeld mit Vortheil ersetzt werden, wie es bei der „hinkenden Währung" der lateinischen Münzunion und des Deutschen Reiches der Fall ist und demnächst auch in Oesterreich der Fall sein wird. Ein einigermaßen stetiges Werthverhältniß zwischen Gold und Silber kann sich von selbst und ohne künstliche Regulirung erst dann wieder herstellen, wenn der Silberpreis unter den durchschnittlichen Betrag der Gewinnungskosten in den wichtigsten Silbergewinnungsländern gesunken sein wird und den Mineralbesitzern jede Hoffnung geschwunden sein wird, den Silberpreis auf künstlichem Wege durch internationale Vereinbarungen jemals wieder über seinen natürlichen Stand hinaus gehoben zu sehen. Von diesem Punkte sind wir aber noch weit entfernt, und bevor er nicht erreicht ist, muß jeder Versuch einer Rückkehr zur Doppelwährung früher oder später die empfindlichsten Rückschläge zur Folge haben, wie wir es jetzt im Kleinen in Nordamerika sehen.

Eine chronische Geldkrise oder stetige Verminderung der Umlaufsmittel wirkt nun allerdings lähmend auf den Unternehmungsgeist, weil die mit dem steigenden Währungswerth nominell sinkenden Waarenpreise Handel und Fabrikation von jeder Speculation auf die Zukunft abschrecken, und weil jedes langfristige Darlehn in einer theureren Währung zurückgezahlt werden muß, als es empfangen worden ist. Während die aus einer Creditkrise entspringende Geldeinsperrung sich dadurch charakterisirt, daß der Zinsfuß für kurzfristige Darlehen hoch über den für langfristige hinaufschnellt, zeichnet sich die aus einer wirklichen Verminderung der Umlaufsmittel entspringende Geldkrise dadurch aus, daß der Zinsfuß für kurzfristige Darlehen ungewöhnlich tief unter den für langfristige hinabsinkt. Im ersteren Fall ist die Nachfrage nach Darlehen groß, aber das Angebot aus Mißtrauen äußerst zurückhaltend, so daß die Geldsucher hohe Risicoprämien bewilligen müssen; im letzteren Falle fehlt die Nachfrage nach Darlehen und in solchem Maße, daß das Angebot sich mit einem minimalen Zins begnügen muß. Die wirkliche Knappheit an Umlaufsmitteln hat also in Folge der aus ihr entspringenden Lähmung des Unternehmungsgeistes die paradoxe Wirkung, daß auf dem Geldleihmarkt scheinbarer Geldüberfluß herrscht, wie umgekehrt die Creditkrisis durch Geldeinsperrung einen Mangel an Umlaufsmitteln vorspiegelt, der gar nicht vorhanden ist.

Eine lange anhaltende wirkliche Verminderung der Umlaufsmittel kann deshalb für sich allein genügen, um alle sonst vorhandenen Bedingungen wirthschaftlichen Gedeihens aufzuwiegen und wie ein Alp auf der Production und dem Handel zu lasten, der um so unheimlicher drückt, je weniger der eigentliche Grund der Depression den Betroffenen erkennbar ist. Je schneller die Verminderung der Umlaufsmittel erfolgt, desto akuter wird die Geldkrisis; je langsamer sie sich vollzieht, desto geringer wird der wirthschaftliche Druck in jedem Augenblick, weil er sich auf längere Zeiträume vertheilt. Daher ist der Wunsch berechtigt, daß eine aus andern Gründen nothwendige Verminderung

der Umlaufsmittel nicht plötzlich, sondern so allmälig vorgenommen werde, als der mit ihr verbundene Zweck es ohne größere Nachtheile gestattet.

Der Zweck, zu welchem die hierzu befähigten Staaten sich beeilen, den Uebergang von der Papierwährung zur Metallwährung und von der Silberwährung zur Goldwährung zu vollziehen, liegt in dem Gewinn einer constanten und mit den großen Handelsstaaten übereinstimmenden Währung. Die dauernden Nachtheile einer schwankenden Währung, wie die Papierwährung es ist und die Silberwährung es seit der ungemessenen Ausbeutevergrößerung mehr und mehr wird, sind sowohl für den internationalen Handel als auch für die Staatsfinanzen zu schwerwiegend, als daß nicht der Wunsch natürlich wäre, ihnen, wenn auch um den Preis einmaliger großer wirthschaftlicher Schädigung zu entgehen. Es ist ein allgemeines wirthschaftliches Gesetz, daß mit fortschreitendem Völkerwohlstand die werthlosere Währungsgrundlage durch eine immer werthvollere ersetzt wird, und zwar in der Reihenfolge Muscheln, Salz, Erz, Eisen, Kupfer, Silber, Gold. Diesem Gesetz kann sich kein Volk entziehen, das aus halbbarbarischen Zuständen zu Wohlstand und Reichthum aufrückt, und der Kampf gegen dieses Gesetz ist ganz vergeblich.

Anders liegt es mit einer unterwerthigen Papierwährung von ungedeckten Staatsnoten oder zu wenig gedeckten Banknoten. Eine solche entspringt entweder einer Ueberproduction von Zetteln bei normalem Metallvorrath der Nation oder einem zu geringen Metallvorrath bei normaler Zettelmenge oder einer Verbindung von zu kleinem Metallvorrath mit zu großer Zettelmenge. Die Ueberproduction an Staatsnoten ist gewöhnlich Folge eines Krieges und stellt eine versteckte Kriegsanleihe dar, die nominell zinslos ist, thatsächlich aber mit Wucherzinsen in Gestalt der erwähnten Nachtheile für Volk und Staat verzinst werden muß. Eine solche schwebende Kriegsschuld durch Staatsnotenausgabe ist immer nur der letzte Verzweiflungsschritt eines kriegführenden Staates, der im Wege der verzinslichen Anleihe vorläufig auf keine Weise mehr das Geld zu weiterer Kriegführung aufzutreiben vermag, auch nicht zu Wucherzinsen, und deshalb im Ringen um seine politische Existenz vorläufig eine Notenschuld zu versteckten Wucherzinsen contrahirt, in dem festen Vorsatz, dieselbe sobald als möglich zu consolidiren, d. h. durch eine verzinsliche Staatsanleihe zu ersetzen. Die allmälige Zettelverminderung ist in solchem Falle die allmälige Consolidirung einer schwebenden Kriegsschuld, und alle wirthschaftlichen Nachtheile, die mit ihr für das eigene Volk und für fremde Völker verbunden sind, stellen nichts anderes dar als die Nachwehen überstandener Kriege.

Wenn die Socialdemokratie zur Herrschaft käme, so würde sich die Häufigkeit der Kriege nicht vermindern, sondern beträchtlich vermehren; die socialdemokratischen Staatswesen würden keine Capitalisten mehr vorfinden, die ihnen Geld zur Kriegführung vorstrecken könnten, und sie wären unweigerlich gezwungen, die ganzen Kriegskosten durch Staatsnoten zu decken. Sie würden aber auch nachher weder Willens noch im Stande sein, diese schwebende Schuld zu consolidiren, sondern würden, wenn die Uebelstände der entwertheten Zettelwährung gar zu grell hervorträten, sich nicht anders zu helfen wissen,

als durch Ungültigkeitserklärung der Noten vermittelst Staatsbankerotts. Das Vorbild kennen wir aus der Wirthschaft verschiedener südamerikanischer Republiken.

Bei leichtsinniger oder betrügerischer Leitung der Staatsfinanzen kann die Ueberproduction ungedeckter Noten auch ohne Nothlage, bloß aus Unverstand oder zur Bereicherung von Privatpersonen stattfinden. Dann büßt ein solches Volk in den Leiden der späteren Wiederverminderung der Umlaufsmittel für den Leichtsinn und die Corruption seiner Regierung und für seine eigene Fahrlässigkeit, daß es sich eine solche Regierung gegeben oder geduldet hat.

Entspringt aber die unterwerthige und schwankende Valuta aus zu geringem nationalen Edelmetallvorrath, so büßt das Volk für die frühere Verschwendung oder für das über seine Verhältnisse hinaus geführte Leben. Denn der Metallvorrath kann sich (abgesehen von Kriegen) nur dadurch unter das erforderliche Maß verringert haben, daß das Volk längere Zeit hindurch für seinen Consum mehr Güter vom Auslande bezogen hat, als es mit den von ihm ausgeführten Erzeugnissen und seinen Zinsforderungen an ausländische Schuldner begleichen konnte, so daß es genöthigt war, seinen Ueberconsum mit Metallgeld zu begleichen, welches es dem nationalen Edelmetallvorrath entnehmen mußte. Wer längere Zeit über seine Verhältnisse gelebt hat, der kann sich nicht über Ungerechtigkeit des Schicksals beklagen, wenn er zum Ausgleich nun ebenso lange sich desto mehr einschränken und ungewohnte Entbehrungen auferlegen muß. Dies gilt für Völker ganz ebenso wie für Einzelne.

Soweit die chronische Verminderung der Umlaufsmittel aus dem rasch aufeinander folgenden Uebergang mehrerer wirthschaftlich erstarkten Völker von der Silber- zur Goldwährung entspringt, ist sie das Symptom eines allgemeinen wirthschaftlichen Fortschritts der Culturmenschheit, welche mit der betreffenden Uebergangskrise den dauernden Vortheil einer Ausdehnung des Welthandelsgebietes unter Geldwährungsländern bezahlt. Diese im Ganzen nur unbedeutende Verminderung der Umlaufsmittel auf den Kopf wäre kaum zu spüren gewesen, wenn sie nicht mit einer ganz colossalen Verminderung des Staatsnotenumlaufs in mehreren Großstaaten um etwa fünf Milliarden zeitlich zusammengetroffen wäre. Es ist ein entschiedener Irrthum, die aus dieser Zettelverminderung entspringende Geldknappheit dem Uebergang mehrerer Staaten zur Geldwährung in die Schuhe zu schieben. So weit aber die Knappheit der Umlaufsmittel aus der Zettelverminderung entspringt, stellt sie eben Nachwehen der letzten großen Kriege dar, durch welche Italien, das Deutsche Reich und die Donaufürstenthümer begründet und die Einheit der Vereinigten Staaten von Amerika erhalten wurde. So lange es kein Mittel gibt, Kriege zu verhindern, und so lange es Staaten gibt, die in der Kriegsnoth sich durch Notenausgabe über ihren zeitweiligen Creditmangel hinweghelfen müssen, so lange werden auch die wirthschaftlichen Nachwehen der Kriege in der allmäligen Wiedereinziehung der ungedeckten Noten spürbar sein, und müssen ebenso gut ertragen werden wie die unmittelbare wirthschaftliche Noth der Kriegszeit.

Ganz verkehrt wäre es, zur Vermeidung der lästigen Uebergangskrise die durch den Krieg geschaffenen Zustände einer schwankenden Papiervaluta verewigen, oder gar durch weitere Vermehrung der Zettel verschärfen zu wollen, ebenso verkehrt, wie die etwaige Rückkehr eines bereits zur Goldwährung übergegangenen Landes zur Silberwährung, oder die Rückkehr der Wirthschaftsgemeinschaft der Goldwährungsstaaten zur wirklichen Doppelwährung. Natürlich finden sich immer Interessengruppen, die für eine Vermehrung der Zettel oder für Rückkehr zur Silberwährung schwärmen, weil sie einen hervorragenden Vortheil daraus ziehen würden. Es sind dies namentlich die verschuldeten und ihre Producte ans Ausland absetzenden Landwirthe; sie haben das Interesse, ihre in Gold contrahirten Schulden in minderwerthigem Silber, ihre in Papierwährung contrahirten bei verschlechtertem Valutastande zu verzinsen und zurückzuzahlen, und die Arbeitslöhne in einer möglichst werthlosen Währung in der bisherigen Nominalhöhe zurückzuzahlen, während der Preis, den sie vom Auslande für ihre Producte erhalten, doch von der einheimischen Valuta unabhängig ist, also in diese übertragen nominell höher ist. Mit anderen Worten: die Landwirthe wünschen sich auf Kosten ihrer Hypothekenschuldner und ihrer Arbeiter zu bereichern; sie suchen ihren Vortheil als einen nationalökonomischen Gewinn hinzustellen, den Schaden ihrer Schuldner und Arbeiter aber zu vertuschen oder für einen bloß privaten Verlust auszugeben, während er sich doch mit ihrem Gewinn genau aufwiegt. Sie verlangen, daß das Land sich für ihren Klassenvortheil dauernd mit einer schwebenden Schuld oder doch dem Fluch einer schwankenden Valuta belaste, wie es nur die höchste Kriegsnoth vorübergehend rechtfertigen kann.

Daß die Ausgabe, beziehungsweise Vermehrung ungedeckter Noten ein Schritt zum Staatsbankerott ist, und daß jeder Versuch, dem Mangel an Umlaufsmitteln auf demselben Wege abzuhelfen, diesem Ende einen Schritt näher führt, darf gegenwärtig wohl als allgemein anerkannt gelten. Aber immer wieder tauchen Vorschläge auf, welche eine Zettelausgabe mit Fundirung auf besondere Werthunterlagen befürworten, die nicht Edelmetall sind.

Bald sollen es Producte und Waaren, bald der Grund und Boden sein, auf den die Zettel gestützt werden; im erstern Falle wären die Zettel Waaren- oder Lagerscheinantheile, im letzteren Falle Hypothekarantheilscheine, in beiden Fällen Lombardurkunden oder Pfandscheine. Daß Darlehnskassenscheine für vorübergehende Nothstände sich unter Umständen bewährt haben, ist richtig, beweist aber nichts. Denn erstens waren diese Darlehnskassenscheine nur nöthig, weil es an geeigneter Gelegenheit zur Lombardirung von Waaren und an einem Lagerscheingesetz fehlte; zweitens ist ihre Ausgabe in sehr beschränktem Umfange erfolgt, so daß ein Schluß auf allgemeine Durchführung einer solchen Maßregel nicht gestattet ist, und drittens waren sie durch den Credit finanzkräftiger, siegreicher Staaten gestützt, während sie mit sinkendem Curse der Staatsbanknoten unfehlbar mit gesunken wären.

Das Hypotheken- und Lombardgeschäft eignet sich sehr wohl zur Ausgabe zinstragender Pfandscheine auch in kleineren Beträgen, aber gar nicht zur Ausgabe von zinslosen Zetteln. Letztere können ohne baare Unterlage nur in solchem

Umfange als statthaft gelten, als der Staat in einem Vierteljahre Steuern und Zölle erhebt und die Zettel statt Baargeld in Zahlung nimmt; denn dadurch sind die staatlichen Zoll- und Steuerkassen als Einlösungsstellen der Zettel binnen Vierteljahresfrist gekennzeichnet. Für alle sonstigen Zettel ist die sofortige Einlösbarkeit in baar das Aequivalent ihrer Zinslosigkeit. Entweder Verzinsung oder sofortige Einlösbarkeit, das ist eine Alternative, die keinem Schuldschein erspart bleiben kann. Jeder Versuch, beide Bedingungen zu umgehen, muß nothwendig den Zettel unter seinen Nominalwerth herunterdrücken, und wenn er noch so gut fundirt ist. In normalen wirthschaftlichen Zeitläuften mag das Disagio solcher Zettel gering sein: tritt aber eine Grundstückskrise oder eine Waarenabsatzkrise ein, welche den Werth ihrer Grundlage in Frage stellt, so wird Niemand mehr freiwillig solche Zettel in Zahlung nehmen, und wenn er durch Zwangscurs derselben dazu genöthigt wird, so wird er den nominellen Preis seiner Gegenleistung um das Disagio der Zettel erhöhen. Tritt zur Absatzkrise eine Creditkrise hinzu, so ist der Bankerott der Waarennotenbanken unvermeidlich. Genau in dieser Lage würde sich das socialdemokratische Gemeinwesen mit seinen Arbeitsscheinen befinden, die am Ende doch auch nur Waarennoten sind, weil ihre einzige Fundirung in den durch die Arbeit producirten Waaren liegt. Selbst wenn es ihm gelänge, nationalen Absatzkrisen durch Vorsicht vorzubeugen, oder sie mit Gewalt durch Decrete zu überwinden, so würde er doch gegen internationale Absatz- und Creditkrisen ohnmächtig sein.

Es bleibt dabei: alte wirthschaftliche Nationalsünden müssen früher oder später abgebüßt, alte schwebende Schulden irgend wann getilgt oder doch consolidirt werden, und alle Recepte, die solche Uebel mit Umgehung dieser Gesetze heilen sollen, sind gefährliche Kurpfuscherei. Aber zwei Fragen bleiben bestehen, erstens, wie die chronische Knappheit von Umlaufsmitteln unschädlich gemacht werden könne, die aus dem Mißverhältniß der wachsenden Geldnachfrage zu dem gleichbleibenden Geldvorrath entspringt, und zweitens wie den aus Creditkrisen entspringenden Geldkrisen vorgebeugt oder abgeholfen werden könne.

Die Geldknappheit, welche zeitweilig durch den Uebergang einiger Länder von der Silber- zur Goldwährung entspringt, könnte man als ein vorübergehendes Uebel außer Acht lassen, das sich mit der Zeit von selbst ausgleicht, da die Goldproduction, wenn auch um etwa ein Viertel gesunken, doch noch mehr als genügend ist, und durch Steigerung der Goldausbeute aus Quarzbergwerken schon in den letzten Jahren wieder gestiegen ist und eine weitere, wenn auch mäßige Steigerung erwarten läßt. Der letzte Grund, daß die für Umlaufsmittel vorhandenen Goldvorräthe trotz reichlicher Goldausbeute nicht mehr wachsen wollen, liegt in dem colossal gestiegenen Goldverbrauch, an der jährlich wachsenden Vernichtung des kostbaren Umlaufmittels. Zwar ist die Abnutzung an Goldmünzen eine ziemlich stetige Größe, aber der Verbrauch von Gold zu industriellen Zwecken ist auf das Dreifache gestiegen und in einem so reißenden Wachsthum begriffen, daß sein Jahresbetrag jetzt nahezu die jährliche Goldausbeute erreicht hat. Bei dem monetären und industriellen Gold-

verbrauch liegt der entscheidende Punkt, wo der Hebel angesetzt werden könnte und müßte, um der zunehmenden Goldknappheit zu steuern. Der Goldverbrauch an Münzen kann dadurch beschränkt werden, daß die jetzt umlaufenden Goldmünzen der Circulation möglichst entzogen und in den Bankgewölben aufgespeichert werden, wo ihnen jede Abnutzung erspart bleibt. Die Goldmünzen unter zwanzig Francs sind dabei vortheilhaft durch Silbermünzen zu ersetzen, weil ihnen doch nur die Bedeutung von Scheidemünzen zukommt. Die Goldmünzen über zwanzig Francs hingegen sind durch vollgedruckte Zettel zu ersetzen, deren Abnutzung mit geringeren Unkosten wieder gut zu machen ist.

Aber diese Beschränkung des Goldmünzenumlaufs ist von verschwindender Bedeutung im Vergleich zu der Wichtigkeit, die einer Einschränkung des industriellen Goldverbrauchs beizumessen ist. Die Industrie muß genöthigt werden, sich nach Ersatzmitteln umzusehen, die zum Theil schon bereit liegen (z. B. das Platin in der Photographie). Diese Einschränkung könnte auf verschiedenem Wege erreicht werden, am besten wohl durch eine hohe Fabrikatsteuer von allen Waaren (Schmucksachen, Vergoldungen, Photographien), bei welchen Gold gebraucht oder verbraucht ist, nach Maßgabe des stattgehabten Goldverbrauchs. Um das Einschmelzen von Goldmünzen im Kleingewerbe zu verhindern, wäre es rathsam, daß die Reichsbank ungemünztes Gold für gewerbliche Zwecke auch in kleinsten Beträgen, nicht bloß von einem Kilogramm aufwärts verkaufte.

Die Wirthschaftsgemeinschaft der Goldwährungsländer macht sich einer schwer zu sühnenden Fahrlässigkeit schuldig, indem sie einen unbeschränkten Verbrauch ihres Währungsmetalls durch die Industrie duldet. Nicht in dem Zurückschrauben des Culturprocesses zu der glücklich überwundenen Uebergangsstufe der Silberwährung oder Doppelwährung, sondern in einer hohen Besteuerung des industriellen Goldverbrauches liegt die Rettung der Zukunft vor chronischer Knappheit der Umlaufsmittel und der mit ihr verbundenen wirthschaftlichen Depression. Denn die Goldausbeute der Erde reicht mehr als aus, um gemäßigten Ansprüchen der Industrie zu genügen und doch noch einen stetigen Zuwachs zum Goldvorrath übrig zu lassen, der das Wachsthum der Bevölkerungsziffer der Erde übertrifft.

Was auf diesem Wege noch nicht erreicht werden kann, das ist ein Wachsthum des Edelmetallvorrathes, wie es der wachsenden Nachfrage nach Umlaufsmitteln infolge des wachsenden Wohlstandes und wirthschaftlichen Verkehrs entspricht. Um aber diesem Bedürfniß nach Vermehrung der Umlaufsmittel oder des Tauschmediums zu genügen, ist durchaus kein Verlassen der Goldwährung und noch weniger eine Rückkehr von der Goldwirthschaft zur Naturalwirthschaft erforderlich. Weder Silbergeld noch Silbernoten, noch ungedeckte Staatsnoten noch Zettel, die zwar fundirt, aber nicht auf Sicht einlösbar sind, können hier eine gesunde Abhülfe gewähren, also auch nicht auf Arbeitsleistungen fundirte Zettel des socialdemokratischen Idealstaates. Hier kann nur die natürliche Fortentwicklung in der Richtung, welche die bestehende Wirthschaftsordnung längst eingeschlagen hat, helfen, nämlich der allmälig fortschreitende

Uebergang der Goldwirthschaft zur Buchwirthschaft, aber zu einer auf Goldwährung gestützten Buchwirthschaft.

Alle bisher an Stelle des Baargeldes benutzten Umlaufsmittel, wie Bankzettel, Staatskassenanweisungen, der ganze Wechsel-, Lombard-, Giro- und Check-Verkehr stellt nur Zwischenstufen dar zwischen dem reinen Baargeldverkehr und dem reinen buchmäßigen Abrechnungsverkehr. Schon jetzt ist der Circulationswerth eines Goldstücks durch diese künstlichen Hülfsmittel ins Tausendfache vermehrt, und dabei liegt der Checkverkehr auf dem europäischen Continent noch in den Windeln, und der Abrechnungsverkehr durch Buchung und Compensation bei centralen Abrechnungsstellen beschränkt sich selbst innerhalb des Handelsstandes noch auf enge, den centralen Börsen nahestehende Kreise. Wie das Silbergeld das ausschließliche Zahlungsmittel des Arbeiterstandes und das Zahlungsmittel aller Stände im Kleinverkehr bleiben wird, so werden das Gold und die Zettel das Zahlungsmittel des niederen Mittelstandes für seine größeren Umsätze und das Zahlungsmittel aller Stände für den mittleren Verkehr des täglichen Lebens bleiben. Aber alle größeren Zahlungen nicht nur der oberen Stände, sondern auch schon des höheren Mittelstandes werden künftighin weder baar noch durch Noten, sondern durch Checks beglichen werden.

Damit diese Buchwirthschaft wirklich bequem werde, dazu gehört allerdings noch, daß der gesammte Checkverkehr eines Landes in ähnlicher Weise durch ein einziges Institut, das überall Filialen hat, centralisirt werde, wie dies mit dem Giroverkehr durch die deutsche Reichsbank und die österreichische Postsparcasseneinrichtung bereits geschehen ist. Denn nur dann wird jeder gern einen Check in Zahlung nehmen, wenn er auf dieselbe Abrechnungsstelle lautet, bei welcher auch er sein Conto hat, damit nicht zu einer einzigen Zahlung eine vielfache Buchung bei verschiedenen Instituten, oder schließlich doch eine Begleichung durch Baargelder oder Zettel erforderlich ist. Zu einer solchen Centralisation des nationalen Checkverkehrs wird die unerbittliche Logik der Thatsachen ganz von selbst hinführen, sobald nur erst das Bedürfniß nach ihr durch Einbürgerung des Checkverkehrs in weiteren Kreisen sich lebhaft fühlbar gemacht haben wird. Die ganze Entwicklung drängt ja sichtbar zu einer Auffaugung des soliden Bankgeschäfts durch die Großbanken und zur allmäligen Fusionirung der Großbanken zu einer nationalen Centralbank hin, die selbstverständlich nicht mehr unabhängig von staatlicher Aufsicht oder Verwaltung zu denken ist. Sobald diese Centralisirung erreicht ist, verliert der Check seine Bedeutung als Zahlungsanweisung und geht in eine Anweisung zur Gutschrift über, d. h., der Checkverkehr löst sich dann ganz von selbst in Giroverkehr auf. Damit wäre die Buchwirthschaft für alle größeren Zahlungen des höheren Mittelstandes und der höheren Stände und für allen kaufmännischen, landwirthschaftlichen und industriellen Verkehr hergestellt, ohne die feste Grundlage der Goldwährung zu verlassen.

Was die zweite Frage, die Beseitigung der aus Creditkrisen entspringenden Geldkrisen betrifft, so handelt es sich dabei zunächst darum, die Entstehungsursachen der Creditkrisen zu erkennen, damit die Vorbeugung oder Heilung radical und nicht bloß symptomatisch in Angriff genommen werden kann.

Ursache einer Creditkrise ist allemal ein ungesunder, d. h. auf bloß bedingungsweise gültige Voraussetzungen, also unzulängliche Grundlagen gebauter Credit, der mit dem zufälligen Aufhören der Bedingungen zusammenbricht, mit denen seine Grundlagen hinfällig werden. Wenn z. B. ein Bankhaus Wechselcredit auf Waaren gibt zu drei Viertel des Werthes, den die Waaren zur Zeit der Discontirung des Wechsels besitzen, in der Voraussetzung, daß sie den gleichen Werth auch noch bei Fälligkeit des Wechsels besitzen werden, so ist dabei Bedingung, daß in der Zwischenzeit keine Absatzkrise eintritt, die den Werth der Waaren um mehr als ein Viertel verringert. Wenn einem auswärtigen Staate Geld geliehen wird, so ist Voraussetzung, daß er Willens und im Stande ist, die versprochenen Zinsen und Amortisationsraten auch wirklich zu zahlen, und Bedingung, daß die erhaltenen Summen wirklich für das Staatswohl verwendet und weder vergeudet noch von Functionären unterschlagen werden. Wenn man einem Kaufmann Credit gibt, so setzt man voraus, daß der Umfang seines Geschäftsbetriebes sich in angemessenen Verhältnissen zu seinem Betriebscapital, und sein privater Wirthschaftsaufwand sich in angemessenen Verhältnissen zum Geschäftsgewinn bewege. Treffen diese Bedingungen nicht zu, so sind die gemachten Voraussetzungen irrthümlich und der Credit ungesund. Ein Vorwurf trifft immer den Schuldner, der seinen Credit auf ungesunde Weise anspannt, die Gläubiger nur dann, wenn sie es in unvorsichtiger und fahrlässiger Weise versäumt haben, zugängliche Erkundigungen einzuholen.

Sehen wir ab von einer verbrecherischen Mißwirthschaft der Schuldner oder seiner Functionäre, wie sie sowohl bei Staaten und Gemeinwesen als auch bei Gesellschaften und Privaten vorkommt, so bleiben drei Haupturſachen einer Creditkrisis übrig: politische Krisen, Productions- und Absatzkrisen und unzulängliches Betriebscapital, das zur ungesunden Ueberspannung eines an sich gesunden Credits verführt, um der Nachfrage Genüge zu leisten und sich die winkenden Geschäftsgewinne nicht entgehen zu lassen. Die politischen Krisen werden ebenso wie die Kriege um so seltener werden, je fester sich das europäische Staatensystem consolidirt, und mit je stärkerer Hand ein Bund von friedliebenden Staaten die Kriegsgelüste etwaiger Friedensstörer in Schranken hält. Die Mittel zur Einschränkung der Productions- und Absatzkrisen zu besprechen, würde hier zu weit führen; wir beschränken uns darauf, die relative Unzulänglichkeit des Betriebscapitals im Verhältniß zum Geschäftsumfang zu erörtern, welche die rein finanzielle Ursache der Creditkrisen ausmacht.

Hierbei ist nun zweierlei zu unterscheiden. Erstens ist das Betriebscapital der meisten kaufmännischen und gewerblichen Unternehmungen im Verhältniß zu seinen legitimen Aufgaben wirklich zu knapp bemessen, wenigstens gilt dies für Deutschland und für die an Wohlstand hinter ihm noch zurückstehenden Länder. Zweitens aber werden an die kaufmännischen und gewerblichen Unternehmungen unbillige Ansprüche gestellt, für deren Befriedigung sie mit ihrem Betriebscapital aufkommen sollen, so daß das schon für seine legitimen Aufgaben nicht ausreichende Betriebscapital auch noch darüber hinaus illegitimen Ansprüchen dienen soll.

Diese unbilligen und illegitimen Ansprüche haben ihre Wurzel darin, daß die Consumenten von den Distributeuren einen durch nichts gerechtfertigten Credit für ihre Waarenbezüge verlangen, der nun die Distributeure seinerseits veranlaßt, von den Großhändlern, und diese von den Fabrikanten Credit zu verlangen. Die Consumenten haben kein Recht, von ihrem laufenden Einkommen um einen Monat, ein Vierteljahr oder gar ein ganzes Jahr im Voraus zu leben, sondern sie sollen den Bedarf jedes Monats von der jeweiligen Monatseinnahme bestreiten und sich größere Ausgaben erst dann erlauben, wenn sie den Betrag durch Rücklagen angesammelt haben. Der Credit, den die Consumenten vom Kleinhändler nehmen, ist ein durchaus unproductiver Credit; sie müssen hohen Zins im Preise bezahlen, der ihnen auf keine Weise wirthschaftlich ersetzt wird, wie es bei productivem Credit der Fall ist (z. B. bei der Anschaffung von Werkzeugen und Arbeitsmaschinen auf Credit oder Abzahlung). Die solide denkenden Consumenten müssen mit unter der allgemeinen Unsitte leiden, und ebenfalls die Preise mit Zinsaufschlag zahlen, weil die wenigsten Kleinhändler und Handwerker bis jetzt Baarzahlungsrabatt gewähren. Eine thörichte Eitelkeit, ihr Betriebscapital als größer erscheinen lassen zu wollen, als es ist, verführt Viele, ihren Kunden einen Credit, den diese gar nicht wollen, geradezu aufzudrängen, und eine Prämie für Nichtannahme desselben zu verweigern. Glücklicherweise greifen wenigstens in den Großstädten die großen Geschäfte und Consumvereine immer mehr um sich, die nur gegen baar liefern, und auch die Sitte des Baarzahlungsrabatts gewinnt in den noch auf Credit liefernden Geschäften mehr Boden. Es wird aber noch lange dauern, bis dieser Krebsschaden des nationalen Wirthschaftslebens, die Creditwirthschaft der Consumenten, auf ein so bescheidenes Maß zurückgedrängt ist, daß die Zwischenhändler um seinetwillen nicht mehr genöthigt sind, den Credit der Großhändler in Anspruch zu nehmen, und damit der ganze Handel der Nation auf eine solide Basis gestellt wird.

Dasjenige, wodurch eine Creditkrise gegenwärtig ihre verheerende Wirkung entfaltet, ist vorzugsweise der Wechselcredit, weil ein Wechsel gewöhnlich durch viele Hände geht, und eine Zahlungsunfähigkeit des Acceptanten alle, die den Wechsel discontirt haben, der Reihe nach mit haftbar macht. So zieht jede Insolvenz lawinenartig eine Menge anderer Insolvenzen nach sich, und wenn dies auch bei anderen Creditformen ähnlich ist, so ist es doch bei dem Wechselcredit am schlimmsten, weil hier die Summe der bedingungsweise eingegangenen Verpflichtungen am größten und am wenigsten übersichtlich ist. Je weniger es also des Credits für Waaren bedarf, je mehr die Waaren aus dem eigenen Betriebscapital bezahlt werden können, je kürzer die Fristen für den doch noch übrig bleibenden Waarencredit bemessen sind, und je mehr andere Formen des Credits, insbesondere der Bankcredit in laufender Rechnung an Stelle des Wechselcredits treten, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit einer Creditkrise, desto milder verläuft eine solche, wenn sie doch eintritt, desto weniger führt die Creditkrise zur Geldkrise.

Wenn die Vervielfältigung des Circulationswerthes des Geldes durch die verschiedenen Ersatzmittel des modernen Verkehrslebens schon in ihren jetzigen

Gestalten einen bedeutenden Werth hat, um die chronische Knappheit des Währungsmetalls minder spürbar zu machen, so sind doch alle diese Ersatzmittel unbrauchbar, um eine aus einer Creditkrise entspringende Geldkrise zu mildern oder gar zu paralysiren. Denn sie beruhen alle auf bestimmten Formen des Credits, und wo der Credit aufhört, erlischt auch ihre Wirksamkeit. Nur der Check- und Giroverkehr beruhen nicht auf Credit, sondern auf Guthaben; sie können also von einer Creditkrise nicht mitbetroffen werden, so weit der Credit des ihn vermittelnden Bankinstituts unerschüttert bleibt. Wäre das Betriebscapital des Großkaufmanns und des Distributeurs ausreichend, um alle Waarenbezüge aus den Fabriken sofort zu bezahlen, so bedürften sie dazu gar keines Geldes, wenn sie alle bei derselben Centralabrechnungsstelle ein entsprechendes buchmäßiges Guthaben besäßen; sie würden in diesem Falle weder von einer Creditkrise noch von einer Geldkrise mehr irgendwie betroffen werden, vorausgesetzt, daß der Distributeur an die Consumenten nur Zug um Zug (gegen baar oder Check) verkauft. Das Betriebscapital eines Kaufmannes, das jetzt noch zum Theil als Baargeld oder Banknoten in Cassa vorräthig gehalten werden muß, kann dann ganz und gar in verzinslichem Guthaben oder lombardirbaren Werthen bestehen, ohne überhaupt noch eines Cassenbestandes zu bedürfen. Alle Zahlungen vollziehen sich dann eben durch Buchungen bei der gemeinsamen Abrechnungsstelle, durch Belastung und Gutschrift auf den verschiedenen Conti. Bei genügendem Betriebscapital aller Kaufleute ist also das Baargeld und seine Surrogate im kaufmännischen Verkehr völlig entbehrlich.

Daß wir gegenwärtig in Deutschland noch nicht auf dem Punkte sind, daß unsere Kaufleute im Durchschnitt ein auch nur für diese legitimen Aufgaben ausreichendes Betriebscapital besitzen, ist richtig und bedauerlich genug; es ist das eben ein Zeichen davon, daß unser Nationalcapital noch zu klein ist und dringend der Vergrößerung bedarf, um den legitimen Aufgaben des Handelsverkehrs zu genügen. Aber wenn wir nicht etwa durch die Socialdemokratie und sonstige falsche Arbeiterfreundlichkeit an einer rasch fortschreitenden Vergrößerung des Nationalcapitals gehindert werden, so ist zu hoffen, daß dieses bald ausreichen wird, um in Verbindung mit sofortiger Bezahlung der Waaren durch die Consumenten und centralisirter Buchwirthschaft jede rein finanzielle Creditkrise und mit ihr die aus ihr entspringende acute Geldkrise zu verhindern. Damit wird dann auch jede unnatürliche Productionseinschränkung wegfallen, die aus der Unterconsumtion wegen Geldmangels hervorgeht, und mit dieser unnatürlichen Productionseinschränkung wird die Arbeitslosigkeit und die mit ihr gesetzte Noth des Arbeiterstandes trotz überfüllter Vorräthe von allen Gebrauchsgegenständen aufhören.

Eine Schwierigkeit bleibt nur bestehen für das selbständige Kleingewerbe, d. h. für die Handwerker, die noch nicht in den Dienst großer Fabriken getreten sind. Solche werden schwerlich über das nöthige Capital verfügen, um auf Grund ihrer buchmäßigen Guthaben den Betrieb fortzusetzen, wenn eine Absatzstockung für ihre Producte eintritt. Der Absatz ihrer Producte kann aber schon deshalb stocken, weil ihres Gleichen in den verschiedensten Gewerben sich in gleicher Lage befinden. Man kann allerdings diese Schwierigkeit da-

durch bei Seite schieben, daß man die Fortexistenz eines solchen selbständigen Kleingewerbes ohne ausreichendes Betriebscapital für wirthschaftlich berechtigungslos erklärt, sobald aller Bedarf durch den Großbetrieb gedeckt werden kann. Aber aus politischen und socialen Gründen kann der Fortbestand eines selbständigen Handwerkerstandes, der nicht bloß Flickarbeiten ausführt, auch dann noch wünschenswerth sein, wenn er aus rein wirthschaftlichen Gründen nicht mehr haltbar scheint. Es bleibt also die Frage bestehen, wie man diesem Stande zur Befriedigung seiner Bedürfnisse durch Ermöglichung eines wechselseitigen Güteraustausches verhelfen kann auch bei Ermangelung des nöthigen Baargeldes. Es bleibt dabei immerhin zu berücksichtigen, daß bei rationellen Vorbeugungsmaßregeln gegen die Productions-, Absatz- und Creditkrisen im Großbetrieb auch das Kleingewerbe nur noch von sehr milden Absatzstockungen und Zahlungsschwierigkeiten betroffen werden kann, die mit den jetzigen Rückwirkungen der Großhandelskrisen auf den Kleinbetrieb gar nicht mehr verglichen werden dürfen.

Ich glaube, daß die Lösung für das übrig bleibende Problem sich ganz von selbst entwickeln wird, sobald erstens das Kleingewerbe sich zu Absatzgenossenschaften mit gemeinsamen Ausstellungs- und Verkaufsräumen für die erzeugten Waaren zusammenschließt, zweitens die Absatzgenossenschaften der verschiedenen Gewerbe in jeder Stadt sich zu einem Genossenschaftsverbande vereinigen, der womöglich auch die sämmtlichen Ausstellungs- und Verkaufsräume der einzelnen Gewerke in einem gemeinsamen Kaufhause oder doch in nahe belegenen Gebäuden zusammenrückt, und drittens dieser Verband der Absatzgenossenschaften sich mit einer Creditgenossenschaft oder Genossenschaftsbank verbindet, welche auf die in den Ausstellungsräumen zum Verkauf gestellten Waaren Waarenscheine ausgibt und diese Scheine beim Kauf irgend welcher anderen Waaren in Zahlung nimmt. Solche Waarenscheine würden dann als Tauschmittel zwischen den Producten aller der verschiedenen in dem Verbande vertretenen Gewerke dienen, ohne daß es des Geldes als Tauschmittel bedürfte. Alle Güter, nach denen innerhalb der Kreise des Kleingewerbes wirklich Bedarf besteht, würden, so weit sie vom Kleingewerbe erzeugt werden, für die Handwerker auch zu erlangen sein, ohne daß sie Geld dazu brauchten. Solche Güter hingegen, nach denen in Handwerkerkreisen kein Bedürfniß besteht, könnten zwar durch Absatzgenossenschaften zum Verkauf gestellt, aber nicht mit Waarenscheinen der Verbandbank honorirt werden. Es würde also dadurch zwar nicht allen Zweigen des Kleingewerbes geholfen, aber doch allen denjenigen, die für den Bedarf des Handwerkerstandes arbeiten, und jedenfalls müßte der paradoxe Zustand damit aufhören, daß von den Bedarfsartikeln der Handwerker überflüssige Vorräthe bei andern Handwerkern lagern, ohne daß bei mangelndem Gelde eine Austauschmöglichkeit für die verschiedenen Gewerke besteht.

Die Neigung unserer Zeit, den Consumenten den Einkauf ihres Bedarfes durch Centralisation der bisher getrennten Ladengeschäfte in große allgemeine Waarenhäuser zu erleichtern und bequem zu gestalten, muß nothwendig auch die Absatzgenossenschaften der Handwerker dahin führen, sich in solcher berechtigten Centralisation nicht überflügeln zu lassen. Es würden solche Absatz-

genossenschaften selbständiger Handwerker vielleicht eher zu Stande kommen, wenn sie ihren Theilnehmern sogleich die Vortheile einer solchen Centralisation des Verkaufsgeschäftes zu bieten im Stande wären. Das genossenschaftliche Bankwesen, das schon viel weiter entwickelt ist, wird es am wenigsten an sich fehlen lassen, wenn sich ihm in dem gemeinsamen Waarenhause eines solchen Absatzverbandes ein neuer dankbarer Geschäftszweig eröffnet. Die auf den Namen auszustellenden Waarenscheine erfüllen ohne Risico ihren Zweck als Umlaufsmittel für die Ermöglichung eines Austausches der im Waarenhause niedergelegten Waaren, sind aber außerhalb desselben werthlos, weil sie nicht cedirt werden dürfen. Der Waarenschein verleiht nur seinem Empfänger das Recht, Waaren im gleichen Betrage aus dem Waarenhause zu entnehmen; sobald er von diesem Rechte Gebrauch macht, wird sein eingeliefertes Product Eigenthum des Waarenhauses, dem es bisher nur anvertraut war. Sobald das eingelieferte Product gegen anderweitige Waarenscheine veräußert ist, erlischt das Recht des Einlieferers zur Rückforderung seines Products gegen Rückgabe des darauf empfangenen Waarenscheines ebenso gut, als wenn er gegen seinen Waarenschein andere Güter gekauft hat. Die Provision des Waarenhauses braucht nicht höher zu sein, als daß sie seine Kosten deckt, da der ganze Gewinn des Unternehmens doch wieder den Genossenschaften zufließen würde. Die Erfahrung lehrt gar bald, welche Arten von Waaren und in welcher Qualität und Menge von den Genossenschaften begehrt werden; eine Verwaltung, die diesen Erfahrungen umsichtig Rechnung trägt, wird selten oder nie in die Lage kommen, deponirte Waaren auf den offenen Markt zu werfen, weil Niemand sie gegen Waarenscheine eintauschen will, und die für sie ausgestellten Waarenscheine bereits gegen andere Waaren in Zahlung gegeben sind.

Alle früheren Versuche dieser Art sind theils daran gescheitert, daß die nöthigen Vorbedingungen fehlten, theils daran, daß die Zwecke und Verwaltungsgrundsätze unklar formulirt waren, daß insbesondere die Ausgabe von Waarenscheinen nicht streng auf Bedarfsartikel des Handwerkerstandes beschränkt und der Gebrauch der Waarenscheine als Pfandscheine oder Darlehnskassenscheine statt als bloßes Tauschmittel innerhalb des Waarenhauses nicht ausgeschlossen war. Auf der angegebenen soliden Grundlage errichtet und durch keinen Geldlombard in Anspruch genommen, könnten solche Unternehmungen auch von keiner geschäftlichen Gefahr bedroht sein. In ihrer Beschränkung auf die Kreise der selbständigen Handwerker wäre ihr Nutzen zwar ebenso beschränkt wie derjenige aller auf die gleichen Kreise berechneten Genossenschaftsbildungen, könnte aber darum doch einen nicht zu unterschätzenden Segen bringen.

Das Jahrhundert des Velazquez.

Von

E. Hübner.

IV.

Die ursprüngliche Begabung der spanischen Nation, ihre hoch entwickelte Neigung zum Phantastischen, Bizarren, Auffälligen, ihre Freude an äußerem Glanz und an der wohlklingenden Rede, Alles das bildet das gerade Gegentheil von den Voraussetzungen, aus denen sich wissenschaftliche Arbeit, vorurtheilslose Forschung, unbestechliche Wahrheitsliebe, strenge Unterscheidung des Sicheren vom Möglichen entwickeln. In der That sind die Spanier nie ein Volk gewesen, dem an Erkenntniß der Wahrheit auf irgend einem Gebiete des Wissens besonders viel gelegen war.

Auf dem Gebiet der classischen Studien ist, wie in der Literatur überhaupt, bei der engen Verbindung der Kronen von Aragon und Neapel und den mannigfaltigen anderen Beziehungen vom vierzehnten Jahrhundert an der Einfluß Italiens ausschließlich herrschend. Aber gegenüber der großen Zahl italienischer Humanisten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts bleiben die Spanier und Portugiesen in fast verschwindender Minderheit. Antonio de Lebrija (1444 bis 1522), Fernan Nuñez de Guzman (1471 bis 1552), der schon genannte commendador griego, Juan Luis Vives (1492 bis 1540), Pedro Chacon (1525 bis 1581), der Jesuit Francisco Sanchez de las Brozas (1523 bis 1601), Verfasser der im sechzehnten Jahrhundert beliebtesten lateinischen Grammatik, sind die Berühmtesten unter den Spaniern. Von Portugiesen weiß ich nur als eleganten Lateinisten den Bischof Jeronymo Osorio (1506 bis 1580), als Kritiker von mäßigem Werth den in Italien lebenden Achilles Statius (1524 bis 1581) zu nennen. Denn Don Antonio Agustin, einer der größten unter den Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts (1517 bis 1586), stammt zwar aus einem der vornehmsten aragonischen Geschlechter und war in der letzten Zeit seines arbeitsamen Lebens Bischof von Lerida und Erzbischof von Tarragona, aber seine Bildung und die größere und thatenreichere Hälfte seines Lebens gehören Italien, der Curie und dem Tridentinum. Dennoch hat der gewaltige Strom

antiker Bildung, der sich damals von Italien aus über das ganze gebildete Europa ergoß, auch in Spanien nachhaltige Wirkungen hinterlassen. Kenntniß des Lateinischen, des Griechischen schon weniger, ist auch in Spanien noch das ganze siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hindurch die Voraussetzung jeder höheren Bildung; dann erst verschwindet sie mehr und mehr. Alle großen Dichter stehen nicht bloß unter italienischem Einfluß, sondern kennen auch die antike Poesie genau, die griechische wenigstens durch die römische Vermittelung. Wie ausgedehnte Kenntnisse Calderon auf diesem Gebiete besaß, ist oben hervorgehoben worden. Aber an der Förderung dieser Studien haben sich die Spanier nur in sehr geringem Maße, die Portugiesen so gut wie gar nicht betheiligt. Ich wüßte in der philologischen Literatur, als von Spaniern herrührend, nur den Martial des Lorenzo Ramirez de Prado (Paris 1607) und den Vergil des Juan Luis de la Cerda (Madrid 1608 bis 1617) zu nennen, deren Commentare nicht ohne Werth sind. Sonst gibt es meines Wissens überhaupt keine Ausgaben classischer Schriftsteller, die von Spaniern edirt oder in Spanien erschienen wären, mit einziger Ausnahme des in den Niederlanden lebenden Jesuiten Martin del Rio (1561–1608), der den Solin, Claudian, Seneca und die Reste der römischen Tragödie bearbeitet hat.

Die exacten Wissenschaften, Mathematik, Astronomie, Naturbeschreibung und Medizin haben nur unter den im frühen Mittelalter in Spanien lebenden und lehrenden Arabern und Juden, unter den Spaniern selbst niemals hervorragende Vertreter gefunden.

Anders aber steht es mit der Theologie. Die Religion allein bot einen dem Genius der Nation entsprechenden Stoff für kritische Untersuchung und historische Darstellung. Im sechzehnten Jahrhundert überwiegt noch das homiletische Moment. Aber schon damals beginnt, zum Theil angeregt durch die Schrift des Thomas a Kempis, die Neigung zu Mystik und Askese sich auszubilden, die in den Briefen und Tractaten der heiligen Theresa († 1582), in den Schriften des Fray Luis de Granada, des Jesuiten Balthasar Gracian (1601 bis 1685) und zahlreicher anderer Theologen zum Ausdruck kommt. Der besondere Stil der asketischen Mystik, der den cultismo ausgebildet hat, wirkt noch heute fort. Der talentvollste unter den lebenden Novellisten Spaniens, Juan Valera, hat ihn in seiner „Pepita Jimenez" in wirkungsvollen Gegensatz zu den natürlichen Empfindungen einfacher Menschlichkeit gebracht. Die alte, im Kampf mit dem Islam erstarkte Vorstellung, daß Spanien ein auserwähltes Land des Herrn sei, bestimmt die Ungläubigen und die Ketzer, Mauren und Juden auszurotten, hat nicht wenig dazu beigetragen, die vielverheißenden Anfänge der reformatorischen Bewegung, wofür die Anlage zu tiefer und aufrichtiger Frömmigkeit das spanische Volk besonders geeignet machte, rasch und grausam zu unterdrücken. Während die religiöse Begeisterung in den überseeischen Missionen ein weites Feld der Thätigkeit gewann, zog sich über allen geistigen Regungen in der Heimath das Netz der Inquisition immer enger zusammen und erstickte, abergläubische Wahnvorstellungen vom bevorstehenden Weltuntergang und dreiste Prophezeiungen geschickt benutzend, nach und nach, was von freimüthigen Anschauungen Spanien bis dahin noch

mit dem übrigen Europa verband. Die spanische Inquisition ist eine complicirte Erscheinung. Wie die verwandte Thätigkeit der Hexentribunale in Deutschland uns zum Theile völlig unbegreiflich, ist sie dennoch der Ausdruck einer tief wurzelnden und weit verbreiteten Ueberzeugung der Nation, die nicht bloß mit der Ketzerverfolgung ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun glaubte, sondern darin die Befriedigung eines, freilich krankhaft überreizten Rechtsgefühls fand. Auch Lope de Vegas, Marianas und der Sor Maria de Agreda Conflicte mit der Inquisition beweisen nur, wie mächtig ihr Ansehen und ihr Einfluß waren; im Grunde sind auch jene von ihr Verfolgten nicht von wesentlich anderem Geiste beseelt. Wie verhängnißvoll diese, mit wenigen glänzenden Ausnahmen, von Hoch und Niedrig getheilte Anschauung dem Geistesleben geworden ist, zeigt sich nirgends deutlicher als auf dem Gebiete der Kirchengeschichte.

Die Geschichte der spanischen Kirche ist, wie ich schon früher hervorheben mußte, noch zu schreiben. Was von katholischer Seite in Spanien und in Deutschland dafür geleistet worden — in andern Ländern ist meines Wissens überhaupt nichts Nennenswerthes darüber geschrieben worden —, befriedigt auch nicht die elementarsten Anforderungen. Da hat nun das siebzehnte Jahrhundert mit seiner Neigung für das Phantastische, der die Grundlage der Wirklichkeit mehr und mehr abhanden kam, eine Erscheinung hervorgebracht, die für den Geist der Zeit ganz besonders bezeichnend ist. Aehnliches ist zwar vereinzelt überall vorgekommen, besonders in Italien; aber die Ausdehnung und systematische Ausbildung, die Spanien der Sache gegeben hat, dürfte einzig dastehen. Ich meine die *umfangreichen Fälschungen geschichtlicher Ueberlieferungen*, die unter dem Namen der „falschen Chroniken" nur Wenigen, die dies entlegene Gebiet zu betreten veranlaßt waren, bekannt, sonst aber, und nicht zum Schaden der Sache völlig unbekannt sind. In einer umfassenden Schilderung der Zeit, in der sie entstanden, dürfen sie nicht fehlen.

Von den Anfängen des Christenthums in Spanien ist uns so gut wie nichts überliefert. Viel wissen wir überhaupt nicht von den ersten christlichen Gemeinden im westlichen Europa. Die stillen Vereinigungen der kleinen Leute, der Armen und der Sklaven, die nur selten in die höheren Gesellschaftsschichten hinaufreichten, blieben wie natürlich unbemerkt. Aber von den Anfängen der Kirche in Gallien und Afrika zeugen, wenn auch nicht unmittelbar gleichzeitige, so doch recht alte Aufzeichnungen, Listen der Bischöfe und ihrer Diöcesen, Concilien und Märtyrerakten, ferner Weihinschriften für Kirchen und Capellen, Grabschriften und Geräth aller Art, Lampen, Ringe und Aehnliches. Verglichen mit den weit zahlreicheren Denkmälern jener Art, die aus den christlichen Cömeterien in Rom, Neapel und Palermo hervorgegangen sind und durch planmäßige Ausgrabungen unablässig gefördert werden, lassen sie doch manche sicheren Schlüsse in Betreff der Frühzeit zu. Nichts oder fast nichts der Art hat Spanien aufzuweisen. Nur eins, aber freilich ein Denkmal ersten Ranges, hat sich erhalten, die Beschlüsse des Concils von Iliberris, dem heutigen Granada, noch in die Zeit unmittelbar vor die diocletianische Christenverfolgung, also das Ende des dritten christlichen Jahrhunderts, gehörend. Sein geschichtlicher Werth ist noch kaum ausgedeutet. Keine Liste der Bischofsitze, wie sie

für Gallien und Afrika vorliegen — die älteste spanische reicht nicht über das achte Jahrhundert hinauf —, hat die spanische Kirche aufzuweisen, keine Chronik, außer den allgemeinen Weltchroniken, die grade in Spanien im Anschluß an die des heiligen Hieronymus von verschiedenen Verfassern fortgeführt worden sind. Auch die Aufzeichnungen für den gottesdienstlichen Gebrauch, Missale, Breviere und Aehnliches, enthalten zwar alte Bestandtheile, gehören aber sämmtlich schon in das Mittelalter. Inschriftliche Denkmäler, meist Grabsteine aus nachrömischer Zeit, fehlen nicht ganz, aber sie beginnen erst mit dem letzten Viertel des fünften Jahrhunderts; meist gehören sie in das sechste und siebente. Es erschien unglaublich, daß über Entstehung und früheste Verbreitung des Christenthums in Spanien keine Nachricht erhalten sein sollte, und fast unerträglich, daß kein Verbindungsglied zwischen dem Glanz des katholischen Königthums, das über zwei Hemisphären leuchtete, und den Anfängen der Kirche bestehe.

Die römische Kirche hält an der Annahme fest, daß Paulus die nach dem Zeugniß im Römerbrief (15, 24) beabsichtigte Reise nach Spanien ausgeführt und von Rom aus das Christenthum dorthin gebracht habe; sie folgert daraus die alte Abhängigkeit der spanischen Kirche von der römischen. In der Liturgie der Kirche von Acci — das ist Guadix unweit Granada, nicht Cadix, wie noch der vor Kurzem in Jena verstorbene Richard Adelbert Lipsius in seinem vortrefflichen Werke über die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden schreibt — und in Martyrologien der karolingischen Zeit erscheint die Sage, daß sieben Schüler der Apostel Petrus und Paulus, ebenfalls von Rom aus, nach Spanien entsendet worden und in den sieben Städten das Evangelium gepredigt hätten, in denen man später ihre Gräber verehrte: Torquatus in Acci, Ktesiphon in Vergium, Secundus in Abula, Caecilius in Iliberris, Esicius (d. i. Hesychius) in Carteia, Euphrasius in Iliturgi, Indaletius (Entelechius?) in Urci. Die Städte gehören sämmtlich dem südlichen Spanien an. Auch diese Ueberlieferung hat die römische Kirche angenommen, und sie ist wenigstens nicht absurd, wenngleich die Zeit jener angeblichen Apostelschüler schwerlich richtig angesetzt ist. Völlig getrennt hiervon tritt um die Mitte des vierten Jahrhunderts, also schon zu Constantins Zeit — in einer dem heiligen Hieronymus beigelegten Schrift findet sich die erste Spur davon — die Legende auf, daß auf dem angeblichen Apostelconcil zu Jerusalem, auf dem alle Länder unter die Apostel vertheilt wurden zur Predigt des Evangeliums, Spanien dem älteren Jacobus, dem Sohne des Zebedäus, zugefallen sei. Vier Jahrhunderte später, in einer dem heiligen Isidorus, dem im siebenten Jahrhundert lebenden Bischof von Sevilla, beigelegten Schrift, wird dieser Ueberlieferung zum ersten Male wieder gedacht. Die römische Kirche hat auf dem Tridentinum und durch den Mund ihres Geschichtschreibers Baronius den Aufenthalt des Apostels in Spanien nur als eine Ueberlieferung der ihm dort geweihten Kirche anerkannt, nicht aber als einen Glaubenssatz. Der Benedictiner Pius Bonifatius Gams, der correct katholische Verfasser der einzigen deutsch geschriebenen Kirchengeschichte Spaniens, spricht ausführlich von Paulus Reise nach Spanien und von den sieben Apostelschülern; aber des Jacobus Predigt in Spanien bezeichnet

er als eine erst im zehnten Jahrhundert auftretende Erfindung. Bei dem jahrhundertelangen Streit der verschiedenen spanischen Kirchen über den Primat — Braga, Santiago, Sevilla, Tarragona, Toledo, ja selbst das französische Narbonne machten Anspruch darauf — hat schon im dreizehnten die von Toledo die Richtigkeit jener Annahme geleugnet; erst im sechzehnten, da sie inzwischen zum nationalen Dogma geworden, hat sie sich ihr gefügt. Auch wird in den ältesten Ueberlieferungen der spanischen Kirche nirgends des Jacobus gedacht. Erst aus der Zeit der maurischen Bedrückung des Christenthums, aus dem zwölften Jahrhundert, stammt die ausführliche Erzählung „von den Wundern des heiligen Jacobus", angeblich verfaßt von Papst Calixtus II. (1119 bis 1124), demselben, der den Investiturstreit beendete. Sie beruft sich auf ein Breve Papst Leo's III. († 816), der König Karl zu Rom gekrönt hat, und ist eng verknüpft mit Karls durch die Dichtung ausgeschmückten Thaten in Spanien. Ein französischer Pilger, Aimeric Picaud, hatte die Schrift der Kirche von Santiago vermacht. Papst Innocenz II. sollte sie als authentisch bestätigt haben: die Bulle ist natürlich gefälscht, wie Leopold Délisle, der gelehrte Leiter der französischen Archive, einmal nachgewiesen hat. Auf die groben historischen Fehler in dem Briefe des Calixtus hat Reinhold Dozy aufmerksam gemacht. Verschiedene Abschriften dieser handschriftlichen Erzählung haben sich erhalten. Der Apostel hat ihr zu Folge in dem spanischen Galicien gepredigt, grade in der Gegend, in der später auf wunderbare Weise sein Grab aufgefunden wurde, und ist von da wiederum mit sieben Schülern — die Siebenzahl ist typisch — nach Jerusalem heimgekehrt, wo er im Jahr 44 durch Herodes Agrippa hingerichtet ward. Begraben wird er, wie es in der ältern Ueberlieferung heißt, in arce Marmarica, in einer Burg der Landschaft Marmarica, des Küstenstriches von Nordafrika westlich von Aegypten. Daraus hat jüngere Entstellung eine arca marmorea, ein marmornes Grab, oder gar eine barca marmorea, ein steinernes Schiff, gemacht. Die treuen Schüler erhalten seinen Leichnam ausgeliefert und bringen ihn auf wunderbar schneller Seefahrt — in dem steinernen Schiff! — nach Spanien zurück und zwar nach der römischen Stadt Iria Flavia in Galicien, die davon noch heute ihren Namen el Padron führt. Etwas nördlich von dieser Stadt wird der Leichnam beigesetzt, an einer in der Erzählung genau bezeichneten Stelle, über der sich später die Basilika des Apostels erhob.

Die zwei seiner Schüler, die den Leichnam nach Spanien geleitet hatten, Theodorus und Athanasius, erhalten an bevorzugter Stelle unmittelbar neben ihm ihr Grab. Diese drei Gräber findet zu Ende des achten Jahrhunderts der Bischof Theodemir von Iria wieder auf, und nun wird bald das Grab des Apostels der berühmteste Wallfahrtsort des Westens. Ein päpstliches Verbot hatte den Spaniern untersagt, sich an den Kreuzzügen nach dem heiligen Grabe in Jerusalem zu betheiligen, so lange sie noch Ungläubige im eigenen Lande hätten. Dafür schaffte den gewünschten Ersatz das Apostelgrab von Compostella; der Name ist in der That nur eine Entstellung der Worte Jacome Apostolo. Es ist bekannt, wie das ganze Mittelalter hindurch Scharen von Pilgern aus dem Westen und Norden Europas auf der großen Straße durch das nördliche

Spanien nach Santiago gewallfahrtet sind; noch jetzt hat der Pilgerstrom nicht ganz aufgehört. Ich bin selbst einmal mit einem französischen Priester nach Santiago gefahren, der sich unter großen Entsagungen die Möglichkeit zum Besuch des Apostels verschafft hatte.

Nach einer anderen, auch erst im zwölften Jahrhundert auftretenden Erzählung erscheint dem Apostel während seines Aufenthaltes in Spanien die Mutter Gottes in Saragossa auf einem Pfeiler stehend, den man der gläubigen Menge zeigte. Er wurde mit der Zeit ein sehr einträglicher Besitz; die Küsse der Andächtigen haben ein tiefes Loch darin ausgehöhlt. Daher der erbitterte Streit der beiden großen Kirchen von Saragossa, la Seo, dem alten Bischofssitz, und el Pilar, der Pfeilerkirche, um den Vorrang. In der fabelhaften Maurenschlacht von Clavijo in Aragon, um das Jahr 846, erscheint der reisige Apostel auf weißem Rosse und schlägt sechzigtausend Mauren in die Flucht, — mas ó menos, mehr oder weniger, wie die Spanier sagen; so hat ihn im Jahre 1609 Juan de las Roelas auf dem großen Bilde in der Kathedrale von Sevilla dargestellt. Der Chalif Almansor, der die Stadt des Apostels und die alte Kirche im Jahre 997 dem Erdboden gleichmacht, schont, von einer ehrwürdigen Mönchsgestalt, dem Wächter des Grabes, gewarnt, zwar das Grab selbst; aber die später vorhandene Krypta unter dem Altar ist nachweislich erst im Jahre 1112 durch den Bischof Diego Gelmirez, noch etwas später die Kirche wiederhergestellt worden. Im Jahre 1158 gründet König Ferdinand II. von Leon auf den Namen seines reisigen Schutzpatrons den Ritterorden, der nach dem Vorbild der Templer das Grab schützen und die Heiden bekämpfen soll. Der Schatz von Reliquien, der sich inzwischen angesammelt hat — auch das Haupt des anderen Jacobus, des Sohnes der Alphäus, befindet sich dabei, aus Jerusalem dorthin gebracht, vielleicht durch eine unaufgeklärte Verwechslung —, wird im Jahre 1589 aus Furcht vor Sir Francis Drake's Ueberfällen landeinwärts nach Orense geflüchtet. Im Jahre 1879 endlich, nachdem schon einmal im Jahre 1665 ein ähnlicher Versuch gemacht worden war, ist die Krypta unter dem Hochaltar auf Anordnung des damaligen Prälaten von Santiago, des Cardinal-Erzbischofs Payá, aufgedeckt worden. Man fand eine kleine Capelle, in der drei Sarkophage gestanden haben könnten, und eine steinerne Kiste, in der nach der Bestimmung von Anatomen von Fach, der Professoren der Universität von Santiago, außer vielen unbestimmbaren Gebeinen die Reste dreier Skelette liegen, welche ihrem Alter nach für die des Apostels und seiner beiden Schüler erklärt werden. Mir ist nicht bekannt, ob diese Reliquien inzwischen von Rom als die echten anerkannt worden sind[1]).

Das ist die Ueberlieferung, auf der die Bedeutung des Apostels Jacobus für Spanien ruht.

Sie zu stützen und ihre Lücken und Dunkelheiten auszufüllen und zu erhellen, sind im sechzehnten Jahrhundert in Granada jene kindischen Fälschungen in Umlauf gesetzt worden, von denen ich an dieser Stelle früher bereits be-

[1]) Genaueren Bericht über das oben kurz Angeführte gibt das Buch des P. Fidel Fita und des Herrn Aureliano Fernandez Guerra, Recuerdos de un viaje á Santiago de Galicia. Madrid 1880. Mit Abbildungen, die leider zum größten Theil recht unvollkommen sind.

richtet habe[1]). Gelehrte und einsichtsvolle Theologen, wie Arias Montano, der Verfasser der Polyglotte, und Juan Bautista Perez, der Bischof von Segorbe, erkannten den plumpen Betrug sofort. Doch erst nach den nicht minder thörichten Versuchen des achtzehnten Jahrhunderts, die Bleitafeln von Granada nachträglich als echt zu erklären, sind die Verfertiger jener späteren Stücke im Jahre 1781 als Fälscher verurtheilt und, wenn auch ziemlich mild, bestraft worden.

Aber schon gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, während der Streit um die Funde von Granada noch schwebte, wurde mit etwas größerer Gelehrsamkeit und weit größerer Vorsicht ein zweiter Versuch gemacht, die spanische Kirchengeschichte auf neue Grundlagen zu stellen. Im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts lebte in dem Jesuitencollegium zu Toledo der Pater Geronymo Roman de la Higuera. Er wird als bescheiden und besonders friedliebend geschildert und beschäftigte sich damit, eine ausführliche Geschichte von Toledo und seinen Kirchen zu schreiben. Von den fünf Foliobänden, die sie umfassen sollte, sind nur zwei vollendet worden und von seiner Hand geschrieben noch vorhanden. Seine Aufgabe führte ihn zur Beschäftigung mit den lateinischen Chroniken, die sich an des Kirchenvaters Hieronymus Eusebios-Uebersetzung anschließen, wie die des Prosper und Hydatius. Kunstlose Aufzeichnungen solcher Art schienen am meisten dazu geeignet zu sein, als Bewahrer der echten Ueberlieferung über die spanische Kirche zu dienen. Hieronymus hat seine kleine Schrift über die berühmtesten kirchlichen Schriftsteller einem hohen Beamten gewidmet, der hochbetagt unter Kaiser Theodosius starb, dem praefectus praetorio Dexter. Letzterer war der Sohn des Bischofs von Barcelona, Pacianus, und hatte eine historia omnimoda verfaßt, von der sonst keine Spur erhalten ist. Diese Angaben boten dem Higuera den gewünschten Anhalt, um jenen Dexter — er nannte ihn der Vollständigkeit wegen, aber mit einem offenbaren Verstoß gegen die Gesetze der römischen Namengebung, Flavius Marcus Dexter — zum Verfasser einer kurzen Weltchronik zu machen, die sich im Kloster zu Fulda, der Heimath so vieler alter Handschriften, erhalten haben sollte und ihm in Abschrift mitgetheilt worden sei. Gleich der erste Satz enthält den Bericht über die Fahrt des Apostels Jacobus nach Spanien; der zweite läßt, um der Gerechtigkeit willen, auch Petrus und Paulus, beide, nach Spanien kommen. Was weiter folgt, kann man sich denken: für alle die Ereignisse, für die bis dahin geschichtliche Zeugnisse fehlten, finden sie sich hier in der gewünschten Weise vor. Da Dexter schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts starb, so finden sich gleich auch Fortsetzer seiner Chronik, der Bischof Maximus von Caesaraugusta, der auch sonst erwähnt wird, und ein Presbyter, der den sonderbaren Namen Eutrandus führt. Vorsichtig und ängstlich, wie Higuera war, suchte er sich über den Eindruck zu vergewissern, den dieser Fund auf seine gelehrten Landsleute machen werde, und sandte daher eine Abschrift an Juan Bautista Perez, den Bischof von Segorbe. Da kam er aber an den Rechten. Mit unverblümter Deutlichkeit sagte ihm dieser auf den Kopf zu, daß die Chroniken sämmtlich Fälschungen seien. Arias Montano und einige Andere, denen Higuera Proben geschickt hatte, stimmten dem Perez bei. Die

[1]) „Deutsche Rundschau", 1890, Bd. XVI, S. 358 ff.

erste Abschrift, die Perez empfangen hatte, erhielt sich; sie kam in den Besitz des Chronisten von Valencia, Gaspar Escolano, und hat später zur Ueberführung des Fälschers gedient. Das Mißlingen des ersten Versuchs aber schreckte Higuera nicht ab. Im Jahre 1597 starb Perez und bald darauf Arias Montano. Nun schien der Zeitpunkt gekommen, mit der Entdeckung ans Licht zu treten; vorsichtiger Weise wurde dabei eine Reihe von Anstößen, die jene Männer genommen hatten, beseitigt. Den Dexter nennt er nun Flavius Lucius Dexter, was auch nicht richtig ist, und gab den Namen Marcus dem Maximus. Die inzwischen gestiegene Macht der Jesuiten, die Bewegung zu Gunsten der katholischen Ueberlieferung, der mystische Zug der Gegenreformation schlossen vorurtheilslose Kritik mehr und mehr aus. Um diese Zeit waren auf Philipp's II. Wunsch die Gebeine des Heiligen Eugenius von St. Denis nach Toledo gebracht worden; Mexiko forderte den heiligen Thomas von Aquino als besonderen Heiligen für sich. In der erweiternden Umarbeitung, der Higuera seine Chroniken unterzog, wird auch auf die Funde von Granada Rücksicht genommen; die drei römischen Centurionen, die in der Geschichte Jesu vorkommen, erweisen sich als Spanier; eine Anzahl der bei Martial erwähnten Personen werden zu Heiligen der spanischen Kirche gemacht, und in freigebigster Weise wird — was der auf Adelstitel erpichten Nation besonders gefiel — die populäre Genealogie berühmter und unberühmter Geschlechter, wie z. B. das der Roman de la Higuera, bis in das höchste Alterthum hinaufgeführt. Spanien ist das älteste Land, in dem überhaupt das Evangelium gepredigt worden, außer Palästina. Das Wunder der Kirche vom Pfeiler in Saragossa erhält die älteste geschichtliche Bestätigung. In der Chronik des Marcus Maximus wird die Geschichte der westgothischen Könige um wichtige Daten bereichert und der uralte Ursprung der spanischen Sprache erwiesen, deren Anwendung den Granadiner Bleitafeln so verhängnißvoll geworden war. Aus dem Eutrandus wird jetzt ein Luitprandus gemacht, der für Fulda besser zu passen schien, und eine Anzahl weiterer Fortsetzungen hinzugefügt, zuletzt die Chronik des Julian Perez von Saragossa[1]). Daß dergleichen erfunden werden konnte, ist nicht wunderbar; aber merkwürdig ist die Art, wie es Verbreitung und Glauben fand.

Higuera selbst starb, ohne viel Ruhm und noch weniger Gewinn aus seiner Erfindung gezogen zu haben. Denn keine der Chroniken ist zu seinen Lebzeiten gedruckt worden oder über den engsten Kreis ihm nahe stehender Personen seines Ordens hinaus bekannt geworden. Dem Zeitalter Philipp's IV. des Großen blieb es vorbehalten, diese bis dahin verborgenen Schätze zu heben. Den Dexter edirte Fray Francisco de Bivar in Lyon 1627; gleichzeitig mit ihm den Maximus und die Fortsetzer der bekannte Dichter und Antiquar Rodrigo Caro in Sevilla (1627). Lorenzo Ramirez de Prado, der vorhin erwähnte Herausgeber des Martial, ließ den Julian Perez in Paris 1628 drucken; Olivares hatte die Handschrift gekauft und ihm ist das schön ausgestattete Werk mit

[1]) Die ziemlich verwickelte Geschichte der falschen Chroniken ist zuletzt, freilich weder erschöpfend noch lichtvoll, behandelt in dem Buche von José Godoy Alcántara „Historia crítica de los falsos cronicones". Madrid 1868.

einer pompösen Vorrede gewidmet. Es folgte der Luitprand des Thomas Tamago de Vargas (Madrid 1635), der vorher bereits eine Vertheidigung des Dexter geschrieben hatte (Madrid 1624), und Ramirez de Prado wiederholte ihn als Herausgeber von Higuera's Erklärungen (Antwerpen 1640). Ramirez de Prado und Tamayo de Vargas waren echte Söhne ihres Jahrhunderts: von ausgebreiteter, aber oberflächlicher Belesenheit, witzig und schlagfertig, überall nur auf das Anekdotenhafte und Pikante ausgehend, voll geschwätziger Eitelkeit und ohne das geringste Gefühl für schlichte Wahrhaftigkeit. Trotz des Widerspruchs, den Mariana bis an sein Ende (1623) diesen elenden Erfindungen entgegengesetzt hatte, gewannen sie doch mehr und mehr an Ansehen und Einfluß. Sie schmeichelten zu sehr den religiösen Passionen der Zeit und dem nationalen Dünkel. Besonders die auch in Spanien vielköpfige Zunft der Localantiquare und der Geschichtschreiber einzelner Städte und Kirchen fand in ihnen den längst gewünschten Anhalt für das fabelhafte Alter ihrer Kirchen und Heiligen und für pomphafte Ruhmredigkeit. Auf Grund der neuen Chroniken verfaßte Juan Tamayo de Salazar — er ist mit Tamayo de Vargas nicht verwandt — ein neues Martyrologium der spanischen Kirche, das in Lyon 1651 bis 1659 in sechs Foliobänden erschien und dazu bestimmt war, die Heiligengeschichten aller übrigen Länder in den Schatten zu stellen. Dies Buch drohte eine völlige Umwälzung in allen bisher bestehenden kirchlichen Ueberlieferungen hervorzubringen und gab zu so heftigen Streitigkeiten zwischen den Vorkämpfern der alten und der neuen Heiligen Anlaß, daß ein schon im Jahre 1630 erlassenes Verbot, ohne besondere Prüfung und kirchliche Erlaubniß die Verehrung neuer Heiliger zu gestatten, von Neuem eingeschärft werden mußte. Was half es, daß der in Rom lebende Nicolas Antonio, ein fleißiger Bibliograph der spanischen Gelehrtengeschichte, die Chroniken für falsch erklärte — seine Verurtheilung ist freilich erst im Jahre 1742 gedruckt worden —, während er gleichzeitig den Canonici des Sacro Monte in Granada Rathschläge ertheilte, wie sie die Anerkennung der Echtheit ihrer Bleitafeln bei der römischen Curie durchsetzen sollten? Einzelne vorurtheilsfreiere Männer, wie Don Gaspar Ibañez de Segovia, Marques de Agrópoli, nachher de Mondéjar, traten für die alten, aus ihrem Cult vertriebenen Heiligen ein (1666). Aber der Streit und die Verwirrung wuchsen; so daß, freilich erst unter Philipp V., ein Gebot erging, alle solche Fragen, wie des Jacobus Aufenthalt in Spanien und die Erscheinung der Madonna auf dem Pfeiler, überhaupt nicht mehr öffentlich zu besprechen. Eine der angesehensten Persönlichkeiten am Hof Philipp's IV., Don Josef Pellicer de Ossau, ein Freund und Gesinnungsgenosse des Ramirez de Prado und des Tamayo de Salazar, das Orakel des Adels wegen seiner profunden Kenntniß aller Genealogien und der erstaunlichen Sicherheit, mit der er gegen gute Bezahlung jeden Stammbaum nach Wunsch ins rechte Licht zu stellen und alle Ansprüche auf Erbschaften und Titel zu begründen verstand, wurde von der Fälscherkrankheit angesteckt. Er hatte zuerst eine in galicischem Dialekt geschriebene Chronik des angeblichen Don Servando, die er von zwei Edelleuten aus Orense erhalten hatte, als eine höchst werthvolle Entdeckung für die Geschichte des galicischen Adels ge-

priesen. Nachher erklärte er sie für gefälscht, verfaßte aber dafür selbst eine neue Chronik, deren Verfasser er Petrus von Saragossa nannte. Herauszugeben wagte er sie nicht; sie ist erst hundert Jahre später in dem wüsten Buch eines Xavier Manuel de la Huerta gedruckt worden, einer Weltchronik, die an grotesken Uebertreibungen alles bisher in dieser Art in Spanien Geleistete noch weit übertrifft. Gregorio Mayans, ein wirklicher Gelehrter, hat das hohle Machwerk in seiner „Censura critica de historias fabulosas“ (1745) entlarvt und des trefflichen Florez „España sagrada“ (1747 ff.), deren Werth man erst ermißt, wenn man weiß, wie tief vor ihr die historischen Studien in Spanien daniederlagen, hat dem Unsinn ein Ende gemacht.

Alle diese Dinge sind jetzt vergessen, und selbst in Spanien haben die Gebildeten nur noch ein mitleidiges Achselzucken für sie. Aber sie gehören zum Jahrhundert des Velazquez; man hat keinen vollen Begriff von ihm, wenn man nicht auch diese Seiten kennt.

V.

Gern wendet sich der Blick von den unerfreulichen Erscheinungen ab, die ich soeben geschildert habe, und kehrt zum Schluß noch einmal zurück zu den lebensvollen und farbenreichen Bildern, in denen die Kunst des Malers den Eindruck jenes Jahrhunderts festgehalten hat. Auch die übrigen Künste, Baukunst und Bildkunst, haben damals in Spanien nicht gefeiert. Aber nach dem tiefgehenden Einfluß, den das italienische Vorbild auf die großen Meister der Zeit Karl's V. und Philipp's II. geübt hatte, tritt das nationale Element in den Hintergrund. Wir hoffen noch einmal von Justi zu lernen, wie auch in diesen Künsten die französischen, deutschen und niederländischen Einflüsse in Spanien nach und nach zu einem nationalen Stil geführt haben. Die religiöse Sculptur, die Kirchen und Klöster, und die an Zahl geringeren Profanbauten auch des siebzehnten Jahrhunderts, besonders Schlösser, entbehren nicht durchaus des Reizes und der Originalität; aber sie sind noch so gut wie unbekannt. Ihre Entstehung, ihre Meister müssen erst durch sorgfältige Studien ermittelt werden, wie sie Justi in großem Stile unternommen hat, ehe man ein Urtheil über sie zu fällen wagen kann.

Desto deutlicher steht die Person und das Werk des Velazquez jetzt vor unseren Augen, dank Justi's Buch und den Vorarbeiten von Sir William Maxwell Stirling, Charles Blanc, J. C. Robinson, Ch. B. Curtis, die er benutzen konnte. Des Velazquez Geburt in Sevilla im Jahre 1599, demselben, in dem van Dyk geboren wurde, eines nach der Geburt Zubaran's und Bernini's, drei vor Calderon und Alonso Cano, gibt zunächst Veranlassung, das Leben und die literarischen und künstlerischen Bestrebungen dieser anmuthigen Stadt zu schildern, die auch des zweiten großen spanischen Malers Murillo Heimath war. Man versteht vollkommen an der Hand von Justi's eingehender und farbenreicher Schilderung, die sich nicht in wenige Worte zusammenfassen läßt, wie dem jugendlichen Talente durch die Umgebung, in die er hineinwuchs, durch den Einfluß verschiedener Vorgänger, deren Werke er sah, und durch die Lehre des trockenen Theoretikers Pacheco, seines Schwieger-

vaters, die Wege gewiesen wurden. Wie schon die Arbeiten des Neunzehnjährigen, der Wasserträger von Sevilla, eine unmittelbar nach dem Leben gemachte vollkommen ausgeführte Studie — jetzt im Besitz der Herzoge von Wellington in Apsley-House in London —, und die Anbetung der Könige im Museo des Prado zu Madrid vom Jahre 1619, lauter Bildnisse in studirter Beleuchtung und liebevoller Durchführung, die Aufmerksamkeit erregten. Wie er sich dann bei dem Thronwechsel von 1621 entschloß, nach Madrid zu gehen, um durch gute Empfehlungen dort lohnende Thätigkeit zu gewinnen; zuerst noch ohne Erfolg. Aber zwei Jahre später gelang es seinem Gönner, dem Canonicus Figueroa, ihn dem schon allmächtigen Minister zu empfehlen, und er wurde an den Hof nach Madrid berufen. Die ganze Familie, zwei kleine Töchter, Pacheco selbst, im Vertrauen auf den zukünftigen Ruhm seines Schülers und Schwiegersohnes, siedelten mit über.

Gleich das erste Bildniß, das Velazquez in Madrid malte, das des Figueroa, gefiel in dem Maße, daß ihm die Reiterfigur des Königs in Lebensgröße aufgetragen wurde; dieses Bild ist leider wahrscheinlich bei dem Brande des alten Schlosses zu Madrid im Jahre 1734 zu Grunde gegangen. Der Conde-Duque war entzückt über diese Leistung seines Landsmannes; er erklärte, der König sei bis jetzt überhaupt noch nicht porträtirt worden (Justi I, S. 164). Und Velazquez hat seitdem das fast ausschließliche Privilegium, ihn zu malen, beinahe vierzig Jahre lang, vom achtzehnten bis zum sechzigsten des Königs, genossen. Und nun war seine Stellung wie mit einem Schlage gemacht. Das Glück hat auch hier das Talent in hervorragendem Maße begünstigt. Noch war Reichthum und Kunstliebe, besonders die Passion für das Sammeln von Gemälden und Curiositäten, in den vornehmsten Geschlechtern weit verbreitet. Gerade in dem Jahr, als Velazquez nach Madrid kam, war der Prinz von Wales dort; Justi hat dessen Aufenthalt früher einmal in dieser Zeitschrift lebendig geschildert[1]). Velazquez hat den Prinzen noch kurz vor seiner Abreise gemalt. Die übrigen Hofmaler, meist Italiener, überholte der junge Sevillaner sogleich; das mochte dem nationalen Stolz nicht wenig schmeicheln. Bildnisse des Infanten Don Carlos, des jüngeren Bruders des Königs, der im Jahre 1632 erst fünfundzwanzigjährig starb — wie es hieß durch Olivares vergiftet, — des Olivares selbst, folgten nach. Eine Prüfung für das schnell gewonnene Selbstbewußtsein und zugleich eine Quelle der Belehrung und des Genusses war dann im Jahr 1628 für Velazquez der neunmonatliche Aufenthalt des Rubens in Madrid, der seine diplomatische Sendung mit der erstaunlichsten künstlerischen Production verband, — er porträtirte die ganze königliche Familie und copirte für seine eigene Sammlung die sämmtlichen in Madrid befindlichen Tizians, die er zum Theil schon von seinem ersten Aufenthalt in Madrid her, vor fünfundzwanzig Jahren, kannte. An dem jungen Velazquez scheint der große Meister besonderes Wohlgefallen gefunden zu haben; er besuchte mit ihm den Escorial und nahm dort eine berühmte Landschaftsskizze auf, den Blick vom Gebirge her auf das unten liegende Kloster und die Ferne dahinter, — eine wohl für Jeden, der sie

[1]) „Deutsche Rundschau", 1883, Bd. XXXVI, S. 197 ff.

genossen hat, unvergeßliche Aussicht. Velazquez selbst hat über Rubens in dem Buch seines Schwiegervaters über die Malkunst berichtet (Justi I, S. 238). Der Einfluß, den der tägliche Verkehr mit einem solchen Mann auf die Kunst des Velazquez geübt hat, ist deutlich erkennbar; schon in der Wahl des Stoffes der im Jahre 1629 gemalten berühmten Trinkerscene, den „borrachos“ (Betrunkenen)“ in Madrid, tritt er sogleich hervor.

Noch größern Einfluß übte die erste Romfahrt des Künstlers (1629 bis 1631), die er, vom Könige und dem Conde-Duque reichlich mit Geld und Empfehlungen ausgestattet und auf die bequemste Weise machte, im Gefolge des Marchese Spinola, der nach den glänzenden Erfolgen von Ostende (1604) und Breda (1624) aus den Niederlanden abberufen, mit außerordentlichen Vollmachten als Höchstcommandirender der spanischen Truppen nach Italien ging. In Venedig scheint den Velazquez Tintoretto besonders gefesselt zu haben. In Rom studirte er, wie seine anziehenden Berichte an den Schwiegervater angeben, die alten Meister, den Michelangelo besonders, und die Antike. Eine Frucht dieser Studien, freilich durchaus in die nationale Anschauungsweise umgesetzt, ist die Schmiede des Vulcan, das Gemälde der Madrider Sammlung, in dem der Maler die Wirkung des Lichtes, das von dem in die dunkle Schmiede tretenden Apoll ausstrahlt, in vollendeter Weise zum Ausdruck bringt. In Neapel malte er jene Schwester Philipp's IV., die Königin Maria von Ungarn, um die einst der Prinz von Wales geworben hatte; nach der damals gemachten Skizze ist wahrscheinlich erst viel später das große Paradebild unseres Museums ausgeführt worden (Justi I, S. 315). Dort traf Velazquez auch mit Ribera zusammen.

Ich gehe auf den Höhepunkt von des Velazquez Thätigkeit in Madrid, die Tage von Buen Retiro (1631 bis 1648), wie Justi sie genannt hat (I, S. 329 ff.), hier nicht näher ein. Buen Retiro, la bonne retraite, ist der von Olivares für den König aus der Wüste hervorgezauberte Park mit Lusthaus im Norden von Madrid, noch heute sein „Thiergarten“. In die also bezeichneten achtzehn Jahre fallen die berühmtesten Werke des Velazquez, die zahlreichen Bildnisse des Königs, der Königinnen, des Cardinal-Infanten Ferdinand und der übrigen Infanten und Infantinnen, zu Roß, zu Fuß, in allen Trachten des Hofes, der Jagd, des Krieges; ferner die von einer großen Zahl hervorragender Personen, des Olivares, des Cardinal Borja, des Satirikers Quevedo, mit seiner historischen Brille, des jugendlichen Herzogs Franz von Este, des Admirals Pareja — von diesem jetzt in London befindlichen Bilde geht die Erzählung, der König habe in Gegenwart des Malers den Dargestellten zur Rede gestellt, daß er noch nicht abgereist sei, wie ihm befohlen, — auch verschiedener vornehmer Frauen und vieler anderer Personen der Hofgesellschaft; daneben aber finden sich auch bescheidene Persönlichkeiten, wie der Büchsenmeister des Königs Juan Mateos in der Dresdener Galerie. Alle sind mit unfehlbarer Sicherheit auf die Leinwand geworfen; ihre Erscheinungen sind wie mit Händen zu greifen, es fehlt bloß, daß sie den Mund zum Sprechen öffnen. Größere figurenreiche Darstellungen, wie die Uebergabe von Breda, hat er nicht viele gemacht; einige Scenen aus den königlichen Jagden gehören dazu. Nur

wenige kirchliche Bilder fallen in diese Epoche seines Lebens: das Crucifix von San Placido, jetzt im Museo des Prado, und der Christus an der Säule in der Londoner Nationalgalerie. Beides aber sind Werke von hervorragender Bedeutung, der Cruxifixus dem kleinen Dürer'schen in der Dresdener Galerie trotz aller Verschiedenheit vergleichbar; der nach der Geißelung noch an den Händen gefesselte und niedergesunkene Christus mit dem andächtig verehrenden Kinde und dem dahinter stehenden Schutzengel von einer originalen Kraft des Gedankens, die den auch sonst sich bietenden Vergleich mit Michelangelo's Christus in der Minerva nahelegt, wiederum trotz aller Verschiedenheit in Erfindung und Ausführung. In diese Zeit fällt auch der Aufenthalt des Alonso Cano und der Besuch des Murillo in Madrid.

Den letzten Lebensabschnitt leitet die zweite Romfahrt des Künstlers ein (1649 bis 1651), die er im königlichen Auftrag ausführte, um Bilder und Statuen sowie Abgüsse nach Antiken zu erwerben; es sollte im Schlosse zu Madrid eine Galerie wie die der florentinischen Tribune gegründet werden. Auch sollte er italienische Decorationsmaler für die Ausschmückung der Säle auswählen und anstellen. Wieder reiste der Maler im Gefolge eines Granden ab, jenes Herzogs von Maqueda, der die neue Königin Maria Anna von Oesterreich nach Madrid geleiten sollte. Doch hielt er sich in Mailand nicht auf, so daß nicht ihm, sondern dem florentinischen Hofmaler Justus Sustermans die Ehre zu Theil ward, sie zuerst als Königin zu malen. Er eilte nach Venedig, Rom und Neapel, um seinen Auftrag auszuführen. Wie er dort mit den Künstlern verkehrte, zum Beispiel mit Bernini, was für Werke er kaufte und bestellte, muß man bei Justi nachlesen. Bezeichnend ist, daß er Tizian dem Raffael vorgezogen zu haben scheint. Um aber auch als Künstler nicht zu feiern, malte er in Rom das Bildniß seines Dieners und Farbenreibers Juan de Pareja, eines Morisco, und stellte es, wie damals Sitte war, im Kreuzgang des Pantheons am Tage von San Guiseppe, den 19. März 1650, aus; der Erfolg war durchschlagend. Ihm folgte das Bildniß des Papstes Innocenz X. Pamfili, die allen Romfahrern wohl bekannte Perle der Galerie Doria Pamfili. Dem Eindruck dieses Meisterwerkes verdanken wir Justi's Buch. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens brachte ihm eine höhere Würde am Hofe ein, das Schloßmarschallamt, und damit endlose Plackereien und geringen Dank, sowie das Ritterkreuz von Santiago, eine seltene Auszeichnung, die er dem Nachweise seiner adligen Geburt verdankte, und stellte ihm nicht bloß künstlerische Aufgaben. Die Einrichtung und Verwaltung der Galerie im Schloß und die Vollendung des Escorial gab auch seiner Feder zu thun. Eine ausführliche Beschreibung der Gemälde, welche dem Escorial überwiesen worden waren, von der Hand des Velazquez, ist in einer im Jahre 1657 gedruckten Beschreibung des Escorials ausgiebig benutzt. Das Original dieser Denkschrift ist aber verloren, denn was Herr Adolfo de Castro im Jahre 1871 als solches herausgegeben hat, ist von derselben Art, wie die von dem gleichen Verfasser angeblich wieder aufgefundene satirische Schrift des Cervantes, der Buscapié, die seit Ticknor als eine Fälschung bekannt ist, und das Testament Philipp's IV., das der Herausgeber der Briefe der Sor Maria (II S. 733 ff.) ebenfalls

als eine Fälschung brandmarkt. Aber die Gemälde der letzten Jahre des Velazquez oder seines dritten Stiles zeigen keine Abnahme der Kraft. Es sind wiederum zahlreiche Bildnisse der königlichen Familie, darunter die berühmte Darstellung der 1651 geborenen kleinen Infantin Margarita mit ihren Begleiterinnen, während der Maler selbst vor der Leinwand steht und in einem Spiegel im Hintergrund die königlichen Eltern sichtbar werden. Ferner die Spinnerinnen in der Tapetenfabrik, eine Studie nach dem Leben, die in neuester Zeit vielfache Nachahmung bei den Naturalisten findet; endlich die Zwerge und die burlesken Figuren; einigen von ihnen hat er die antiken Namen Menippus und Aesop beigelegt. In diese Reihe gehört dem Stile nach auch, wenn er überhaupt von Velazquez herrührt, der dicke Marchese del Corro der Berliner Galerie. Von besonderer Art sind die seltenen Aktstudien des Velazquez, der Mars und die liegende Venus; vielleicht das Bildniß einer der königlichen Maitressen; es befindet sich in englischem Privatbesitz in Rokeby Hall in Yorkshire. Selbst die hohe Virtuosität der Composition und der Malerei hilft hier nicht hinweg über die fremdartige Gezwungenheit, die schon in der Wahl der Gegenstände liegt. Ganz er selbst ist dagegen Velazquez in den beiden großen religiösen Gemälden dieser letzten Periode, der Krönung Mariä und den beiden Einsiedlern mit dem großartigen landschaftlichen Hintergrunde, beide im Museum des Prado zu Madrid. Hier ist der nationale Ton getroffen, der die Religion mit schwärmerischem Ernst und theatralischer Würde umkleidet, der Geist der Autos des Lope und des Calderon; derselbe Geist, der auch in Murillo's Bildern erscheint, die uns Justi jüngst durch seine schönen, jetzt auch zu einem Buche zusammengefaßten Schilderungen in der „Zeitschrift für bildende Kunst" gedeutet hat[1]).

Die Reise des Hofes zur Feier des pyrenäischen Friedens und zur Begrüßung Ludwig's XIV., die dem für Alles verantwortlichen Hofbeamten trotz des äußeren Glanzes, in dem er sich dabei zeigen konnte, zweiundsiebzig Tage angestrengtesten Dienstes in der heißen Frühlingszeit auferlegte, hat ihm, wie schon gesagt wurde, den Tod gebracht. Am 26. Juni traf er in Madrid wieder ein; am 6. August 1660, erst einundsechzig Jahre alt, hat ihn das tückische Tertianfieber dahin gerafft. Wie herrliche Werke hätte er noch schaffen können!

Auch des Velazquez Leben, das für uns den Glanzpunkt seines Jahrhunderts bildet, endete allzufrüh und trübselig, eine bezeichnende Episode in dem allgemeinen Niedergang Spaniens, der sich nun mit immer schnelleren Schritten vollzieht. Er hat in den folgenden Jahrhunderten unter seinen Landsleuten keinen auch nur entfernt ihm ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Die großen Lehren, die in der Geschichte dieses Jahrhunderts enthalten sind, brauchen nicht besonders hervorgehoben zu werden. Dürfen wir in dem überraschenden Aufschwung, den gerade die spanische Malerei in unseren Tagen genommen hat, ein Vorzeichen dafür sehen, daß auch der Nation noch einmal bessere Tage beschieden sein werden?

[1]) Murillo. Von Carl Justi. Mit Abbildungen in Kupferätzung, Holzschnitt und Autotypie. Leipzig, E. A. Seemann. 1892.

Ein Staatsmann der alten Schule.

Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen.

Nach Staatsacten und Correspondenzen

von

Ludwig von Hirschfeld.

III.

Der Wiener Hof entfaltete während der Dauer des Congresses eine wahrhaft kaiserliche Pracht. Kaiser Franz übte die traditionelle Gastfreiheit des Habsburger Hauses mit einer Munificenz, welche die Häupter, Mitglieder und Abgesandten andrer Dynastien mit staunender Ehrfurcht erfüllte. Wieder einmal erstrahlte nach so manchen Demüthigungen und Niederlagen der österreichische Kaiserhof in seinem alten Glanz. Während in den öffentlichen Veranstaltungen ein, wenngleich vornehmer, doch steifer, altväterischer Geschmack vorherrschte und die strengen Normen einer aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Etiquette zu den aus Frankreich herübergekommenen freieren Gesellschaftsformen nicht mehr recht zu passen schienen, wurden diese Eindrücke doch durch die Leutseligkeit des „guten Kaisers Franz" und den von ihm im Familienleben bevorzugten gemüthlichen Ton wohlthuend ausgeglichen. Eine stolze Aristokratie scharte sich um den Thron. Der Hofstaat des Kaisers wies die glänzendsten Namen auf, so die Grafen Wurmbrand, Trautmannsdorf und Wiltzek als Chefs des Ceremonienamts, des Marstalls und des Hofstaats, den Fürsten Trautmannsdorf als Oberhofmeister, die Grafen Edling, Esterhazy, Althann, Grünne, Szapary, Harrach, Nimptsch ꝛc. an der Spitze der erzherzoglichen Hofstaaten. Die kleidsamen Trachten der ungarischen und slawischen Magnaten gaben den Assembleen ein eigenartiges, phantastisches Gepräge.

Die Reihe der Festlichkeiten aufzuzählen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Redouten, Paraden, Hofjagden, Concerte, Bälle, Schauspiele, Carousselsfolgten sich während der nächsten Monate in unabsehbarer Kette, und man muß die Ausdauer bewundern, welche die Betheiligten im Genuß, man möchte fast sagen, im Ertragen dieser Vergnügungen bewiesen. Das leichtlebige Wien war ein geeigneter Schauplatz für die Lustbarkeiten, und Aristokratie

wie Bürgerthum folgten dem vom Hofe gegebenen Beispiel in der Veranstaltung von öffentlichen und privaten Festlichkeiten. Die Straßen waren gefüllt von Menschenmassen, welche die fremden Potentaten sehen wollten, ihre glänzenden Carossen, Vorreiter und Läufer anstaunten, während Kaufleute, Hauswirthe und Handwerker sorglich bedacht waren, den Goldstrom, welcher sich über die Stadt ergoß, in ihre Taschen zu leiten. Mit der beflissenen Unterthänigkeit gegen die vornehmen Gäste ging eine Ausbeutung der Fremden Hand in Hand, die auch unserm Pleissen manchen Seufzer auspreßte.

Die in der Burg wohnenden Souveräne sahen sich fast täglich und verkehrten sehr ungezwungen mit einander. Um das Rangverhältniß zu regeln, war gleich anfangs verabredet worden, daß das Lebensalter über den Vortritt entscheiden sollte. Hiernach nahm der sechzigjährige König von Württemberg als Senior den ersten, der siebenunddreißigjährige Zar den letzten Platz in dieser Rangordnung ein.

Die Gäste des Kaisers wurden mit verschwenderischem Aufwand bewirthet. Die Kosten der Tafel für die Fürstlichkeiten und ihre Hofstaaten, die in verschiedenen Sälen gleichzeitig speisten, wurden auf 50 000 fl. täglich angegeben. Die Gesammtausgaben für den Hofhalt während der fünfmonatlichen Dauer des Congresses schätzte der Graf de La Garde in seinen „Fêtes du congrès de Vienne“ auf vierzig Millionen Francs oder sechzehn Millionen Gulden; während Fürst Talleyrand in einem seiner officiellen Berichte die täglichen Ausgaben sogar auf 200 000 fl. anschlug, was einen Gesammtbetrag von circa dreißig Millionen Gulden ergeben würde. Die bemerkenswerthesten Feste in den ersten drei Monaten des Congresses waren die kleinen und großen Redouten in der Burg, — bei den ersteren erschienen die Fürsten in Masken und Domino, bei den großen in Uniform und mit großem Gefolge, — eine Reiherjagd in Laxenburg, ein militärisches Friedensfest mit Parade, ein Volksfest im Augarten, ein Carousselll in der kaiserlichen Reitbahn, ausgeführt von vierundzwanzig Paaren aus der Aristokratie, und ein Ball, den der Zar im Palais des Botschafters Rasumowski zur Feier des Geburtstags seiner Schwester, der Großfürstin Katharina, veranstaltete. Man sprach in Wien damals sehr viel von der gegenseitigen Neigung, welche die Großfürstin mit dem Kronprinzen von Württemberg verband und die später auch zum Ehebunde führen sollte. (Beide waren bereits einmal unglücklich vermählt gewesen. Die Großfürstin war von ihrem Bruder in den Erfurter Tagen, als jener noch ganz unter dem Einfluß Napoleons stand, dem letzteren als Gattin bestimmt worden; doch scheiterte dieser Plan an dem entschiedenen Widerspruch der Kaiserin-Mutter, welche den Corsen haßte und die Bewunderung ihres Sohnes für ihn nicht begriff. Sie wählte als Gemahl für ihre jüngste Tochter den Prinzen Peter von Holstein-Oldenburg, der nach wenigen Jahren einer nicht glücklichen Ehe starb. Auch der Kronprinz von Württemberg hatte gegen seinen Willen eine Verbindung eingehen müssen. Napoleon, der es sehr liebte, im Kreis seiner Verwandten und Anhänger Ehen zu stiften, hatte die Prinzessin Caroline von Bayern für ihn gewählt, und der dem Imperator blind ergebene König Friedrich dies der Politik gebrachte Opfer gefordert. Nach

dem Sturz des Ehestifters hatten beide Gatten ihre Freiheit gefordert und durch Scheidung erlangt. Prinzessin Caroline bestieg zwei Jahre später als vierte Gemahlin Franz' I. den österreichischen Kaiserthron, während in demselben Jahr auch ihr geschiedener Gemahl die während des Wiener Congresses so heiß umworbene Großfürstin heimführte.)

An den Abenden, an welchen keine officiellen Festlichkeiten stattfanden, waren natürlich die Salons der diplomatischen und österreichischen Welt den Fremden geöffnet. Es bildeten sich auch kleinere Cirkel, in welchen neben den Tagesneuigkeiten die wichtigen politischen Fragen besprochen wurden. Diese Kreise waren für Plessen oft die Quelle nützlicher Informationen, und er besuchte sie häufig. Erwähnenswerth wären neben dem Salon der Fürstin von Turn und Taxis, einer Strelitzer Prinzessin und Schwester der Königin Louise, noch diejenigen der Gräfin Lory Fuchs, der Fürstin Marie Esterhazy, der Fürstin Bagration, Gemahlin des russischen Feldmarschalls und unter den diplomatischen die der Lady Castlereagh und der Gräfin Bernstorff. Unter der Zahl schöner und geistreicher Frauen zeichneten sich die drei Schwestern Prinzessinnen von Kurland aus. Die älteste war mit dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, Herzog von Sagan vermählt, die zweite mit dem Herzog von Acerenza; der dritten, Gräfin Edmond Perigord, ist als Nichte Talleyrand's schon früher gedacht worden. Plessen kam in diesen Kreisen mit einer Menge von Persönlichkeiten zusammen, die, ohne eine hervorragende Rolle zu spielen, durch ihre Vergangenheit, ihre Verdienste oder Schicksale die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Zu diesen interessanten Statisten gehörte in erster Linie der geistreiche und liebenswürdige Fürst von Ligne, der Senior der Lebewelt, trotz seiner achtzig Jahre noch von großer Rüstigkeit, Verehrer der Frauen und selbst Gegenstand der Bewunderung der jungen, eleganten Männerwelt. Unter den jüngeren Fürsten erregte namentlich Eugen Beauharnais, der ehemalige Vicekönig von Italien, Theilnahme und Sympathie. Er befand sich als Adoptivsohn Napoleon's in einer besonders schwierigen Lage und hätte dieselbe schwerlich ertragen, wäre sie ihm nicht durch die Freundschaft Kaiser Alexander's erleichtert worden, der ihn fast täglich zu einem Spaziergang abholte und auch sonst in jeder Weise auszeichnete. Er war auf besonderen Wunsch seines Schwiegervaters, des Königs von Bayern, nach Wien gekommen, fühlte sich aber doch isolirt. Neben dem Druck der jüngsten Schicksalsschläge, welche seine politische Zukunft vernichtet hatten, lastete auf ihm noch der Schmerz um den Tod seiner soeben gestorbenen Mutter, der Exkaiserin Josephine. Im freundschaftlichen Verkehr mit diesem erlöschenden Stern stand eine Schar junger Fürstensöhne, denen die Zukunft eine glänzendere Laufbahn vorbehalten hatte; so der geistreiche, aber schon damals ziemlich excentrische Kronprinz Ludwig von Bayern, der Kronprinz Wilhelm von Württemberg, dessen Empfindungen getheilt waren zwischen der Neigung für die schöne Großfürstin Katharina und den Regungen militärischen Ehrgeizes. Er hatte im letzten Feldzuge schon ungewöhnliches Feldherrntalent gezeigt und bewährte dasselbe auch in der nächsten Campagne.

Weniger beachtet und bescheidener im Auftreten war der vierundzwanzigjährige, liebenswürdige Prinz Leopold von Sachsen-Coburg, dem dereinst die belgische Königskrone zufiel. Auch der militärisch tüchtige Philipp von Hessen, der als fünfzehnjähriger Officier einst in französische Gefangenschaft gerathen und der Guillotine mit genauer Noth entgangen war, jetzt General und später Feldmarschall in österreichischen Diensten, sollte noch als Landgraf von Hessen-Homburg sein Thrönchen erlangen.

Unter den Personen, deren rasche und bewegte Laufbahn einen Zug von Abenteuerlichkeit aufwies, deren Namen aber schon in aller Munde waren, machten sich namentlich Tettenborn und Ypsilanti bemerklich. Der Erstere war Plessen schon von dem Durchmarsch durch Ludwigslust im März 1813 und der darauf folgenden Campagne her persönlich bekannt. Er hatte Anfangs durch seinen verwegenen, aber unüberlegten Vorstoß auf Hamburg auch in Mecklenburg eine rasche Berühmtheit erlangt. Aber die Rathlosigkeit, die er in der mangelhaften Vertheidigung und Räumung dieser Stadt bekundete, verrieth doch, daß Tettenborn mehr ein kühner Reiterführer als umsichtiger Feldherr war. Was man über das lockere Leben des Generals und seines Hauptquartiers erfuhr, kühlte außerdem die Bewunderung für den waghalsigen Condottiere bedeutend ab. Sein Kriegsgefährte, ehemaliger Adjutant und Historiograph Varnhagen von Ense, befand sich jetzt auch in Wien, wo seine gewandte Feder durch Hardenberg Verwendung fand. Er hatte sich erst kurz zuvor, im Herbst 1814, mit der gefeierten Rahel Levin verheirathet, und das junge Paar bildete in Wien den Mittelpunkt eines literarischen Kreises, dem aber Plessen und seine diplomatischen Collegen im Ganzen fernstanden. Auch in den Häusern der jüdischen Finanzgrößen, Baron Arnstein, Gey-Müller und Eskeles verkehrte Ersterer nur selten und ungern. Die mit raffinirtem Luxus und nicht immer mit dem besten Geschmack ausgestatteten Feste und Schmausereien, mit denen diese Herren sich zu überbieten und die vornehme Lebewelt anzulocken bestrebt waren, widerstanden seinem mehr auf vornehme Einfachheit gerichteten Sinn; auch waren diese Kreise für diplomatische Information von geringem Nutzen. Am wohlsten war es unserm Mecklenburger bei den nordischen Freunden, bei Münster, dessen steifleinene Gravität und übertriebene Selbstschätzung ihm wohl ein Lächeln abzwang, in dessen aristokratischer Gesinnung er aber doch ein homogenes Element fand; bei dem ehrenwerthen Schweden Bildt, seinem Strelitzer Collegen Oertzen, einem klugen, hochgebildeten Mann, den die Rücksicht auf eine zarte Gesundheit von dem geräuschvollen Treiben der großen Welt abschloß, und der unter der sorgsamen Pflege seiner ihm nach Wien gefolgten Gemahlin ein ziemlich eingezogenes, aber durch den Besuch gleichgesinnter Freunde erheitertes Leben führte.

Den zusagendsten und zugleich anregendsten Verkehr aber fand Plessen in dem Hause des dänischen Gesandten und Congreßbevollmächtigten, Grafen Christian Bernstorff. Dort wohnte auch dessen Bruder, Graf Joachim, der als Minister, in der Begleitung des Königs, nach Wien gekommen war und später den dortigen Gesandtschaftsposten erhielt. Graf Christian war ein Mann von seltnen Fähigkeiten, heiterem, witzigen Temperament und liebenswürdigem

Wesen. In einem Alter, wo Andere noch zu lernen pflegen, hatte er bereits wichtige Gesandtschaftsposten bekleidet und war, ausgezeichnet durch das Vertrauen des die Regentschaft führenden Kronprinzen schon im siebenundzwanzigsten Lebensjahr an die Spitze des auswärtigen Departements getreten. In dieser Stellung hatte er sich unter den schwierigen Verhältnissen, welche die Kriege, die Continentalsperre und die englische Gewaltthat von 1807 seinem bedrängten Vaterlande schufen, als Patriot und Staatsmann bewährt. Vielleicht fehlten ihm, um eine noch hervorragendere Rolle in jener politisch bewegten Zeit zu spielen, einmal der Ehrgeiz und sodann die kalte Rücksichtslosigkeit, ohne welche weitgesteckte Ziele in der Staatskunst selten erreicht werden. Ohne gerade Lebemann oder Genußmensch zu sein, widmete er doch den Geschäften nur die unbedingt erforderliche Zeit und legte großen Werth auf geselligen Verkehr, für den er besonders veranlagt war. Getragen von einem hohen Standesbewußtsein, welches damals in den norddeutschen Adelsfamilien als altes Erbtheil mit einer gewissen Pietät gepflegt wurde, war sein Benehmen doch frei von Arroganz. Seine Gemahlin, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit die Zeitgenossen rühmten, hielt ein Haus in vornehmem Stil, und ihr Salon in Wien war einer der gesuchtesten während des Congresses. Durch seinen Grundbesitz in Mecklenburg, wie durch mannigfache Familienbeziehungen war zwischen ihm und Plessen schon ein Band geknüpft, welches die späteren Begegnungen bei den Karlsbader und Wiener Conferenzen weiter befestigten, und Bernstorff's 1818 erfolgender Eintritt in den preußischen Staatsdienst brachte ihn der mecklenburgischen Interessensphäre noch näher.

Wir kehren zu den Plessen'schen Berichten zurück. Der deutsche Ausschuß hatte wieder mehrere Sitzungen gehabt. Da aber über deren Ergebniß nichts verlautete, so entsandten die Vertreter der Kleinstaaten den Grafen Keller zum zweiten Male an den Fürsten Metternich, um eine Mittheilung über die Verhandlungen zu erbitten. Metternich erklärte auch diesmal, es sei zu irgendwelcher Besorgniß kein Anlaß. „Oesterreich habe ein Votum zu Protokoll gegeben, wodurch die Gleichheit der Rechte für alle deutschen Fürsten vom ersten bis zum letzten verlangt und als Grundsatz angenommen werden müßte; dieser Abstimmung wären auch Preußen und Hannover beigetreten. Betreffs der Kaiserwürde lasse sich über die Frage der Annahme nicht eher etwas entscheiden, als bis über die Art und Bedingung bestimmte Vorschläge gemacht seien." Metternich äußerte schließlich den Wunsch, die deutschen Fürsten möchten weitere Schritte unterlassen und ruhig die Mittheilung über die Arbeiten des Ausschusses erwarten.

Diese Mittheilung erfolgte denn auch nach einigen Tagen durch Bekanntgabe von zwölf Artikeln, welche Oesterreich und Preußen verabredet und dem Ausschuß zur Berathung vorgelegt hatten. Die Artikel waren nichts Anderes als der ursprünglich von Preußen gemachte und etwas modificirte Vorschlag. Die Executive sollte in den Händen eines Directoriums aus fünf Kreisobersten liegen, in welchem Oesterreich und Preußen je zwei, Bayern, Hannover und Württemberg je eine Stimme hatten. „Es ist gewiß weder ein Recht noch ein sonst zureichender Grund vorhanden," — bemerkte Plessen bei Uebersendung

dieses Actenstücks, — „warum die fünf Mächtigeren, und zwar in dieser Macht noch so sehr verschiedenen deutschen Staaten, u einer wahren Oberherrschaft über ihre bisherigen Mitstände sich erheben, und Deutschland dadurch gleichsam in so viele Abtheilungen getheilet werden soll. Unverkennbar bleibt es trotz der versteckten Einkleidung, daß dadurch ein neues Subjectionsverhältniß der übrigen Fürsten gegen ihren Kreisobersten, und somit eine Art von Mediatisirung hervorgehen würde." Plessen meinte, einer solchen Fünfherrschaft müsse man von vornherein entschiedenen Widerstand entgegensetzen. Herzog Friedrich Franz theilte diese Ansicht und instruierte seinen Gesandten in solchem Sinne. Einer dahingehenden Demarche glaubten sich zunächst die Mindermächtigen durch den Widerstand überhoben, den der österreichisch-preußische Vorschlag im Ausschuß selbst und zwar namentlich von Seiten Bayerns fand. Als aber am 11. November Rußland an den deutschen Ausschuß eine Note richtete (wie Plessen annahm, infolge einer Anregung von Preußen), und in derselben seine völlige Billigung der zwölf Artikel, nöthigenfalls auch seine Intervention und Unterstützung in Aussicht stellte, besorgte man im kleinstaatlichen Lager, daß der Ausschuß wieder an Halt gewinnen und einer Pression von außen nachgeben möchte. „Unter diesen Umständen," — schrieb Plessen, — „hat es den meisten deutschen Gesandten der rechte Zeitpunkt geschienen, einen öffentlichen, gemeinsamen Schritt zu thun und sich über die Behauptung ihres Rechtes, bei der Constituirung der neuen deutschen Verfassung zugezogen zu werden, bestimmt zu erklären, dadurch aber theils allen Folgen zu begegnen, die aus der bisherigen, einseitigen Verhandlung des Ausschusses abgeleitet werden möchten, theils auch die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen". Die vereinigten Gesandten, — nur Baden schloß sich aus, — unterzeichneten am 16. November eine Note, in welcher die deutschen Fürsten ihr Recht betonten, bei der Constituirung des Bundes mitzuwirken, zugleich aber auch die Punkte bezeichneten, in welchen sie zu Gunsten der Nationaleinheit Opfer zu bringen bereit wären. Den Schluß bildete der allgemeine Wunsch der Erhaltung der Kaiserwürde. Die Note wurde nur an Preußen und Oesterreich übergeben, da der deutsche Ausschuß als solcher den Fürsten weder officiell bekannt gemacht noch von ihnen anerkannt war. Die nächste Wirkung der Note war, daß die Verhandlungen des Ausschusses völlig ins Stocken geriethen. Vom 16. November bis 20. December hielt er keine Sitzungen ab. Da neue Gegenvorschläge nicht auftauchten, so drohte der Bundesangelegenheit eine verhängnißvolle Verschleppung. Es mochten dabei auch die Schwierigkeiten mitwirken, welche sich der Regelung der polnischen und sächsischen Frage entgegenstellten und die in jenen Tagen einen geradezu bedrohlichen Charakter annahmen.

In der Darstellung dieser Vorgänge zeigen die Plessen'schen Berichte den doppelten Vorzug einer scharfen Beobachtung und kühlen Objectivität. Er nahm darin weder für Oesterreich noch für Preußen Partei. Mochte er auch vielleicht mit Metternich in vertrauterem Verkehr stehen als mit den preußischen Bevollmächtigten und von den Regensburger Tagen her eine gewisse pietätvolle Verehrung für das österreichische Kaiserhaus empfinden, so verbanden

ihn doch wiederum mit Preußen die Gemeinsamkeit der erlittenen Schicksalsschläge und der Befreiungskämpfe, die wirthschaftliche und politische Interessengemeinschaft und zahlreiche persönliche Beziehungen zum Berliner Hof und der dortigen Gesellschaft. Ueber die kritische Phase des Congresses im December 1814 ist schon Manches bekannt. Immerhin entnehmen wir den vorliegenden Acten noch einige Details, welche die Geschichte jener Tage theils bestätigen, theils ergänzen.

Was den Conflict veranlaßte, war einerseits die unglückselige Verquickung der sächsischen, also einer internen deutschen Angelegenheit mit der Frage, was aus Polen werden solle; andererseits eine höchst auffallende Schwenkung in der österreichischen und englischen Politik. Daß der König von Sachsen für seine Theilnahme am Kriege gegen die Alliirten zu bestrafen sei, stand allgemein fest. Als Form dieser Bestrafung war seine Thronentsetzung und die Einverleibung seines gesammten Gebiets in Preußen schon bei den Pariser Verhandlungen ins Auge gefaßt. Eine Meinungsverschiedenheit bestand nur insofern, als Preußen der von Rußland geforderten Abtretung Polens zustimmte, während die Cabinette von Wien und St. James einer solchen Vergrößerung des Zarenreiches entgegen waren. Als der Congreß zusammentrat, glaubte man diese Divergenz noch durch andere Tauschpläne ausgleichen zu können. Wenigstens war Preußen nach der Sprache seiner Verbündeten durchaus berechtigt, auf die Einverleibung Sachsens bestimmt zu rechnen. In einer Note vom 11. October hatte Lord Castlereagh dem Fürsten Hardenberg unumwunden erklärt, seine Regierung habe kein principielles Bedenken gegen die Besitznahme des sächsischen Landesgebiets und werde dieselbe unterstützen, wenn Preußen seinerseits die Abtretung Polens an Rußland bekämpfe. Auch Metternich sprach sich in vertraulichen Unterredungen mit Hardenberg im gleichen Sinne aus. Gestützt auf diese Zusicherungen rieth der Staatskanzler dem König, Sachsen zu besetzen, und am 18. October erfolgte der Einmarsch der preußischen Truppen. Diese Nachricht, die am 21. in Wien eintraf, erregte dort Erstaunen und selbst Bestürzung. In der That griff diese militärische Occupation der Entscheidung vor. Nun begann Metternich ein Doppelspiel, welches bald zu einer ernstlichen Gefährdung des Friedens führen sollte. Während er in einer vertraulichen Note an Hardenberg vom 22. October — also nachdem die Besetzung Sachsens ihm bekannt sein mußte — sein bereits mündlich geäußertes Einverständniß mit den preußischen Wünschen wiederholte, erklärte er gleichzeitig den anderen Diplomaten, welche ihn über die Intentionen des Wiener Hofes befragten: es handle sich bei der Besetzung nur um ein Provisorium. Oesterreich werde in eine völlige Incorporirung Sachsens niemals willigen. Talleyrand trat noch viel entschiedener auf; er sagte Jedem, der es hören wollte, daß Frankreich, wenn es auch Sachsens wegen keinen Krieg anfangen könnte, zu dessen Vernichtung doch niemals seine Zustimmung geben werde. Er nahm sich sogar heraus, den Großmächten zwei Noten zu übergeben, welche nachstehende Anträge enthielten:

1. daß das Königreich Sachsen restituirt werde,

2. daß alle Fürsten des Rheinbunds in ihre vorigen Rechte eingesetzt würden — qu'ils soient ni supprimés ni comprimés,

3. daß der gesammte vormalige Rheinbund ein Corps ausmache, welches durch einen Vertreter gleichfalls den Versammlungen über die allgemeine Friedensgrundlage beiwohne.

Die Minister der vier alliirten Mächte verlangten von Talleyrand die Zurücknahme dieser Noten. Dieser weigerte sich aber, es zu thun. Es kam zu der merkwürdigen Unterredung mit dem Kaiser Alexander, die er in seinen Memoiren schildert. Sie muß in den diplomatischen Kreisen damals viel besprochen worden sein, denn auch Plessen nimmt in seinen Berichten darauf Bezug.

In der ersten Hälfte des November verschärfte sich die Spannung zu einer Krisis.

„Es kommt Alles darauf an," schrieb Plessen am 14. November, „ob es gelingen wird, noch ein Auskunftsmittel zu finden. Dabei wird auch die Alternative entscheidend sein, ob man den Krieg jetzt gleich oder in ein paar Jahren, bei einem nächsten Vorkommniß, zu führen für rathsamer hält. Der Fürst Metternich hat wegen der lebhaften Auseinandersetzungen, die er selbst mit dem russischen Kaiser hatte, die Einberufung eines Staatsraths verlangt. In demselben ist sein Verfahren völlig gebilligt worden. Als der Kaiser überdies bestimmte, daß auch der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg und der Minister Graf Stadion ihm noch besonders ihre Meinung deshalb abgeben sollten, vereinigten sich auch deren Ansichten dahin, daß sie nach Pflicht und Ueberzeugung nicht rathen könnten, die Wiederherstellung des Königreichs Polen in der von Rußland beabsichtigten Weise zuzugeben, da hierdurch das Interesse Oesterreichs durchaus gefährdet werde. Dadurch findet sich der Fürst Metternich in seinen Verhandlungen gedeckt. Indessen schmeichelt sich, wie es scheint, das österreichische Ministerium wohl noch mit der Hoffnung, irgend einen gütlichen Ausweg zu finden; oder es will nur die nöthige Zeit gewinnen, um die Verbindungen mit Frankreich und England noch näher und fester anzuknüpfen . . . Das hiesige Publicum ist zwar von der eigentlichen Lage der Sachen nicht unterrichtet, durch die verschiedenartigen Gerüchte aber, welche sich darüber verbreiten, täglich alarmirt; vorgestern war eine allgemeine Bewegung, und Jedermann sprach von Krieg. Das Militär äußert sich ziemlich laut, als wenn es den Krieg mit Rußland wünscht. Man sagt, daß Oesterreich an 500 000 Mann stellen könne. So viel ist gewiß, daß es in diesem Augenblick wohl an 200 000 Mann auf der linken Donauseite stehen hat. Frankreich hat wiederholt im Falle eines solchen Krieges seine Hülfstruppen, wenigstens von 150 000 Mann, angeboten, mit der Aeußerung, daß, um zu zeigen, wie es weiter keine Nebenabsichten damit verbinde, es diese Truppenzahl nach Verlangen in zwei oder drei Corps stellen und dieselben auch von deutschen Generälen commandiren lassen würde."

Dies hatte der Duc Dalberg in einer vertraulichen Unterredung mit Herrn von Plessen ausdrücklich versichert und dabei hinzugefügt, er begreife nicht, wie Preußen es in seiner jetzigen Lage wirklich auf einen Krieg ankommen lassen könne, in welchem es doch höchstens eine Position hinter der Elbe zu behaupten vermöge. Er hatte dabei die Erwartung ausgesprochen, daß sämmtliche deutsche Fürsten gemeinschaftliche Sache gegen Preußen machen würden, zumal Frankreichs Hülfe ganz uneigennützig sei, und man sich in Paris die Basis des letzten Friedensschlusses auch ferner gefallen lassen werde: Aeußerungen, welche Plessen ein ironisches Lächeln entlockten.

Die Lage war übrigens wirklich bedrohlich, ein Scheitern des Congresses und der Wiederausbruch eines Krieges zwischen den Verbündeten selbst keineswegs unmöglich. In jenen Tagen schrieb Stägemann, der preußische Staatsmann, Patriot und Dichter, die Verse:

„Es will sich uns ein neuer Sturm bereiten.
Es will der Zwist der Könige nicht enden.
Mit Palmenzweigen nicht, mit Fackelbränden
Sehn wir die Friedensboten zornig schreiten."

Das Sonett war gegen Gentz gerichtet, dessen Widerstand gegen die Forderungen Preußens, seines einstigen Vaterlandes, Stägemann mit zorniger Erbitterung erfüllte.

Im preußischen Cabinet hatten übrigens die Ansichten betreffs der Organisirung von Sachsen mehrfach geschwankt. Hardenberg wollte sich mit einem Theil begnügen, wenn dafür ein entsprechendes Gebiet von Polen noch zu Preußen käme. Humboldt verlangte ganz Sachsen; andere preußische Staatsdiener wiederum schlugen vor, den König von Sachsen durch das Herzogthum Berg nebst den an der Grenze von Holland gelegenen überrheinischen Landen zu entschädigen, ein Project, welches Preußen von der Grenznachbarschaft mit Frankreich befreit hätte. Hiergegen aber war England, weil das von ihm in Schutz genommene, neue holländische Königreich in einem Conflict mit Frankreich an dem König von Sachsen als Nachbarn nicht die gleiche, kräftige Unterstützung wie an Preußen finden würde.

Mit Recht bemerkte Plessen hierzu, daß jede Art von Entschädigung einer rechtlichen Grundlage ermangele; denn damit erkenne man implicite das Recht des Königs von Sachsen auf seine alten Staaten an, und es sei dann kein hinlänglicher Grund vorhanden, ihm dieselben zu nehmen. Rußland war in jeder Weise bemüht, Preußen den gesammten Besitz Sachsens zu verschaffen. Kaiser Alexander berief sich Talleyrand gegenüber auf sein gegebenes Wort, das ihm höher stehe als alles Andere. Es kam zwischen ihnen wieder zu einer erregten Scene, die damit schloß, daß der Zar drohte, den König von Sachsen, wenn er nicht freiwillig abdanke, nach Rußland bringen zu lassen, wo er sterben könne wie Stanislaus Poniatowsky. Aber mit heftigen Wechselreden kam man nicht weiter. Der lebensfrohen Natur Alexander's wurde die Spannung unbequem, und er äußerte zu seiner Umgebung mehrmals: „Wenn ich nur nicht mein Wort an Preußen gegeben hätte!" Um seine Nachgiebigkeit zu zeigen, bot er Thorn und Krakau an mit der Bedingung, daß sie freie, neutrale Städte sein sollten. Auch den Netze-District stellte er später zur Verfügung.

Lord Castlereagh trat jetzt immer entschiedener auf die Seite Oesterreichs und Frankreichs, die in der Erhaltung des größten Theils von Sachsen völlig einig waren, und gerieth dadurch mit den preußischen Bevollmächtigten wiederholt in Conflict. Der britische Staatssecretär bemäntelte diese auffallende Schwenkung mit der ihm eigenen Unbeholfenheit. Es wurde nicht klar, ob er neue Instructionen vom Prinzregenten erhalten hatte oder lediglich dem Einfluß Talleyrand's nachgab. Während er noch in seiner Note vom 11. October erklärt hatte, daß er weder moralische noch politische Bedenken gegen die Einverleibung Sachsens hege, einen solchen Akt vielmehr für nützlich halte, um zur Einschüchterung der anderen Schuldigen ein Exempel zu statuiren, sprach er sich jetzt in einem neuen Schreiben für die Erhaltung der „respectablen Familie des Königs von Sachsen aus, für welche doch Etwas geschehen müsse, so daß wenigstens ein Mitglied derselben bei der Regierung erhalten würde."

So standen denn zwei Gruppen sich feindlich gegenüber. Von den deutschen Mittelstaaten hielten Bayern und Hannover zu der Majorität der Großmächte, während Württemberg mehr auf der Seite der preußisch-russischen Gruppe stand, da der Kronprinz von Württemberg in der Hoffnung auf eine Vermählung mit der Großfürstin Katharina eine Annäherung an jene Höfe suchte.

Bei diesen sich kreuzenden Vorschlägen und Gegenvorschlägen verwirrten sich die Dinge immer mehr. Erst mit der österreichischen Note vom 10. December gewann die Lage an Klarheit, zugleich aber auch an Gefahr. Metternich erklärte darin, für Oesterreich und zugleich mit für Bayern, daß man auf keinen Fall die Einverleibung Sachsens in Preußen zugestehen könne und werde und höchstens in eine Abrundung an den Grenzen willigen würde (Nieder-Lausitz und das Gebiet zwischen Jüterbock und Wittenberg). Der Eindruck dieser Note war begreiflicherweise ein sehr ungünstiger. Die preußischen Staatsmänner beschwerten sich und mit Recht, daß Oesterreich, nachdem es in seinem vertraulichen Schreiben vom 22. October seine Zustimmung zur Einverleibung Sachsens habe erhoffen lassen, dann eine bestimmte Antwort immer verschoben habe, nun, wo Preußen durch seine Occupation compromittirt sei, mit kategorischem Widerspruch hervortrete. Allerdings stand diese Note im diametralen Gegensatz zu dem Schreiben Metternich's. Oesterreich erwiderte indessen auf die preußischen Vorwürfe, daß es füglich nicht in beiden Fragen nachgeben könne. Nachdem es in die Einverleibung Polens habe willigen müssen, da Preußen seinen Widerstand in dieser Frage nicht unterstützt habe, sei es in die Nothwendigkeit versetzt, die Erhaltung Sachsens zu fordern, um wenigstens nicht von beiden Seiten seine Grenzen in Gefahr zu bringen. Die officielle Antwort Hardenberg's vom 16. December brachte neben dem Ausdruck schmerzlichen Befremdens den Vorschlag, den König von Sachsen auf dem linken Rheinufer zu entschädigen. Dieser Gedanke konnte nur der Verlegenheit des Augenblicks entsprungen sein. Alle Theile waren natürlich dagegen, den entthronten Fürsten in die unmittelbare Nachbarschaft Frankreichs zu versetzen. Ueber die nun folgende kriegsschwangere Phase entnehmen wir den Plessen'schen Berichten die nachstehenden Stellen:

„19. December. — Mehrere Conferenzen in der letzten Zeit haben weder die Sache weiter gebracht noch die unterhandelnden Theile etwas genähert. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg sprach gestern Abend noch so, daß, wenn man gegen Preußen in der Forderung beharren würde, man es zwinge, es eher auf einen Krieg ankommen zu lassen. Auch der Minister von Humboldt hat vor Kurzem sich vertraulich fast ebenso geäußert, und daß Preußen, nachdem es in dem Glauben und der guten Meinung von Deutschland schon viel verloren, nicht noch seine Acquisitionen aufgeben und seine Ehre bloßstellen könne, sondern es dann eher darauf ankommen lassen müsse, sich eine Meinung wieder zu erfechten. Auf der anderen Seite ist es aber auch wahrscheinlich, daß Oesterreich an seinen jetzigen Verbindungen festhalten und nur vielleicht bei der Grenze gegen Sachsen noch in Etwas nachgeben wird. Der österreichische Kaiser selbst scheint zur Erhaltung Sachsens entschlossen, und wie Leute, die sich ihm nähern, bemerkt haben wollen, fühlt er sich durch Preußens schroffes Auftreten gekränkt. Nicht der Fürst Metternich allein, welcher sich jetzt völlig entschieden äußert, sondern auch der Minister Graf Stadion und der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg sind dabei zu Rathe gezogen und hatten noch gestern Abend eine Conferenz miteinander; Alle sollen dahin stimmen, vielmehr einen Krieg jetzt gleich zu führen, als weiter wegen Sachsen nachzugeben. Eine Empfindlichkeit mit Rußland war auch letzthin noch daraus

entstanden, daß der Fürst Hardenberg das Metternich'sche confidentielle Schreiben vom 22. October wirklich dem russischen Kaiser mitgetheilt hatte. Wie der Fürst Metternich dies erfuhr, und der russische Kaiser sich sehr unzufrieden mit ihm bezeigte, indem er es wäre, der das freundschaftliche Verhältniß stören wollte, so trug Ersterer darauf an, die Russen möchten sich die ganze Correspondenz von den Preußen vorlegen lassen, und als dieses doch nicht vollständig geschehen sein soll, so daß der Fürst Metternich meinte, daß ein anfängliches Schreiben des Fürsten Hardenberg vom 9. October, welches zu der Antwort vom 22. die eigentliche Veranlassung gegeben hätte, nicht mitgetheilt wäre, so hat er selbst die Russen davon in Kenntniß gesetzt, welches Alles dann die verschiedenen Animositäten nur noch vermehrt ... Es war selbst einen Augenblick im Wert, den Fürsten Metternich von seinem Posten zu entfernen, und dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg seine Stelle, unter ihm aber die Direction der Geschäfte dem Baron Wessenberg zu geben. Doch steht der Fürst Metternich jetzt wieder im völligen Credit. Einen bedeutenden Einfluß scheint seit Kurzem auch der Erzherzog Palatin zu gewinnen, da derselbe vom russischen Kaiser besonders geschätzt wird und sich bemüht, zwischen beiden Kaisern hier das gute Verständniß zu erhalten. Der russische hatte dem österreichischen auch den Vorschlag gemacht, sie beide wollten mit dem König von Preußen allein zusammentreten, um die bisherigen Differenzen freundschaftlich abzumachen ... Der Kaiser von Oesterreich hat jedoch gemeint, sich auf diese Verhandlungsart nicht einlassen zu können, sondern daß es besser wäre, ihren Ministern diejenigen Geschäfte zu überlassen, zu deren Führung sie einmal bestellt wären.

26. December. — Es ist nun seit zwei Tagen ein anderer Weg zur Ausgleichung versucht, nämlich eine Commission von den vier Mächten Oesterreich, England, Preußen und Frankreich bestellt, welche die gesammten disponiblen Länder, die noch zur Entschädigung dienen können, taxiren soll nach den statistischen Angaben ihrer Bevölkerung und ihres Umfanges nach Quadratmeilen. Hierdurch wird nicht nur die Entschädigung oder sogenannte Reconstruction Preußens befördert, ohne daß man deshalb bei dem bisherigen Anstandspunkt, der Incorporirung von Sachsen, sich allein aufzuhalten braucht, sondern es werden durch diese allgemeine Behandlungsart auch die übrigen Territorialeintheilungen schon vorbereitet und mit zugeschnitten. Von der einen Seite wäre dieses Verfahren also wohl nützlich und zweckmäßig, wenn es gleich andererseits sehr viel Widriges hat, ganze Länder und Völker, nach bestimmter Seelenzahl, willkürlich hingegeben und vertheilt zu sehen. Die Abgeordneten der vier Mächte zu diesem Zweck sind die zweiten Bevollmächtigten: von Oesterreich Baron Wessenberg, von Preußen Minister Humboldt und Staatsrath Jordan, von England Lord Clancarty und Graf Münster, von Frankreich der Duc Dalberg, welcher auch Rußland vertritt.

28. December. — Der Kaiser von Rußland soll, wie mir von guter Hand gesagt ist, sich geneigt erklärt haben, dem Könige von Sachsen Dresden mit einem gewissen Gebiete zu lassen, wobei die näher zu bestimmende Größe nach der Anzahl der Einwohner noch offen gelassen war. Wenn Oesterreich und Preußen hierauf eingehen wollten, so würde durch eine Theilung von Sachsen die Sache ausgeglichen werden ... Das preußische Ministerium selbst ist in sich darüber in zweierlei verschiedene Ansichten getheilt; der Staatskanzler sucht den Krieg möglichst zu vermeiden und soll in dieser Hinsicht auch eher geneigt sein, so viel nur mit der preußischen Ehre vereinbar, von Sachsen Etwas nachzulassen, während eine andere Partei, worunter sich auch der Minister von Humboldt befindet, fester auf ganz Sachsen zu bestehen und dieserhalb es auf einen Krieg ankommen lassen zu wollen scheint. Zu letzterem werden noch immer allerlei Vorbereitungen und Demonstrationen gemacht. Der Großfürst Constantin hat eine förmliche Proclamation an die Polen erlassen, sich zum Kriege bereit zu halten; die Preußen haben schon längs der böhmischen Grenze Vedetten ausgestellt; diesseits fährt man fort, Magazine anzulegen und die Festungen in Stand zu setzen. Im hiesigen Publicum hat es auch viel Aufsehen erregt, daß der russische Kaiser dem Fürsten Metternich gleichsam öffentlich seine Unzufriedenheit dadurch bezeigte, daß auf einem Ball, welchen der Fürst ehegestern den Souveräns gab, weder er noch die beiden Großfürstinnen oder irgend Jemand von ihrem Gefolge erschien. — Ohnerachtet aller solcher Demonstrationen aber glauben die meisten gut unterrichteten Personen doch nicht an den Ausbruch von wirklichen Feindseligkeiten ..."

Mit dem Eintritt des neuen Jahres schien eine friedlichere Strömung Platz zu greifen. Plessen berichtete am 2. Januar, daß die vier Coalitionsmächte wieder zu officiellen Conferenzen zusammengetreten seien, drückte aber sein Befremden aus, daß man auf Antrag Metternich's auch den Fürsten Talleyrand dazu eingeladen habe. Dieser sei doch der allerentschiedenste Gegner der Incorporirung Sachsens und habe dies noch kürzlich in einem Schreiben an Metternich vom 19. December eingehend begründet. Dieses Schreiben sei eine mit vieler Beredtsamkeit ausgeführte Deduction, daß man in den völkerrechtlichen Verhältnissen auch wieder zu wahren und festen Grundsätzen zurückkehren müsse, und daß durch die Abtretung Sachsens an Preußen sowohl die Grundlagen des Rechts als des politischen Gleichgewichts erschüttert würden. Sachlich könne man allerdings dagegen nichts einwenden, indessen widerspreche doch die Zulassung des Franzosen den bisherigen Abmachungen. Talleyrand hatte in der That den Mund sehr voll genommen, und die tönenden Phrasen von den geheiligten Principien der Ehre, des Rechts und der Legitimität nahmen einen breiten Raum in dem Schriftstück ein, welches übrigens im glänzendsten Stile verfaßt war. Als Kaiser Franz es dem Zaren zu lesen gab, meinte dieser, man müsse zugeben, daß Frankreich die einzige Macht auf dem Congreß sei, die sich niemals widersprochen, und die ihn niemals hinters Licht geführt habe. An Inconsequenzen hatte es in dem Vorgehen der anderen Mächte freilich nicht gefehlt. Metternich, der noch kürzlich die Integrität der sächsischen Lande als ein Axiom proclamirt, sich dabei auf Stimmen aus Sachsen berufen hatte, schlug nun selbst die Abtrennung eines Theils vor, und sogar Talleyrand, der Mann der Grundsätze, schrieb seinem Herrn, wenn der sächsische Besitz um ein Fünftel geschmälert und dadurch ein Ausgleich erzielt werde, so könne man wohl darauf eingehen. Ludwig XVIII. erwiderte, das sei auch seine Ansicht, und auf dieser Basis kam denn zwischen Oesterreich, England und Frankreich eine so intime Annäherung zu Stande, daß Talleyrand dem Lord Castlereagh den Vorschlag machen konnte, zur Bekräftigung des Einverständnisses eine „kleine Separatconvention" abzuschließen. Der Lord stutzte Anfangs und meinte, ein solcher Vertrag setze doch einen Krieg voraus, und den wolle man ja gerade vermeiden. Doch wurde er, dank dem Zureden Metternich's, mit dem Gedanken bald so vertraut, außerdem durch eine etwas scharfe russische Note so verstimmt, daß die „kleine Separatconvention" bereits am 3. Januar, und zwar in der Form einer regelrechten Defensivallianz vollzogen wurde. Es waren darin nicht nur die militärischen Streitkräfte genau bezeichnet, die jeder Theil zu stellen hatte, sondern es war auch darauf Bedacht genommen, Holland, Bayern, Hannover und womöglich noch andere Mittelstaaten in das Bündniß aufzunehmen. Ungeachtet des defensiven Charakters der Abmachung lag es doch auf der Hand, daß dieselbe ebensowohl einem Angriff zur Grundlage dienen konnte, wenn es darauf ankam, Preußen aus dem occupirten sächsischen Gebiet zu vertreiben.

Obwohl die Sache streng geheim gehalten war und den nächst betheiligten Mächten Rußland und Preußen erst sehr viel später bekannt wurde, müssen doch Gerüchte, die darauf deuteten, in Umlauf gekommen sein; denn Plessen

berichtete schon am 18. Januar, er habe von einer geheimen Allianz der drei betreffenden Mächte gehört und halte dieselbe für wahrscheinlich, obschon man es in der preußischen Staatskanzlei bestreite.

Die Verlegenheiten der letzteren nahmen in dem Maße zu, als die Einhelligkeit der Gegner sich schärfer accentuirte und die Unterstützung des Zaren, der durch die Regelung der polnischen Frage befriedigt war, lauer wurde. Kaiser Alexander war durch seinen vertrauten Günstling, den Fürsten Adam Czartorysky, mit Talleyrand in engeren Verkehr getreten, zeichnete ihn öffentlich aus, ging auf den Soiréen mit ihm Arm in Arm durch die Säle und erklärte, daß er persönlich nichts gegen seine Betheiligung an der Conferenz habe. Auch Preußen mußte, da die sächsische Angelegenheit nicht vom Fleck rückte, in diesem Punkt nachgeben. Am 12. Januar trat Talleyrand in die Conferenz ein, und der Rath der fünf Großmächte bildete nun den eigentlichen Congreß. Die Verhandlungen kamen in ein schnelleres Tempo, zumal Hardenberg sich schon Tags darauf dahin erklärte, daß Preußen eventuell geneigt sei, etwa 840 000 Einwohner unter der Herrschaft des Königs Friedrich August zu belassen. Damit war der Boden für eine allgemeine Verständigung gewonnen, und es begann nun der unerquickliche Streit um die einzelnen Stücke des Landes. Hand in Hand damit ging das Feilschen um die zahlreichen andern Gebietsaustauschungen. Das dabei beobachtete Verfahren erregte den Mißmuth Plessen's. „Es sind das schlimme Maßregeln," schrieb er dem Herzog am 6. Februar, „denn so lange es den Landesherren beliebig zustehen kann, ihre angestammten Lande um- und auszutauschen, kann kein festes Princip des Rechts dabei obwalten, sondern nur eine Convenienz eintreten, die nach verschiedenen Ansichten berechnet, und ebensowohl durch Zwang als durch Vortheile herbeigeführt werden kann." Auch die Theilung Sachsens widerstrebte ihm höchlich, doch meinte er, müsse man zugeben, daß, wie die Dinge einmal lägen, ein anderer Ausweg ohne kriegerische Lösung nicht zu finden sei. Bezüglich der preußischen Erwerbungen hatte Preußen ein Tableau ausgearbeitet. Oesterreich antwortete mit einem Contre-Tableau. Man einigte sich schließlich dahin, daß Sachsen circa 900 000 Seelen abtreten und etwas mehr als eine Million behalten solle. Am 6. Februar wurden die Grenzen der sächsischen Abtretung durch Lord Castlereagh und Fürst Hardenberg im Beisein des Königs von Preußen verabredet. Der Engländer bestand darauf, daß Leipzig bei Sachsen verbleibe. Talleyrand hatte ihn erst neuerdings darauf aufmerksam gemacht, daß dies für die britischen Handelsinteressen wichtig sei, und König Friedrich Wilhelm verzichtete endlich auf Leipzig, nachdem der Zar als Ersatz dafür das Gebiet von Thorn angeboten hatte. Am 12. Februar ging ein Cabinetscourier an den König von Sachsen ab mit einem Schreiben, welches den Theilungsentwurf zur Prüfung und Bestätigung vorlegte. In Wien war man nicht ganz sicher, daß der König bedingungslos zustimmen werde. Man schlug ihm vor, sich nach Brünn, Znaym oder Preßburg zu begeben, um unbeeinflußt und in persönlicher Freiheit seine Entschließungen treffen zu können. Er wählte den letzteren Ort.

Nachdem die Verständigung der Congreßmächte über Sachsen erzielt und damit die Kriegsgefahr beseitigt war, gingen auch die andern Fragen einer

raſcheren Erledigung entgegen. Die polniſche überließ man einer Verſtändigung der drei Theilungsmächte. Talleyrand hielt ſich zurück, und Caſtlereagh glaubte für die Whigs genug gethan zu haben, wenn er in einer phraſenhaften Note das Verlangen ſtellte, daß die Theilungsmächte, da die Wiederherſtellung eines unabhängigen Königreichs leider nicht möglich ſei, ſich nunmehr verpflichteten, die Polen wenigſtens als Polen zu behandeln. Die drei Cabinette antworteten mit höflichen, aber inhaltsloſen Redewendungen. Caſtlereagh, den die Parlamentsverhandlungen nach London riefen, verließ nun den Congreß, und der Herzog von Wellington, bisher Botſchafter in Paris, trat als Bevollmächtigter an ſeine Stelle. Gegen Mitte Februar waren auch die preußiſchen Erwerbungen am linken Rheinufer, die Fragen über Heſſen, Mainz und ſomit diejenigen Gebietsverhandlungen erledigt, welche die Großmächte bisher vorzugsweiſe beſchäftigt hatten.

Auf das geſellſchaftliche Treiben war die diplomatiſche Spannung ohne Einfluß geblieben. Der Carneval hatte begonnen. Pleſſen meinte aber, es ſei in der Jagd nach Vergnügungen keine ſonderliche Steigerung zu bemerken, da ſich die Congreßwelt bereits ſeit dem October im Faſchingstreiben befinde. Die zerſtreuende Einwirkung dieſer endloſen Kette von Luſtbarkeiten auf die Verhandlungen war ihm äußerſt peinlich.

„Die Natur der Geſchäfte und ihr ſchleppender Gang, nicht minder die Trennung von Dir“ — ſo ſchrieb er am 15. Februar an ſeine Frau — „ſetzen mich in Verſtimmung und Bekümmerniß, ſo daß ich ſelbſt nicht recht aufgelegt bin, das Gute und Angenehme, was mir der hieſige Aufenthalt doch immerhin darbietet, zu benutzen oder in mich aufzunehmen. Ich ſuche mich freilich zuſammenzunehmen, und Du weißt wohl, daß es dann auch ſchon geht. Allein der eigentlich empfängliche Sinn zum Genießen iſt nicht da. Ich ziehe indeſſen das Intereſſanteſte in den Kreis der Beobachtung, beſuche täglich einige Geſellſchaften und halte mich au courant — von den deutſchen Geſandten gewiß am meiſten. Auch kann ich mit meinen Verbindungen und der vortheilhaften Meinung, die ich mir gewonnen, wohl zufrieden ſein; aber wie geſagt, das ganze Weſen und Treiben hier gefällt mir nicht. Es iſt nach meinem Sinn nicht recht, und darum möchte ich auch nur, es wäre vorüber, ſo gut oder ſchlecht es ſich mit ſolchen Elementen nun einmal machen läßt.“

Wenn Pleſſen nicht zu Tiſch eingeladen war, ſo pflegte er in dem Gaſthof zur „Kaiſerin von Oeſterreich“ am Graben zu ſpeiſen, wo ſich tagtäglich eine große Herrengeſellſchaft einfand. Es war das eine Art Club und zugleich ein Markt für Neuigkeiten. Hier traf man auch intereſſante Perſönlichkeiten, wie den jungen, phantaſtiſchen Ypſilanti, den witzigen Gentz, Tettenborn, Varnhagen, den ruſſiſchen General von Witt, einen Nachkommen des 1672 vom Pöbel ermordeten holländiſchen Rathspenſionärs, der in der ruſſiſchen Armee eine ſehr raſche, etwas abenteuerliche Carriere gemacht hatte. Man ſpeiſte an kleinen Tiſchen gut und verhältnißmäßig billig. Das Couvert koſtete einſchließlich mehrerer Weinſorten 5 fl. Papier. In dieſem heitern, anregenden Kreiſe ging es weniger ſteif zu als bei den Diners der Großwürdenträger. Man erzählte ſich die Anekdoten des Tages und die neueſten Witzworte Talleyrand's, Nariſchkin's oder des Fürſten von Ligne, deren oft treffende Bemerkungen ihren Weg von hier aus durch die Wiener Salons und weiter durch die Welt machten. Nariſchkin war Oberkammerherr des Zaren und von dieſem

sehr geschätzt, aber ohne politischen Einfluß. Auch sein Bruder, der Oberstallmeister, dessen Gemahlin damals von Alexander ausgezeichnet wurde, war mit in Wien, die russische Welt überhaupt sehr zahlreich. Plessen hatte zu diesem Kreise mancherlei Beziehungen durch seine Gattin, welche als Russin von Geburt und einstige Hofdame Helene Paulowna's mit einigen der in Wien anwesenden Familien verwandt oder befreundet war. Auch die beiden Großfürstinnen hatten für Plessen besondere Aufmerksamkeiten und luden ihn häufig ein. Die übliche Stunde für die Hoftafel und die officiellen Diners war 6 Uhr. Um 1 Uhr pflegte man das Gabelfrühstück einzunehmen. Die Theatervorstellungen begannen um 7, die Abendgesellschaften meist schon um 8 Uhr. Die diplomatischen Conferenzen fanden entweder am Nachmittag zwischen 2 und 5 oder zu vorgerückten Abendstunden statt und währten dann oft bis spät in die Nacht. —

Zu den Persönlichkeiten, welche das Interesse Plessen's fesselten, hatte vor Allem auch der Feldmarschall Fürst von Ligne gehört, der nicht nur die höchsten Würden im österreichischen Staat einnahm, sondern durch die Erinnerung an sein bewegtes Leben, durch sein geistreiches Wesen und die seltsame Mischung von Frivolität und Gemüthstiefe, von Spottsucht und Leutseligkeit eine europäische Berühmtheit erlangt hatte. Man sah ihn in den ersten Monaten des Congresses trotz seiner achtzig Jahre noch auf allen Festen in ungewöhnlicher Rüstigkeit und geistiger Frische. Viele seiner Witzworte über den Congreß haben sich erhalten. Bei einer Abendgesellschaft, wo er in jugendlichem Eifer bei zehn Grad Kälte und ohne Mantel einigen schönen Damen zu ihren Wagen verhalf, zog er sich eine Erkältung zu, die nach wenigen Tagen, am 15. December, seinen Tod herbeiführte. Auch in den Stunden der Krankheit verließ ihn sein sorgloser Sinn nicht; er scherzte über seine Lage und über den Tod, dem er entgegensah. Als man ihm aber erzählte, es laufe von ihm die Bemerkung um, er habe sich zu sterben verpflichtet gefühlt, um den fürstlichen Gästen zur Abwechselung auch das Schauspiel einer pomphaften, militärischen Beisetzung zu bieten, wurde er ärgerlich und bestritt die Autorschaft auf das Entschiedenste. „Ich bin nicht Höfling genug, um in dieser Weise den Monarchen als Zeitvertreib zu dienen. Gern hätte ich mein Leben für einen Fürsten, den ich verehrte, hingegeben, — aber auf dem Schlachtfeld. Dies wäre der Tod eines Spaßmachers, eines Hofnarren, und diese Rolle habe ich nie gespielt. Mögen die Herren Festordner mein Leichenbegängniß von der Liste der Schauspiele streichen!" Der geistreiche Fürst konnte indessen nicht hindern, daß sein Tod großes Aufsehen machte, und ganz Wien zu seinem Conduct zusammenströmte. Die Beisetzung wurde mit großem Pomp vollzogen, aber aufrichtige Trauer und nicht bloß Schaulust war es, was die Menge um seinen Sarg vereinigte. Der Fürst war in den unteren Classen überaus populär gewesen und auch die Wiener Gesellschaft betrauerte den Heimgang ihres glänzendsten und genialsten Mitgliedes. Kaiser Franz folgte dem Sarge, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen sahen vom Wallgang aus den Zug an sich vorüberziehen, der sich nach dem Familienbegräbniß auf dem Kahlenberg hin bewegte.

Noch zwei andere Ereignisse ernsten Charakters unterbrachen bald darauf die Reihe der Festlichkeiten. Es waren dies der Brand des russischen Gesandtschaftspalais in der Neujahrsnacht 1814/15 und die Todtenfeier für Ludwig XVI., welche Talleyrand zur Belebung der Bourbonischen Traditionen im St. Stephansdom am 21. Januar veranstaltet hatte. Das Rasumowsky'sche Palais wurde vollständig durch das Feuer zerstört. Eine große Anzahl werthvoller Kunstwerke ging zu Grunde. Der Verlust war selbst für einen so reichen Besitzer ein bedeutender. Rasumowsky, welcher erst kürzlich den Fürstenrang erhalten hatte, war der Sohn des Marschalls Cyrill Rasumowsky, eines Bruders des bekannten Günstlings und Gemahls der Kaiserin Elisabeth. Man erzählt, daß Letzterer, als er vom Kirchensänger zu hohen Ehren gelangt war, er sich seines Bruders erinnerte und ihn aus Kleinrußland, wo er die Schafe hütete, nach Petersburg zu bringen befahl. Der Schäfer, welcher in den Sendboten nur ein Aushebungscommando vermuthete, suchte sich dem Militärdienst durch die Flucht zu entziehen. Erst nach einer mühevollen Jagd gelang es, ihn einzufangen und gefesselt in das kaiserliche Palais zu liefern, wo sich der Umschwung auch seines Schicksals rasch vollzog. Kaiserin Elisabeth verlieh ihrem Schwager die Würde eines Kosakenhetmans, welche seit Mazeppa's Verrath abgeschafft war und die nunmehr dem glücklichen Inhaber das Recht gewährte, im ganzen Bereich seines Gouvernements den Zehnten zu erheben. Diese Einnahmequelle legte den Grund zu einem geradezu fabelhaften Vermögen, welches der Marschall seinem Sohne, dem Botschafter hinterließ, und das auch nach dem Wiener Brandunglück noch ein sehr beträchtliches blieb.

Die officielle Todtenfeier für Ludwig XVI. war ein kluger Gedanke Talleyrand's. Sie lenkte nicht nur die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Familie der Bourbonen und schob deren Vertreter in den Vordergrund, sondern sie war auch eine Verherrlichung des Princips der Legitimität, für welches der französische Diplomat mit so viel Pathos eintrat, und welchem in dieser Form ihre öffentliche Anerkennung zu zollen, die versammelten Monarchen nicht wohl umhin konnten. An diesem einen Tage wenigstens war von Gebietsabtretungen, von Seelenzahl und Steuereinnahmen, von Bällen und Schmausereien nicht die Rede. Die nahe Verwandtschaft zwischen den Bourbons und den Habsburgern wurde mit der Erinnerung an jenes unglückliche Königspaar den Wienern wieder zum Bewußtsein gebracht, — daß im nahen Schönbrunn auch die Kaiserin Marie Luise und der König von Rom weilten, ließ man außer Acht. Jedenfalls konnte Talleyrand mit dem Erfolg zufrieden sein. Die Feier war großartig und erhebend; nicht nur, daß Kaiser Franz, umgeben von sämmtlichen Monarchen, ihr beiwohnte, — er ließ auch die gegen 100000 fl. betragenden Kosten auf Rechnung der Hofkasse setzen.

Der ganze Dom war innen schwarz ausgeschlagen und von zahllosen Kerzen erhellt. Ueberall waren die Bourbonischen Lilien angebracht. In der Mitte des Schiffs erhob sich ein sechzig Fuß hoher Katafalk, von allegorischen Bildsäulen umgeben. Der weite Raum der mächtigen Kirche war dicht gefüllt; die Fürsten, die Ritter vom goldenen Vließ und die Gesandten saßen im Chor, die anderen Geladenen im Mittelschiff. Der vierundachtzigjährige Erzbischof

von Wien, Graf Hohenwart, celebrirte. Der Pfarrer von St. Anna, Zaignelius, ein Franzose von Geburt, hielt eine französische Ansprache, in welcher einige Zuhörer stellenweise die salbungsvolle Diction Talleyrand's wiedererkennen wollten. Darauf sang ein Chor von 250 Stimmen, unter Leitung des Hofkapellmeisters Salvieri, ein Requiem von Neukomm, dem Schüler Haydn's. Der Eindruck dieser Feier war selbst auf die, ihrer Mehrzahl nach überaus frivole und oberflächliche Wiener Gesellschaft ein ergreifender, wenn auch keineswegs nachhaltiger; denn bereits am nächsten Tage begann wieder der alte Reigen der Feste und Lustbarkeiten. Maskenbälle, Schlittenpartieen, Theatervorstellungen, von Dilettanten ausgeführt, welche die Kaiserin von Oesterreich sehr liebte und persönlich zu arrangiren pflegte, folgten einander. Das künstlerische Arrangement der Vorstellungen und sonstigen, eine Ausstattung bedingenden Feste war fast ausschließlich zwei Pariser Künstlern übertragen, dem Maler Isabey und dem Architekten Moreau. Isabey war längst berühmt. Kaum zwanzig Jahre alt, hatte er das Porträt der schönen, unglücklichen Marie Antoinette gemalt; dann unter Napoleon, der ihn sehr protegirte, hatten alle Berühmtheiten des Kaiserreichs, alle schönen Frauen von Paris seinem Pinsel gesessen. Die Zeichnungen für das Kaiserliche Ornat und die Hoftrachten bei der Krönung waren von ihm entworfen. Kein Fest in den Tuilerien, dessen künstlerische Anordnung ihm nicht zufiel. Dasselbe wiederholte sich nun in Wien. Der Sturz Napoleons hatte ihn seiner einträglichen Stellen beraubt, auch sonst sein Vermögen vernichtet. Talleyrand war es gewesen, der ihm gerathen hatte, sich neue Reichthümer in Wien zu sammeln. Der Rath war gut. Alle Welt wollte von dem berühmten Künstler gemalt sein, und der Wiener Hof war glücklich, für seine Feste den Beistand des Mannes verwenden zu können, dessen Geschick auch auf diesem Gebiete den Glanz des Napoleonischen Thrones erhöht hatte.

Dennoch war es bei der Ausdehnung, welche die Verhandlungen des Congresses nahmen, schwer, eine gewisse Eintönigkeit in den geselligen Unterhaltungen zu vermeiden. Jede Abwechselung war erwünscht, und es fand denn auch der seltsame Vorschlag des Admirals Sir William Sidney Smith, der auf ein Herren-Picknick hinauslief, rege Zustimmung und Betheiligung. Dieser alte Seemann war ein höchst origineller Kauz; eine sehr bewegte Laufbahn lag hinter ihm. Er hatte in britischen, schwedischen, auch eine Zeit lang in türkischen Diensten gestanden, war dann wieder in der englischen Marine angestellt worden, war in französische Gefangenschaft gerathen, durch seine Freunde mittels einer gefälschten Polizei-Ordre aus dem Temple befreit, hatte 1799 St. Jean d'Acre mit seiner Fregatte entsetzt, später nach zahlreichen Seegefechten den vertriebenen Prinzregenten von Portugal und dessen Familie nach Brasilien überführt, dann den Dienst quittirt und vertrat nun am Congreß die Sache seines einstigen Herrn, des entthronten Königs Gustav IV. von Schweden. Seine Denkschriften und Demarchen in dieser Angelegenheit hatten begreiflicherweise nicht den geringsten Erfolg; ebenso wenig sein Antrag, einen Kreuzzug gegen die Barbaresken zu organisiren, um das Seeräuberwesen und den Sclavenhandel an der nordafrikanischen Küste zu unterdrücken.

Aber mit seiner Idee, die Monarchen und Großwürdenträger zu einem Diner auf gemeinschaftliche Kosten zu vereinigen — das Couvert zu einem Ducaten —, hatte er Glück, und auch der Vorschlag, bei diesem Anlaß eine Sammlung zu veranstalten, mit deren Ertrag möglichst viel Christensclaven in den Barbareskenhäfen freigekauft werden sollten, schreckte die Theilnehmer nicht ab. Die beiden Kaiser zeichneten jeder 1000 Ducaten, die Uebrigen verschiedene hohe Beträge, sodaß 150000 fl. zusammenkamen. Das Festmahl fand im Palais Augarten statt; alle Monarchen, mit Ausnahme des unpäßlichen Kaiser Franz, und die meisten Notabilitäten des Congresses, im Ganzen 150 Personen, waren erschienen, und als am Schluß der Tafel der Zahlkellner mit einem silbernen Teller die Runde machte, zogen die Fürsten vergnügt und lachend ihre Börsen. Nur der König von Bayern, der die seinige vergessen hatte, die Taschen erfolglos durchsuchte, und seinen, weit entfernt sitzenden Kammerherrn durch Zeichen vergeblich zu Hülfe rief, während der gewissenhafte Kellner schweigend und geduldig den Teller hinhielt, mußte schließlich zur Belustigung der hohen Herren vom Kaiser Alexander ausgelöst werden. An das Bankett schloß sich noch ein Ball im Nebensaal, zu welchem die Wiener gegen ein Eintrittsgeld von 10 fl. freien Zutritt hatten.

Wir nehmen nach dieser Abschweifung die Darstellung der diplomatischen Verhandlungen wieder auf. Anfangs Februar war zu Plessen's lebhafter Befriedigung auch die deutsche Bundesangelegenheit endlich wieder in Fluß gekommen. Die Bevollmächtigten der vereinigten Fürsten hatten am 3. Februar den Ministern von Oesterreich und Preußen eine Note übergeben, welche, anschließend an die vom 16. November 1814 die Heranziehung aller Regierungen zum Verfassungswerk in erneute Anregung brachte. Diesmal hatten sich auch Baden, Oldenburg und die beiden Hohenzollern, im Ganzen zweiunddreißig Staaten betheiligt. Die Demarche hatte den Erfolg, daß schon am nächsten Tage die preußischen Minister eine Note an Metternich richteten, worin sie sich bereit erklärten, den Anträgen der vereinigten Fürsten nachzugeben und von dem bisherigen Wege der ausschließenden Verhandlungen abzugehen. In einer weiteren Note vom 7. Februar folgte dann die Vorlage eines von Humboldt ausgearbeiteten, doppelten Verfassungsentwurfs, in dem die Verfassung theils mit, theils ohne Kreiseinrichtung aufgestellt war. Die Humboldt'sche Deduction bewegte sich so ziemlich auf dem Boden der früheren Vorschläge. Namentlich ward an den drei Punkten eines Bundesgerichts, einer Kriegsgewalt der Executive und an der Einführung landständischer Verfassungen in allen Bundesstaaten festgehalten. Plessen war wenig davon erbaut, meinte auch, Oesterreich werde auf diese Pläne nicht eingehen, und täuschte sich darin nicht. Metternich ließ das Humboldt'sche Project zunächst unbeantwortet, erwiderte auf die Note vom 4. nur, daß er mit der Heranziehung von Bevollmächtigten der Kleinstaaten gleichfalls einverstanden sei, und beschäftigte sich im Stillen mit der Herausgabe eines Gegenvorschlages, welcher die Parität aller Bundesglieder zum Ausdruck bringen, die Bundesgewalt dagegen weit weniger kräftig gestalten sollte, als der preußische Entwurf. In dieser Hinsicht war schon durch einen aus der Feder Wessenberg's stammenden Verfassungs-

entwurf vorgearbeitet, den Metternich bereits im December vertraulich an Preußen und Bayern mitgetheilt hatte, und der, obwohl in seinen Grundzügen ziemlich verschwommen, die Ansichten der Hofburg über das deutsche Verfassungswerk doch zum Ausdruck brachte. Zu einer officiellen Mittheilung desselben aber kam es jetzt noch nicht. Der Streit mit Bayern um das Innviertel und die Austauschungen am Mittelrhein beschäftigte die österreichischen Staatsmänner sehr, und Plessen klagte in seinen Berichten wiederholt, daß das nicht endenwollende Feilschen um Land und Leute die deutsche Angelegenheit ganz von der Tagesordnung zu verdrängen drohe. Er hatte in den letzten Tagen des Februar mehrmals Besprechungen mit Hardenberg und Humboldt, welche ihn kommen ließen, um die Stimmung im Lager der Mindermächtigen kennen zu lernen, auch wohl durch ihn im preußischen Sinne darauf einwirken zu lassen. Plessen konnte sich aber mit der Kreiseintheilung nicht befreunden. Er rieth, sich in Wien nur auf die Feststellung allgemeiner Grundsätze zu beschränken, hierbei aber die Stimmen aller Bundesstaaten zu hören und dann die Berathung der einzelnen Artikel einer nach einigen Monaten zu berufenden Bundesversammlung vorzulegen. Ihm kam es vor Allem darauf an, daß der Congreß nicht auseinandergehe, ohne den Bund constituirt zu haben. Dennoch hätte dies leicht geschehen können, wenn nicht ein ganz unerwartetes Ereigniß die Verhandlungen plötzlich in eine raschere Bewegung versetzt hätte.

Am 7. März, in der Frühe des Morgens, wurde dem Fürsten Metternich eine per Estafette angelangte Depesche des österreichischen Consuls in Genua übergeben, nach welcher der englische Commissar Campbell Genua mit einer Fregatte angelaufen und sich erkundigt hatte, ob Napoleon sich an der dortigen Küste habe blicken lassen, denn von der Insel Elba sei er verschwunden. Infolge der verneinenden Antwort war die Fregatte ungesäumt wieder in See gestochen. Der Fürst erhielt die Depesche im Bett, stand sogleich auf und fuhr zu seinem Kaiser, bei dem er gegen acht eintrat. Kaiser Franz las die Depesche und sandte Metternich sogleich zum Kaiser von Rußland und König von Preußen mit der Erklärung, daß er bereit sei, seiner Armee den sofortigen Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen. Beide Monarchen waren entschlossen, das Gleiche zu thun. Um neun Uhr war Metternich wieder in seinem Palais, wo ihn der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg schon erwartete, und während die eiligst herbeigerufenen Minister der anderen vier Großmächte sich am Ballplatz einfanden, waren die Adjutanten bereits in allen Richtungen unterwegs, um den verschiedenen im Rückmarsch befindlichen Armeen den Befehl des Haltmachens zu überbringen. Die Kunde des Geschehenen verbreitete sich rasch durch die Stadt und erregte Aufregung und Bestürzung. Bald trafen auch Couriere mit bestimmteren Nachrichten ein. Man erfuhr die Landung in Cannes, den Vormarsch auf Grenoble.

Plessen hatte noch am 7. einen kurzen Bericht durch Estafette an den Herzog geschickt. Seine nächsten Berichte betrafen fast ausschließlich die Wiedergabe der Nachrichten, welche von Paris und der Schweiz aus über den Vormarsch Napoleon's in Wien einliefen. Es mögen hier einige Auszüge daraus folgen, welche ein Bild des damaligen Nachrichtenwesens entwerfen:

13. März. — Auf dem Weg über Italien erfährt man, daß Napoleon mit seinen 1200 Mann, nämlich 700 alten Garden, 200 polnischen Lanciers und 300 angeworbenen Corsicanern am 1. dieses in der Bucht von Jouan bei der kleinen Stadt Cannes, zwischen Nizza und Frejus gelegen, gelandet und sich gleich darauf des nahe belegenen, befestigten kleinen Seehafens von Antibes hat bemächtigen wollen, allein von dem dortigen Commandanten zurückgetrieben worden ist. Man ist nun voller Erwartung, was Napoleon weiter unternehmen, wohin er sich richten, und besonders welche Verbindungen er im Innern Frankreichs haben könnte, da die Engländer von Genua gleich Schiffe abgeschickt haben, die ihm seinen Rückweg abschneiden müssen. Der Fürst von Monaco, der seine Besitzungen nahe bei Nizza hat, war von den Lanciers des Napoleon's auf der Straße angehalten, vor ihn geführt und von demselben eindringlich befragt worden: was der Congreß in Wien machte, ob er nicht schon auseinander wäre, und wie man über König Ludwig XVIII. dächte. Da die Antworten des Fürsten Monaco den Wünschen Napoleon's nicht entsprachen, so hat er ihn ziemlich unwillig entlassen; dieser schickte aber sogleich durch Couriere über Turin Berichte von dem, was er erfahren, hierher, und daß Napoleon, den er in einem Bivouak bei Cannes getroffen, ihm gesagt, er werde nach Grasse marschieren: dies wäre die Straße nach Grenoble. Meldungen, die gestern auch aus Straßburg und durch den Telegraphen schon von Paris hier eingingen, sagen, daß in beiden Städten die erste Nachricht von dieser Unternehmung Napoleon's keinen großen Eindruck gemacht und man sie mehr nur wie ein bloßes Wagestück angesehen hat.

15. März. — Neue Nachrichten über Napoleon's Bewegung sind gestern und vorgestern nicht eingegangen. Man hat aber allerlei über Unruhen in Paris verbreitet, wobei denn die hiesigen Agioteurs in Papiergeld sich auch sehr wirksam zeigen. Nun eben heute kommt ein Courier vom preußischen Gesandten in Paris hier an und bringt vom 8. dieses die guten Nachrichten: daß am 6. dieses man zu Paris zuerst die Landung Napoleon's erfahren, daß der König noch am selbigen Abend sein Ministerialconseil zusammenberufen, folgenden Tags das corps diplomatique gesehen und sehr gefaßt gewesen, daß zu Paris völlige Ruhe herrsche, und man im dortigen Publicum die Unternehmung Napoleon's nur wie ein abenteuerliches Wagestück ansehe; der Comte d'Artois, die Herzöge von Angoulême und Berry haben alle drei gleich abgehen wollen; es ist aber beschlossen, daß einer von ihnen beim Könige bleiben soll; man wird bei Lyon die Truppen versammeln und alsdann auf Napoleon losgehen.

18. März. — Es sind in den letzten Tagen sehr schlimme Nachrichten aus Frankreich eingegangen. Napoleon hatte sich auf Grenoble gewandt . . ."

Es folgt nun ein umständlicher Bericht über den bekannten Abfall der Königlichen Truppen, über Napoleon's Vormarsch bis Lyon, die Stimmung im Lande und Napoleon's Proclamation an die Armee und die Nation.

„. . . Diese Proclamationen sind aber noch nicht zu haben. Napoleon hat Allen die Amnestie angekündigt, und nur Talleyrand, Marmont, Augereau und Soult ausgenommen. — In dieser Nacht sind nun aus Paris weitere Berichte des österreichischen Gesandten General Vincent vom 11. dieses eingegangen, die noch übler lauten und zwar im Wesentlichen dahin: daß der König Paris bereits verlassen, indem er gar nicht mehr auf das Militär rechnete, und daß der Comte d'Artois im Begriff sei, von Paris wegzugehen; man wußte noch nicht, wohin sie sich zu wenden gedachten. Napoleon rückte in Eilmärschen auf Paris, und alles Militär ging zu ihm über: in mehreren Provinzen war Alles im Aufstand, so daß der letzte Courier des Generals Vincent nur versteckt und mit Mühe hat durchkommen können, und man nun so bald vielleicht nicht mehr ordentliche Nachrichten von da hierher bekommen wird.

Die Thätigkeit und die Einigkeit unter den Alliirten und besonders unter den drei Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen hat nach allen diesen Vorgängen sich nur vermehrt, und es sind bereits Verabredungen getroffen, um die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen und sogleich in Ausführung zu bringen."

Der rasche Gang der Ereignisse beschleunigte die Entschlüsse. Zunächst kam die sächsische Frage zur definitiven Erledigung. Bereits am 7. März waren Wellington, Talleyrand und Metternich als Deputirte des Congresses

nach Preßburg gereist, um dem am 4. dort eingetroffenen König von Sachsen eine Erklärung über das Theilungsproject abzufordern. Der König wich einer bestimmten Antwort aus, erklärte in einer von seinem Minister, Graf Einsiedel, übergebenen Note, daß er außer Stande sei, auf den Theilungsplan einzugehen, und beschwor in einem Privatschreiben den Kaiser Franz, sich in seinem Interesse zu verwenden. Erst als dieser erwidert hatte, was er für Sachsen habe thun können, sei geschehen, er könne nur dringend zur Annahme rathen, ging Friedrich August auf Verhandlungen über die Ausführung des Theilungsplans ein. Die Einigkeit der Mächte wurde in demonstrativer Weise durch das Manifest verkündet, welches die Aechtung Napoleon's aussprach. In einer Sitzung vom 13. März hatten die acht Signatarmächte des Pariser Friedens diese Erklärung berathen und im Namen aller europäischen Regierungen unterzeichnet. Fünf Bevollmächtigte hatten dazu die Ermächtigung ihrer Cabinette nicht abwarten können, denn die Zeit drängte, und Napoleon näherte sich Paris mit raschen Schritten. Ueber die Fassung der Declaration bestanden Meinungsverschiedenheiten. Man einigte sich schließlich zu dem Ausspruch, daß „Bonaparte als Friedensbrecher und Ruhestörer sich von den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen, des gesetzlichen Schutzes beraubt und den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben" habe. Seltsamerweise hielten die Urheber der Declaration noch eine besondere Rechtfertigung für nöthig. Herr von Gentz wurde mit der Abfassung beauftragt, und sein Elaborat erschien auch schon am 16. März im „Oesterreichischen Beobachter". Es fiel ziemlich trocken aus und blieb übrigens ebenso wie der Akt, den es vertheidigen sollte, ohne wesentlichen Einfluß auf die öffentliche Stimmung in Europa, die sich bereits überall gegen den Unruhestifter ausgesprochen hatte.

Auch in den militärischen Maßregeln ging man ziemlich rasch vor. Am 15. traten Fürst Schwarzenberg, Fürst Wolchonsky und General von dem Knesebeck zu einer Conferenz zusammen, in welcher der allgemeine Operationsplan und die Aufstellung der Armeen berathen wurde. Die russische Armee sollte in Polen zusammengezogen werden, zunächst aber zwischen Kalisch und Krakau stehen bleiben. An der französischen Grenze sollte zwischen der Schweiz und Mainz die österreichische Heeresmacht nebst 40 000 Bayern, 20 000 Württembergern, 10 000 Badnern und 8000 Hessen-Darmstädtern unter Befehl des Fürsten Schwarzenberg Stellung nehmen; nördlich davon bis Coblenz die preußische Armee mit den anderen Bundescontingenten, endlich zwischen Mons und Namur unter Wellington's Befehl die dort noch befindlichen englischen, holländischen und hannöverschen Truppen. Plessen theilte diesen Plan in seinem Bericht vom 20. mit, bemerkte aber dazu, daß er sehr geheim gehalten werde und ihm nur im strengsten Vertrauen zu lesen gegeben sei. Lord Wellington sollte sich unverzüglich nach Brüssel begeben. Am Abend des 18. berichtete Plessen:

„Es ist heute im Laufe des Tages noch ein preußischer Courier aus Paris gekommen, der dort am 12. abgegangen war. Damals hatte der König wenigstens diese Stadt noch nicht verlassen, obgleich er es Willens war, und man es erwartete, weil er sich nicht mehr auf das Militär

verlassen konnte. Es frägt sich indessen noch, in wie ferne der König nicht die Pariser Nationalgarden und ein Aufgebot der anderen wird gebrauchen können, da gewiß noch sehr viele Bürger und ganze Departements es mit den Bourbons halten. Wie stark jetzt schon die Armee Napoleon's ist, konnte man nicht wissen, man meinte wohl an 40 000 Mann; allein er kann darauf rechnen, daß alle Militärs in Frankreich für ihn sind, wo er nur hinkommt. Die ganze Division Gazan, die in Montpellier stand, ist ihm nachgegangen, um sich mit ihm zu vereinigen. Seine Getreuen Maret, Caulaincourt und Savary haben sich auch schon wieder zu ihm begeben. — Die hiesige französische Mission ist nicht nur consternirt, sondern hat gänzlich den Kopf verloren; sie geben Alles verloren.

20 März. — Die Couriere sind bis jetzt ausgeblieben, und man muß vermuthen, daß sie auf dem geraden Weg nicht mehr durchkommen können. Die letzten französischen Nachrichten sagen noch, daß der König bei der guten Stimmung, die sich für ihn in Paris gezeigt, dort so lange wie möglich zu bleiben gedachte. Man will hier noch wissen, daß Napoleon gar nicht in der Stadt Lyon selbst gewesen sei und überhaupt bisher noch vermieden habe, in den größeren Städten einzuziehen. Sehr wahrscheinlich befindet sich Napoleon jetzt aber doch auf dem Wege zwischen Lyon und Paris. Man kennt hier noch die Lage zu wenig, um die Hülfsmittel beurtheilen zu können, welche dem Könige übrig bleiben . . .

Bei den Militärstellungen haben die vier alliirten großen Mächte Oesterreich, Rußland, England und Preußen ihren letzten Hülfstractat von Chaumont wieder als Norm zu Grunde gelegt, wonach also jede von diesen Mächten eine Armee von 150 000 Mann ins Feld zu stellen hat. Die anderen Militärstellungen werden sich mindestens nach den damaligen Accessionstractaten richten. Aufforderungen oder Anträge sind von den größeren Mächten an keinen Staat dieserhalb ergangen . . .

Dänemark und Schweden haben sich noch nicht erklärt; es scheint mir aber nach preußischen Aeußerungen eben nicht, daß man nach den schwedischen Truppen großes Verlangen trägt, weil das nicht anders als unter gewissen Bedingungen beim Commando geschehen könnte und die Schweden auch nur mit englischen Subsidien marschieren würden. Ich habe mich hiernach erkundigt, weil gerade ein schwedisches Hülfscorps von lästigen Folgen für Mecklenburg sein könnte und Ew. Herzoglichen Durchlaucht Lande sonst in diesem neuen Kriege nicht viel von Durchmärschen zu besorgen haben würden.

24. März. — Das Neueste aus Paris ist, daß die beiden Kammern auf den Kopf Napoleon's eine Prämie von zwölf Millionen Franken gesetzt haben, was wohl eine Aufmunterung für ein ganzes Militärcorps abgeben soll. Napoleon hat sich in Lyon verstärkt und auch organisirt. Ob aber die Angabe, daß seine Streitkräfte schon auf 40 000 Mann angewachsen seien, richtig ist, vermag man noch nicht zu beurtheilen . . .

In dieser Nacht ist aus Italien die leidige Nachricht gekommen, daß der König Joachim von Neapel sich für Napoleon erklärt und mit seiner fertigen Armee in Oberitalien einrückt. Es ist nun zu besorgen, daß ganz Italien in Aufruhr stehen wird . . ."

Am 27. März lauteten die in Wien eintreffenden Nachrichten ziemlich günstig. Ludwig XVIII. rechnete auch noch auf die Nordarmee. Der Abfall Ney's war in Paris noch nicht bekannt. Die Nachrichten kamen von dort auf dem Telegraphen gewöhnlich bis Straßburg oder Karlsruhe und wurden dann mit Courieren nach Wien befördert. Erst am 29. erhielt man auf diesem Wege Kunde von der Abreise des Königs nach Lille und dem am 21. erfolgten Eintreffen Napoleon's in der französischen Hauptstadt.

„Der Kampf der Alliirten," schrieb Plessen an diesem Tage, „wird nun unverzüglich beginnen, sobald eine genügende Anzahl von Truppen an der Grenze versammelt ist, was nach neuen Ordres durch beschleunigte Märsche bewirkt wird.

Es ist in den letzten Tagen viel über die Truppenaufstellung berathen worden. Nachdem Württemberg, Baden und Darmstadt darauf angetragen haben, ihre Contingente der österreichischen Armee anzuschließen, verlangt Preußen ein Gleiches von den übrigen Contingenten; allein Lord Wellington will auch mehrere derselben unter sein Commando gestellt wissen, um sein Armee-

corps verstärkt zu sehen. Man hat sich dahin verständigt, daß die Contingente von Hannover, Braunschweig und den zunächst den Niederlanden gelegenen Ländern unter englisches Commando kommen. Ob von den englischen Subsidien für die kleineren Contingente etwas zur Vertheilung kommt, ist ungewiß. Die fünf Millionen Pfund, welche nach der Erneuerung des Vertrages von Chaumont England auch diesmal zu zahlen hat, nehmen die Hauptverbündeten für sich allein in Anspruch. Es ist wahrscheinlich, daß England noch zwei weitere Millionen zur Verfügung stellt und diese auch für die anderen Staaten pro rata zur Verwendung gelangen. Die hiesige britische Mission erklärt aber, über diese Frage nicht instruirt zu sein.

Neben dem Corps des Lord Wellington stellt sich zwischen Luxemburg und Coblenz das preußische mit den angeschlossenen Contingenten unter Blücher und Gneisenau auf. Dann schiebt sich das russische zwischen Coblenz und Mainz unter Barclay de Tolly ein und von da bis an die Schweiz die süddeutsche Heeresmacht unter Schwarzenberg. Die Bayern stellen 60 000 Mann unter Wrede."

Während so die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf die Vorgänge in Frankreich und die der ersten Congreßmächte auf die Vorbereitungen zum Kriege mit dem Usurpator gerichtet war, blieb Plessen eifrig bemüht, einer Verschleppung der Bundesfrage vorzubeugen. Er brachte eine neue Versammlung der Mindermächtigen in Anregung und zu Stande. Man beschloß, eine Note an die deutschen Großmächte zu richten, und übertrug deren Redaction den Herren von Plessen und von Gagern. Diese am 22. März unterzeichnete Note erklärte die Bereitwilligkeit aller Betheiligten zur Stellung von Militär für die bevorstehende Campagne, betonte zugleich aber auch die Nothwendigkeit, die Regierungen „durch eine verfassungsmäßige Ordnung und Sicherheit zu verbinden, und stellte deshalb das Verlangen, daß die Grundlage der beabsichtigten Bundesverfassung noch vorher in Wien festgestellt und darauf der Bund wirklich abgeschlossen werde". Eine Deputation, bestehend aus Graf Keller, Plessen und Senator Smidt-Bremen überreichte die Note.

„Sowohl Metternich wie Hardenberg" — berichtete Plessen — „haben diesen Schritt sehr wohl aufgenommen und die Zusicherung gegeben, daß man sich hier auf keinen Fall eher trennen würde, als bis die Grundlagen der Bundesverfassung beschlossen wären, und zwar unter Zuziehung aller Bevollmächtigten. Fürst Metternich wiederholte mehrmals, wie er es allerdings für nöthig halte, daß während eines solchen Krieges eine Bundesversammlung beisammen bleibe, um als gesetzliche Behörde in allgemeinen Fragen einzutreten; er bat aber, die Kaiserfrage gar nicht anzuregen. Oesterreich reflectire nicht auf diese Würde; man wünsche vielmehr Alles zu entfernen, was nur im mindesten zu Differenzen führen könne. In eben diesem Sinne sprach auch nachher Fürst Hardenberg; er erklärte, daß Preußen in die Uebertragung der deutschen Kaiserkrone an Oesterreich nicht willigen könne noch würde. Es war aber nöthig, diese Gesinnungen zu sondiren, um darnach angemessene Schritte zu thun und unnöthige zu vermeiden.

Eine Abschrift unserer Note ist außer an Hannover diesmal auch an Bayern und Württemberg abgegeben, eine Rücksicht, die gute Folgen haben kann. Sonderbarer Weise haben Baden und Hessen-Darmstadt die Note nicht mit unterschrieben, ohne dafür einen Grund anzugeben und obwohl sie Anfangs dazu bereit waren. Die gewöhnliche Unentschlossenheit des Großherzogs von Baden scheint dies veranlaßt zu haben. Vielleicht haben aber auch beide, in der Neigung, kleine Puissancen zu spielen, geglaubt, jetzt, nachdem sie die Truppen angeboten, alles Weitere entbehren und umgehen zu können. Indessen ist dies für den Gang der Angelegenheit für jetzt ohne Belang."

(Wird fortgesetzt.)

Zur Erinnerung an Louise von François.

Von

Otto Hartwig.

Am Morgen des 28. Septembers d. J. bewegte sich durch die Straßen der Stadt Weißenfels a. S. ein unscheinbarer Leichenzug. Zu beiden Seiten des mit Blumen und Palmen geschmückten Sarges schritten je drei Knaben, Kränze tragend. Ihnen folgten einige Wagen mit einem Geistlichen der Stadt, der den wenigen aus Wiesbaden, Jena, Berlin und Halle herbeigeeilten weiblichen Verwandten und Freundinnen der Verstorbenen das herrliche Bibelwort: „Die Liebe höret nimmer auf!" in einfacher Rede nahe zu bringen und zu deuten versucht hatte. Jetzt gaben diese der theueren Entschlafenen das letzte Geleite. Ihnen hatten sich einige Ortsbeamte, der Landrath des Kreises, der Oberbürgermeister der Stadt, der Arzt, der die Todte vorsorglichst behandelt hatte, angeschlossen. Dann folgte die Lehrerschaft von Weißenfels, welche gebeten hatte, die Leiche mit jenen sechs Schülern begleiten zu dürfen. Ueber den schon geräuschvollen Marktplatz bewegte sich der kleine Zug nach dem (neuen) Friedhofe der Stadt. Nachdem das liturgische Gebet verlesen und der Segen gesprochen war, wurde der Sarg dem Schoße der Erde übergeben. Armes Volk, das die zur ewigen Ruhe Gebettete bei bescheidenen Einnahmen doch ausgiebig unterstützt hatte, weinte der Wohlthäterin bittere Thränen nach.

So ist Louise von François, eine der besten, wenn nicht, neben Marie von Ebner-Eschenbach, die beste der erzählenden Dichterinnen deutscher Zunge aus der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, klanglos und ohne allen Pomp, ja ohne alle sichtbare Erweisung von herzlicher Theilnahme des großen, gebildeten Theiles unserer Nation zu Grabe getragen worden. Doch Theilnahmslosigkeit und Undankbarkeit trägt nicht die Schuld hiervon. Wir wollen absehen von einzelnen persönlichen Verehrern und Freunden der Verstorbenen, welche, von Weimar und Halle aus, der edlen Frau und Dichterin gern den letzten Liebesdienst erwiesen hätten, die aber durch unglückliche Zufälligkeiten, wie sie das Leben oft mit sich bringt, am rechtzeitigen Erscheinen bei dem Begräbnisse verhindert waren: ein großartigeres Leichenbegängniß, als stattgefunden hat, wäre ganz und gar nicht nach dem Sinne der Verstorbenen gewesen. Einsam und still, wie sie in Weißenfels gelebt hatte, wollte sie auch hier in aller Stille und Einfachheit gebettet sein. Das hatte sie den wenigen ihr persönlich Nahestehenden wiederholt eingeschärft, auch in diesem ihrem Begehr ein echtes Kind ihres Vaters. Denn als dieser sein Ende herannahen fühlte, befahl er, ihn in seinem schlichten Soldatenmantel der Erde zu übergeben, das Geld für den Sarg aber den Armen zu schenken. Und so ist auch der Major Friedrich von François auf seinem Erbgute Niemegk bei Bitterfeld seiner Zeit beerdigt worden. Doch dieser Name Niemegk ruft schon die ganze äußerlich so traurige Lebensgeschichte unserer

Dichterin vor die Seele! Denn der Verlust dieses Gutes nach dem frühen Tode des Vaters (1818) hat sie, so zu sagen, heimathlos gemacht und ihre später allerdings gewollte Vereinsamung herbeigeführt. Aber er hat sie auch in sich zurückgetrieben und in ihrer eigenen Brust Schätze zu suchen und zu finden gelehrt, die ihr die Welt, auch wenn sie weniger treulos an ihr gehandelt, nicht hätte bieten können, Schätze, die ihr die Liebe, Verehrung und Bewunderung nicht Weniger der Besten ihrer Zeit eingetragen haben.

Louise Marie von François ist die Tochter des preußischen Majors Ernst Christian Otto Friedrich von François, der in der sächsischen Armee gedient hatte, dann aber 1815 in das preußische Heer übergetreten war. Lag doch das Familiengut Niemegk auch in dem an Preußen abgetretenen Theile des Königreichs Sachsen. Nachdem er seine erste Frau, Friederike von Raschkau, und deren vier Kinder schon 1806 verloren hatte, verheirathete er sich 1816 zum zweiten Male mit Amalie Hohl aus Weißenfels. Sie schenkte ihrem Manne am 27. Juni 1817 zu Herzberg an der Schwarzen Elster ihr erstes Kind, unsere Louise; im folgenden Jahre noch einen Sohn Ernst, der zu Schulpforta ein trefflicher Schüler gewesen sein soll, dann gegen Neigung sich dem Soldatenstande widmen mußte, deshalb früh aus demselben austrat und am 9. März 1889 in Naumburg a. S. als pensionirter Major verstorben ist. Diese Abneigung gegen den Soldatenstand bei Ernst von François steht in dieser Familie vereinzelt da.

Etienne le oder de François, der Stammvater des deutschen Zweiges der François, war 1633 zu Heuqueville, $3^1/_4$ Meilen von Rouen entfernt, in der Normandie geboren und schon vor 1680 nach Brandenburg gekommen. Sein Sohn Nicolas, auch Sieur d'Abbeville genannt, gründete in Frankfurt a. O. eine Tuchfabrik. Dessen zwei Söhne traten, nach seinem schon 1695 erfolgten Tode, in den Kriegsdienst, und zwar der Jüngere von ihnen, Etienne II., in den kursächsischen. Er verheirathete sich mit einer adligen Dame aus Sachsen. Die drei Söhne desselben ließen sich 1774 durch Kaiser Joseph II. ein deutsches Reichsadelspatent ausstellen. Ein Sohn von August von François, dem ältesten der drei Brüder, war der Vater der Dichterin[1]), geb. am 2. Mai 1772. Von seinen fünf Brüdern, die gleich ihm Soldaten wurden, hat sich vor allen sein Bruder Karl, der als preußischer Generallieutenant am 9. Februar 1855 starb, einen Namen gemacht. Die von ihm niedergeschriebenen Memoiren, welche seine Tochter, Clotilde von Schwartzkoppen, trefflich herausgegeben hat, werden Leser finden, so lange ritterliche Männer und wunderbare Schicksale ihre Anziehungskraft bei uns noch nicht verloren haben. Der Sohn von ihm war Bruno von F., der am 1. August 1870 die Sturmcolonne gegen den Rothen Berg der Spicherer Höhen führte, und als der erste deutsche General mit den Worten: „Grüßen Sie meine Frau! Es ist doch ein schöner Tod auf dem Schlachtfelde; ich sterbe gern, da ich sehe, daß das Gefecht vorwärts geht!" in dem großen Kriege, von fünf Kugeln getroffen, seine tapfere Seele aushauchte[2]).

Es war aber nicht nur edles Hugenottenblut, aus dem Louise von François stammte. Ihr Großvater hatte sich mit Louise von Brück aus dem Hause Niemegk, einer Nachfahrin des berühmten Kanzlers Brück und Lucas Kranach's des Aelteren, verheirathet. Als ihr Vater, der das von der Mutter herstammende Gut Niemegk mit einem Bruder gemeinschaftlich besaß, im November 1818 seinen Tod herankommen fühlte, setzte er einen Verwandten, Herrn von R., zum Vormunde seines Sohnes und einen Pfarrer zum Vormunde von Louise ein. Beide sollten zusammen das Vermögen der Geschwister als sogenannte (von der Rechnungslegung) befreite Vormünder verwalten, auch für den Fall, daß das Gut verkauft werden sollte.

---

[1]) Nach der 1874 von Herrn Alwin von François redigirten, nur privatim verbreiteten Familiengeschichte. In den Adelslexicis finden sich zahlreiche Fehler.

[2]) Aus dem Briefe des Adjutanten des Generals über dessen letzte Augenblicke an die Wittwe.

Das Consistorium ertheilte dem Pfarrer M. nicht die Erlaubniß zur Annahme dieser Vormundschaft, und das Pupillengericht übertrug nun eigenmächtig dem Herrn von R. die Vormundschaft auch über Louise, und ließ es dabei bewenden, daß Herr von R. auch allein befreiter Vormund blieb. Da das Gut Niemegk 1819 an die Gemeinde Niemegk in der That verkauft wurde, kam Herr von R. in den Besitz der den beiden Geschwistern zustehenden Kaufsummen. Er lieh dieselben ohne pupillarische Sicherheit an insolvente Zahler aus und gerieth selbst 1832 in Concurs, aus dem sich für seine Mündel nichts retten ließ [1]). Diese verklagten nun den Vorsitzenden des Pupillencollegiums von Naumburg, einen Herrn von G., und den Decernenten des Gerichts, einen Herrn von S., erhielten 1849 ein obsiegendes Erkenntniß in der zweiten Instanz bei dem Oberappellationssenate des königl. Kammergerichts, wurden aber definitiv durch das Obertribunal mit ihrer Klage abgewiesen. Dieses Urtheil ist seiner Zeit von juristischer Seite lebhaft kritisirt worden, aber es blieb doch dabei; Louise von François und ihr Bruder hatten ihr ganzes für jene Zeiten nicht unbedeutendes Vermögen verloren. Als Louise diesen Spruch des Gerichtes erfahren hatte, war das Erste, was sie that, daß sie ihre seidenen Kleider in einen Koffer wegschloß, damit sie nun Niemanden mehr auch nicht durch den Schein der Wohlhabenheit täusche.

Ein wahres Glück für die beiden Geschwister war es, daß ihre Mutter, die uns als eine sehr schöne Frau geschildert wird, sich schon 1819 mit dem Kreisgerichtsrathe Herbst in Weißenfels wieder verheirathete. Dieser sah die Kinder seiner Frau aus erster Ehe durchaus als die seinigen an und gründete ihnen so eine neue Heimath. Anfänglich haben sie wohl auch noch aus dem Erbe des Vaters Unterstützung erhalten. Ihr Vormund hat sich aber wenig um sie gekümmert, noch weniger ihnen Rechnung gelegt. Er sei, so erzählte Louise später, einmal in Weißenfels erschienen, und habe, mit der bürgerlichen Erziehung seiner Mündel nicht zufrieden, verlangt, daß sie wenigstens Harfe spielen lerne. Nachdem der Vormund traurig geendet und die beiden Geschwister aussichtslos um ihr Vermögen gebracht waren, mußte ihr Leben freilich ein einfaches werden. Und das um so mehr, als auch die Mutter ihr Vermögen schuldlos verloren hatte, und die Herbst'sche Familie sich um zwei Söhne, Bernhard und Arthur, vermehrte. Beide hat, um das gleich hier vorweg zu nehmen, Louise zu ihrem größten Schmerze (1884 und 1876) vor sich her sterben sehen müssen. Denn sie liebte beide, die Militärs geworden waren, wie rechte Brüder. Deren Wittwen, ihre Nichten und den einzigen Neffen umfaßte sie mit starker, fast mütterlicher Sorge.

Von dem Unterrichte, den Louise in Weißenfels genossen, ist nicht allzu viel bekannt. Sie hat keine öffentliche Schule besucht, sondern nur Privatunterricht erhalten. Derselbe war nicht immer der beste. Mit der ihr eigenthümlichen Lebendigkeit und ihrer großen Gabe, andere Menschen auch in ihren Aeußerlichkeiten zu vergegenwärtigen, erzählte die Greisin wohl noch höchst humoristische Anekdoten aus ihrem Jugendunterrichte. Den besten, den sie erhielt, genoß sie bei einem Archidiakonus Heydenreich. Er trug ihr und einigen Genossinnen besonders Geschichte vor und ließ sie dann über das Vorgetragene schriftlich Bericht erstatten. Da Louise Alles gar zu gründlich wissen wollte, gaben ihr die Freundinnen den Spitznamen: Fräulein Grundtert. Schon von frühester Jugend an hatte sie sich auch für die Vergangenheit namentlich ihrer Heimath interessirt, eine Neigung, welche noch dadurch bestärkt wurde, daß sie ihrem augenschwachen, später ganz erblindeten Vater, viele historische Werke, besonders alle auf die Freiheitskriege bezüglichen, deren man nur habhaft werden konnte, Abends vorlesen mußte. Bei ihrem trefflichen Gedächtnisse und ihrem großen inneren Anschauungsvermögen belebten sich ihr schon von früher Jugend an alle geschichtlichen Größen und trieben sie zu dichterischer Production an. Fast noch als Kind hat sie sich daher schon in dramatischen Dichtungen

[1]) Herr von R. soll sich entleibt haben. Das Uebrige nach Proceßacten.

versucht und ein Trauerspiel in neun Acten verfaßt, in dem es recht blutig zugegangen sein soll. Ein äußerer Anstoß, der sie auf diese Wege drängte, war in Weißenfels ja auch vorhanden. Lebte doch hier der Dichter der „Schuld", der Autor zahlreicher Lustspiele und Tragödien, Adolf Müllner. Wäre dieser Mann, der sich gegen Louise als ein früh entwickeltes, bildschönes Kind stets sehr freundlich erwiesen hat, nicht schon 1829 auf demselben (alten) Friedhofe beigesetzt worden, auf dem Novalis seit 1801 ruht, so hätte bei aller Gegensätzlichkeit der Naturen doch unsere Dichterin gerade von ihm die Technik des Schauspiels lernen können.

Bestimmteren Einfluß auf Louise als Müllner hat wohl die zu ihrer Zeit, namentlich von der Frauenwelt, hoch geschätzte Romanschriftstellerin Fanny Tarnow ausgeübt. Diese Frau hatte sich, nachdem sie Petersburg verlassen, wo sie die Freundschaft des alten Klinger genossen, seit 1828 für eine Reihe von Jahren in Weißenfels festgesetzt. An einem Abend jeder Woche empfing sie junge Leute bei sich, welche sich für Literatur interessirten, und las mit ihnen. Zu ihnen gehörte auch Louise. Da Fanny Tarnow in der englischen und französischen Literatur sehr bewandert war und vielfach aus ihr übersetzte, wird ihre junge Freundin wohl bei ihr mancherlei kennen gelernt haben, was sie sonst in dem abgelegenen Weißenfels nicht zu kosten bekommen hätte.

Louise hatte ihren Geschmack freilich vor Allem an den Werken unserer großen Literaturepoche gebildet. „Goethe und ganz Weimar fühle ich mich zu unendlichem Danke verpflichtet," hat sie noch in einem ihrer letzten an mich gerichteten Briefe geschrieben. Doch wußte sie auch die großen Autoren fremder Völker zu würdigen. Von modernen Romanen schätzte sie kaum andere so hoch als die von George Sand, aus denen sie ganze Seiten für sich copirt hat.

Unter den jungen Herren, welche die zu einem bildschönen Mädchen herangewachsene Louise bei Fanny Tarnow traf, befand sich auch ein liebenswürdiger Officier der Weißenfelser Garnison, ein Graf G.-W. Die jungen Leute lernten einander schätzen und lieben. Aber nur zu rasch ging für die schon früh von dem Geschick so schwer Geprüfte auch dieses Glück zu Ende. Da der Bräutigam kein Vermögen besaß, sein Charakter auch keine Bürgschaft für eine dauernde Vereinigung versprach, und Louise's Proceß noch unentschieden war, wurde das Verlöbniß bald wieder gelöst. Der Bräutigam trat dann später aus der Armee aus und ist in Amerika verschollen.

Eine mehrjährige Unterbrechung erlitt der Weißenfelser Aufenthalt der Dichterin durch die Aufforderung ihres Onkels Karl, der seine Gemahlin 1848 verloren hatte, bei seiner unverheiratheten Tochter Gesellschafterin zu werden. Louise begab sich deshalb nach Minden, wo damals Karl von François Festungscommandant war. Als er sich hatte pensioniren lassen und nach Potsdam übergesiedelt war, zog Louise ihm dorthin nach und hat den tapferen Mann in der rührendsten Weise bis zu seinem 1855 erfolgten Tode gepflegt.

Nach Weißenfels zurückgekehrt, hatte sie sich bald neuer Pflege zu widmen. Ihr Vater erblindete immer mehr, die Mutter war gelähmt, die Mittel zur Haushaltungsführung wurden immer knapper. Traurigste Jahre hat unsere Freundin damals in Weißenfels verbracht. Es ist nach dem Zeugnisse ihrer nächsten und fast einzigen noch lebenden Jugendfreundin, der Frau Mathilde Thümmel, geb. Graefe[1]), allerdings vollkommen richtig, daß Louise damals zur Feder griff, um mit ihr sich Geldmittel zur besseren Verpflegung ihrer Eltern zu verschaffen. Aber ebenso richtig ist es, daß sie auch, ohne daß sie etwas geschrieben hätte, eine Dichterin gewesen wäre. Waren ihre ersten von dem Cotta'schen „Morgenblatte"

[1]) Dieser trefflichen Dame, der Wittwe des bekannten Shakespeare-Kenners Dr. Julius Thümmel, eines Weißenfelser Kindes, verdanke ich sehr viele meiner Mittheilungen über Louise von François, wie denn auch Frau Thümmel meine persönliche Bekanntschaft mit der Dichterin vermittelt hat. — Die Mutter von Louise starb 1871, der Vater 1874.

veröffentlichten Erzählungen nicht gerade hervorragend, so verräth doch das Hauptwerk, das unter dem Drucke der bittersten äußeren Verhältnisse entstanden ist, „Die letzte Reckenburgerin", nicht das Geringste von diesem Drucke, sondern bewegt sich auf den freien Höhen einer reinen idealistischen Anschauung des Menschenlebens. Die tapfere, edle Seele von Louise, die noch dazu damals selbst von einem nicht unbedeutenden körperlichen Leiden heimgesucht war, unterwarf sich nicht pessimistischen Anwandlungen — zu denen doch sie wie wenige andere Frauen äußeren Grund genug gehabt hätte. Konnte die Aermste doch kaum einen Verleger für „Die letzte Reckenburgerin" finden. Dr. Julius Thümmel, der sich für sie um einen solchen bemühte, hatte sonderbare Erfahrungen hierbei zu machen. Der Besitzer einer viel gelesenen Wochenschrift, dem Thümmel den Roman angetragen hatte, machte ihm schließlich nach dessen Erscheinen und dem großen Beifall, den er fand, noch Vorwürfe, daß er denselben nicht ihm offerirt habe! Schließlich hat eine warmherzige Berliner Dame den Verkauf des Romans an einen bekannten Berliner Buchhändler für 300 Mark vermittelt. Zu allen ihren Leidensgeschichten hat Louise auch die einer angehenden deutschen Romanschriftstellerin bis zur Neige ausgekostet. Nachdem aber einmal der Bann durch „Die letzte Reckenburgerin" gebrochen war, hat sie noch viel Freude an ihrer Schriftstellerei erlebt, wenngleich sie auch selbst nicht verkannte, daß ihr nie wieder ein Wurf so gelungen sei, wie mit diesem Romane. Der einzige Versuch, den sie mit der Dramatisirung eines ihr besonders nahe liegenden Stoffes in dem „Posten der Frau" gemacht, hat ihr freilich dann noch Schmerzen bereitet. Die sorgfältige Aufführung des Stückes, für das sich die Frau von Heldburg warm interessirt hatte, brachte ihm trotz seiner wirklichen hoch poetischen Schönheiten nur einen Achtungserfolg. A. Förster, O. Devrient, J. Thümmel und Andere hatten das vorausgesehen, da dem Stücke die bühnengerechte Form mangelte. Niemand hat das besser ausgeführt als H. Homberger in einem seiner feinsinnigsten Essays.

In dieser Zeit ihres wachsenden Ruhmes als Schriftstellerin habe ich Louise von François kennen gelernt. Auf den ersten Blick mußte man sehen, daß man in ihr eine wirklich bedeutende, echt vornehme und daher freie Persönlichkeit vor sich habe. Ueber Mittelgröße schlank emporgewachsen, war die über sechzig Jahre alte Dame noch voller Schönheit; das ovale, bleiche Gesicht wurde ganz von den großen, lebhaften, dunkelbraunen Augen beherrscht. Bis kurz vor ihrem Tode ist ihr starkes Haar tiefschwarz geblieben. Voll höflichen und freundlichen Entgegenkommens, kam man bald mit ihr in ein bedeutendes Gespräch, in dem sie den Widerpart nicht lange im Unklaren über ihre wahre Meinung ließ. Humorvoll und dem Scherz nicht abgeneigt, beurtheilte sie die Menschen nicht hart. Nur wo sie glaubte, auf Gemeinheit zu stoßen, da konnte sie auch heftig im Ausdrucke werden. Von deutsch-protestantischer Gesinnung erfüllt, wußte sie wohl, daß jede der etablirten christlichen Kirchengemeinschaften ein gutes Stück irdischen Ballastes mit sich schleppe, und war daher über die dogmatischen Gegensätze hinweg. Der Antisemitismus unserer Tage erfüllte sie geradezu mit Abscheu. Sie sprach den Predigern desselben, auch wenn sie Hofprediger waren, das Verständniß des wahren Christenthums ab. Die ihren Erzählungen eigenthümliche Mischung von conservativen Ueberlieferungen und freien Standpunkten, die Conrad Ferdinand Meyer so homogen berührte, trat auch überall in ihren Gesprächen hervor. Nicht minder der warm patriotische Hauch, der sie durchdringt. —

Es ist hier nicht der Ort, eine Analyse und kritische Würdigung der Hauptwerke der auch persönlich so hoch achtbaren Dichterin zu geben. Dazu fehlt Zeit und Raum. Was könnte auch mein Lob zum Ruhme der von den vorurtheilfreiesten Kritikern und angesehensten Dichtern unserer Tage gepriesenen Erzählerin beitragen! G. Freytag, der sie persönlich nicht kannte, hat sie „eine Dichterin von Gottes Gnaden" genannt, und der beste Kenner der modernen Weltliteratur, Karl Hillebrand, preist „Die letzte Reckenburgerin" als „ein in unserer Literatur fast einzig

daſtehendes Werk.“ Noch jetzt erinnert ſich Frau Jeſſie Hillebrand gern, ihrem Gatten mit dieſem Buche, auf das ſie ihn aufmerkſam gemacht, eine höchſte Freude bereitet zu haben.

Und wie dieſe Kritiker haben auch zwei ausgezeichneten Erzähler unſerer Tage geurtheilt. Conrad Ferdinand Meyer, mit dem ſie ein inniges Freundſchaftsverhältniß ſeit 1881 verknüpfte, nennt ſie „die ihm unentbehrliche“ Beratherin und Beurtheilerin ſeiner Schöpfungen; und Frau Marie von Ebner-Eſchenbach wird mir verzeihen, wenn ich hier wiederhole, was ſie einmal im Eifer für die Freundin geſagt, daß ſie nämlich bereit ſei, alle ihre Werke für „Die letzte Reckenburgerin“ hinzugeben.

Die Dichterin ſelbſt hat beſcheidener über ihre literariſchen Leiſtungen geurtheilt. Doch war ſie ſtolz darauf, daß dieſe ihr die nicht von ihr geſuchte Freundſchaft eines ſolchen Mannes und einer ſolchen Frau eingetragen hatten. Bei perſönlichen Zuſammenkünften auf dem Kilchberge bei Zürich und in Reichenhall wird Louiſe dann wohl den Vertrauten auch Antwort auf ihre Fragen, wie ſie ihre Romane componire und deren Fabel finde, gegeben und ihnen lächelnd mitgetheilt haben, wie gerade die beiden einzigen ihrer Erzählungen, zu der ihr wirkliche Menſchen geſeſſen hatten („Natur und Gnade“ und „Geſchichte einer Häßlichen“), von der Kritik wegen ihrer Unwahrſcheinlichkeit beanſtandet worden ſeien, während das einzige Factum, das zur Ausgeſtaltung „Der letzten Reckenburgerin“ geführt, darin beſtanden, daß ein hergelaufener Strolch ſich einer ehrbaren Dame in Weißenfels als früh ausgeſetzter Sproß habe octroyiren wollen. Stolz war Louiſe auch darauf, daß faſt alle bedeutenden deutſch-öſterreichiſchen Schriftſteller ihr zu ihrem ſiebzigſten Geburtstage ein prächtiges Album mit eigenhändigen Widmungen verehrten. Erfreulich war es ihr, daß die deutſche Schiller-Stiftung ſie zu ihrer Penſionärin ernannte.

Von dieſer Penſion und dem Ertrage ihrer Werke konnte die Dichterin das letzte Jahrzehnt ihres Lebens auch bequemer leben, ja einzelne weitere Reiſen unternehmen. Das Ziel ihrer Sehnſucht, Italien, hat ſie aber nicht erreichen ſollen. Als ſie einmal ſchon die Paßhöhe der Alpen erſtiegen hatte, trieb ſie der Ausbruch der Cholera nach ihrer Heimathſtadt zurück, in der ſie immer mehr vereinſamte. Niemand ſtand ihr dort mehr nahe. Als eine ſehr ſchwere Krankheit ſie vor länger als einem Jahrzehnt überfallen hatte, drangen ihre Hallenſer Freunde in ſie, zu ihnen herüber zu ziehen. Auch ich redete ihr noch vor einigen Jahren einmal in Weißenfels zu. Da zeigte ſie mir den vor ihrem Fenſter ruhig dahin fließenden Saalearm, die grünen mit hohen Bäumen jenſeits beſtandene Inſel und fragte mich, ob ſie denn ihre Vögel, die ſo luſtig muſicirten, verlaſſen dürfe. Sie wollte in Weißenfels ſterben.

Nachdem ſie noch in dieſem Frühjahre die Jahresverſammlung der Goethe-Geſellſchaft in Weimar beſucht hatte, erſchreckte ſie das völlige Erblinden eines Auges. Darüber konnte ſie Alfred Graefe, der ſie von Jugend an gekannt und geſchätzt hatte und jetzt zu ihr geeilt war, inſofern beruhigen, als er auf dem zweiten Auge noch keine Entwicklung des Staarleidens conſtatiren konnte. Aber lange ſollte ihr das Licht dieſer Welt nicht mehr leuchten. Ende Auguſt erfaßte ſie ein krebsartiges Magenleiden heftiger und warf ſie aufs Krankenlager. Dieſer Krankheit iſt dann, umgeben und treu gepflegt von ihrer älteſten Schwägerin und deren zwei Töchtern, die vielgeprüfte, aber ihrer ſelbſt ſichere, ſiegreiche Dulderin und Dichterin in der Frühe des 24. Septembers erlegen.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Die Wahlen für das preußische Abgeordnetenhaus haben unter wenig lebhafter Betheiligung der eingeschriebenen Wähler stattgefunden. Mag nun immerhin das hauptsächliche Interesse an den parlamentarischen Vorgängen dem deutschen Reichstage zugewendet sein, so kann doch andererseits keinem Zweifel unterliegen, daß im preußischen Landtage gleichfalls bedeutsame finanzielle, sowie die gesammte Culturentwicklung betreffende Angelegenheiten entschieden werden, so daß es geboten erscheint, daß das angesehenste Recht des Bürgers, sobald die Erneuerung dieser nächst dem deutschen Reichstage wichtigsten parlamentarischen Körperschaft in Betracht kommt, keineswegs vernachlässigt werde. Es braucht nur an die Gesetzentwürfe über die Reform der preußischen Einkommensteuer und über die Vermögenssteuer, sowie an andere derartige Vorlagen erinnert zu werden, um zu zeigen, wie nothwendig es ist, daß im preußischen Abgeordnetenhause nicht etwa eine ausgesprochene agrarische Strömung vorherrsche. Andererseits haben seiner Zeit die Verhandlungen über den Volksschulgesetzentwurf gezeigt, welche verhängnißvolle Folgen zu befürchten, falls eine klerikal-reactionäre Kammermehrheit berufen wäre, in solchen Fragen entscheidende Beschlüsse zu fassen. Was nun die Zusammensetzung des neugewählten Abgeordnetenhauses betrifft, so wird diese, wie folgt, berechnet: 148 Conservative, 61 Freiconservative, 94 Mitglieder des Centrums, 18 Polen, 89 Nationalliberale, 14 Mitglieder der freisinnigen Volkspartei und 6 Mitglieder der freisinnigen Vereinigung, 2 Dänen, während die Parteistellung eines der Gewählten noch nicht bestimmt werden kann. Könnte durch diese Zusammenstellung zunächst der Anschein erweckt werden, daß eine reactionär-ultramontane Majorität in der That wohl im Stande sein würde, die Gesetzgebung in ihrem Sinne zu gestalten, so darf man doch nicht übersehen, daß in Wirklichkeit nur eine Verschiebung von sehr wenigen Mandaten von links nach rechts stattgefunden, und daß überdies gerade die gemäßigte Richtung innerhalb des Liberalismus eine allerdings ganz leichte Verstärkung erfahren hat, während die Verluste zumeist die inzwischen in die freisinnige Volkspartei und die freisinnige Vereinigung gespaltene freisinnige Partei treffen. Daß das Centrum keineswegs verstärkt, sondern mit einem allerdings nicht beträchtlichen Verluste aus dem Wahlkampfe hervorgegangen ist, verdient ebenfalls hervorgehoben zu werden. Wenn nun darauf hingewiesen wird, daß die Regierung in der Lage wäre, eventuell sich auf drei verschiedene parlamentarische Mehrheiten zu stützen: eine aus Conservativen, Freiconservativen und Nationalliberalen bestehende, eine aus Conservativen und Freiconservativen allein, sowie eine aus Conservativen und Centrum zusammengesetzte, so darf die letzte Eventualität ohne Weiteres ausgeschieden werden. Das Verhalten der weit überwiegenden Mehrheit des Centrums im deutschen Reichstage aus Anlaß der Miltär-

vorlage hat die Regierung zur Genüge belehrt, wohin ein Versuch, in den Ultramontanen eine Stütze zu finden, führen müßte. Hiernach darf angenommen werden, daß nach wie vor ein gemäßigtes Vorgehen die Richtschnur der preußischen Regierung bilden wird, wobei wesentlich in Betracht kommt, daß diese innerhalb der conservativen Partei in der Lage ist, ihren Einfluß geltend zu machen.

Nach den preußischen Landtagswahlen richtet sich das hauptsächliche Interesse wiederum auf die inzwischen begonnenen Verhandlungen im deutschen Reichstage, wie denn auch in den übrigen Ländern, insbesondere in Frankreich und Italien, der Wiedereröffnung des Parlamentes mit Spannung entgegengesehen werden durfte. Beachtenswerth ist, daß in Frankreich noch immer der Jubel der Russenfeste nachhallt. Den Italienern ist früher nicht selten der Vorwurf gemacht worden, daß sie allzu viele Feste feierten und jede sich darbietende Gelegenheit benutzten, die Arbeit zu unterbrechen. L'Italia festajuola — lautete das Epigramm, das insbesondere von Seiten der Franzosen den Nachbarn angeheftet wurde, von denen jedoch die ernster Denkenden selbst zugeben mußten, daß es vom volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte aus in der That geboten wäre, den ersten Theil der Vorschrift Goethe's: „Saure Wochen — frohe Feste" besser zu Ehren zu bringen. Aus Anlaß des Besuches, den das russische Geschwader unter dem Oberbefehle des Admirals Avellan in Toulon und dann die russischen Marineofficiere in Paris, sowie in einigen größeren Städten Südfrankreichs abstatteten, mußte man unwillkürlich auf den Gedanken kommen, daß Italien und Frankreich ihre Rollen nunmehr vertauscht haben. Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, zufällig Gelegenheit hatte, dem „Einzuge" des Admirals Avellan und seiner Officiere in die französische Hauptstadt als Augen- und Ohrenzeuge beizuwohnen, dem mußte sich die Wahrnehmung aufdrängen, daß einem Feldherrn nach einem glücklich durchgeführten Kriege kaum ein glänzenderer Triumph bereitet werden könnte. Allerdings kamen die Russen nicht in der Richtung des Arc de triomphe de l'Étoile und der Champs-Élysées her, sondern sie passirten zunächst den Bastilleplatz und die Place de la République, auf der sich das Denkmal der Republik mit der Inschrift: Liberté, Égalité, Fraternité erhebt und durch die rund herum verzeichneten Daten an „glorreiche" Tage der französischen Revolution erinnert. Wie man nun auch die Vorgänge vom 17. October auffassen mag, mit der Revolutionsgeschichte der Republik stehen sie jedenfalls nicht im Einklange; als eine interessante Evolution dürfen sie dagegen ohne Weiteres bezeichnet werden.

War der Jubel der Pariser und der zahlreich aus den verschiedenen Départements herbeigeeilten Franzosen beim Einzuge der Russen so enthusiastisch, daß er kaum überboten werden konnte, so ließen es auch die russischen Gäste nicht an Begeisterung fehlen. Ja, es darf auf Grund der bei diesem Anlasse gemachten eigenen Wahrnehmungen darauf hingewiesen werden, daß von den Officieren der Mehrzahl der europäischen Nationen — die Franzosen nicht ausgenommen — eine größere Zurückhaltung beobachtet zu werden pflegt. Es wäre daher durchaus verfehlt, annehmen zu wollen, daß der Enthusiasmus nur ein einseitiger gewesen sei. Mögen skeptische Politiker immerhin behaupten, daß die Franzosen durch ihr ganzes Verhalten bekundet haben, sie würden, sobald der psychologische Augenblick eintreten sollte, ein blindes Werkzeug in den Händen der zielbewußten russischen Staatsmänner sein, so muß doch andererseits betont werden, daß das allerdings leicht erregbare französische Volk den Verzicht der russischen Gäste auf Zurückhaltung in seinem Sinne deuten konnte. Dem Kaiser Alexander III., dessen aufrichtige Friedensliebe als die sicherste Bürgschaft gegenüber den mit ihren Mitteln und Zielen wohlbekannten panslawistischen Bestrebungen gilt, gebührte auch diesmal das Verdienst, durch die stete Hervorhebung der friedlichen Bedeutung seiner Politik im Allgemeinen und des russischen Flottenbesuches im Besonderen wesentlich im Sinne der Beruhigung gewirkt zu haben.

Wird nun aber in Frankreich das Facit aller dieser verschiedenen Feste gezogen, so werden sich die besonnenen Elemente, an denen es jenseits der Vogesen durchaus nicht fehlt, und zu denen insbesondere der Präsident der Republik, Carnot, gezählt werden darf, sicherlich nicht verhehlen, daß das politische Gesammtbild nach den schönen Tagen von Toulon und Paris wenig verändert ist. Das neu geschaffene russische Mittelmeergeschwader ist mit der glücklichsten Inscenirung vor- und eingeführt, die russischen Officiere sind in dem französischen cercle militaire an der Avenue de l'Opéra, sowie von der gesammten Bevölkerung mit größerer Begeisterung gefeiert worden als General Dodds, der Besieger des Königs Behanzin von Dahomeh, in der Hauptstadt empfangen worden ist — im Uebrigen werden die französischen Staatsmänner keinen Zweifel darüber hegen, daß auch dieser Reigen nunmehr verhallt ist, ohne daß irgend welcher Blüthentraum seine Verwirklichung gefunden hat.

Das neue russische Geschwader im Mittelmeer — diese Thatsache muß allerdings bedeutsam erscheinen, obgleich sie sich durchaus nicht im nothwendigen Zusammenhange mit dem Flottenbesuche in Toulon vollzogen hat, vielmehr eine selbständige Maßnahme der russischen Regierung darstellt, die allerdings den Augenblick sehr glücklich gewählt hat. Selbst die Franzosen würden, falls sie nicht eben jetzt gerade in gewissen Vorstellungen befangen wären, in der Schaffung des russischen Mittelmeergeschwaders ein Eindringen in ihre eigene Machtsphäre erblickt haben. Nunmehr aber werden sie den Freunden von Kronstadt und Toulon bereitwillig ihre Häfen zur Verfügung stellen. In England dagegen ist auch von dem auf dem Gebiete der auswärtigen Politik sorg- und energielosen Cabinet Gladstone erkannt worden, daß das Verbleiben der russischen Panzer im Mittelmeere, wie es als dauernde Einrichtung zur Verwirklichung gelangt ist, nicht allzu leicht genommen werden darf. Der Besuch, den das englische Geschwader in italienischen Häfen beinahe gleichzeitig mit dem Verweilen des russischen in Toulon abgestattet hat, ist daher jedenfalls von symptomatischer Bedeutung. England hat auf diese Weise deutlich bekundet, daß es sich in inniger Interessengemeinschaft mit Italien im Mittelländischen Meere befindet, und daß diese Gemeinschaft im entscheidenden Augenblicke auch zum charakteristischen Ausdrucke gelangen könnte. Wie verfehlt daher auch die Annahme erscheinen mag, daß England sich mittelbar dem Dreibunde angeschlossen habe, so darf doch andererseits nicht außer Betracht bleiben, daß Italien, dessen gegenwärtige Machtstellung im Mittelmeere durch das Bündniß mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn gewährleistet ist, auch in England einen Factor erblicken darf, der im eigenen Interesse gegenüber den Expansivbestrebungen Frankreichs nicht versagen würde. Die Position Englands in Aegypten muß allein schon genügen, jedes englische Cabinet zu einem zielbewußten Vorgehen zu bestimmen, sobald Frankreich allein oder in Gemeinschaft mit Rußland seine Machtsphäre zu erweitern bestrebt ist.

Gerade die jüngsten Vorgänge in Marokko haben das allgemeine Interesse auf die vom Mittelmeer bespülten Küsten Nordafrika's von Neuem hingelenkt. Zeigte sich doch, daß anscheinend aus unbedeutendem Anlasse ernstere Verwicklungen dort entstehen können. Zunächst war allerdings nur Spanien betroffen, als am 2. October der Ueberfall der Kabylen auf spanisches Gebiet bei Melilla erfolgte. Diese Kabylen waren jedenfalls echt und nicht wie die Krumirs, mit deren Ueberfällen die Besitzergreifung Tunesiens durch die Franzosen gerechtfertigt wurde, Phantasiegestalten. Die spanische Regierung war daher in ihrem vollen Rechte, als sie zum Schutze ihrer an der marokkanischen Küste gelegenen Besitzungen unverzüglich die erforderlichen militärischen Maßregeln traf, sowie von dem Sultan von Marokko Genugthuung und Sühne für das von seinen Unterthanen vergossene Blut und für den Ueberfall auf spanisches Gebiet verlangte. Mußten die militärischen Maßregeln vor Allem darauf abzielen, weiteren Uebergriffen der Kabylen vorzubeugen, so wird andererseits die Erledigung des Streitfalles, insofern die von dem Sultan von

Marokko zu gewährende Genugthuung in Betracht kommt, jedenfalls geraume Zeit beanspruchen, zumal der Sultan sich auf Reisen im Inneren seines Landes befindet, und bei dem Mangel an Communicationen ein Meinungsaustausch sich nur langsam vollziehen kann. Sicherlich verdient aber das besonnene Vorgehen der spanischen Regierung Beifall, da sie sich keineswegs durch eine erregte Volksstimmung fortreißen ließ und nicht auf die Gefahr hin, die viele Interessen berührende marokkanische Frage jäh aufzurollen, übereilte Entschließungen gefaßt hat. Gerade in Nordafrika muß jetzt von allen betheiligten Mächten im Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens nach Möglichkeit der Grundsatz beherzigt werden: Quieta non movere. Anderenfalls läge die Gefahr nahe, daß sogleich auch die Engländer und die Franzosen auf dem Plane erscheinen, wie denn auch das neue russische Geschwader sich bethätigen könnte. Daß deutsche Interessen in Marokko gleichfalls in Betracht kommen, ist bereits früher hervorgehoben worden, und daß Italien als Mittelmeermacht ersten Ranges nicht zurückstehen dürfte, bedarf keiner weiteren Ausführungen. Vom Gesichtspunkte der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens aus muß daher gewünscht werden, daß die spanische Regierung auch in Zukunft an ihrem maßvollen Vorgehen festhalte.

Bezeichnend ist, daß gerade zu derselben Zeit, in der die Wogen der Aufregung in Frankreich hoch gingen, die ihm benachbarten romanischen Nationen eine anerkennungswerthe Besonnenheit an den Tag legten. Wie dies von Spanien gilt, darf es auch hinsichtlich Italiens hervorgehoben werden. Lag doch für die italienische Bevölkerung der Gedanke nahe, gegenüber den rauschenden Festen in Frankreich das Eintreffen der befreundeten englischen Flotte ebenfalls zu einer Haupt- und Staatsaction aufzubauschen. Gerade die bei aller Herzlichkeit der Beziehungen würdige Zurückhaltung der Italiener zeugt nun dafür, daß der ihnen stets nachgerühmte gesunde Menschenverstand auch im vorliegenden Falle nicht versagt hat. So bleibt nur zu wünschen, daß diese Eigenschaft sich auch in der inneren Politik Italiens bewähre, die durch die gegenwärtigen Finanzverhältnisse eine Complication erfahren hat. Der Conseilpräsident Giolitti hat durch sein ganzes bisher als Leiter der Regierung bewährtes Verhalten gezeigt, daß es ihm mit der Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte voller Ernst ist. Auch konnte er in der zu Dronero gehaltenen großen Programmrede mit Fug hervorheben, daß es gelungen sei, das Deficit wesentlich herabzumindern, daß es aber neuer Steuern bedürfe, um eine dauernd sichere Grundlage für das italienische Finanzwesen zu schaffen. Die von dem Conseilpräsidenten an erster Stelle in Aussicht genommene progressive Einkommensteuer muß unter den obwaltenden Verhältnissen in der That als der angemessenste Ausweg erscheinen, zumal diese Steuer erst von einer bestimmten höheren Stufe des Einkommens an erhoben werden soll. Ueberdies ist Italien gerade mit Steuern, durch welche die ärmere Bevölkerung belastet wird, überbürdet, so daß es als eine Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit bezeichnet werden darf, wenn die reicheren Classen mehr herangezogen werden. Den parlamentarischen Körperschaften wird es nun obliegen, dafür Sorge zu tragen, daß das richtige Maß eingehalten werde. Daß etwas Durchgreifendes geschehen müsse, um den italienischen Staatscredit zu heben, verhehlen sich auch die Führer der in der Opposition befindlichen Parteigruppen keineswegs; nur wollen Crispi und Rudini die von dem gegenwärtigen Conseilpräsidenten vorgeschlagenen Mittel und Wege nicht gelten lassen. Es ist bezeichnend, daß sowohl Crispi als auch Rudini als Sicilianer dem Süden angehören, während der Piemontese Giolitti sich an erster Stelle auf die norditalienischen Abgeordneten stützen kann. Es wäre jedoch verfehlt, aus diesem Grunde von einer schärferen Betonung des regionalismo zu sprechen, da die überwiegende Mehrheit der sicilianischen Abgeordneten bisher treu zu dem Conseilpräsidenten gehalten hat. Auch drängt sich die Annahme auf, daß Crispi und Rudini sich bei ihrer Opposition zumeist durch den Wunsch bestimmen lassen, selbst die Leitung der Regierung zu übernehmen. Dieses: ôte-toi

de là que je m'y mette ist insbesondere in der Kundgebung Rudini's zur Erscheinung gelangt. Wenig angemessen ist es im Hinblick auf die internationalen Verhältnisse, wenn Rudini unter Anderem in der Herabsetzung des Militärbudgets den geeigneten Ausweg erblickt, während Giolitti bei voller Wahrung der italienischen Wehrkraft die Einführung neuer Steuern für geboten erachtet. Die Großmachtstellung Italiens erfordert, daß es für alle Eventualitäten gerüstet sei. Auch würde es der Würde des Landes wenig entsprechen, falls es mit Rücksicht auf seine Position im Dreibunde — um an einen früher vom Fürsten Bismarck in einem anderen Zusammenhange, insbesondere nicht mit Beziehung auf Italien angewendeten drastischen Ausdruck zu erinnern — dieses Bundesverhältniß als das Piedestal benutzen wollte, von dem herab es Großmacht spielen kann. Eine solche Gefahr für Italien selbst liegt jedoch nicht vor; vielmehr hat die Bevölkerung dieses Landes gerade bei jeder Gelegenheit bewiesen, daß, sobald es die Erfüllung patriotischer Pflichten gilt, kein Opfer für zu schwer erachtet wird. So wird auch jetzt der ernste Wille nicht fehlen, die bestehenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Wissen die Italiener doch sehr wohl, daß insbesondere in Frankreich die Erwartung gehegt wird, die Tripelallianz könne durch die finanziellen Verhältnisse Italiens eine Einbuße erfahren. Hieraus erklärt sich auch der Kampf, der gegen die italienischen Werthpapiere von französischer Seite eingeleitet worden ist. Nur wird sich die Annahme, wie gehofft werden darf, als trügerisch erweisen, nach der Italiens Stellung als Großmacht durch den angekündigten angeblichen finanziellen Niedergang des Landes erschüttert werden soll. Wie das italienische Herrscherhaus in strenger Pflichterfüllung stets die Richtschnur seines hohen Berufes erblickt hat, wird auch das italienische Volk die Errungenschaften nicht aufs Spiel setzen, die, von den hervorragendsten Männern des Landes vorbereitet, am 20. September 1870 mit dem Einzuge der italienischen Truppen in Rom besiegelt und bekräftigt worden sind.

Der thatsächlichen und moralischen Unterstützung von Seiten Deutschlands dürfen sich die Italiener jedenfalls versichert halten. In einem allem Anscheine nach autorisirten Artikel ist denn auch darauf hingewiesen worden, daß die gegenwärtige Finanzverwaltung Italiens mit Ziffern den Nachweis führen könne, daß sie auf der Grundlage des bisher von ihr befolgten Programms bisher schon die Erfolge errungen hat, die man in Anbetracht der vielen Schwierigkeiten zu erwarten berechtigt war, Schwierigkeiten, die sich jeder Finanzverwaltung in gleichem Maße entgegenstellen würden. Zugleich wird betont, daß der frühere Conseilpräsident Rudini selbst in dem an seine Wähler gerichteten Briefe erkläre, es müßten Opfer verlangt werden, um das Wiederaufblühen der Nationalwirthschaft zu ermöglichen, wie denn auch in weiteren Kreisen des italienischen Volkes die Erkenntniß reife, daß solche Opfer nothwendig seien. Eine Einigung aller politischen Kräfte Italiens zu dem gemeinsamen Zwecke der besten Lösung der Aufgabe würde aber, wie hinzugefügt werden darf, nicht bloß den Interessen des ganzen Landes, sondern auch denjenigen der Parteiführer Crispi und Rudini entsprechen, da diesen beiden Persönlichkeiten andernfalls der Vorwurf gemacht werden könnte, daß sie ihre ehrgeizigen Bestrebungen hinter der Salus publica nicht zurückstehen lassen wollen. In Italien, wo die wenig wohlwollenden Aeußerungen der französischen Presse mit Recht die ohnehin bestehende Verstimmung noch verschärft haben, wird die sympathische und anerkennende Kundgebung eines der deutschen Reichsregierung nahestehenden Organs jedenfalls im besten Sinne wirken, wenn es daselbst heißt: „Weit bedeutsamer für die wirthschaftliche und finanzielle Lage des Landes ist aber das Vertrauen, mit welchem, unter dem Schutze des waffenstarken Bundes dreier Reiche, jedes productive Unternehmen in die Zukunft blicken, und eine von außen her durch nichts gehemmte und gestörte Entwicklung in Aussicht nehmen kann. Unter dieser Voraussetzung gewinnt das einst vom politischen Italien gesprochene Wort: L'Italia farà da se für das wirthschaftliche Italien eine neue, ermuthigende Bedeutung."

Wie der europäische Friede in Italien eine feste Stütze findet, darf dieses in der That auch im Hinblick auf sein Bündniß mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn der Zukunft ruhig entgegensehen, da auch England selbst ohne geschriebenen und paraphirten Vertrag niemals dulden würde, daß das Gleichgewicht im Mittelländischen Meere zu Ungunsten Italiens und mittelbar Englands verschoben werde. Vom Gesichtspunkte der Befestigung der italienischen Verhältnisse konnte auch der Ausgang der Ministerkrisis in Oesterreich jenseits der Alpen mit Genugthuung aufgenommen werden. Ist doch der Leiter des neu gebildeten Cabinets, Fürst Alfred Windischgrätz, jeder Zeit mit Entschiedenheit den Anwandlungen entgegengetreten, die in irgend welcher Form auf die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes abzielten. Als im Jahre 1891 in der österreichischen Delegation eine derartige Resolution zur Erörterung gelangte, war es Fürst Windischgrätz, der mit anerkennenswerther Loyalität und Energie betonte, diese Angelegenheit könne lediglich durch das mit Oesterreich-Ungarn verbündete Italien selbst entschieden werden. Der nationale Gedanke habe Italien geschaffen, und Oesterreich habe nicht die Aufgabe, sich dieser Thatsache zu widersetzen. Auch die Deutschen in Oesterreich dürfen mit der Berufung des neuen Ministerpräsidenten zufrieden sein, wie er denn von Anfang an Gewicht darauf legte, daß der bewährte Führer der Deutschen, Plener, in das Cabinet eintrete. Plener, der die Leitung des Finanzministeriums übernommen hat, verbürgt durch seine ganze Vergangenheit die Wahrung der deutschen Interessen in der neuen Regierung. Hervorgehoben zu werden verdient, daß Fürst Windischgrätz selbst aus Anlaß des böhmischen Ausgleichs auf dem Landtage in Prag die unverbrüchliche Erfüllung der den Deutschen gemachten Zusagen verlangte. Da von den bisher dem Ministerium angehörenden Mitgliedern vier in dem neu gebildeten Cabinet verbleiben, darf angenommen werden, daß dieses über eine geschlossene parlamentarische Mehrheit verfügen wird, zumal neben dem Justizminister, Grafen Schönborn, auch der Vertrauensmann der conservativen Partei, Graf Falkenhayn, als Ackerbauminister auf seinem Posten verbleibt. Von den neuen Mitgliedern des Cabinets erregt insbesondere der Unterrichtsminister Madejski Interesse, der zu den freisinnigsten polnischen Abgeordneten gehörte und stets für das gemeinsame Wirken mit den Deutschliberalen eintrat. Hatten die Polen ursprünglich die Ernennung eines anderen ihrer Parteigenossen, Bobrzynski, für diesen einflußreichen Posten verlangt, so spricht ihre Nachgiebigkeit hinsichtlich der Ersetzung des den Deutschliberalen nicht genehmen Candidaten durch einen diesen ebenso sympathischen wie begabten Parlamentarier dafür, daß ein friedliches Zusammengehen der staatserhaltenden Parteien in Oesterreich erwartet werden darf.

Die auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns wird durch die jüngste Ministerkrisis in Oesterreich in keiner Weise berührt. Gegenüber gewissen Phantasien der dem Dreibunde feindseligen Blätter genügt es, auf den Besuch hinzuweisen, den Graf Kalnoky am 15. November dem Könige Umberto in Monza abgestattet hat. Obgleich dieser Besuch, sowie die Zusammenkunft des Grafen Kalnoky mit dem italienischen Minister des Auswärtigen, Brin, durch keinen bestimmten politischen Anlaß herbeigeführt worden ist, darf doch die Bedeutung dieser Vorgänge im Sinne der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens nicht verkannt werden.

Literarische Rundschau.

Aus dem Humboldt-Haus in Tegel.

Gabriele von Bülow Tochter Wilhelm's von Humboldt. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm's von Humboldt und seiner Kinder (1791—1887). Mit zwei Bildnissen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1893.

Es sind heute genau vierzig Jahre verflossen, seit aus dem Schlößchen am Tegeler See, das anderthalb Jahrzehnte lang die bedeutsamsten Geistesschöpfungen Wilhelm's von Humboldt werden sah, dem deutschen Volke die letzte literarische Gabe des großen Staatsmannes und Gelehrten: ein posthumer Band Sonette geboten wurde; gleichsam das poetische Tagebuch des einsam lebenden Mannes, nach langer bewegter Existenz auf dem hohen Meer der großen Politik. Seitdem versiegte der Quell literarischer Production unter den hohen Bäumen des Parks von Tegel, nicht aber des edelsten Geisteslebens im Kreise der Humboldt'schen Familie, die sich in zweiter und dritter Generation daselbst heimisch gemacht und unter Führung der Lieblingstochter und Geisteserbin Humboldt's, Gabriele, verehelichten von Bülow, die großen Traditionen der Familie in pietätvoller Treue pflegte. Davon gibt uns heute beredtestes Zeugniß das vorliegende Buch; es erneuert die Verpflichtung zur Dankbarkeit, welche das deutsche Volk dem geistigen Dioskurenpaar, Wilhelm und Alexander, seit einem Jahrhundert schuldig geworden, indem es den lange gehegten Wunsch nach Veröffentlichung der Schätze des Humboldt'schen Familienarchivs in schönster Weise erfüllt.

Der Inhalt des starken Bandes kann auf wenigen Blättern nur angedeutet werden; er umfaßt die ganze Geschichte des Hauses Wilhelm's von Humboldt bis ins dritte Glied, begreift ein volles Jahrhundert, anhebend vom Jahre 1791, wo der junge Legationsrath von Humboldt die Hand der schönen und geistvollen Caroline von Dacheröden, der Freundin Schiller's und der Wolzogen-Lengefeld'schen Familie, gewann, und schließend mit dem Tode seiner hochbetagten edlen Tochter Gabriele, Wittwe des im Jahre 1846 verstorbenen Ministers von Bülow. Zwischen diesen beiden Endpunkten entfaltet sich vor dem Leser das Bild einer glücklichen, in Liebe eng verbundenen, allzeit im Höchsten lebenden Familie, getragen von der allgemeinen Verehrung, mit den Besten ihrer Zeit innig verbunden, heiter und liebenswürdig im Glück, standhaft und gefaßt im Unglück — ein Bild das auf den sinnenden Leser nicht anders als erhebend und innerlichst erquickend wirken kann.

Nach den ersten auf Reisen in Frankreich und Spanien verlebten Ehejahren siedelte die Familie, da Wilhelm von Humboldt zum Ministerresidenten am päpstlichen Stuhl ernannt worden war, nach Italien über und verlebte in Rom und Umgegend die Jahre 1802—1810, ein Aufenthalt und Lebensabschnitt, reich an

künstlerischen Genüssen, aber auch vielfach sorgenvoll durch schwere Erkrankungen in der Familie, und tief schmerzlich durch den Tod zweier geliebter Kinder, die am Monte Testaccio, fern vom deutschen Vaterlande ihre Ruhestätte finden mußten. — Den einzig zureichenden Trost boten den Eltern die an Geist und Körper sich gleich reizend entfaltenden, ihnen verbliebenen Kinder, unter ihnen die jüngste Tochter Gabriele (geb. 1802), „ein Engel an Sanftheit und Schönheit".

Der Umschwung der politischen Verhältnisse, die Gefangenschaft des Papstes und seine Ueberführung nach Frankreich (1809) machte Humboldt's amtliche Stellung in Rom hinfällig; er ging behufs Einholung weiterer Instructionen nach Deutschland; die Seinen blieben, erwartend, was ihnen beschieden sein würde, in Italien zurück. Der Briefwechsel zwischen den Ehegatten wie zwischen Vater und Töchtern gehört zum Hübschesten und Anmuthigsten, was man lesen kann.

Auf den Ruf Humboldt's siedelte die Familie 1810 nach Wien über, um nun während der für Deutschland entscheidenden Jahre 1810—1814 dauernd hier zu bleiben. Welche hochbedeutsame Thätigkeit Wilhelm von Humboldt in jener Zeit entwickelt hat, ist bekannt. Sein Haus, bestellt durch die geistvolle, geradezu gelehrte Hausfrau und reizend erblühende Töchter, bildete in Wien bald — wie in Rom — den Mittelpunkt eines Kreises von Menschen, die recht eigentlich die Träger der Geschicke Deutschlands werden sollten; es knüpften sich Freundschaftsverhältnisse fürs Leben an, und auch die Liebe fehlte nicht. Es fanden sich hier die Herzen Adelheid's, der zweitältesten Tochter, und August's von Hedemann, des Prinzen Wilhelm von Preußen liebenswürdigen und sehr tüchtigen Adjutanten, ein Verhältniß, das sich zur glücklichsten Ehe gestalten sollte.

Zu Ende 1814 nahm die Familie von Humboldt ihren Aufenthalt in Berlin, für kurze Zeit nur, da der Hausherr zum Bundestagsgesandten ernannt wurde, und die Seinen mit sich nach Frankfurt führte. Hier knüpfte sich das Herzensband zwischen Humboldt's Lieblingstochter Gabriele und dem jungen aus Mecklenburg stammenden Gesandtschaftsattaché Heinrich von Bülow. Um diese Zeit aber ward Humboldt als Botschafter nach London entsandt, und Bülow mußte ihn begleiten. Ein Briefwechsel (der uns, gegenüber dem Tone, der unserer Zeit eigen ist, in seiner Zartheit und Innigkeit fast fremdartig anmuthet,) muß die Liebenden für die Trennung einigermaßen entschädigen. Denn zunehmende Kränklichkeit der Frau von Humboldt wollte eine Uebersiedelung in die Nebelatmosphäre von London nicht gestatten; auf ärztliche Anordnung gingen Mutter und Töchter noch einmal nach Italien, um dort die Zeit der Trennung unter heitererm Himmel und in sanfterem Klima zu verleben. Bewegten Herzens wurden in Rom alle die Oertlichkeiten, die ihrer Erinnerung theuer waren, von Mutter und Töchtern wieder aufgesucht, und an der Pyramide des Cestius flossen über zwei kleinen Gräbern schmerzlich-süße Thränen des Wiedersehens. — Bald waren sie wieder heimisch in der theuren Stadt, selbst im alten Quartier „bei den guten Buti's", einem schlichten, meist von Künstlern bewohnten Bürgerhause, und in der Pflege der braven Wittwe Buti und ihrer vier trefflichen Töchter. Hier fühlte Caroline sich wunderbar wohl, in einfachster Umgebung. Ihre drei Treppen hoch belegenen Zimmer befanden sich im simpelsten Zustande, die Fußböden von Backsteinen und schadhaft, die Wände nur mit Kalkfarbe getüncht. Man sah, wie die Malerin Louise Seidler erzählt, weder Vorhänge, noch einen Schreibtisch, noch ein Sopha. Das ganze Mobiliar bestand aus Strohstühlen, mit Oelfarbe angestrichenen Tischen und Commoden, sowie zwei kleinen Toilettespiegeln. Die daheim durch jede Bequemlichkeit verwöhnte Frau (selbst Besitzerin von drei Rittergütern) aß mit der ganzen Hausgenossenschaft — darunter der Maler Schadow und der große Thorwaldsen — in dem Wohnzimmer der Vermietherin, welches gleichzeitig als Waschküche und für sonstige häusliche Zwecke diente, hielt trotz ihrer schonungsbedürftigen Gesundheit keine Equipage und empfing in ihren schlichten Räumen allabendlich die beste Gesellschaft: Künstler, Gelehrte, vornehme Römer, Fremde aller Art. Da traf

man Canova und Wach, Frau von Schlegel und Cardinal Consalvi, die Hofräthin Herz und den Kronprinzen von Bayern, die Maler Overbeck und Cornelius, Rauch und Thorwaldsen, Frau von Ramdohr und die Brüder Veit, Rühl, Agricola und Vogel, sowie Alles, was an Fremden Bedeutendes Rom passierte. Dabei bewies sich Frau von Humboldt wie eine Mutter für alle besseren Künstler, und versäumte nie, wo sie von einem entstehenden Kunstwerke hörte, dasselbe zu sehen. Befand sich der Schöpfer desselben in drückender Lage — in Rom keine Seltenheit — so kaufte sie selbst oder vermittelte beim Landesherrn des Künstlers oder wo es sonst möglich war, den Ankauf des Werkes, wirkte Stipendien und Pensionen, Reise- und Studiengelder aus und war überall die ersehnte, wohlthätige Fee der Künstler.

Mit hohem Ernst leitete sie hier ihre Töchter in tieferes Verständniß für Kunst und Wissen, vermittelte ihnen die besten Lehrer und Leiter, wo ihre Kraft versagte, und gestaltete deren inneres Leben so reich und schön, wie die unvergleichliche Umgebung von Kunst und Natur und der Umgang vorzüglicher Menschen es nur irgend möglich machte. Auch waren die Töchter von einem Wissensdrange erfüllt, der sie jede Minute für ihre Geistesbildung benutzen ließ. Ob beispielsweise *heute* noch eine glückliche Braut für ihre Geistesbildung Zeit und Bedürfniß haben würde, neben allen anderen, den Tag füllenden Studien, wie Gabriele that, *sämmtliche zehn Bände von Becker's Weltgeschichte* ernstlich und gewissenhaft durchzuarbeiten, darf billig bezweifelt werden.

Erst das Jahr 1819 machte eine Wiedervereinigung mit dem Familienvater möglich, dasselbe Jahr, welches für Wilhelm von Humboldt die Entlassung aus dem Staatsdienste brachte. Seine sittliche Empörung über die schmachvollen Carlsbader Beschlüsse, seine heftige Anklage gegen den Vermittler derselben, Grafen Bernstorff, seine enge Verbindung endlich mit den beiden liberalen Ministern von Boyen und von Beyme ließen ihn dem Staatskanzler Hardenberg so unbequem, ja gefährlich erscheinen, daß dieser bei dem leicht eingeschüchterten und stets argwöhnischen Könige die Entlassung Humboldt's beantragte und durchsetzte. Die Familie zog sich nun nach Tegel zurück, das fortan — und bis zu seinem im Jahre 1835 erfolgenden Tode — der Lieblingssitz des edlen Staatsmannes und Gelehrten bleiben sollte.

Im Jahre 1821 wurde Bülow als wirklicher vortragender Legationsrath nach Berlin berufen, und der ehelichen Verbindung der Liebenden stand nichts mehr im Wege. — Jahre reinsten Glückes folgten; dann führte im Jahre 1827 Bülow's Ernennung zum Gesandten in England eine kurze Trennung und weiterhin eine Uebersiedelung Gabrielens nach London herbei, wo Bülow fortan Preußen bis zum Jahre 1840 vertrat.

Unter den günstigsten Auspicien trat Gabriele in die Londoner große Welt ein; vom ersten Augenblick, so zu sagen, gewann sie namentlich die innige Zuneigung der Herzogin Adelheid von Clarence (deren Gemahl zwei Jahre später, als Wilhelm IV. den englischen Thron bestieg) und damit gesellschaftlich eine so ausgezeichnete Stellung, wie keine der übrigen Diplomatenfrauen. Mit großer Lebendigkeit und reizendem Humor schildert sie in Briefen an die Eltern und Geschwister ihre Erlebnisse in der Gesellschaft, die Sitten und Gebräuche derselben, und man kann sich denken, wie der für Scherz sehr empfängliche Vater und die Schwester „Adel" gelacht haben mögen, als sie einen „Rout" beim Herzog schildert, wo man vor Menschheit nicht habe gehen können; wo ganze Familien Arm in Arm den ganzen Abend wie eine Wand gestanden; wo die Herren, in fürchterlicher Enge, entschlossen ihre Hüte auf den Kopf gesetzt, und sie selbst — Ehepaar Bülow —, die Herzogin-Wirthin zum Abschiednehmen suchend, den Herzog Clarence völlig erschöpft in einer kleinen Stube, wo die Tassen aufgewaschen wurden, hinter der Thür sitzend gefunden hätten. Alle Welt, und vor Allem der herzogliche Hof, nahm innig Theil, als die junge Gesandtin im Jahre 1829 den unaussprechlich

bitteren Schmerz des Verlustes der Mutter erfuhr. Caroline entschlief am 26. März 1829. Die letzten Briefe zwischen Mutter und Tochter, und nach der Katastrophe den Gedankenaustausch zwischen Tochter und Vater kann man nicht ohne tiefe Bewegung lesen.

Erst das Jahr 1833 brachte ein Wiedersehen Gabrielens mit dem geliebten Vater, dessen Anblick — er war furchtbar gealtert und greisenhaft gebeugt — auf die Tochter erschütternd wirkte. Sie trennte sich bis zu seinem Tode, der zwei Jahre später (8. April 1835) eintrat, nicht mehr von ihm. Das Hinscheiden des großen Staatsmannes und Gelehrten ward in weiten Kreisen, wie viel mehr im Schoß der Familie schmerzhaft empfunden: „Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen noch so viel Thränen hätten!“ schreibt Alexander von Humboldt an Varnhagen.

Noch auf ein Jahr ging Gabriele nach England zurück, wo Bülow nach dem Tode Wilhelm's IV. auch bei der jungen Königin Victoria beglaubigt wurde; seine Mittheilungen über den neuen Hof, die vortreffliche Haltung der jugendlichen Majestät beim Lever, beim Parlamentsschluß, beim Diner in Windsor, und wiederum über die unceremoniöse Heiterkeit, mit der sie auf ihrem Zimmer mit ihren beiden Hoffräulein ausgelassen fröhlich umher getanzt, enthalten viel Anmuthiges und Lesenswerthes.

Die Erziehung der Töchter, der Confirmationsunterricht ꝛc. bestimmten die Eltern, ihren Kindern das Opfer einer abermaligen Trennung zu bringen. Bülow kehrte von einer gemeinsamen Urlaubsreise allein nach England zurück; aber diese Zeit (1837—1841) sollte für ihn verhängnißvoll werden. Seine Gesundheit hielt den außerordentlichen Anstrengungen einer Amtsperiode, die von den allerschwierigsten und aufregendsten politischen Angelegenheiten, wie beispielsweise die holländisch-belgische Auseinandersetzung, erfüllt war, nicht Stand. Ueberarbeitung und die peinliche Nothwendigkeit, trotz leidenden Körpers ein aufreibendes Gesellschaftsleben zu ertragen, warfen ihn aufs Krankenbett, ließen einen längeren Urlaub unerläßlich erscheinen. Er kehrte im Jahre 1841 nach Berlin zurück. Hier empfing ihn Freude und Leid in gleichem Maße: eine Tochter, Therese, im Sarge, eine zweite, Gabriele, als Braut — die Gattin, wie erlöst von unendlicher Sehnsucht nach seiner Gegenwart, aber körperlich wie seelisch durch den Verlust der Tochter tief erschöpft.

Für seine schwer erschütterte Gesundheit viel zu bald, schon nach wenig Monaten, mußte Bülow als Bundestagsgesandter wieder aufbrechen, und, kaum in Frankfurt eingearbeitet, nach Berlin eilen, um hier das Ministerium des Auswärtigen zu übernehmen — in eine Welt von Sorgen und Aufregungen gedrängt, verlor er den letzten Rest von natürlicher Widerstandskraft, und auf der Reise nach dem Rhein, wo die Königin von England zu einem Besuch Friedrich Wilhelm's auf Schloß Stolzenfels erwartet wurde, brach er zusammen. Eine schwere Affection des Gehirns führte, fortschreitend, Umnachtung des Geistes herbei, und zu unaussprechlichem Jammer Gabrielens starb er dahin, stumpf, theilnahmslos, der Seinen nicht achtend, die Geliebten nicht mehr erkennend. Am 6. Februar 1846 erlosch das schwach flackernde Lebenslicht, das einst so herrlich geleuchtet.

Um mehr als vier Jahrzehnte war es der edlen Wittwe beschieden, den unvergeßlichen Gatten zu überleben, zu betrauern. In hoher Seele gefaßt, trug sie würdevoll ihr schweres Loos. Um die Allverehrte, zu höchstem Alter Gelangende, wuchs eine neue Generation von Enkeln und Urenkeln auf; ihr starben Schwester, Tochter, Schwiegersohn und Enkel, ihr starben die theuren Schwäger General Hedemann und Alexander von Humboldt — die Gräber unter Thorwaldsen's „Esperanza“ in Tegel mehrten sich unablässig — die hochsinnige Greisin hielt sich aufrecht bis zuletzt. — Aus den höchsten Kreisen, zumal von der kaiserlichen Familie selbst, empfing sie Beweise niemals ermüdender Theilnahme; das stille Tegel sah bald dieses, bald jenes Mitglied des Herrscherhauses zu traulichem Besuch einkehren.

Eine große Freude, die größte ihres Alters, war der Greisin an ihrem einundachtzigsten Geburtstag noch beschieden: die Enthüllung der Humboldt-Denkmäler vor der Berliner Universität. Liebevoll begrüßt und beglückwünscht von Kaiser Wilhelm I., schritt sie am Arme des Kronprinzen zu den Monumenten und legte, umtost von brausenden Hochrufen des Volkes, Lorbeerkränze zu den Füßen des Vaters und des Oheims nieder.

Und nun dunkelte allgemach auch für sie, die „Urmutter", der stille, ruhebringende Abend herein. Umgeben von ihren Lieben, entschlief sie in der zweiten Nachmittagsstunde des 16. April 1887; aber im Andenken, das sie hinterlassen, in ihren Briefen und diesem schönen Buch, das ihr Leben erzählt, wird sie selber fortleben, ein echtes Glied jenes Kreises der Humboldt, von welchem ein so unermeßlicher Einfluß auf die Bildung unseres Volkes ausgegangen und auf welchen Goethe's Wort so schön paßt, daß, was ein guter Mensch erreichen kann, nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen sei:

„Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam, als er lebte:
Die gute That, das schöne Wort,
Es wirkt unsterblich, wie er sterblich strebte."

Ludwig Ziemssen.

Aus Gottfried Keller's Nachlaß.

Gottfried Keller's nachgelassene Schriften und Dichtungen. Berlin, W. Hertz. 1893.

Meister Gottfried hat einmal gewettert: „Verdorren soll die Hand, die den ersten Grünen Heinrich hervorzieht!" und als ein Dichter, der keine Schnellfertigkeit und keine Selbstverhätschelung kannte, schon in einem Jugendaufsatz launig geklagt: „Wie manches Blatt Papier, welches man in ‚guter Stunde' vollgeschmiert, kommt einem nach einem halben Jahre so schauerlich vor, daß man vor sich selbst in die Erde kriechen möchte, roth wie ein Krebs, und dem Himmel dankt, daß man selbst und nicht etwa ein Nachlaßherausgeber hinter die Sache gekommen ist!" Aber wie er selbst an Ueberarbeitung, Ergänzung, Sammlung kleinerer Schriften dachte, so ist von ihm seit den grünsten Tagen ein Keller-Archiv aufgestapelt, treuer Hut überwiesen und daraus nun, nach „bekannten Verumständungen" des Erbstreites, dieser schöne Band autobiographischer, ästhetischer, politischer, dichterischer Gaben durch den berufensten Verwalter zu Tage gebracht worden. Ganz neu für weitere Kreise; ein köstlicher Verein bekannter und unbekannter Opuscula für den, der schon in schweizerischen und reichsdeutschen Zeitschriften Umschau gehalten und, dank Bächtold's Lesebuch, mit Keller am Mythenstein gestanden hat. Keller dachte nicht wie Otto Ludwig mit der Feder. Er ließ Begonnenes wohl viele Jahre liegen oder schrieb endlich nieder, was ohne weitere schriftliche Entwürfe sich sehr allmälig in ihm gestaltet und verdichtet hatte. Manches, was ihm unbehaglich war und keine Nachfahren beirren sollte, mag die Flamme verzehrt haben. Unsere Erwartung mehrfacher dramatischer Skizzen und Fragmente, eines „Savonarola" z. B., ist getäuscht worden. In den fünf Berliner Jahren, als der „Grüne Heinrich" Gestalt oder Uniform gewann, das erste Fähnlein der Seldwyler marschfertig wurde, das „Sinngedicht" und die Legenden keimten, war Keller doch vornehmlich auf dramatische und dramaturgische Thaten aus. Nun erhalten wir ein Bruchstück des Trauerspiels „Therese", expositionslos, aber ungefähr mittelst knapper Uebersichten, die von 1849 bis in die siebziger Jahre reichen, zu ergänzen, allmälig aus antipietistischer

Tendenz zu rein seelischen Kämpfen der eifersüchtigen Leidenschaft einer Frau für den Bräutigam ihrer Tochter herausgehoben, monologisch-lyrisch, ohne straffe Führung. Keller hatte keinen Beruf zum Drama, dessen geschlossene Kunstform seiner Lust, auf vielverschlungenen Wegen anzuhalten, auszurasten, sich auch einen Privatspaß zu machen, widerstrebte. Als Romantiker und als Schweizer verfolgte er, nicht in eigenen Versuchen, das Ideal eines Volksschauspiels. Dem Berliner schien die Localposse einen neuen Aristophanes von fern zu zeigen; daheim knüpfte er seine Hoffnungen an die festlichen Aufzüge und Spiele: wie im „Grünen Heinrich", so 1860 in dem Aufsatz „Am Mythenstein", der Schiller-Feier gewidmet. Dieses Kleinod deutscher Art und Kunst ist zugleich ein Meisterstück farbensatter Schilderung, ein gedankentiefes Programm und ein eidgenössischer Ehrenbürgerbrief für den Schöpfer des „Tell". Schiller habe die Schweiz mit geistigem Auge gekannt wie kein Reisender mit den Augen des Leibes, und Keller spottet sehr überlegen der fahrenden Dichter, die jeden Thaler „verrutschen". Er selbst ist nach der Münchener Malerzeit und den Heidelberger und Berliner Lehrjahren seit 1855 ein seßhafter Züribieter geblieben, und erst nach langer, von ihm als wohlthätig gepriesener Pause aus dem politischen Staatsschreiber wieder ein poetischer Staatsschreiber geworden. Den lärmenden Radicalismus seiner Jugendlyrik hatte er schnell ausgetrieben, von Jungdeutschland kein literatenhaftes Absprechen in Religion, Politik und Kunst angenommen. Ein fester, freisinniger Schweizer, setzt er sich in fünf Berliner Kritiken mit Jeremias Gotthelf auseinander, dem Pfarrer und dem Dichter, dem verhaßten „Schreckteufel" und dem großen Epiker, seinen sprachlichen Unarten und seiner Stilkraft. Er wollte sie später in einen Aufsatz zusammenarbeiten, aber auch dies Ringen und Auf- und Abwogen hat den größten Reiz. Von eigenen Volkserzählungen hat er nur die „Sieben Aufrechten" aus Auerbach's Kalendern in die „Leute von Seldwyla" eingehen lassen; die „Verschiedenen Freiheitskämpfer", eine warnende Geschichte aus der Franzosenzeit, sind trotz der meisterlichen Darstellung des Sergeanten mit seinem lasciven Tornisterspielzeug kein freies, rundes Kunstwerk geworden, und der „Wahltag" ist eine verhaltene Parlamentsrede, freilich so schlicht und kernig, wie man sie selten hört. In Keller waltete mittelbar und unmittelbar ein starker schweizerisch-erziehlicher Drang. Bächtold ruft nun auch für uns den Staatsschreiber des weltfrommen „Bettagsmandates" zum Wort und gibt im Anhang reiche Proben von Keller's Ordnungs- und Rechtssinn, seinen deutsch-schweizerischen Bekenntnissen. Auch die Amtssprache hat nichts Kanzleihaftes, sondern das Blanke, Markige, Unverbrauchte der Landskraft, aber der individuelle Stil ist hier auf den Gemeindeton gestimmt und verzichtet auf all' die Bilderfülle, Flüge und Schnurren des Dichters; sowie Keller einen Nachruf auf Escher ganz lapidar hält, den seligen Schnyder aber mit allerliebsten Anekdoten vergegenwärtigt, oder beim alten Niclaus Manuel in den Geist des sechzehnten Jahrhunderts eintaucht, mit F. Th. Vischer hingegen, als dem lebenden Freunde, Gedanken über Shakespeare und Goethe austauscht. Prachtvoll hat er diesen Genossen in einem Rückblick vor uns hingepflanzt: eine Straßenscene, wo der Aesthetiker den ganzen Mann zeigt. Auch auf „Kunstreischen" dürfen wir ihn begleiten; schade nur, daß der Aufenthalt bei Böcklin so kurz ist ... Zu den kleinen autobiographischen Aufsätzen wird uns Bächtold nun die große Lebensgeschichte mit vielen Briefen bescheren, und es ist ein schönes Vorrecht der „Deutschen Rundschau", aus diesem Schatze zuerst schöpfen zu dürfen.

Erich Schmidt.

Weihnachtliche Rundschau.

ϱ. **Eduard Mörikes gesammelte Schriften.** Erster Band: Gedichte. Achte Auflage. — Zweiter Band: Erzählungen. — Dritter und vierter Band: Maler Nolten. Dritte überarbeitete Auflage. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1889. 1890.

Wir wüßten kein schöneres Weihnachtsgeschenk als diese vier Bände Mörike, deren unvergleichlich poetischer Gehalt sich in einer modesten Hülle birgt, mit keinem anderen Goldschmuck, als dem einer lorbeerumkränzten Leier. Wie wenig hat der Dichter uns gegeben, wenn wir es nach Umfang und Seitenzahl berechnen, und wie viel dennoch, was ersten Ranges ist. Die Realitäten eines gemüthlichen Kleinlebens mit seiner Phantasie, wie mit einem Zauber umspinnend - wir verweisen hier, unter so Vielem, nur auf den „alten Thurmhahn" — ist Mörike Meister im Märchen, im Idyll, im Lied und hat Unvergängliches in allen drei Gattungen geschaffen, deren Elemente jedoch nicht gesondert in ihm auftreten, sondern sein eigentliches Wesen bilden. Die Wirklichkeit hat für ihn etwas Märchenhaftes, was in seinen früheren Novellen unvermittelt, in seiner letzten „Mozart auf der Reise nach Prag" in abgeklärtem Licht erscheint. Der „Maler Nolten" ist ein Jugendwerk, mit dessen Neubearbeitung sich der Dichter trug, ohne sie ganz zu vollenden, aber auch in seiner vorliegenden Gestalt, wie der pietätvolle Herausgeber (Julius Klecker) sagt: „ein Kleinod unserer höheren Erzählungskunst." In der „Idylle am Bodensee" meint man das Herz des Dichters für sein schwäbisches Land schlagen zu hören. Ein treuer, liebevoller Interpret seiner heimathlichen Welt, ihrer Sitten und Sagen, ihres kernigen Humors, naiv und schalkhaft, wie das Volk selber, hat er hier die „ländliche Muse", nach Vossens Vorgang, in das Gewand behaglicher Hexameter gekleidet. Doch viel ist in ihm von dem feinen epigrammatischen Geist der griechischen Idyllen- und Lieder-Dichter, deren zwei (Theokrit und Anakreon) er musterhaft übersetzt hat, und Nichts ist reizender, als diese Vermählung einer exquisiten Kunst mit der naiven Empfindungs- und Ausdrucksweise des kleinbürgerlichen Verkehrs. In strenger Kritik hat also jedes seiner Gedichte, auch das scheinbar einfachste, jenes Maß von classischer Vollendung erhalten, das vielleicht nur von Kennern ganz verstanden und gewürdigt werden kann. Aber zarter, inniger, als Mörike, hat kein Anderer aus der deutschen Volksseele geschöpft, und wenige Gesänge werden unauslöschlicher, als z. B. „Schön-Rohtraut" oder „Das verlassene Mägdlein" (Früh, wenn die Hähne kräh'n) darin haften.

Nicht minder wird unter seinen Prosadichtungen vor allen das Märchen vom „Stuttgarter Hutzelmännlein", mit der eingewobenen „Historie von der schönen Lau", stets das Entzücken der Leser sein, die gern einmal aus den Banalitäten des Tages sich zu den freien, lichten Höhen einer anmuthigen Kunstübung erheben mögen. Dichter, wie dieser einer war, werden in ihrer stillen Hoheit fortleben, wenn der mißtönige Lärm längst verhallt ist, der das Häßliche jetzt als das einzig Natürliche proclamirt; sie hatten einen anderen Begriff von dieser Natur, deren Gesetze sie mit Ehrfurcht erfüllten, und von ihrem Beruf, der sie zuerst lehrte, sich erkennen und dann, in den Schranken ihres Talentes, das Vollkommene leisten, wie Mörike von Theokrit singt:

— dich kränzte Kalliope selber, Aber, bescheiden, ein Hirt, bleibst Du der Flöte getreu.

Sehr willkommen als Zugabe zu den gesammelten Schriften ist der „**Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike,** mitgetheilt von Jakob Bächtold", der, wie die Leser sich erinnern werden, zuerst in der „Deutschen Rundschau" (1889, Bd. LVIII, S. 41 ff.) erschienen ist und hier in einem hübschen Einzeldruck (im selben Verlage) vorliegt.

ϱ. **Körner's Werke.** Herausgegeben von Hans Zimmer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Es ist vielleicht ohne Beispiel in der Geschichte der Literatur, daß ein Dichter, der das zweiundzwanzigste Jahr noch nicht vollendet, so tief im Herzen seines Volkes wurzelt, wie Theodor Körner. Wilh. Hauff ist fünfundzwanzig, Novalis neunundzwanzig geworden, und was sie hinterlassen haben, ist reifer; aber an Popularität übertrifft sie der Sänger von „Leyer und Schwert." Diese Lieder sind heute noch so frisch, wie in den Tagen, da sie zur Befreiung des Vaterlandes aufriefen, und das Bild des Jünglings, der sie gesungen und mit seinem Tode besiegelt, wird für immer in dem zwiefachen Glanze seines frühen Dichter- und Heldenruhmes strahlen. Goethe hat sich an ihm erfreut und ihn gefördert; Schiller hat es nicht erleben sollen, in dem Sohn seines besten Freundes Etwas wiederzuerkennen von dem dichterischen Feuer der eigenen Jugend. Ob er ein würdiger Nachfolger dieses Großen geworden wäre, Dorothea Schlegel's bitteres Wort zugleich Lügen strafend und erfüllend? „Was er noch hätte leisten können?" — mit dieser hoffnungslosen Frage schließt auch der Herausgeber der vorliegenden Ausgabe seine schöne Vorrede zu „Körner's Leben und Werken." Freuen wir uns dessen, was er geleistet hat, und der trefflichen Auswahl, in der es uns hier geboten wird. Mit kritisch geschultem Urtheil hat H. Zimmer alles Material benutzt, das seit der Säcularfeier des Jahres 1891 und der Begründung des Dresdener Körner-Museums bedeutend gewachsen ist; er hat manches Neue hinzugefügt, manches Bekannte fortgelassen, und wir bezeugen ihm in Allem unseren Beifall. Nur das allerliebste Singspiel „Der vierjährige Posten" und die anmuthige Scene „Die Blumen"

hätten wir gern erhalten gesehen — wobei wir freilich nicht entscheiden wollen, ob es nicht Jugendreminiscenzen sind, die dafür plädiren.

x. **Buch der Lieder.** Von Heinrich Heine. Stuttgart, Karl Krabbe. 1893.

Den von uns schon früher lobend hervorgehobenen Miniatur-Ausgaben unserer Dichter, welche der Krabbe'sche Verlag in billigen Einzelbänden herausgiebt, schließt sich entsprechend die neue Ausgabe von Heine's „Buch der Lieder" an. Trotz ihrer zierlichen Gestalt weisen diese Ausgaben klaren Druck und festes Papier auf, ebenso ist der Einband gediegen und gefällig, von Goldschnitt und allem überflüssigem Prunk aber glücklicher Weise Abstand genommen worden.

ζ. **Aus allerlei Tonarten.** Verdeutschte spanische und eigene Lyrik von Otto Braun. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1893.

Die letzten Jahrzehnte haben eine empfindliche Lücke in unserer Kenntniß der Literatur europäischer Völker ausgefüllt: Literarhistoriker und Dichter, vor Allen Graf von Schack, Emanuel Geibel und Paul Heyse, haben uns hervorragende dramatische, epische und lyrische Dichtungen Spaniens, bisher fast unbekannt in Deutschland, in vorzüglichen Uebersetzungen zugänglich gemacht, und uns einen Blick in den außerordentlichen Reichthum und in die große, eigenartige Schönheit der spanischen Literatur überhaupt in dankenswerther Weise ermöglicht. Ihnen schließt sich der Verfasser obengenannten Buches ebenbürtig an. Die ganze erste Hälfte des zierlichen Bandes ist der Verdeutschung hervorragender Erscheinungen spanischer Lyrik gewidmet, zumeist Productionen des neunzehnten Jahrhunderts, hochwichtig für Spanien als eine Periode der Neubelebung des nationalen Geistes, der zu Offenbarungen eigenster Natur auf allen Gebieten des Culturlebens drängt. Seine Auswahl traf der Verfasser namentlich aus den dichterischen Schöpfungen von José de Espronceda, Angel Saavedra, Paz de Borbon, José Somoza, Juan Escudero, Angel M. Dacarrete, Luisa Arroyo, Breton de los Herreros, Graf v. Campo Alange, Manuel del Palacio, Pablo de Jérica, José de Mora ꝛc., Dichter von sehr charakteristischer Eigenart, bei der auch ein ergötzlicher Humor zu seinem Recht kommt. Die Verdeutschung ist außerordentlich flüssig und formvollendet; der Uebersetzer erscheint im Besitz aller künstlerischen Mittel, die eine so schwierige Aufgabe erfordert. Auch die eigenen Dichtungen O. Braun's, so bescheiden sie auftreten, bekunden ein sehr achtbares poetisches Talent, genährt durch reiche Bildung und umfassende Welt- und Lebenserfahrung; ihre Veröffentlichung steigert die hohe Werthschätzung, die das deutsche Publicum dem langjährigen sehr verdienten Leiter der „Allgemeinen Zeitung" schuldig geworden ist.

x. **Die Geschichte meines Lebens.** Vom Kind bis zum Manne. Von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893.

Gesammelte Werke von Georg Ebers. Derselbe Verlag.

Die kurze Zeit vor der Ausgabe der ersten Lieferung seiner „Gesammelten Werke" erschienene Selbstbiographie von Georg Ebers darf als eine willkommene und werthvolle Einleitung zu den ersteren angesehen werden, denn sie giebt uns nicht nur die Jugendeindrücke des Dichters wieder, sie erzählt uns auch in anregender Weise, wie er zum Schriftsteller ward. In Berlin geboren, verlebte Ebers hier einen großen Theil seiner Jugend, behütet von der zärtlichen Liebe einer geistig hochbedeutenden, fein empfindenden Mutter, deren noch in hohem Greisenalter anmuthig-schöne Erscheinung, deren liebevolle Antheilnahme an allen die Literatur, Wissenschaft und Kunst betreffenden Dingen Jedem unvergeßlich bleiben wird, der jemals mit ihr in Berührung getreten; in dem Ebers'schen Hause verkehrten viele hervorragende Männer des Berlin der dreißiger und vierziger Jahre, und manch' hübsche Erinnerungen an sie, beispielsweise an Lenné, an Drake, P. Cornelius, die Brüder Grimm, an die älteren Meyerheim und Begas, weiß der Verfasser mit der Geschichte seiner Jugend zu verflechten. Sie war eine frohsinnige und ausgelassene; Berlin bildete noch nicht jenes gewaltige, sich immer enger zusammendrängende Häusermeer von heute, und der Jugend war ein freier Spielraum gelassen, dessen sie sich mit Freuden bediente. Die lustige Berliner Zeit fand bald nach der 1848er Revolution, die auf den elfjährigen Knaben den lebhaftesten Eindruck machte und von deren Wirren und wilden Scenen der jetzt Sechsundfünfzigjährige mit seltener Gedächtnißtreue berichtet, ihren Abschluß, und an die Stelle der Großstadt mit ihren vielfachen Ablenkungen trat das idyllisch in Thüringen gelegene stille Keilhau, dessen nach Fröbel'schen Erziehungsidealen geleitete Schulanstalt Ebers mehrere Jahre besuchte. Mit herzlichster Dankbarkeit blickt er auf jene Zeit zurück, zaubert doch schon der Name des Ortes „das reine Glück der schönsten Knabenjahre, eine Fülle von verehrten, lieben und frohen Gestalten und hundert ernste, tief ins Gemüth greifende, heitere und vergnügliche Scenen" wieder vor ihn hin. Ueber die Universitätszeit, die Jahre schweren Siechthums, innerer Einkehr und wissenschaftlichen Lernens geht Ebers schneller hinweg, aber wir dürfen hoffen, daß ein zweiter Band diesem ersten folgen werde, der schön und bezeichnend mit den Worten schließt: „Schwere Heimsuchungen hatten das Glücksgefühl des Knaben und Jünglings nicht zu ersticken vermocht: es sollte mich auch als Mann nicht verlassen. Wenn sich der Himmel meines Lebens am schwärzesten umdüsterte, trat es als leuchtender, bessere Tage verkündender Stern aus dem Dunkel hervor, und wenn ich die Kräfte, mit deren Hilfe es mir gelang, auch das dichteste Gewölk, das mir die Daseinslust zu verfinstern drohte, wieder und wieder zu zertheilen, bei Namen nennen soll, so müssen sie Dankbarkeit heißen, ernste Arbeit, und nach dem Spruche des alten blinden Langethal: „Mit dem Ringen nach Wahrheit verbundene Liebe."

γ. **Unsere Kinder.** Skizzen aus dem Pestalozzi-Fröbel-Hause in Berlin von Fritz Grotemeyer. Berlin, Hermann Walther.

Ein Werk, wie wir es in dieser Art, künstlerisch vollendet und zugleich einem praktischen

Zwecke dienend, bisher nicht besaßen; die Skizzen — welche aus diesem Grunde auf der Weltausstellung in Chicago ausgestellt waren — veranschaulichen die Pestalozzi-Fröbel-Bestrebungen und führen diesen Zweig deutscher Erziehung in Scenen von malerischer und fesselnder Wirkung einem weiteren Kreise lebhaft und eindringlich vor Augen. Kaiserin Friedrich hat den Grotemeyer'schen Zeichnungen, die von erläuterndem Text begleitet sind, warme Lobesworte mit auf den Weg gegeben; sie ließ es aber dabei nicht bewenden, sondern wies in ihrem dem Werke beigeschlossenen facsimilirten Schreiben noch besonders auf die Bedeutung und Ziele der Kindergärten im Allgemeinen hin: „Frohe, glückliche und heilbringende Stunden verlebt die Kinderwelt an den Stätten, welche man mit Recht „Kindergärten" nennt. Ergänzend tritt der Kindergarten der Familie zur Seite. Den größten Segen spendet er aber da, wo die Familie ihre erziehende Pflicht nicht erfüllen kann, also vorzugsweise in den ärmeren Klassen des Volkes. Hier kann er weit über sein nächstes Ziel hinaus wirken, indem er die weibliche Jugend zur Mitarbeit an den großen Aufgaben der Volkserziehung vorbereitet, und eine Stätte gemeinsamer Arbeit der Frauen der besitzenden Klassen mit ihren bedrängten Schwestern auf demjenigen Gebiete bildet, welches bei allen Frauen das tiefste, innigste Interesse findet, auf dem Gebiete der Pflege und Erziehung ihrer Kinder."

γ. **Blätter aus dem Buche des Lebens.** Eine Idylle in Bildern und Versen von F. Schweninger und Frida Schanz. München, Franz Hanfstaengl's Verlag.

In zehn Abschnitten erzählt uns Frida Schanz die Lebensgeschichte zweier Menschen, von ihrem Zusammenspielen als Nachbarskinder bis in ihr Greisenalter, wo sie das Emporblühen eines neuen Geschlechtes sehen, unseres Geschlechtes, dessen Sitten und Gebräuche die sinnige Dichterin mit denen der Altvordern vergleicht. Ebenso anmuthig wie die Verse sind die im sorgfältigsten Aquarelldruck wiedergegebenen zehn Illustrationen F. Schweninger's, kleine Kunstblätter voll deutschen Lebens und tiefen Gemüths.

γ. **Eva's Töchter.** Von Emanuel Spitzer, Begleittext von Emma Merk. München. Franz Hanfstaengl's Verlag.

Dieses Prachtwerk dürfte das „literarische Ereigniß des Weihnachtstisches" sein. Die Aquarelle und Heliogravuren, Druck, Papier und Einband sind von einer Vollendung, wie man es selbst bei derartigen Luxusbüchern in Deutschland nur selten gewohnt ist. Auch Emanuel Spitzer, der Schöpfer so vieler humoristischer, in zahllosen Vervielfältigungen verbreiteten Bilder, hat sein Bestes geliefert: hier mit gemüthvollem Humor, dort mit scharfer, jedoch nicht verletzender Satire zeigt er uns die moderne Eva mit ihren Freuden und Leiden, Eva in der Schulstube und im Tanzsaal, im Bann der Mode und des Kochtopfes, in der Häuslichkeit und auf Reisen, in der Einsamkeit und ... im siebenten Himmel! „Eine Naturgeschichte der Frau" hat die Verfasserin des Begleittextes dieses Werk nicht mit Unrecht genannt, und es an einer anderen Stelle als „ein Buch von der Frau und für die Frau" bezeichnet, das aber auch, wie wir gern hinzufügen, Männer mit Vergnügen lesen werden.

λ. **Guhl und Koner's Leben der Griechen und Römer.** Sechste vollständig neu bearbeitete Auflage von Richard Engelmann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Die Verlagsbuchhandlung hat diese sechste Auflage in vergrößertem Format erscheinen lassen, wodurch Raum für eine Erweiterung des Textes und Vermehrung der Abbildungen geschaffen wurde. Es ist das Verdienst Professor Dr. Engelmann's, durch Berücksichtigung der einschlägigen Arbeiten unserer archäologischen Institute in Rom und Athen das wohl accreditirte Werk auf den heutigen Stand der Wissenschaft gehoben zu haben.

λ. **Fr. Chr. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk.** Von neuem durchgesehen und ergänzt von Dr. Oscar Jäger und Dr. Franz Wolff. Original-Volks-Ausgabe. Berlin, Oswald Seehagen. 1893.

Es ist eine beliebte Klage, daß die deutschen Bücher zu theuer seien, und sie hat in vielen Fällen ihre Berechtigung; andererseits aber wieder zeichnet sich gerade Deutschland durch die Billigkeit und gute Herstellung vieler literarischer Werke aus, die so recht eigentlich auf die allgemeine Bildung hinzielen, wie die Ausgaben unserer Klassiker, unsere Konversations-Lexica, Atlanten ꝛc. Diesen Vorzug einer beispiellosen Preiswürdigkeit hat auch die soeben mit dem Erscheinen des neunzehnten Bandes abgeschlossene Volks-Ausgabe von Schlosser's Weltgeschichte, die, von Professor Dr. Oscar Jäger und Dr. Franz Wolff fortgeführt, alle gesicherten Ergebnisse der jüngsten Forschung in dem bis zur Gegenwart fortgeführten Text berücksichtigt und, was ihr zur besonderen Empfehlung gereicht, ein ausgezeichnet gearbeitetes Namen- und Sach-Register besitzt. — Neben dieser wohlfeilen Volks-Ausgabe hat der gleiche Verlag eine vierte, illustrirte Pracht-Ausgabe erscheinen lassen, geschmückt mit trefflichen Abbildungen und historischen Karten, bei gleichfalls, im Verhältniß, mäßigem Preise. —

λ. **Spamer's illustrirte Weltgeschichte.** Mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte unter Mitwirkung anderer bewährter Fachmänner neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Professor Dr. Otto Kämmel und Prof. Dr. K. Sturmhöfel. Dritte völlig neu gestaltete Auflage. Band I und Band V. Leipzig. Otto Spamer. 1893.

Weltgeschichte in vier Bänden. Von Oscar Jäger. Zweite Auflage. Mit zahlreichen authentischen Abbildungen und Tafeln in Schwarz- und Farbendruck. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1893.

Spamer's Weltgeschichte, acht starke Bände umfassend, behandelt seinen Gegenstand in sehr erschöpfender und Deutschland speciell berücksichtigender Weise, während Professor Jäger

den gewaltigen Stoff durch genaue Sichtung, durch Ausmerzung manchen Ballastes und durch geschickte Anordnung in einen handlichen, vier Bände füllenden Umfang zusammengefaßt hat. Auf einen eingehenden, auch die Nebendinge nicht vergessenden Illustrationsschmuck haben die beiderseitigen Verleger großen Werth gelegt und wußten namentlich die Farbendrucke zu wahren Kunstleistungen zu gestalten. Beide Werke, die in Folge ihres abweichenden Preises und Umfanges kaum miteinander concurriren, werden, wie bisher, auch fernerhin als Festgaben gern gewählt werden.

λ. **F. Hirt's Bilderschatz zur Länder- und Völkerkunde.** Eine Auswahl von Ferdinand Hirt's geographischen Bildertafeln. Für die Belehrung in Haus und Schule zusammengestellt von Dr. Alwin Oppel und Arnold Ludwig. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 1894.

Vorliegendes, nicht weniger als 431 Abbildungen enthaltendes Sammelwerk bildet eine gute Ergänzung zu jedem geographischen Lehrbuche; aber auch zum Selbstunterricht und zur häuslichen Beschäftigung der Jugend wird es mit Nutzen verwendet werden. Wo es nöthig, sind den einzelnen Bildern kurz gefaßte erläuternde Bemerkungen hinzugefügt.

λ. **Alldeutschland in Wort und Bild.** Eine malerische Schilderung unserer deutschen Heimath von August Trinius. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser liebt seine deutsche Heimath tief und aufrichtig, und dieses starke Heimathsgefühl verleiht seinen Schilderungen einen anmuthigen, poetischen Zug. Mit guter Auswahl sind viele geschichtliche Erinnerungen eingestreut, und an den entsprechenden Stellen ist auch manchem weniger bekannten Sohne dieses und jenes engeren Theiles unseres deutschen Vaterlandes ein literarisches Denkmal gesetzt worden. Was den Leser nicht am wenigsten fesselt, ist die Empfindung, daß Trinius überall aus eigener Anschauung geschöpft und sich nicht auf fremde Beschreibungen verlassen hat. Eine große Reihe hübscher Illustrationen vergegenwärtigt dem Leser neben dem Texte die hervorragendsten Landschaftsbilder.

λ. **Wienerstadt.** Lebensbilder aus der Gegenwart, geschildert von Wiener Schriftstellern, gezeichnet von Myrbach. Lfg. 1—10. Prag und Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freitag.

„Wienerstadt" bildet ein Gegenstück zu dem vor mehreren Jahren erschienenen und auch hier angezeigten „Berliner Pflaster"; wie damals in Berlin, so hat sich jetzt in Wien eine Reihe namhafter Schriftsteller zusammengefunden, um in einzelnen Abschnitten die Residenz an der Donau zu schildern. Abgesehen von dem kleineren Format, besteht zwischen der „Wienerstadt" und ihrer Berliner Vorgängerin noch der Unterschied, daß der illustrative Schmuck hier nur einem Künstler anvertraut wurde, dem Zeichner Myrbach, der seine schwierige Aufgabe trefflich gelöst hat. Den Illustrationen gleich, zeigen die Einzeldarstellungen das echte Wiener Localcolorit; ob wir mit Friedrich Schlögl Wien in den Morgenstunden betrachten, ob wir Vincenz Chiavacci in das bunte Marktgetriebe folgen oder uns von Eduard Pötzl allerhand Straßenbilder und -Scenen vorführen lassen, wir erkennen auf den ersten Blick den anheimelnden Wiener Typus, der sich neben so viel liebenswürdiger Eigenthümlichkeit — dürfen wir es sagen? — eine gewisse kleinstädtische Originalität bewahrt hat, die gerade uns anderen Weltstädtern dies Wien lieb und werth macht.

λ. **Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871.** Von Karl Zeitz. Illustrirt von Richard Starcke. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1893.

An Kriegserinnerungen ist bei uns kein Mangel, und gerade in jüngster Zeit ist ihre Zahl dermaßen angeschwollen, daß man jede neue derartige Erscheinung mit einigem Mißtrauen beobachtet. Letzteres ist bei dem obigen Buche in keiner Weise angebracht; dasselbe nimmt insofern schon eine Ausnahmestellung ein, als sein Verfasser, der später auch Mitglied des deutschen Reichstages war, sich an dem Feldzuge als gereifter Mann, und zwar als Kriegsfreiwilliger, der vordem noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt, betheiligte und, ohne verwundet zu werden, in mehr als zwanzig Gefechten und Schlachten mitkämpfte. Lustiger soldatischer Uebermuth und blutiger Kriegsernst spiegeln sich in diesen Erinnerungen getreu wider, und der ganze Ton des Berichtens ist ein so gemüthvoller und freundlich-anspruchsloser, daß man mit lebhaftem Vergnügen und wachsendem Antheil diese Schilderungen liest; den von aufrichtigem Patriotismus getragenen persönlichen Erlebnissen sind übrigens zusammengedrängte Skizzirungen der allgemeinen politischen und kriegerischen Ereignisse beigefügt, und die hübschen Illustrationen tragen das ihre zu dem günstigen Eindruck bei, den das Buch macht.

Weihnachtsbücher für die Jugend.

ζ. **Gerda.** Eine norwegische Erzählung für junge Mädchen von Mary Ottesen. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1893.

Zur Abfassung von Jugendschriften erachten sich in unserem schriftstellerreichen Vaterlande gar sehr Viele „berufen", und die Produktion in diesem Fache ist demnach eine ganz außerordentliche; bei sachgemäßer Prüfung erweist sich jedoch nur eine äußerst geringe Zahl von Autoren dieser Gattung als „auserwählt!" Es ist eine geradezu betrübende, in jedem Jahre neu zu machende Erfahrung, wie vielfach und wie schwer auf diesem wichtigen und verantwortungsvollen Gebiete gesündigt wird, und ein ernst denkender Ausländer, der beispielsweise unsere „Erzählungen für junge Mädchen" kritisch durchmustern würde, dürfte billig den Kopf schütteln über die klägliche Geistesnahrung, mit der wir unsere weibliche Jugend zu ihrem Lebensberufe heranziehen. Um so erfreulicher wirkt eine Ausnahme, nur daß wir diese, wie es scheint, keiner deutschen Feder zu danken haben. Die Verfasserin des oben verzeichneten

guten und lesenswerthen Buches scheint demselben Boden, auf dem ihre sinnige Erzählung spielt, zu entstammen: doch beherrscht sie unsere Sprache vollkommen, bis in ihre feinsten Wendungen und Ausdrucksmittel. Die Erzählung selbst, anziehend bei allem ethischen Schwergewicht, trägt den charakteristischen Erdgeruch des Heimathbodens an sich und steigert somit, in der sicheren Schilderung von Land und Leuten Norwegens, den Reiz der gut vorgetragenen Fabel durch ein gewisses ethnographisches Element, den Werth des Büchleins zugleich erhöhend.

4. Weiterhin heben wir aus der Menge der für die weibliche Jugend bestimmten Festbücher den neuen Band des illustrirten Mädchen-Jahrbuches: „Das Kränzchen" (Stuttgart, Union) hervor, der sich inhaltlich durch eine Fülle guter Erzählungen, mannigfacher unterhaltender und praktische Rathschläge ertheilender Aufsätze auszeichnet. Ein zweites kleineres Sammelwerk aus demselben Verlage betitelt sich: „Maienzeit, Album der Mädchenwelt"; seine Beiträge in Poesie wie Prosa sind noch erlesener und stammen größtentheils von hervorragenden Schriftstellern, zu denen sich nicht minder bekannte Künstler gesellen. — Zwei neue Bände der von dem Karl Krabbe'schen Verlage herausgegebenen Drei-Mark-Bibliothek werden von der jüngeren Mädchenwelt mit Freuden aufgenommen werden, trägt doch der eine den Namen Johanna Spyri's, der andere den Clementine Helm's auf dem Titelblatt: erstere bietet eine sinnige, die Frauenfrage geschickt zum Mittelpunkt wählende Erzählung: „Sina", letztere sechs Geschichten: „Frida's Mädchenjahre." Für Mädchen im Alter von zehn bis zwölf Jahren eignet sich B. Clément's Erzählung: „Tage des Glücks (Stuttgart, G. Weise), während sich die Erzählung von Agnes Hoffmann: „Ruth" (derselbe Verlag) an die dem Backfischalter entwachsenen Leserinnen wendet. Einen geschichtlichen Hintergrund wählte Agnes Willms-Wildermuth für ihre Erzählung: „Renée" (Berlin, Herm. J. Meidinger), in welcher sie spannend die Schicksale eines jungen Mädchens mit den Stürmen der französischen Revolution verbindet. Denselben Beifall wie mit ihren früheren Gaben wird Elisabeth Halden auch mit ihrer neuen Erzählung: „Das Schloß am Meer" (derselbe Verlag) finden. Für Mädchen wie Knaben bestimmt ist der im achtzehnten Jahrgange vorliegende „Jugendgarten" (Stuttgart, Union), dessen Werth hauptsächlich auf seinen guten Erzählungen beruht, wogegen sich das „Neue Universum" (derselbe Verlag) mehr bestrebt, seine Leser durch Aufsätze aus dem Gebiet der Länder- und Völkerkunde, des Verkehrswesens, der Industrie und Technik ꝛc. zu fesseln; zahllose Illustrationen unterstützen die ebenso anregend wie sachlich geschriebenen Beiträge. Unterhaltung wie Belehrung bezweckt der „Gute Kamerad" (derselbe Verlag), dessen neuester Jahrgang den von uns hier mehrfach lobend erwähnten, früheren Bänden in nichts nachsteht. — Bei den Einzel-Erzählungen müssen wir diesmal das Buch eines fremden Autors in erster Linie nennen und zwar Edmondo de Amicis' „Herz", das uns in ansprechender deutscher Uebersetzung der Verlag von Adolf Geering in Basel in einer reich illustrirten Pracht-Ausgabe darbietet. Diese schlicht und anspruchslos berichteten, über das Alltägliche selten hinausgehenden Erlebnisse eines Knaben in der Schule, mit seinen Lehrern und Kameraden, die durch Briefe seiner Eltern und Geschwister, wie durch eingestreute kleine Erzählungen — und unter diesen wieder wahre Perlen — geschickt unterbrochen werden, gehören zu dem Bedeutendsten, was uns in letzter Zeit die Jugendliteratur geboten; „Herz" verdient in Deutschland ebenso populär zu werden, wie im Vaterlande des Dichters, wo binnen wenigen Jahre viele Auflagen nöthig wurden. Gleichfalls eines vortrefflichen Rufes erfreut sich B. Buckley's: „Das Feenreich der Wissenschaft" (Altenburg, Stephan Geibel), welches, von F. Kirchner übersetzt und bearbeitet, in zehn Vorträgen naturwissenschaftliche Fragen in klarer, leicht faßlicher und dabei origineller Weise behandelt. — Die übrigen uns zugegangenen Bücher für die reifere Knabenwelt bestehen aus Erzählungen, die theils geschichtlichen Charakter tragen, theils allerhand Abenteuer in Amerika und Afrika behandeln; wir begnügen uns mit einer kurzen Titelangabe, da die Namen der Verfasser wie Verleger für diese stets willkommen geheißene Art von illustrirten Jugenderzählungen die Gewähr übernehmen: „Stegreif und Städtebund." Culturhistorische Erzählung aus der Zeit der Gründung des Großen Rheinischen Städtebundes. Von Oscar Höcker. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn). „Der Bannerherr von Danzig." Ein deutsches Heldenbild. Von Ferd. Sonnenburg. „Der Goldschmied von Elbing." Geschichte aus der deutschen Ordenszeit von Ferd. Sonnenburg. (Beides Verlag von Herm. J. Meidinger in Berlin). Ferner: „Die Sclavenkaravane." Von Karl May. (Stuttgart, Union). „Bob der Millionär." Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerikas. Von Friedrich J. Pajeken. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn). „Siegfried Eisenhart." Abenteuer eines deutschen Knaben in Ost-Afrika. Von Hugo Elm. „Der Waldläufer." Von Gabriel Ferry, bearbeitet von Oscar Höcker; endlich noch eine humoristische Erzählung: „Elf Tage Ferien." Von Bruno Garlepp (die letzten drei Bücher Herm. J. Meidinger's Verlag in Berlin).

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arius, der Libyer. Ein Idyll aus der christlichen Urkirche. Aus dem Englischen übersetzt von Käthe Dolle. Frankfurt a. O., Hugo Andres & Co.

Arndt. — Die Reden des Grafen von Caprivi im Deutschen Reichstage, Preußischen Landtage und bei besonderen Anlässen, 1883—1893. Herausgegeben von Rudolf Arndt. Mit der Biographie und dem Bildniß. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1894.

Arnold. — Aprilwetter. Neue Novellen von Hans Arnold. Mit Illustrationen von Wilhelm Schulz. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1894.

Bayreuther Taschenbuch mit Kalendarium für das Jahr 1894. Herausgegeben vom Allgemeinen Richard Wagner-Verein. Berlin, P. Thelen.

Bernhardi. — Unter Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV. Briefe und Tagebuchblätter aus den Jahren 1834—1857 von Theodor von Bernhardi. Leipzig, S. Hirzel. 1893.

Bewer. — Gedanken von Max Bewer. Dritte Auflage. Dresden, Druckerei Glöß. 1893.

Beyschlag. — Blüthenstrauß am Lebenswege. Gesammelte Gedichte von Willibald Beyschlag Halle a. S., Eugen Strien. 1893.

Bianchi. — Der Roman eines geborenen Verbrechers. Selbstbiographie des Strafgefangenen Antonino M.... von A. G. Bianchi. Zu wissenschaftlichen Zwecken herausgegeben von Professor Silvio Venturi. Autorisirt deutsche Uebersetzung von Dr. Friedr. Ramhorst. Berlin und Leipzig, Alfred H. Fried & Co. 1894.

Biese. — Die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt von Alfred Biese. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1893.

Bing. — Novalis. (Friedrich von Hardenberg.) Eine biographische Charakteristik von Just Bing. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1893.

Böcklin. — Arnold Böcklin, eine Auswahl der hervorragendsten Werke des Künstlers in Photogravüre. 1. Lfg. München, Photographische Union. 1893.

Boy-Ed. — Sieben Schwerter. Roman von Ida Boy-Ed. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1894.

Brandes. — Menschen und Werke. Essays von Georg Brandes. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1894.

Braunschweig's Bau-Denkmäler. Kurze Erläuterungen zu den photographischen Aufnahmen von Constantin Uhde. Zweite Auflage Braunschweig, Benno Goeritz und Wilhelm Danert. 1893

Briefe von Annette von Droste Hülshoff und Levin Schücking. Herausgegeben von Theo Schücking. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1893.

Brinckman. — John Brinckman's ausgewählte plattdeutsche Erzählungen I. Bd.: Kasper Ohm un ick. Fünfte Auflage. Rostock, Wilh. Werther's Verlag. 1894.

Burnett. — Die kleine Miß. Erzählung von Frances Hodgson Burnett. Ins Deutsche übertragen von Charlotte Dannenberg. Vierte Auflage Frankfurt a. O., Hugo Andres & Co.

Cantoni. — L'Altalena delle antipathie. Novella sui generis. Del Alberto Cantoni. Firenze, G. Barbera. 1893.

Capuana. — Das heutige Sicilien. Von Luigi Capuana. Autorisirte Uebersetzung von Alfred Ruhemann. Berlin, Paul Hüttig. 1893.

Carducci. — Ça Ira. Zwölf Sonette von Giosué Carducci. Ins Deutsche übertragen und erläutert von Dr. C. Mühling. Berlin, Paul Hüttig. 1893.

Coutelle-Bodenstedt's Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz, aus den Klassikern aller Zeiten und Völker. Nach den Materien alphabetisch geordnet. Neue Folge. Zwölfte Auflage. Leipzig, Julius Bädeker. 1894.

Das deutsche Kunstgewerbe zur Zeit der Weltausstellung in Chicago 1893. Herausgegeben vom Bayerischen Kunstgewerbe-Verein unter der Redaction von Leop. Gmelin. München, M. Schorß

Dernburg. — Aus der Weißen Stadt. Spaziergänge in der Chicagoer Weltausstellung und weitere Fahrten. Von Friedrich Dernburg. Berlin, Julius Springer. 1893.

Die Einigung Deutschlands. Betrachtung von einem Mecklenburger. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1894.

Die ethische Bewegung im Judenthum. Ernste Gedanken eines Modernen. Berlin, Hugo Schildberger. 1893.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Bd. 43/45: Goeze's Streitschriften gegen Lessing. Herausgegeben von Erich Schmidt. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1893.

Diercks. — Culturbilder aus den Vereinigten Staaten. Von G. Diercks. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur. 1893

Dürow. — Die Herrin von Rotenstein. Roman von Joachim von Dürow. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1894

Einert. — Ein Thüringer Landpfarrer im 30jährigen Kriege Mittheilungen aus einer Kirchen-Chronik von E. Einert. Arnstadt, Emil Frotscher 1893

Einkehr oder Umkehr in der Medicin? Von einem Veteranen der Hygiene. Leipzig, Carl Fr. Pfau. 1893.

Engelhardt. — Tropfen und Funken Aphorismen, Denksprüche und Epigramme von Otto Engelhardt. Braunschweig, Albert Limbach. 1893.

Erdmann. — Sempach Ein Schweizer Freiheitslied von Gustav Adolf Erdmann. Wittenberg, R. Herrosé's Verlag. 1893.

Fester. — Die Augsburger Allianz von 1686. Von Richard Fester. München, M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung. 1893.

Frapan. — Bekannte Gesichter. Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Friedmann. — Neue Novellen. Von Alfred Friedmann. Mannheimer, J. Bensheimer. 1893.

Gaedertz. — Friedrich der Große und General Chasot. Nach der bisher ungedruckten Handschrift eines Zeitgenossen. Von Carl Theodor Gaedertz. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 1893.

Ganghofer. — Die Fackeljungfrau Eine Bergsage. Von Ludwig Ganghofer. Illustrirt von A. Seligmann. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1894

Ganghofer. — Edelweißkönig. Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1894.

Geiger. — Im Wandern und Stehenbleiben. Gedichte von Albert Geiger. Karlsruhe, A. Bielefeld's Hofbuchhandlung. 1893.

Gizycki. — Deutsche Fürstinnen. Von Lily von Gizycki, geb. von Kretschman. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Guéry. — Le plus heureux temps de la vie. Roman par Louis Guéry. Paris, Ernest Kolb. 1893.

Güttler. — Wissen und Glauben. Oeffentliche Vorträge von Dr. C. Güttler. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oscar Beck. 1893.

Gutsch. — Die büreaukratische Verfassung im Spiegelbilde der Provinzial-Steuer-Directionen in Preußen. Von Gustav Gutsch. München, Theodor Ackermann. 1894.

Haacke. — Gestaltung und Vererbung. Eine Entwickelungsmechanik der Organismen. Von Dr. Wilhelm Haacke. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger (Chr. Herm. Tauchnitz). 1893.

Hango. — Neue Gedichte von Hermann Hango. Wien, A. Hartleben's Verlag 1894.

Hausrath. — Peter Abälard. Ein Lebensbild von Adolf Hausrath Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1893.

Hauschner. — Doctor Ferenczy und andere Novellen von Auguste Hauschner. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1893.

Hehn. — Ueber Goethe's Hermann und Dorothea. Von Victor Hehn. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Albert Leitzmann und Theodor Schiemann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Held. — Trotz Alledem! Einiges aus meinem Schatzhaus. Von Franz Held. Berlin, Fresko-Verlag. 1894.

Heyse. — Zerline Gabillon. Ein Künstlerleben, erzählt von Ludwig Heyse. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1894.

Hildeck. — Abseits vom Wege. Zwei Erzählungen von Leo Hildeck. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1893.

Hoenig. — Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870. Nach amtlichen Quellen und handschriftlichen Aufzeichnungen von Mitkämpfern dargestellt von Fritz Hoenig. Zweiter Band. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1893.

Hoffmann. — Morgenstimmen und anderes. Von Max Hoffmann. München, Dr. E. Albert & Co.

Huch. — Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman von Ricarda Huch. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1893.

Hume. — Eine Untersuchung über den mensch-

lichen Verstand. Von D. Hume. Deutsch von C. Nathansohn. Leipzig, P. Friesenhahn. 1893.

Junghans. — Schwertlilie. Roman von Sophie Junghans. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Jordan. — Dichtungen von Wolfgang Arthur Jordan. 2. gesichtete und erweiterte Auflage. Weimar, A. Zuckschwerdt. 1894.

Kaerger. — Aus drei Erdteilen. Gesammelte Aufsätze von Dr. Karl Kaerger. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1893.

Koegel. — Gastgaben. Sprüche eines Wanderers. Von Fritz Koegel. Leipzig, C. G. Naumann. 1893.

Krafft-Ebing. — Hypnotische Experimente von K. von Krafft-Ebing. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1893.

Krause. — Die nordische Herkunft der Trojasage bezeugt durch den Krug von Tragliatella, eine dritthalbtausendjährige Urkunde. Nachtrag zu den Trojaburgen Nordeuropas von Dr. Ernst Krause (Carus Sterne). Glogau, Carl Flemming. 1893.

Kükelhans. — Der Ursprung des Planes vom ewigen Frieden in den Memoiren des Herzogs von Sully. Von Theodor Kükelhans. Berlin, Speyer & Peters. 1893.

Lackowitz. — Der Opernführer. Textbuch der Textbücher. Herausgegeben von W. Lackowitz. Berlin, Verlagsanstalt Urania. 1894.

Lanzky. — Neue Gedichte von Paul Lanzky. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1893.

Lauchert. — G. Chr. Lichtenberg's schriftstellerische Thätigkeit in chronologischer Uebersicht dargestellt. Mit Nachträgen zu Lichtenberg's „Vermischten Schriften" und textkritischen Berichtigungen. Von Dr. Friedrich Lauchert. Göttingen, Dietrich'sche Verlagsbuchhand. 1893.

Lavedan. — Leur beau physique. Par Henri Lavedan. Paris, Ernst Kolb.

Leimbach. — Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Dr. Karl Leimbach. 5. Bd. Lief. 3. Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung. 1893.

Lieder aus dem Metzer Lande. Französische Volkslieder, verdeutscht von Emil Erbrich. Metz, Paul Even. 1893.

Mack. — Philosophy in Homœopathy. By Charles S. Mack. Chicago, Gross & Delbridge. 1893.

Mazade. — L'Europe et les neutralités par Charles de Mazade de l'académie française. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Mazuranic. — Schattenbilder. Skizzen von Frau Mazuranic. Aus dem Kroatischen übersetzt von Ludwig Paul Bertwig. Berlin, Siegfried Cronbach. 1893.

Meinhardt. — Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Moderner Musen-Almanach auf das Jahr 1894. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Zweiter Jahrgang. München, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Niemann. — Manas. Gedanken über das Seelenleben unserer Zeit von August Niemann. Berlin, Philosophisch-historischer Verlag, Dr. R. Salinger. 1892.

Osborn. — Die Teufelliteratur des XVI. Jahrhunderts. Von Max Osborn, Berlin, Mayer & Müller. 1893.

Orvieto. — Sposa mistica e altri versi. Del Angiolo Orvieto. Roma, Fratelli Bocca. 1893.

Ostrowsky. — Das Gewitter. Drama in 5 Aufzügen von Alexander Ostrowsky. Aus dem Russischen von Dr. Aleris Markow und Dr. R. Zeyß. Stuttgart, Carl Malcomes. 1893.

Ottesen. — Gerda. Eine norwegische Erzählung für junge Mädchen von Mary Ottesen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1893.

Pasquier. — Mémoires du Chancelier Pasquier publies par le duc d'Audiffret-Pasquier. Tome deuxième. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Perfall. — Verlorenes Eden — Heiliger Gral. Roman in drei Bänden von Karl von Perfall. Köln und Leipzig, Albert Ahn. 1894.

Pichler. — Der Müller am Anio. Eine altrömische Comedie von Fritz Pichler. Graz, Leuschner & Lubensky.

Philipp Reclam's Universal-Bibliothek. Nr. 3121 bis 3125. Maurus Jokai, Zoltán Karpathi, der Sohn des Jakob. Roman. Aus dem Ungarischen übersetzt von Eduard Glatz. — 3126. Hermann Faber, Goldene Lüge. Drama in vier Aufzügen. — 3127. Dr. Leo Bahlsen. Schulfestspiele aus der Geschichte des Vaterlandes. Für die Dilettantenbühne. — 3128. Sir Frederick Pollock, Professor des Rechts an der Universität Oxford. Kurze Geschichte der Staatslehre. Durch Verfasser und Verleger autorisierte Uebersetzung von James Brown Scott und Otto Frhr. v. Boenigk. — 3129. Robert Pohl, Peppi's Soldat und andere heitere Geschichten. — 3130. Dramatische Zwiegespräche. Für das Berufstheater und für die Dilettantenbühne gesammelt und mit der vollständigen Regiebearbeitung herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. Zweites Bändchen. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1893.

Reich. — Ibsen's Dramen. Sechzehn Vorlesungen von Dr. Emil Reich. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894.

Remin. — Neue Bahnen. Vaterländischer Roman von Ernst Remin. Bielefeld u. Leipzig. Velhagen & Klasing. 1893.

Renan. — Geschichte des Volkes Israel. Von Ernst Renan. Deutsche autorisirte Ausgabe übersetzt von E. Schaelsky. Band I. Berlin, Siegfried Cronbach. 1894.

Rodenberg. — Eine Frühlingsfahrt nach Malta mit Ausflügen in Sicilien. Von Julius Rodenberg. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Roland. — Der Cantor von Orlamünde. Dichtungen von Emil Roland. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1893.

Rub. — Die dramatische Kunst in Danzig 1615—1893 von Otto Rub. Danzig, Theodor Bertling. 1894.

Saar. — Novellen aus Oesterreich. Von Ferdinand von Saar. Zweite, durchgesehene Auflage. Heidelberg, G. Weiß. 1894.

Salomon. — Deutschlands Leben und Streben im neunzehnten Jahrhundert. Geschildert von Ludwig Salomon. Stuttgart, Levy & Müller.

Sammlung Göschen: Geschichte der deutschen Literatur von Prof. Dr. Max Koch. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1893.

Schack. — Episteln und Elegien von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1894.

Schaff. — Literature and Poetry-Studies by Philip Schaff. New-York, Charles Scribner's Sons.

Schönbach. — Ueber Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. Vierte, stark erweiterte Auflage. Graz, Leuschner & Lubensky. 1894.

Servières. — Rémiette. Roman par Georges Servières. Paris. Ernst Kolb. 1893.

Simon. — Wehrt Euch! Ein Mahnwort an die Juden von F. Simon. Berlin, Central-Buchhandlung. 1893.

Steinitzer. — Märchen des neunzehnten Jahrhunderts von H. Steinitzer. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894.

Stella. — Schloß Arnheim. Tragödie in zwei Theilen von E. Stella. Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze). 1893.

Stern. — Stimmen der Stille. Gedanken über Gott, Natur und Leben von Maurice Reinhold von Stern. Zürich, Verlag von „Stern's literarischem Bulletin der Schweiz". 1894.

Stettenheim. — Schiller's Fragment: „Die Polizey" mit Berücksichtigung anderer Entwürfe des Nachlasses. Von Ludwig Stettenheim. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Thiébault. — Memoires du Général Baron Thiébault publiés d'après le manuscrit original par Fernand Calmettes. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Treutler. — Bürgerliche Novellen von C. Treutler. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1893.

Vormeng. — Ernste und heitere Bilder aus der französischen Occupationszeit 1871—1873 von Dr. K. Vormeng. Berlin, Borstell & Reimarus. 1893.

Wallpach. — Im Sommersturm. Gedichte von Arthur von Wallpach. München, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Wechßler. — Balladen, Nordlandsgesänge, Sagen. Schwänke von Edward Wechßler. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1893.

Welcker. — Flavia. By Adair Welcker. Berkeley, Adair Welcker.

Zahn. — Styriaca. Gedrucktes und Ungedrucktes zur steierm. Geschichte und Culturgeschichte. Von Joseph von Zahn. Graz, Ulrich Moser. 1894.

Zerbst. — Ex undis! Neue Gedichte von Max Zerbst. Leipzig, C. G. Naumann. 1894.

Zolling. — Die Million. Roman von Theophil Zolling. Berlin, Verlag der „Gegenwart". 1893.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.77

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY